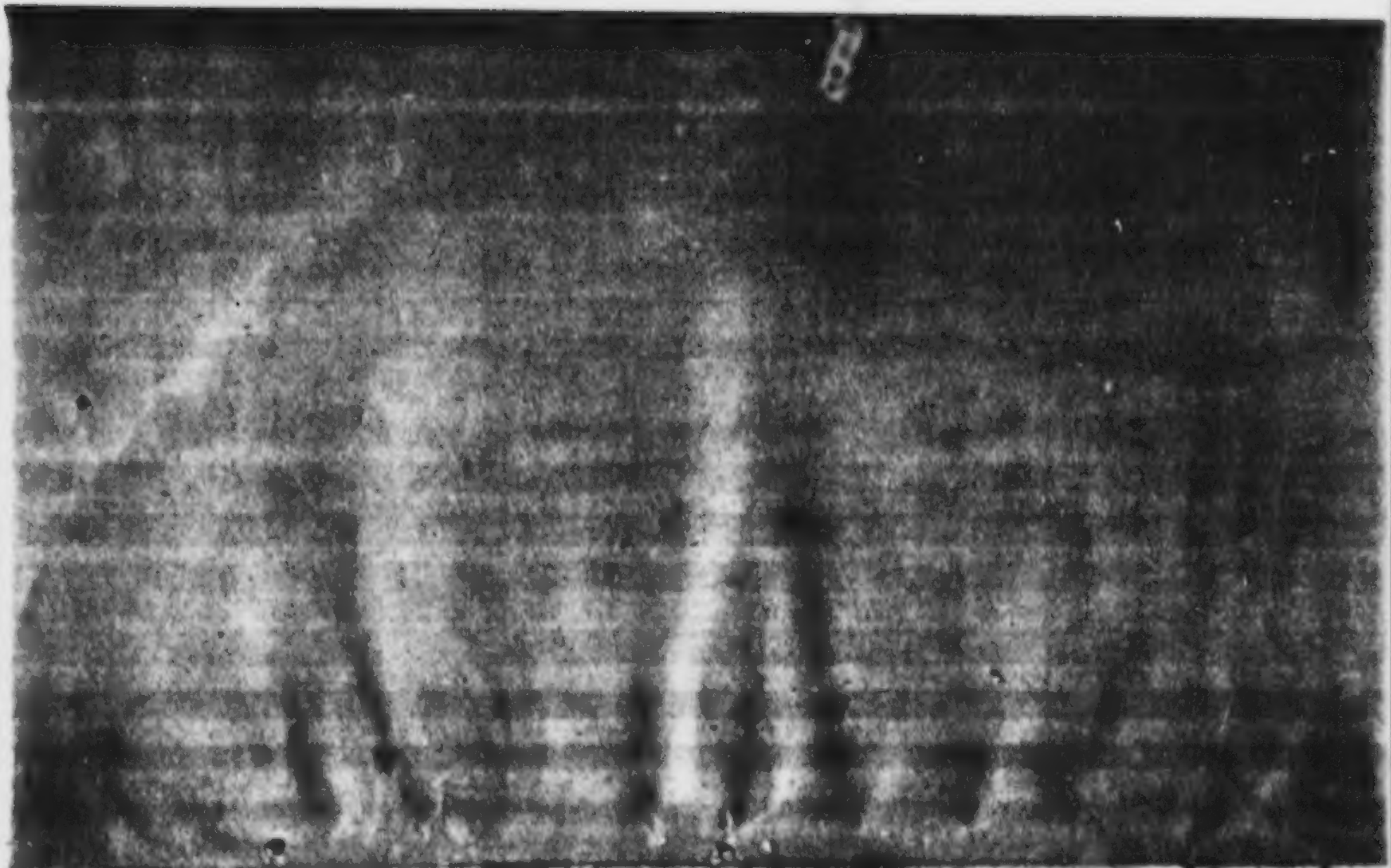


Schiller und Goethe

im

Xenienkampf.

Von

Eduard Boas.

Erſter Theil

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1851.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Wendelin von Maltzahn

dem gründlichen Kenner und Forscher

widme ich dieses Buch

Inhalt

	Seite
Zur Einleitung	1
Brief unter den Horen	6
Entstehung der Xenien	18
Übersichten und Kommentatoren	36
Xenien (1—414)	51
Zu den Xenien gehörig (415—433)	208
Votivtafeln (434—458)	215
Einzelne Votivtafeln (559—617)	289
Xenien für weibliche Gäste (618—669)	274
Berichtigungen und Zusätze	298

Der Angriff.

Zur Einleitung.

Der Xenienkampf ist ein so ganz besonderes, merkwürdiges Ereigniß, daß keine Literatur eines andern Volkes etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Zwei Poeten fühlen „eine Armee in ihrer Faust," oder besser: in ihrem Haupte. Wider eine ganze Heerschaar schleudern sie die Küchenpräsente, und treiben, wie jener Feldherr sich rühmte, die Gegner mit dem Kochlöffel zu Paaren. Alt und Jung müssen weichen vor ihrer Titanenkraft; es sind drei Generationen der literarischen Welt — von Ramler und Klopstock bis auf Jean Paul und Schlegel — welche eine stürmische Niederlage erleiden.

Man darf es nicht verhehlen, der erste Anlaß dieser Xenien war der Zorn verletzten Selbstgefühls, aber auch im Zorn bewährten Schiller und Goethe ihre reiche, ihre göttliche Natur. Wenn Jupiter grollend die Locken schüttelt, dann zucken wohl Blitze aus den Wolken, doch zugleich strömt frischer, fruchtbringender Regen herab. Das zähe Alter saß auf dem Thron der Poesie und als Ehrenwacht stand die Unfähigkeit mit kritischer Lanze daneben; sie sah ihren Untergang vor Augen, wenn das Scepter an die Gewaltigen in Jena und Weimar gelangte. Kann es diesen wohl zum Vorwurf gereichen, daß sie ihres herrlichen Wollens und Vollbringens sich klar bewußt waren? Daß sie, um Raum zu gewinnen für ihre wunderbare Schöpfungen, den verdorbenen Geschmack brandmarkten und die Stümper bei Seite schoben?

Sie ſchrieben die Xenien als ein drohendes Mene, mene tekel upharsin! für alle Philiſter, Schwärmer und Heuchler. Da wurde Zeter gerufen über ſie und ihre Feinde wappneten ſich zur letzten, verzweiflungsvollen Schlacht. Ein vulkaniſches Regen und Bewegen durchzuckte die Grenzmarken der Literatur; die Xenienkämpfer hatten Berg und Thal mit glühender Lava überfluthet, das Unkraut zu zerſtören. Wurden dabei nun einzelne Saathalme verſengt, ſo war es nicht ihre Schuld, denn wer mag dem Krater, deſſen Flammenzorn einmal erregt iſt, gebieten: bis hierher und nicht weiter! Die ſchwerbedrängten und verwundeten Gäſte wollten ſich auf gleiche Weiſe zur Wehr ſetzen; ſie riefen Minerva Xenia um Hülfe an, aber ſie vergaßen, daß dieſe Göttin eben eine Minerva ſey. Wo innen kein Feuer iſt, kommt auch keins heraus, und alle Anti-Xenien ſind nur Waſſer- oder Schlammvulkane geworden.

Es ſchmollte und grollte, es eiferte und geiferte damals in Deutſchland ganz entſetzlich wider die beiden Helden. Am giftigſten zeigten ſich jene literariſchen Eintagsfliegen, deren Bedeutungsloſigkeit viel zu groß war, als daß man ihnen ein Gaſtgeſchenk hätte zuwenden ſollen. Sie machten eine ſehr fromme und klagende Miene, aber im Herzen freuten ſie ſich, gegen Goethe und Schiller in anſcheinend ſittlicher Entrüſtung losziehen zu können; ſie kamen ſich hierbei faſt ſo wichtig vor, wie Pudelhündchen, die den Mond anbellen. Treffend ſagt ein neuerer Kritiker:[1] „Wir heutzutage denken von den Xenien freilich anders und beurtheilen ſie von einem andern Standpunkte aus, in ihnen ein literaturgeſchichtliches Kleinod bewahrend; träten aber Goethe und Schiller als reniſche Rediwivi unter uns, ich glaube wir verführen, trotz unſerer ſuperioren Stellung und feinern Auffaſſung, nicht glimpflicher mit ihnen und würden uns ſchwerlich eines wüthenden: Kreuziget ſie! enthalten.“ Dieſer Ausſpruch möchte wohl auf alle Zeiten paſſen, denn die menſchlichen Leidenſchaften bleiben ſich gleich und gekränkte Eitelkeit iſt ein grimmer Löwe, der keine Mäßigung kennt, den keine Bildung zügeln kann.

[1] Blätter für literariſche Unterhaltung. 1846. Nr. 320.

Die nachfolgenden Blätter geben ſich für nicht mehr, als was ſie ſind: für eine literaturgeſchichtliche Studie. Wer es unternehmen wollte, den klaſſiſchen Krieg in einer Reihe lebendiger Schlachtenbilder darzuſtellen, der müßte ein zweiter Wouwermann ſeyn. Die bequeme philoſophiſch-äſthetiſche Chablone habe ich auch nicht anwenden mögen; mein Streben war einzig dahin gerichtet, die ganze Thatſache möglichſt unmittelbar wiederzugeben und gern begnüge ich mich mit der beſcheidenen Rolle eines Berichterſtatters. Uebrigens iſt der Xenienkampf an ſich wichtig und feſſelnd genug, als daß man ſeine Schilderung durch äußeres Schmuckwerk zu heben brauchte. Auf mich hat derſelbe ſtets einen ſehr großen Reiz geübt, darum ſuchte ich den fernſten Verzweigungen deſſelben nachzuforſchen, und — das darf ich wohl ſagen — dieſe Studie iſt die Frucht unermüdlichen Eifers. Zwar wurden die Xenien früher ſchon mehrfach commentirt, doch ich ſah bald, es ſey nicht alles ſo, wie es gedruckt ſtand, und weil ich falſche Erklärungen für ſchlimmer als gar keine hielt, ſo ging ich überall auf die Quellen zurück, um ſie kritiſch zu prüfen. Außerdem hatte man die Gegenwehr von Schiller's und Goethe's Feinden bisher unbeachtet gelaſſen; viele der kleinen Flugſchriften mit ihrem bald elegiſchen, bald boshaften, bald verſöhnlichen Inhalt ſchienen verloren im weiten Meere unſrer Literatur; nur einzelne Exemplare ſind an Korallenklippen haften geblieben und es iſt mühſam, ſie dort zu finden. Dennoch gehören auch ſie zu dem Ganzen, auch ihrer muß gedacht werden, wo es ſich um ein volles Bild jener xenialiſchen Zeit handelt.

Oder wollte man mit Abſicht einſeitige Berichte geben, wollte man die beiden Dichter in das majeſtätiſche Gewand der Unverletzlichkeit einhüllen? Man würde ihnen damit einen üblen Dienſt erwieſen haben, denn es läßt uns kalt, wenn beim Homer die griechiſchen Götter noch ſo gewaltig kämpfen; ihre Unverletzlichkeit entfremdet ſie uns. Achill's herrliche Tapferkeit hingegen reißt uns begeiſternd mit ſich fort und wir fühlen uns ihm nahe, weil er, wenn auch nur an einer einzigen Stelle, verwundbar iſt wie wir. Trotzdem wäre es möglich, daß man mir den Vorwurf

machen könnte, meine Schrift verriethe einen Mangel an Pietät. Aber das Gebiet der Pietät hat eine sehr feine Grenzlinie und man travestirt jene, sobald man diese überschreitet. Soll der Literaturhistoriker etwa die Discretion so weit treiben, wie der Wiener Hofkriegsrath im siebenjährigen Kriege? Seine Bülletins zählten immer nur die Verluste des Feindes auf, und suchten die eigenen überall zu verstecken. Friedrich der Große schrieb deßhalb nach einer bedeutenden Schlacht: „Die Oestreicher haben wieder das bekannte Eine Packpferd verloren."

Nein, für ein solches Bemäntelungssystem stehen Goethe und Schiller viel zu hoch. Es kommen in den Anti-Xenien freilich ganz arge Invektiven vor, allein es war eben Krieg, und wo man Holz haut, fallen Späne, sagt ein altes Sprüchwort. Die Verbündeten machten wahrlich keinen Anspruch auf eine so kindische Schonung, da sie selbst keine Schonung geübt haben und während sie die Revolution in der politischen Welt verurtheilten, proklamirten sie dieselbe in der Literatur, denn sicher gehörte schon ein Beisatz von terroristischer Kühnheit dazu, die gesalbten Häupter eines Klopstock, Ramler, Wieland, Gleim mit wildem Xenienspott anzurühren. Und diese lebten noch, als Schiller's und Goethe's Pfeile sie erreichten, aber von denen, die im Xenienkampf eine irgend bedenkliche Rolle spielten, wandelt keiner mehr auf Erden.[1] Um so nothwendiger ist es, die Geschichte des Kampfes jetzt zu schreiben, denn unsere Generation kam noch in Berührung mit den Zeitgenossen, und konnte durch sie mündliche Aufklärung über manche Einzelnheiten empfangen.

Es muß gezeigt werden, von wie vielen Seiten die beiden Freunde angefallen wurden, wie der ihnen hundertfach überlegene Feind kein Mittel scheute, sie vom Hochsitz der Poesie herabzustürzen. Neid, Zorn, Gehässigkeit und Rachlust mit allen bösen Dämonen, die im Solde dieser Leidenschaften stehen, wurden entfesselt, um Goethe's und Schiller's Bildsäulen zu besudeln, zu zerschmettern. Sieht man das, und sieht man auch, wie groß und

[1] Die Epigramme auf Alexander von Humboldt (X. 181) und Schelling (X. 191 f.) sind völlig Nachelies

hehr ſie aus dem Streit hervorgingen, ohne daß nur ein Fleckchen auf dem reinen Marmor haften blieb — dann wachſen ihre Geſtalten immer unendlicher empor, dann empfinden wir die Hoheit ihres Geiſtes, die ewige Friſche ihres Nachruhms um ſo deutlicher. Alle Gegenſchriften beſitzen keine verwundende Kraft mehr; der giftige Kirſchlorbeer hat ſich in Lorbeer verwandelt, die ſcharfen Stechpalmen legten ihre Stacheln ab — Lorbeer und Palmen kränzen die Stirn unſerer herrlichen Dichter, deren ganzes Vergehen darin beſtand, daß ſie es wagten, das Schlechte ſchlecht und das Dumme dumm zu nennen. Ebenſo haben die vielgeſchmähten Xenien nunmehr jede dunkle Chryſalis abgeſtreift, ihre leuchtende Pſyche blieb ungetrübt zurück, denn nicht bloß die Götter ſind todt, auch über den Gräbern der Helden und Pygmäen iſt Moos gewachſen.

Eris unter den Horen.

Wie voller Glockenton klang die Ankündigung der Horen durch Deutſchland. Schiller gab ſich dem Unternehmen mit begeiſtertem Eifer hin, er verſprach ſich davon die höchſten Erfolge und in ſeiner Aufforderung an die Mitarbeiter heißt es: „Jeder Schriftſteller von Verdienſt hat in der leſenden Welt ſeinen eigenen Kreis, und ſelbſt der am meiſten geleſene hat nur einen Kreis in derſelben. So weit iſt es noch nicht mit der Kultur der Deutſchen gekommen, daß ſich das, was den Beſten gefällt, in jedermanns Händen finden ſollte. Treten nun die vorzüglichſten Schriftſteller der Nation in eine literariſche Aſſociation zuſammen, ſo vereinigen ſie eben dadurch das vorher getheilt geweſene Publikum, und das Werk, an welchem alle Antheil nehmen, wird die ganze leſende Welt zu ſeinem Publikum haben."

Goethe und Herder, Dalberg und Fichte, die beiden Humboldt, Engel, Garve, Gleim, Hufeland, A. W. Schlegel und viele andere Bedeutende hatten ſich unter Schiller's Fahne enrolliren laſſen. Es wurde ein beſonderer Ausſchuß gebildet, mit der Befugniß, über Aufnahme oder Zurückweiſung der Beiträge zu entſcheiden. Cotta zeigte ſich höchſt freigebig, und übernahm — da man wünſchte, daß Schütz in der Allgem. Literaturzeitung alle drei Monate eine ausführliche Recenſion bringen möchte — ſogar die Koſten derſelben.[1] „Die Recenſenten werden Mitglieder unſerer Societät ſeyn," berichtete Schiller an Goethe. „Wir

[1] Briefe an Schütz, II. 419 ff.

können also so weitläufig seyn, als wir wollen und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch alles vormachen muß." [1] Er war seiner Sache außerordentlich sicher; schon am 12. Juni 1794 hatte er zu Körner die kühnen Worte gesprochen: „Unser Journal soll ein epochemachendes Werk werden und alles, was Geschmack haben will, muß uns kaufen und lesen. Ich bin vorderhand mit Stoff für die nächsten zwei Jahre herrlich versehen."

In diesem Sinne ist auch das Avertissement verfaßt, wodurch er die Horen öffentlich ankündigte, und welches dann vor dem ersten Stück noch einmal wiederholt wurde. Siegesgewiß wie ein Feldherr, der sich auf eine Armee erprobter Krieger stützt, redete Schiller darin zu der Lesewelt und gleichzeitig (20. Oktober) schrieb er an Goethe: „Mein Debüt in den Horen ist zum wenigsten keine Captatio benevolentiae bei dem Publikum. Ich konnte es aber nicht schonender behandeln und ich bin gewiß, daß Sie in diesem Stücke meiner Meinung sind." Es erscheint nothwendig, den Inhalt des Avertissements hier mitzutheilen, denn in den folgenden Blättern wird mehrfach davon die Rede seyn.

„Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das Vaterland ängstiget, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Cirkel erneuert und nur allzu oft Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon Rettung ist, möchte es eben so gewagt als verdienstlich seyn, den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen. In der That scheinen die Zeitumstände einer Schrift wenig Glück zu versprechen, die sich über das Lieblingsthema des Tages ein strenges Stillschweigen auferlegen und ihren Ruhm darin suchen wird, durch etwas anders zu gefallen, als wodurch jetzt alles gefällt. Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfniß durch ein allgemeines und höheres Interesse

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, I. 80.

an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen."

„Dieß ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftsfreien Unterhaltung soll sie gewidmet seyn und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Musen und Charitinnen einen engen, vertraulichen Cirkel schließen, aus welchem alles verbannt seyn wird, was mit einem unreinen Parteigeist gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte, und über die kommende die Philosophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, welches durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig seyn. Sowohl spielend als ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige Ziel verfolgen, und so verschieden auch die Wege seyn mögen, die man dazu einschlagen wird, so werden doch alle näher oder entfernter dahin gerichtet seyn, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, die Schönheit zur Vermittlerin der Wahrheit zu machen und durch die Wahrheit der Schönheit ein dauerndes Fundament und eine höhere Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Resultate der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreien und in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Bewerbungen für die Wissenschaft ausgehen und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die

Willkür zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachtheile beider trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen."

„Man wird sich, so weit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannigfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmacke, der das Neue bloß um der Neuheit willen sucht, keineswegs nachgeben. Uebrigens wird man sich jede Freiheit erlauben, die mit guten und schönen Sitten verträglich ist."

„Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift seyn; die drei schwesterlichen Horen Eunomia, Dice und Irene werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der Themis und des Zeus, des Gesetzes und der Macht; des nämlichen Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahreszeiten waltet und die Harmonie in der Geisterwelt erhält."

„Die Horen waren es, welche die neugeborene Venus bei ihrer ersten Erscheinung in Cypern empfingen, sie mit göttlichen Gewändern bekleideten, und so, von ihren Händen geschmückt, in den Kreis der Unsterblichen führten, eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und moralischen Werth zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schließen den Olymp und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind."

Auf diese Ankündigung, woran Körner sehr bezeichnend

ihren „Kunſtwerth" rühmte, erſchien ein ſtarkes Verzeichniß namhafter Autoren, die ſich bei der Monatſchrift betheiligt hatten, doch war das nur die Außenſeite der Bühne; hinter den Couliſſen ſah es ſchon anders aus. „Bei allem Prunk, den wir dem Publikum vormachen, ſind unſerer guten Mitarbeiter wenig und von dieſen guten iſt faſt die Hälfte für dieſen Winter nicht zu rechnen." So ſchrieb Schiller bereits am 29. December 1794 an Körner, dem er ſeine bedrängte Lage ſchilderte: „Goethe will ſeine Elegien nicht gleich in den erſteren Stücken eingerückt, Herder will auch einige Stücke erſt abwarten, Fichte iſt von Vorleſungen überhäuft, Garve krank, Engel faul; die andern laſſen nichts von ſich hören. Ich rufe alſo: Herr, hilf mir, oder ich ſinke!"

Das Wichtigſte und Folgenreichſte, was durch Herausgabe der Horen erzielt wurde, war unſtreitig die innige Vereinigung Schiller's mit Goethe. Streng getrennt, wie Nord- und Südpol hatten ſie bisher gelebt, doch kaum kamen ſie in Berührung, ſo äußerte ſich auch das geheimnißvolle Weſen einer unwiderſtehlichen Anziehungskraft. Schiller that den erſten Schritt; Goethe ſchrieb ihm freundliche, ſogar herzliche Briefe zurück, beſuchte ihn bald darauf und ſagte dann: er habe lange nicht ſolchen geiſtigen Genuß gehabt, als bei Schiller in Jena.[1] Es möchte überflüſſig ſeyn, das Verhältniß dieſer Männer zu einander hier umfaſſend darzuſtellen; einige Worte von ihnen ſelbſt werden es zur Genüge beleuchten. Gleich nach ihrer Annäherung berichtete Schiller: „Jeder von uns konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte und etwas dafür empfangen."[2] Goethe aber ſprach, als ſein treuer Genoß ſchon längſt im Grabe ſchlief: „Es bedurfte für uns keiner ſogenannten beſondern Freundſchaft, denn wir hatten das herrlichſte Bindungsmittel in unſern gemeinſchaftlichen Beſtrebungen gefunden."[3]

Dieſe unverhoffte Einigung Goethe's und Schiller's war der böswilligen, verneinenden Kritik ein Dorn im Auge. Schon die

[1] Schiller's Briefwechſel mit Körner, III. 194.
[2] A. a. Orten III. 191.
[3] Eckermann's Geſpräche, I. 313.

Ankündigung der Horen hatte die Maſſe der Journaliſten in Schrecken geſetzt, denn jene vom Glück ſo ſehr begünſtigten Rivalinnen drohten ihren eigenen mittelmäßigen Zeitſchriften den Untergang. Dazu kam die rege Theilnahme des Publikums; Cotta war außerordentlich zufrieden, er verſprach ſich nach den vielen Beſtellungen einen bedeutenden Abſatz und Schiller hielt das im Munde eines Verlegers für eine ſehr glaubwürdige Verſicherung. Raſch breiteten ſich die Horen über Deutſchland aus, in kleinen Städten wurden oft zwölf Exemplare gehalten und ſchon zählten ſie mehr Abonnenten, als irgend ein anderes Journal. Mißgunſt und Eiferſucht erfüllte die Zunftgenoſſen; mit unerhörter Einmüthigkeit ſchaarten ſie ſich zuſammen, um die verhaßten Horen anzugreifen und wo möglich zu vertilgen. Das Bündniß der beiden Dichter mußte ihnen beſonders empfindlich ſeyn, und deren Beiträge waren es alſo vor allen übrigen, gegen welche ſie ihre Geſchoſſe wendeten. Goethe's Elegien wurden als laſciv und unbedeutend verſchrieen, ſeine Unterhaltungen der Ausgewanderten nannte man werthloſen Ballaſt. Nach Cotta's Mittheilung meldete Schiller dem Freunde am 15. Mai 1795: viele Leſer ſeyen an den Unterhaltungen irre geworden, weil ſie nicht abſehen könnten, was daraus werden ſolle. Dann fügte er prophetiſch hinzu: „Sie ſehen, unſre deutſchen Gäſte verleugnen ſich nicht: ſie müſſen immer wiſſen, was ſie eſſen, wenn es ihnen recht ſchmecken ſoll. Sie müſſen einen Begriff davon haben.“ Schiller's Briefe über äſthetiſche Erziehung waren den Splitterrichtern nur unverdaute Kantiſche Metaphern, in ſchwülſtigem Ausdruck wiederholt; deſſen Belagerung von Antwerpen wurde Woltmann zugeſchrieben und ſeine trefflichen poetiſchen Gaben überſah man mit Abſicht. Während aber die Kritik auf der einen Seite ſo unendlich ſtrenge war, rühmte ſie mit vollen Backen die Beiträge von Voß, Fichte und Woltmann, beſonders hatte Engel's „Lorenz Stark“ ſich einer wahren Lorbeerfülle zu erfreuen.

Wir wiſſen, daß bereits zu Anfang Vorkehrungen für umfaſſende Recenſionen getroffen waren, und wirklich brachte die Allgem. Literaturzeitung vierteljährlich eine Kritik der neueſten Horenſtücke.

Leider hatte ſich dieſe Einrichtung in eine auf Gegenſeitigkeit begründete Lobverſicherungsanſtalt umgewandelt und da das kein Myſterium bleiben konnte, ſo gab es den Gegnern Stoff, ihrer Galle Luft zu machen. Selbſt Unbefangene nahmen ein Aergerniß an den bezahlten Poſaunenſtößen; überall ließen ſich übelwollende, feindlich geſinnte Urtheile hören und den Leſern wie dem Herausgeber wurde die Sache dadurch verleidet. Wilhelm v. Humboldt ſchrieb unter'm 17. Juli an Schiller: „Henning's hat ſchon vor Monaten, ich glaube im Archiv der Zeit, eine Recenſion der Horen abdrucken laſſen, die mit den Horen ganz honnet, aber mit dem Recenſenten deſto ärger umgehen ſoll." Ueberhaupt ſammelte Humboldt die Berliner Urtheile ſehr ſorgſam und er berichtete auch: der Buchhändler Unger habe geſagt, die Horen müßten mit dieſem Jahre aufhören, weil — die Schuld liege an wem ſie wolle — alle Welt damit unzufrieden ſey.

Schiller antwortete am 21. Auguſt: „Ihr letzter Brief mit den Horennachrichten hat mich ſehr beluſtigt; das iſt indeß nicht zu läugnen, daß Sie und ich verdient haben, in unſerer Erwartung getäuſcht zu werden, weil unſere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war. Ich glaube, daß wir Unrecht gethan, ſolche Materien und in ſolcher Form in den Horen abzuhandeln und ſollten ſie fortdauern, ſo werde ich vor dieſem Fehler mich hüten. Die Urtheile ſind zu allgemein und zu ſehr übereinſtimmend, als daß wir ſie zugleich verachten und ignoriren könnten."

Im September erſchienen den Horen ein paar einzelne Sterne (vergl. die Anmerkungen zu N. 255 und 256) und Goethe meinte: es wäre zu überlegen, ob man nicht vor Ende des Jahres ſich über Einiges erklären ſolle, um unter Autoren und Recenſenten Furcht und Hoffnung zu verbreiten.[1] Das war der erſte Keim zu dem Xenienplan. Inzwiſchen wuchs die feindliche Schaar fortdauernd; in der „Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften" ſpuckte Manſo's Geiſt und der Profeſſor Jakob zu Halle ließ ſeine „Annalen der Philoſophie" mit einer unverſchämten Kritik wider

[1] Brief an Schiller, vom 18. September 1795.

die Horen anrücken. Herder hatte in's neunte Stück den Aufsatz „Homer, ein Günstling der Zeit" geliefert und das Intelligenzblatt der Allgem. Literatur-Zeitung vom 24. Oktober brachte dagegen einen heftigen Ausfall von Friedrich August Wolf, worin Herder der überlegten Plünderung angeklagt wurde. Auch dieß mußte für Schiller sehr unangenehm seyn; er beabsichtigte als Redakteur eine kurze Erwiederung zu schreiben, welche indeß nur das Aeußere des Angriffs und seine Beziehung zu den Horen betreffen sollte.[1]

Goethe behielt das angeregte Strafgericht fortwährend im Auge und in seinem Brief an Schiller vom 28. Oktober heißt es: „Sollten Sie sich nicht nunmehr überall umsehen und sammeln, was gegen die Horen im allgemeinen und besondern gesagt ist und hielten am Schluß des Jahres darüber ein Gericht, bei welcher Gelegenheit der Günstling der Zeit auch vorkommen könnte? Das Hallische philosophische Journal soll sich auch ungebührlich betragen haben. Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser."

Hierauf suchte Schiller dem Freunde das kampfgerüstete Heer, das sie bedrängte, in voller Schlachtordnung vorzuführen:[2] „Wir leben recht in den Zeiten der Fehde. Es ist eine wahre Ecclesia militans, die Horen meine ich. Außer den Völkern, die Herr J[akob] in H[alle] commandirt und die Herr M[anso] in der Bibliothek der schönen Wissenschaften hat ausrücken lassen, und außer W[olf's] schwerer Cavallerie haben wir auch nächstens vom Berliner Nicolai einen derben Angriff zu erwarten. Im zehnten[3] Theil seiner Reisen soll er fast von nichts als von den Horen handeln und über die Anwendung kantischer Philosophie herfallen, wobei er alles unbesehen, das Gute wie das Horrible, was diese Philosophie ausgeheckt, in einen Topf werfen soll. Es läßt sich wohl noch davon reden, ob man überall nur auf diese

[1] Briefwechsel mit Humboldt, S. 263.

[2] Düntzer hat nachgewiesen, daß Schiller's Brief (I. 235 ff.) am 1. November geschrieben ist.

[3] Eilften.

Platitüden antworten ſoll. Ich möchte noch lieber etwas ausdenken, wie man ſeine Gleichgültigkeit dagegen recht anſchaulich zu erkennen geben kann. Nicolai'n ſollten wir aber doch von nun an in Text und Noten und wo Gelegenheit ſich zeigt, mit einer recht inſignen Geringſchätzung behandeln."

Noch erregter klingt es in dem Briefe, den Schiller Tages darauf (2. Novbr.) an Körner ſchrieb: „Die Horen werden jetzt von allen Orten her ſehr angegriffen, beſonders meine Briefe — aber von lauter trivialen und eſelhaften Gegnern, daß es keine Freude iſt, nur ein Wort zu repliciren: — in den Halleſchen Annalen, in Dyk's Bibliothek und nun auch von Nicolai im zehnten Bande ſeiner Reiſen. Dem letzten und platteſten Geſellen ſchenke ich es aber auch nicht!" Körner gab ſich alle Mühe, den Freund zu beſänftigen und leidenſchaftlichen Entſchlüſſen deſſelben vorzubeugen. Seine Antwort vom 6. November lautet: „Daß die Horen ſehr vielen Angriffen ausgeſetzt ſeyn würden, war zu erwarten. Die Recenſion in der Literaturzeitung — mit der ich auch nicht zufrieden war — hat hier und da wohl eine widrige Wirkung machen müſſen. Jetzt iſt nichts weiter zu thun als um die Schreier ſich gar nicht zu bekümmern, ſondern alles aufzubieten, was den Gehalt und die Mannigfaltigkeit der Aufſätze vermehren kann. In den Horen ſelbſt darf, däucht mich, ſchlechterdings niemand geantwortet werden, der ſich unbeſcheidene Ausfälle erlaubt. In manchem Tadel kann indeſſen etwas enthalten ſeyn, das Aufmerkſamkeit verdient. Und daher wünſchte ich, daß Du irgend jemand auftrügſt, Dir alle öffentliche Urtheile aus dieſem Geſichtspunkte zu referiren, ohne ſelbſt mit einer ſolchen Lectüre Deine Zeit zu verderben."

Schiller ſendete den Brief an Humboldt und dieſer erklärte, er theile vollkommen Körner's Meinung, daß in den Horen auf keinen Angriff, auch nicht am Ende des Jahres, geantwortet werde; ſelbſt außer den Horen ſah er, wenigſtens einſtweilen, keine Veranlaſſung hierzu. Gleichzeitig ſchreibt er (20. Novbr.): „Einen zwar ſehr platten, aber doch immer ſehr amüſanten Spaß, die Horen betreffend, lege ich aus dem niedrigſten in Berlin

erſcheinenden Blatte: die Camera obscura, bei.“ Der bezeichnete Artikel ſteht im 20. Stück des längſt vergeſſenen Winkelblattes: „Die Camera obscura von Berlin“ vom 14. November, S. 315 ff. Derſelbe iſt ganz geeignet, um darzuthun, wie tief man Schiller's Lieblingsunternehmen herabzerrte, weßhalb das närriſche Machwerk hier nicht fehlen darf.

Die Horen.

Eine Anekdote

Ein hieſiger Bürger aus Mecklenburg gebürtig, fand bei einem Freunde ein Stück von dem berühmten Journal: die Horen. In ſeiner Landesmundart bezeichnete der Name jener freundlichen Gottheiten gar zu freundliche Sterbliche, und er ließ ſich verleiten, in folgende Jeremiade auszubrechen: „Gott bewahre uns für de Horen, en Schornahl. Nix as Schornahlen, roth, groen, blau, und grau, of für de Horen enß. Fründ; dat kann nich ſo blieben.“

Ein Freund bedeutete ihn, daß ſein ſehr geſchätzter Landsmann, der Profeſſor G . . . .,[1] Mitarbeiter an dieſer Zeitſchrift ſey und hoffte ihn ſo von der Schuldloſigkeit der Horen am ſchnellſten zu überführen. Er ließ ſich aber nicht bedeuten, ſondern erwiederte: „Dat kömmt davon, dat her by dem Theater weſt is!“

Der Freund bat ihn das Stück, welches gerade da lag, mitzunehmen; er brachte es aber nach einigen Tagen mit der Verſicherung zurück: er laſſe ſich nicht dumm machen; er habe es geleſen und verſtehe ſehr wenig davon, aber was er verſtehe, wäre (ſein eigner Ausdruck) „Horenkram.“

Zum Unglück ſtand in dem Stücke gerade der Aufſatz: „Ueber den Geſchlechtsunterſchied und deſſen Einfluß auf die

[1] Johann Jakob Engel, geboren 1741 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin, wurde der Lehrer des Kronprinzen von Preußen, und deſſen Vater, Friedrich Wilhelm II., ernannte ihn zum Oberdirektor des Berliner Theaters, welche Stelle er aber ſchon 1794 niedergelegt hatte. Zu Schiller's Horen lieferte er den Roman „Lorenz Stark.“

organische Natur.“[1] auf welchen sich der plattdeutsche Trotzkopf immer berief.

N†G†K.

Obgleich sowohl Körner als Humboldt davon abgemahnt hatten, konnte sich Schiller dennoch nicht enthalten, die bösartigen Gallwespen durch einen satyrischen Seitenhieb zu strafen. Im zwölften Stück der Horen erschien sein Aufsatz: „Die sentimentalischen Dichter,“ und er machte dazu die Anmerkung: „Moliere, als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausspruch seiner Magd ankommen lassen, was in seinen Comödien stehen bleiben und wegfallen sollte; auch wäre zu wünschen gewesen, daß die Meister des französischen Kothurns mit ihren Trauerspielen zuweilen diese Probe gemacht hätten. Aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopstockischen Oden, mit den schönsten Stellen im Messias, in Nathan dem Weisen und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angestellt würde. Doch, was sage ich? diese Probe ist wirklich angestellt und die Molieristische Magd raisonnirt ja Langes und Breites in unsern kritischen Bibliotheken [Manso], philosophischen [Jakob] und literarischen Annalen [Neue allgem. deutsche. Bibl.] und Reisebeschreibungen [Nicolai] über Poesie, Kunst und dergleichen, nur wie billig, auf deutschem Boden ein wenig abgeschmackter als auf französischem und wie es sich für die Gesindestube der deutschen Literatur geziemt.“

Humboldt lobte zwar die Abhandlung, doch äußerte er am 14. December: „Die Note gegen die Bibliothek, Annalen u. s. f. ist das Einzige, was ich weggewünscht hätte. So gerecht diese Züchtigung ist, so hätte ich es Ihnen angemessener gehalten zu schweigen. Auch dem Halbverständigen zeigt Ihr Aufsatz selbst und Ihr Urtheil über so manchen Dichter und Schriftsteller genug, was Sie eigentlich für eine würdige und unwürdige Beurtheilung halten. — Wen meinen Sie mit den Reisebeschreibungen?“

Zum Beginn des neuen Jahres sollte die Allgem. Literatur-Zeitung noch eine imposante Recension des Journals bringen;

[1] Dieser Aufsatz findet sich im zweiten Stücke der Horen, und ist von Humboldt selbst.

dieselbe wurde unter mehrere Mitarbeiter vertheilt, weil es für einen Einzelnen zu viel gewesen wäre, und Schiller übernahm die Kritik des Aufsatzes „Sobieski“ von Archenholz. „Diese Recension wird also eine rechte Harlekinsjacke!“ schrieb er den 29. December an Goethe. In Nr. 4—6 in der Allgem. Literatur-Zeitung von 1796 erschien das verheißene kritische Licht. Für's Erste wurden die poetischen Beiträge besprochen und am Schlusse hieß es: „Die zweite Abtheilung dieser Recension folgt nächstens.“ Aber es zeigte sich bald, daß solches Lob mehr Schaden als Nutzen stifte, darum ließ man die Sache ferner auf sich beruhen und die „Harlekinsjacke“ wurde nicht fertig gemacht.

Schiller war niedergebeugt. Mit dem Bewußtseyn edler und reiner Vorsätze sah er sein ideales Gebäu in Trümmer fallen, ehe es noch vollendet werden konnte. Er verlor das Vertrauen und glaubte, man habe ihm absichtlich Unrecht gethan. Allein er trug selbst einen Theil der Schuld, denn er hatte dem Publikum zu viel versprochen und zu viel von ihm gefordert. Statt nun die ganze Angelegenheit ruhigen Sinnes zu betrachten, gab Schiller sich seiner leidenschaftlichen Natur hin. Leicht hätte diese finstere Verstimmung zerstörende Wurzeln schlagen können, doch zum guten Glück stand Goethe neben ihm und wußte dem Groll einen Abfluß zu schaffen, wodurch derselbe frische Thatkraft wurde. Goethe war nämlich der Meinung, ein rechter Dichter müsse auch den Aerger produktiv zu machen verstehen; er befolgte diese goldne Regel sein Leben lang und hat sie später in den zahmen Xenien verkündet:

„Kein Stündchen schleiche dir vergebens,
Benutze, was dir widerfahren;
Verdruß'ist auch ein Theil des Lebens,
Den sollen die Xenien bewahren;
Alles verdienet Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu sondern weiß.“

Entſtehung der Xenien.

(December 1795.)

Gegen Weihnachten 1795 kam Goethen der Einfall, auf die deutſchen Zeitſchriften Epigramme zu machen, ähnlich den Xenien des Martial.[1] Er ſchlug vor, dieſe Idee zu kultiviren, um ſchon in Schiller's Muſenalmanach für das nächſte Jahr eine ſolche Sammlung bringen zu können. Bald folgten ein Dutzend Probediſtichen, von denen mehrere die Namen mythiſcher Götter und Göttinnen zur Ueberſchrift trugen und Goethe fügte hinzu: durch hundert derartige Gaſtgeſchenke werde man ſich ſowohl dem Publikum als den Collegen auf's angenehmſte empfehlen.

Schiller fand den Gedanken prächtig; er verarbeitete ihn mit dem gewohnten Schwung ſeiner Seele, bis derſelbe immer größer und größer wuchs. „Ich denke aber," ſo lautete ſeine erſte Mittheilung, „wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müſſen, und welcher reichliche Stoff findet ſich da! Sobald wir uns nur ſelbſt nicht ganz ſchonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergiſche Sippſchaft, Nacknitz, Ramdohr, die metaphyſiſche Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unſer geſchworner Feind, die Leipziger Geſchmackherberge, Thümmel, Göſchen als ſein Stallmeiſter u. dgl. dar!"

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, I. 278. Dieß Werk iſt natürlich die Hauptquelle für das ganze Kapitel, doch würde es läſtig ſeyn, überall darauf zurückzuweiſen.

Goethe war erfreut, daß die Xenien bei Schiller Eingang und Beifall gefunden hatten, auch theilte er ganz die Anſicht, daß ſie weiter um ſich greifen müßten. Mit Bezug auf die von Schiller vorgeſchlagenen Stoffe, meinte er: „Charis“ und „Johann“ würden ſich trefflich neben einander ausnehmen. „Wir müſſen,“ fügte er hinzu, „dieſe Kleinigkeiten nur in's Gelag hinein ſchreiben und zuletzt ſorgfältig auswählen. Ueber uns ſelbſt dürfen wir nur das, was die albernen Burſche ſagen, in Verſe bringen, und ſo verſtecken wir uns noch gar hinter der Form der Ironie.“[1] Von den beiden Xenientiteln, die Goethe angibt, geht der eine auf Ramdohr's Charis (X. 119) und der andere, wie Düntzer mit Recht vermuthet, auf den „Stallmeiſter“ Göſchen. Daß aber dieſe Epigramme ſchon vollendet waren, folgt aus dem Schreiben nicht, vielmehr ſcheint daſſelbe nur den Plan Schiller's zu berühren. Der letztere ſah dem Beſuch des Freundes verlangend entgegen, und bei ihrem Zuſammenſeyn ſollte der Wahlſpruch heißen: nulla dies sine epigrammate!

(Januar 1796.)

Am 3. Januar traf Goethe in Jena ein, und nun wurde mit Ausführung der Xenien eifrig vorgeſchritten. Schon Tages darauf waren über zwanzig Diſtichen fertig,[2] und jedes geißelte eine deutſche Schrift. Man wollte ein paar Hunderte machen und dann etwa hundert für den Almanach auswählen. Das Amt des Sortirens dachte Schiller ſeinen Freunden Körner und W. v. Humboldt anzuvertrauen, und er zweifelte, ob es noch ein anderes Mittel gäbe, durch einen einzigen Bogen Papier — denn mehr Raum würden die Xenien nicht füllen — ſo viele Menſchen auf einmal in Bewegung zu ſetzen. Die vierzehn Tage, welche Goethe in Jena verweilte, hatten den muthwilligen Vorſatz zur Vollreife gebracht; und er nahm bereits ſechs und ſechzig fertige

[1] Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 135.
[2] Briefwechſel mit Humboldt, S. 394.

Xenien mit, aus denen, wie Schiller erwartete, vor seiner Ankunft in Weimar wohl achtzig werden sollten.[1]

Gleich nach Goethe's Abreise schrieb Schiller (18. Januar) an Körner: „Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder sehen. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen Opus für den Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei seyn wird, die noch kein Beispiel hat." Diese mysteriöse Andeutung spannte Körner's Erwartung sehr hoch, denn er glaubte fest, es sey hier von einer erhabenen Dichtung die Rede. Ganz besondere Freude machte es ihm, daß die Beiden sich so gut zusammen verstanden, und er sah aus ihrer genialen Heirath noch manche treffliche Frucht hervorgehen. Schiller war nun genöthigt, ihr Vorhaben umständlicher zu entwickeln. „Das Kind," meldete er, „welches Goethe und ich mit einander erzeugen, wird etwas ungezogen und ein sehr wilder Bastard seyn. Es wäre nicht möglich, etwas, wozu eine strenge Form erfordert wird, auf diesem Wege zu erzeugen. Die Einheit kann bei einem solchen Produkte bloß in einer gewissen Grenzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden und damit die Heterogeneität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die ganze Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, davon jedes ein Monodistichon ist. Das meiste ist wilde, gottlose Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen." Zum Schlusse wurde Körner ermahnt, die Angelegenheit vor der Hand mit tiefem Stillschweigen zu behandeln.

Als Goethe in Weimar angekommen war, fand sich auch der Darmstädter Hof dort ein; Festlichkeiten, Redouten, Concerte, Theaterproben nahmen den Dichter lebhaft in Anspruch. Die nächsten vierzehn Tage sah er schon wie verschwunden an, und fürchtete, der Freund möchte ihm mit den Xenien so vorauslaufen,

[1] Düntzer hat überzeugend dargethan, daß Schiller's Billet (Briefwechsel Nr. 147) sich auf Goethe's Abreise bezieht, und folglich an einer falschen Stelle eingeschoben ist.

daß er ihn nicht würde einholen können. Schiller sendete zwar neue Stachelverse, bemerkte indeß dabei: es gehe doch nicht so rasch mit diesen kleinen Späßen, als man glauben sollte, weil man nicht, wie bei größern Arbeiten, eine Suite von Gedanken und Gefühlen benützen könne; sie wollten sich ihr ursprüngliches Recht als gute Einfälle nicht nehmen lassen. — Da Schiller sich zu umfangreichern Dichtungen entschloß, so mußte er die Epigramme auf den Augenblick ankommen lassen, versprach aber, es sollte dennoch kein Posttag leer bleiben, und seine Xenien athmeten einen herrlichen Humor. Goethe, der die Sammlung der Distichen übernommen hatte, war der Meinung: um die vorgesetzte Zahl zu füllen, würden sie noch einige ihrer nächsten Angelegenheiten behandeln müssen, „denn wo das Herz voll ist, geht der Mund über." Dieß schien ihm zugleich eine passende Gelegenheit, die Sachen aus der Studirstube und Recensentenwelt in das weitere Publikum hinauszuspielen, wobei gewiß mancher Zeuer fing, der außerdem alles theilnahmlos hätte an sich vorbeistreichen lassen.

Mit diesen Worten begleitete Goethe jene Distichen in der Newton'schen Streitsache; Schiller war durch den reichen Vorrath angenehm überrascht und er bezeichnete diejenigen, welche ihm und seiner Gattin am besten gefallen hatten.[1] Zwar glaubte er, die Xenien auf Newton würden durch den Stoff ihren Verfasser kenntlich machen, aber bei einer gelehrten Polemik, die niemand Lebenden beträfe, habe das nichts zu sagen. — Die Epigrammenschöpfung floß munter fort; selten wanderte die Botenfrau zwischen Jena und Weimar hin, ohne ein frisches Päckchen mitzubringen. Dieß war bald zur Observanz geworden; man sorgte dafür, daß dieselbe nicht verletzt wurde, und ein reger Wetteifer steigerte die Produktion.

Inzwischen fand sich ein neues schuldbeladenes Haupt, das durch die Blitze der Xenien niedergeschmettert werden sollte. Es

[1] Auch hier fand bei der Anordnung des Briefwechsels ein Irrthum statt, denn das Schreiben Schiller's, Nr. 142, ist offenbar die Antwort auf Nr. 146.

war der Kapellmeister Reichardt, welcher mit Goethe freundschaftlich verbündet, 1789 in dessen Hause wohnte, um Claudine von Villabella zu componiren. Schiller schrieb damals: „Der Himmel hat mich ihm auch in den Weg geführt und ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen. Wie ich höre, muß man sehr gegen ihn mit Worten auf seiner Hut seyn.“ Im Mai 1795 hatte Reichardt sich durch Hufeland als Mitarbeiter der Horen anbieten lassen und Goethe meinte: er wäre nicht abzuweisen, aber man werde seine Zudringlichkeit sehr in Schranken halten müssen. Jetzt trat derselbe plötzlich auf das Bitterste und Feindlichste hervor. Gleich im ersten Stücke des Journals „Deutschland“ gab er eine „Notiz von deutschen Journalen,“ welche sich ausschließlich mit den Horen beschäftigte. — Die Ankündigung dieser Zeitschrift wurde in ihren Grundzügen mitgetheilt und daran knüpfte sich eine Besprechung der einzelnen Aufsätze. Namentlich waren Goethe's „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ vom politischen Standpunkt mit empfindlicher Schärfe recensirt, und es hieß darüber (a. a. O. S. 59 ff.):

„Der Autor spricht für den Adel und Adelstolz, er und seine eingeführten Personen beurtheilen die französische Nation, den jetzigen Krieg und seine schlimmen Folgen, die politischen Clubs, die Verfassung, welche die Franzosen einzuführen streben, ja sogar die künftige, wahrscheinlich schlechte Behandlung ihrer eroberten deutschen Provinzen ꝛc. — Ist das ehrlich? Heißt das „über das Lieblingsthema des Tages, über Krieg, politische Meinungen und Staatskritik strenges Stillschweigen beobachten? Alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf, auf die nächsten Erwartungen der Menschheit vermeiden?“[1] Heißt das nicht vielmehr die wichtigsten Gegenstände mit diktatorischem Uebermuthe aburtheilen und das einseitige Urtheil mit hämischer Kunst dem Schwachen und Kurzsichtigen annehmlich durch imponirende Namen ehrwürdig machen wollen? So unschuldig der achtungswerthe Herausgeber auch immer an dem Inhalte dieses Aufsatzes seyn mag, so unrer-

[1] Die hervorgehobenen Worte sind aus Schiller's Ankündigung der Horen entnommen.

zeihlich bleibt es doch, so etwas ganz dem angekündigten Plan entgegenlaufendes von irgend einem Autor anzunehmen. Um uns bei diesen Unterhaltungen künftig nicht weiter aufzuhalten, wollen wir nur noch mit Einem Worte bemerken, daß es beim Autor derselben eine sehr geringe Meinung von der deutschen Leserwelt voraussetzt, wenn er weiterhin glaubt, sie durch leere Gespenstergeschichten von dem zwar nicht reinen, aber wahren und großen Interesse der Menschheit[1] abziehen zu können; durch plumpe italienische Keuschheitsmethoden die „durch das beschränkte Interesse der Gegenwart in Spannung gesetzten deutschen Gemüther in Ruhe zu bringen," und durch die humoristische Stellung eines wunderwirkenden Gebets, zu dem sich in einem darauf folgenden Gedicht[2] der Heiland geflissentlich gesellt, „die unterjochten Gemüther in Freiheit zu setzen."

Solche Angriffe reizten und erbitterten Schiller immer mehr. Während er, gegen Ausgang Januar, an Goethe wieder „einige Pfähle in's Fleisch ihrer Collegen sendete," schrieb er ihm zugleich: „Denken Sie darauf, Reichardten, unsern soi-disant Freund, mit einigen Xenien zu beehren. Ich lese eben eine Recension der Horen in seinem Journal „Deutschland," welches Unger edirt, wo er sich über die Unterhaltungen und auch noch andere Aufsätze schrecklich mancipirt hat. — Es ist durchaus mit einem nicht genug verhehlten Ingrimm geschrieben." Goethe antwortete am 30. Januar: er erfahre erst jetzt, daß die Zeitschriften „Deutschland" und „Frankreich"[3] Einen Verfasser haben. Unverzüglich war er bereit, den Herausgeber dermaßen mit Karneval-Gypsdragees auf seinen Büffelrock zu begrüßen, daß man ihn für einen Perückenmacher halten solle, und schon hatte er ihm ein Dutzend Disticha gewidmet. „Wir kennen diesen falschen Freund schon lange," setzte er hinzu, „und haben ihm bloß seine allgemeinen

[1] Das erste Stück der Horen enthielt Fichte's Aufsatz: „Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit."

[2] Siehe das Gedicht: „der Dorfkirchhof," im siebenten Stück der Horen, S. 79 ff.

[3] Die Zeitschrift: „Frankreich, herausgegeben von Reichardt" erschien in Altona, 1795—1797.

Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug; sobald er aber Miene macht, diesen zu versagen, so wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken.“ Als Schiller die betreffenden Xenien empfing, äußerte er: Reichardt sey gut rekommandirt, allein man müsse ihn auch als Musiker angreifen, weil es doch auch da nicht so ganz richtig sey, und er verdiene bis in seine letzte Festung verfolgt zu werden, da er ihnen beiden auf ihrem legitimen Boden den Krieg mache.

Zu dieser Zeit hatte Schiller allerlei frische Ideen für die Xenien gewonnen; er wollte dem poetischen Interesse genügen, das innerhalb der gewählten Form eine gewisse Mannigfaltigkeit zu fordern schien. Eine prächtige Quelle von Parodien entdeckte er in dem Gericht, welches Homer über die Freier ergehen läßt, und kaum gedacht, war der Gedanke auch ausgeführt. Ebenso bot die Nekromantie sich dar, um verstorbene oder lebende Autoren zu plagen; Goethe sollte für diesen Zweck eine Introduktion Newton's in der Unterwelt vermitteln, denn Schiller ging von dem Grundsatz aus, sie müßten auch hier Arbeiten in einander verschränken. Am Schlusse beabsichtigte Schiller noch eine Komödie in Epigrammen folgen zu lassen; sein reicher Geist duldete keine Einförmigkeit, sondern strebte die Monodistichen aufs Höchste zu beleben. Beinahe täglich wuchs das wandelnde Manuscript, und Ende Januar waren bereits mehr als zweihundert Xenien vollendet.

(Februar.)

Unterm 1. Februar ertheilte Schiller, wie an Körner, so auch an W. v. Humboldt ausführliche Nachricht über die Fortschritte der Xeniendichtung: „Die Xenien, von denen ich Ihnen einmal schrieb, haben sich nunmehr zu einem wirklich interessanten Produkt, das in seiner Art einzig werden dürfte, erweitert. Goethe und ich werden uns darin absichtlich so in einander verschränken, daß uns niemand ganz auseinander scheiden und absondern soll. Eine angenehme, und zum Theil genialische Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschonende Satyre, in welcher

jedoch ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkt zu erkennen seyn wird, wird der Charakter davon seyn. Unter sechshundert Monodistichen thun wir es nicht, aber wo möglich steigen wir auf die runde Zahl tausend. Von der Möglichkeit werden Sie sich überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daß wir jetzt schon in dem dritten Hundert sind, obgleich die Idee noch nicht viel über einen Monat alt ist. Bei aller ungeheuren Verschiedenheit zwischen Goethe und mir, wird es selbst Ihnen öfters schwer und manchmal gewiß unmöglich seyn, unsern Antheil an dem Werke zu sortiren. Es ist auch zwischen Goethe und mir förmlich beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinander zu setzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen, welches uns auch wegen der Freiheit der Satyre zuträglich ist. Sammeln wir unsere Gedichte, so läßt jeder die Xenien ganz abdrucken."

Gleichzeitig gab Schiller dem kunstsinnigen Freunde die Zusicherung, für eine große Correktheit der Prosodie ihrer Distichen Sorge tragen zu wollen. Uebrigens geschah diese Eröffnung so geheimnißvoll, daß Humboldt ausdrücklich ersucht wurde, einstweilen noch niemand, selbst Goethe nicht, etwas davon wissen zu lassen. Körner, der das Verhalten sehr anmuthig fand, wollte eine Wette eingehen, bei den meisten Xenien den Urheber zu errathen und bat deßhalb, ihm dieselben ganz im Vertrauen, ohne nähere Bezeichnung, mitzutheilen. Schiller verweigerte jedoch das Ansuchen, weil er nicht aus der Schule schwatzen dürfe und weil sich auch nichts zur Ausstellung qualificire. Man sieht, das Geheimniß wurde streng gehütet, damit der Blitz desto unerwarteter und schrecklicher auf die Sünder herabfahren sollte.

Jetzt ward die erste Abschrift der Xenien fertig und sie nahmen sich zusammen schon ganz lustig aus, nur hielt es Goethe für nothwendig, daß wieder einmal eine poetische Ader durch die Sammlung ströme. Schiller freute sich unter Goethe's neuer Beisteuer auch mehrere politische Epigramme zu finden, „denn da wir doch zuverlässig an den unsichern Orten confiscirt werden, so sähe ich nicht, warum wir es nicht auch von dieser Seite verdienen

ſollten." Solche Aeußerung muß auffallend erſcheinen, weil die politiſche Richtung der Xenien derartig war, daß ſie eher vor Confiskation ſchützen, als dieſelbe herbeiführen konnte. Sonſt ging die Produktion lebhaft von ſtatten und Schiller wollte am 7. Februar einige Dutzend Diſticha beifügen, welche „in Einem Raptus" entſtanden waren. Unmittelbar darauf verdarben ihm aber Krämpfe und ſchlafloſe Nächte alle poetiſche Stimmung, und er glaubte, Goethe würde ihn ſehr überholen, doch dieſer erwiederte: „Leider hat auch mich in dieſen Tagen weder etwas Xenialiſches noch Genialiſches angewandelt; ich hoffe mehr als jemals auf eine Ortsveränderung, um zu mir ſelbſt zu kommen."

(13. Februar — 10. Juni.)

So ſtand das gemeinſame Werk Mitte Februars, und es tritt nun eine Pauſe von vier Monaten ein, während welcher uns die näheren Berichte mangeln. Goethe's Ankunft in Jena unterbrach nämlich den Briefwechſel, aber die Fortentwicklung der Xenien ging ihren ungeſtörten Gang. Die beiden Freunde ſchienen damals ihr Augenmerk beſonders auf die Verwirrungen gerichtet zu haben, welche im Gebiete der Kunſt durch falſche Propheten und lobhudelnde Kritiker hervorgerufen wurden. Eine Schrift des Freiherrn v. Racknitz über den Geſchmack verſchiedener Völker (ſ. X. 16, 27 und 28), die Böttiger ſehr geprieſen hatte, gab Goethen Gelegenheit unter dem 18. März an Heinrich Meyer zu ſchreiben; es bleibe nichts übrig, als das Unkraut noch einige Zeit wachſen zu laſſen, bis das Schreckensſyſtem gegen alle Pfuſchereien mit Nachdruck durchgeſetzt werden könne; er habe mit Schillern über die Art und Weiſe, wie ihr Feldzug zu eröffnen und zu führen ſeyn möchte, eine umſtändliche Conferenz gehabt.[1] — Man ſieht, daß Goethe ſelbſt dem vertrauten Freunde keine Sylbe von ihrem Xeniengericht verrieth, während Schiller ſich nicht hatte enthalten können, an Humboldt und Körner davon Mittheilung zu machen.

[1] Riemer, Briefe von und an Goethe. S. 28 und 29.

Schiller verwendete ſeine ganze Kraft auf die Epigramme, alle übrigen poetiſchen Arbeiten ruhten bei ihm, und außer etlichen hundert Diſtichen hatte er Monate lang nichts producirt.[1] Seine Geſundheit war ſehr angegriffen; ſeit dem Herbſt war er nicht aus der Hausthür gekommen. Nun empfing er auch von den Angehörigen aus Schwaben traurige Nachricht. Ein epidemiſches Fieber raffte ſeine jüngſte Schweſter hin, der Vater und die ältere Schweſter wurden ebenfalls darniedergeworfen, Schiller's geliebte Mutter ſtand ganz allein. Seine Angſt und Sorge war unbeſchreiblich, und hätte er die Reiſe nur irgend aushalten können, er wäre ſelbſt zu ihr hingeeilt. Um dieſe Zeit fehlte ihm jede Stimmung für größere Gedichte und es bildete ſich deßhalb der Entſchluß, den Muſenalmanach dießmal gar nicht erſcheinen zu laſſen. Dagegen wollten die Bundesgenoſſen ihre Epigramme, ſobald das Tauſend voll ſeyn würde, gemeinſchaftlich in einem eigenen Band herausgeben.[2]

Goethe bemühte ſich redlich, den Freund aus der düſter krankhaften Abſpannung zu ermuntern, und gegen Ende März überredete er ihn, mit nach Weimar zu kommen. In ſeinem Hauſe machte er es ihm ſo bequem, daß Schiller nichts vermißte, und ließ, weil das Theater keine Logen hatte, eine eigene verdeckte Loge für ihn anlegen. Vier Wochen ſpäter kehrte Schiller, geſtärkt und erfriſcht, nach Jena zurück; auch Goethe kam wieder dorthin, und Körner ſtellte ſich zum Beſuche ein. Die drei begabten Männer genoſſen ſchöne Frühlingstage mit einander, wobei die Xenien nicht vergeſſen wurden, deren früherer Plan ſich dadurch weſentlich erweitert hatte, daß man ſich vornahm, nicht bloß ſatyriſche, ſondern auch wohlmeinende auszutheilen. Ein großartiges Zeitbild ſollte eröffnet werden, die Gaſtgeſchenke ſollten auf Literatur und Politik, auf Philoſophie, Kunſt und Leben gerichtet ſeyn. Körner war nun vollſtändig in das Myſterium eingeweiht und Schiller ſchrieb ihm nach ſeiner Abreiſe: es gäbe wieder viel neue Xenien, fromme und gottloſe. Goethe blieb noch

[1] Briefwechſel mit Körner, III. 326.
[2] A. a. O. 331.

bis zum Juni in Schiller's Nähe; der lebendige Austausch mit diesem fesselte und förderte ihn. Es läßt sich nicht verkennen, daß die gemeinsame Vollendung der Xenien viel dazu beitrug, das Band immer fester zu knüpfen, welches die Trefflichen umschlang. Während Jeder sich ganz in die Dichtungsweise des Andern versetzte, um sich derselben desto täuschender anzuschmiegen, erweiterten sie beide ihr poetisches Gebiet.

(Juni.)

Nach Goethe's Rückkehr beginnt am 10. Juni die unterbrochene Correspondenz wieder, und gleich im ersten Briefe geschieht der Xenien Erwähnung. Der Plan, ein besonders Epigrammenbüchlein herauszugeben, hatte sich mittlerweile beseitigt: die neckenden Gnomen sollten auf ihrem alten Platz im Almanach stehen. Noch war der freundliche Theil sehr in der Minorität, weßhalb Goethe eine neue Xeniensendung mit den Worten begleitet: „Leider ist auch hier der Haß doppelt so stark als die Liebe." Schillern und seiner Frau machten die Ankömmlinge aber viel Freude, denn so überwiegend der Haß daran Theil hatte, um desto lieblicher war das Contingent der Liebe ausgefallen und es mögen wohl einige von den „Blumenepigrammen: „Vielen" gewesen seyn, auf welche die Dichter in diesen Briefen Bezug nahmen. Da Goethe erklärte: beim Durchsehen der ganzen Sammlung solle ihn der Gedanke leiten, trotz aller Bitterkeit criminelle Insinuationen zu vermeiden, so stimmte Schiller vollständig mit dem Freunde überein, daß nichts Criminelles berührt und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen werden dürfe. „Sind doch die Musen keine Scharfrichter!" sagt er, und setzt dann rasch hinzu: „Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts."

Bald darauf meldete Schiller, Voß werde in Jena erwartet: er komme von Giebichenstein und bringe wahrscheinlich Reichardt mit. Goethe legte für den letzteren gleich folgendes Gastgeschenk bei, welches jedoch im Almanach keinen Platz gefunden hat:

„Komm nur von Giebichenstein, von Malepartus! Du bist doch Reinecke nicht. Du bist doch nur halb Bär und halb Wolf.“

Die Anordnung des aufgesammelten Xorienvorraths war eine mühsame, erschöpfende Arbeit; es wurde noch manches Distichon nothwendig, um die verschiedenartigen Materien zu verknüpfen, wobei Schiller seine Hoffnung auf Goethe's guten Genius setzte. Er ließ sogar die Homerischen Parodien — das Gericht über die Freier — weg, weil sie sich nirgend anschließen wollten, und auch die Todtenerscheinungen konnte er anfangs nicht unterbringen. Hingegen wünschte er, Goethe möchte zu den lieblichen und gefälligen Xenien, von welcher Gattung auch ihm einige gelungen waren, noch einen Beitrag senden, damit diese Partie recht reich ausgestattet werde; sie sollte den Schluß des Ganzen bilden, „denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen.“ — Nach Ausmerzung der wegzulassenden betrug die Summe der Epigramme jetzt etwa 640, und da die Uebergänge wohl noch achtzig erforderten, so gab das eine Zahl von mindestens siebenhundert.

Es fehlte wenig, so wäre der Xenienstreit auch auf das politische Gebiet deutscher Reichstagsangelegenheiten übertragen worden, wo der alte Zopf noch hoch und mächtig wie ein Palmbaum dastand. Goethe schrieb dem Freunde am 22. Juni: „Hier lege ich Ihnen ein Pasquill bei, das Sie in eine ganz eigene Welt führen wird und das, ob es schon sehr ungleich ist, doch einige Kapitalspäße enthält und gewisse Hasenfüße, Heuchler, Philister und Pedanten toll genug durchnimmt. Lassen Sie es niemand sehen und schicken es gleich wieder zurück.“

Das bezeichnete Spottbuch führte den Titel: „Germania im Jahre 1795. Seiner Excellenz dem herzoglich württembergischen Comitialgesandten, Herrn Christoph Albrecht Reichsfreiherrn v. Seckendorf ehrerbietigst gewidmet. Stuttgart 1796.“ Es wurde im Monat März durch „Schlippelius, beider Rechte Licentiat zu Baunach in Franken“ mit folgenden Worten öffentlich angekündigt: „Dieses Buch ist das erste in seiner Art und enthält die allergeheimsten Aufschlüsse über die jetzige Politik der kleinern

deutſchen Höfe, und über den Gang des Friedensgeſchäftes beim Reichstage. Beiläufig wird auch darin die Entſtehung zweier neuern vorzüglichen Flugſchriften erzählt, nämlich: das Reſcript des Herzogs N. N. an ſeinen Comitialgeſandten in Regensburg und des Congreſſes zu Boxſingen.[1] Der Preis iſt für die, welche es in den erſten vier Wochen beim Verfaſſer kaufen, 1 Thlr. Nach Ablauf der vier Wochen und in den Buchläden wird es nicht unter dreißig Thaler zu haben ſeyn. Für zweihundert Carolinen iſt das Recht des Nachdruckes zu haben."

Durch Colporteurs wurde die Germania in verſiegelten Paketen auf geheimnißvolle Weiſe verbreitet; ſie machte bedeutende Senſation, und in Regensburg ſetzte man einen Preis von zweitauſend Gulden auf die Entdeckung des Verfaſſers. Ein preußiſch-brandenburgiſcher Legationsſecretär, Namens Kaufmann, erklärte weder die „Fragmente," noch die „fernern Beiträge," den Baſeler Frieden betreffend, wären aus ſeiner Feder gefloſſen, auch habe er an der Ausarbeitung des Reſcriptes, weßhalb er vorzüglich angegriffen ſey, nicht den mindeſten Antheil. R. Z. Becker hatte die abenteuerliche Anzeige des Buches gläubig in den Reichsanzeiger aufgenommen, und war nicht wenig erſchreckt, als der Hof- und Juſtizrath Schmidt zu Frankenorts an der Baunach — ein treuer Schildknappe des Ritterhauptmanns v. Seckendorf — ihn deßhalb öffentlich zur Rede ſtellte.

Schiller antwortete auf Goethe's Mittheilung: „Sie haben wohl recht, daß die Broſchüre mich in eine eigene Welt führen werde. Mein Lebenlang hätte ich in mir ſelbſt ſo eine Fratzenſammlung nicht zuſammen bringen können und jeder Strich trägt den Stempel, daß man aus der Natur geſchöpft hat. Es iſt wirklich kein unmerkwürdiges Machwerk, ſo grob und plump es auch iſt und hat mich recht divertirt. Auch das gefällt mir, daß die politiſchen[2] Feindſchaften doch auch einen humoriſtiſchen

[1] Die hier genannte Broſchüre: „Der Congreß zu Boxſingen," erſchien im Jan. 1796, und war angefüllt mit beißenden Bemerkungen über die deutſchen Verhältniſſe und über die Politik der gegen Frankreich verbündeten Mächte.

[2] Im Briefwechſel (II. 61.) ſteht irrthümlich poetiſchen.

Ausdruck zu nehmen anfangen. Es sollte wirklich Nachahmer finden."

In Goethe's nächstem Briefe heißt es dann: „Es ist mir sehr lieb, daß Ihnen das Fastnachtsspiel aus der andern Welt den gehörigen Spaß gemacht hat. Ich will doch nach den neuesten Reichstagsachen fragen und besonders nach einigen Broschüren, die in dieser angeführt sind; es wäre lustig, wenn wir auch ein Dutzend Xenien in jene Weltgegend werfen könnten."

Es ist richtig, daß Goethe, trotz seiner eigenen amtlichen Stellung es wagen wollte, mit Xenienpfeilen in das diplomatische Wespennest zu bohren. Vielleicht war es Schiller, der ihn von dem Vorsatz zurückbrachte, denn dieser scheint damals weniger streitlustig gewesen zu seyn. Eine glückliche Stimmung hatte ihn wieder freundliche Xenien finden lassen, die letzteren interessirten ihn jetzt vorzugsweise und er hoffte, daß der Schluß sehr gut ausfallen würde. Um die Zahl der poetischen und gefälligen Epigramme noch zu vermehren, hat er Goethe durch die wichtigsten Antiken und die schönsten italienischen Malerwerke eine Wanderung anzustellen. „Diese Gestalten leben in Ihrer Seele," schrieb er, „und eine gute Stimmung wird Ihnen über jede einen schönen Einfall darbieten. Es sind um so passendere Stoffe, als es lauter Individua sind."

Goethe wurde aufgefordert, von den Xenien zu streichen, was ihm aus irgend einer Rücksicht anstößig sey, da der Vorrath eine strenge Wahl gestatte. Demnächst ersuchte ihn Schiller, nichts mehr in das Manuscript hineinschreiben zu lassen, denn er wollte dasselbe an Humboldt mittheilen und dieser konnte durch wechselnde Handschriften leicht auf die Spur der Verfasser geführt werden. Gegen Ende Juni beabsichtigte er, die Sammlung auch Körnern zu übersenden, seit dessen Abreise mehrere Hunderte und nicht der schlechteste Theil entstanden waren. Schillern gelangen damals wieder Distichen von der würdigen und zarten Art; Goethe hatte wohl ebenfalls allerlei Aussichten zur Completirung dieser Sammlung, nur fehlte ihm die Muße, weil er den Wilhelm Meister zum Abschluß bringen wollte.

(Juli.)

So kam der Juli heran; die Zeit, wo der Almanach erſcheinen ſollte, rückte immer näher und noch mußte die höchſt ſchwierige Redaktion der Xenien vollbracht werden. Goethe gab am 9. Juli ſein Gutachten darüber ab, er fand die ernſthaften und wohlmeinenden Epigramme jetzt ſo mächtig, daß er „denen Lumpenhunden," die angegriffen wurden, mißgönnte, in ſo guter Geſellſchaft erwähnt zu werden. Mitte Juli kam er auf etliche Tage zu Schiller nach Jena, um ſich mit ihm wegen des Romans und der Xenien zu beſprechen. Das Exemplar der Xenien brachte Goethe ſelbſt mit; doch trat nun für die ganze, ſchon ſo weit verzweigte Dichtung eine bedrohliche Phaſe ein. Schiller mit ſeinem reizbaren Organ für Ebenmaß und Einklang fühlte ſich von den Schwierigkeiten bei der Zuſammenfügung ſo vieler iſolirter Theile vollſtändig übermannt. Weil ſich die epigrammatiſche Maſſe durchaus zu keiner künſtleriſchen Totalität abrunden wollte, ſo fehlte nicht viel, daß er ſie ganz zerſplittert oder gar verworfen hätte.

Körner, der das Manuſcript ſehnſüchtig erwartete, empfing am 23. Juli folgende Nachricht von Schiller: die Xenien könne er nicht mitſenden, weil der Buchdrucker ihn dränge, auch ſey damit eine Veränderung vorgegangen. Bei der Redaktion habe er nämlich noch große Lücken gefunden, und etliche hundert neue Einfälle, beſonders über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, habe niemand ſo leicht zu Gebot. Da nun aber auch die Vollendung des Wilhelm Meiſter ſowohl Goethen, als ihm ſelbſt, eine ſtarke Diverſion mache, wären ſie beide übereingekommen, die Xenien nicht als Ganzes, ſondern zerſtückelt, dem Almanach einzuverleiben. Hierbei werde gewonnen, daß die Diſtichen, durch Produkte fremder Verfaſſer unterbrochen, einander weniger Schaden thun könnten; auch laſſe ſich nun zuſammenſtellen, was zuſammen gehöre, weil man an die Monodiſtichalform nicht mehr gebunden ſey. Die polemiſchen Epigramme ſollten nur durch Chiffern bezeichnet, unter die unſchuldigen ſollten die Namen geſetzt werden.

Gleichzeitig ſchrieb Schiller an Goethe und bat, ihm alles

zu senden, was er noch von Xenien habe, da es nun mit dem Druck sehr Ernst sey. Er fügte ein Epigramm als „das Neueste aus Berlin“ bei, welches nicht in den Almanach aufgenommen wurde; es lautet:

Unger über seine beiden Verlagsschriften „Wilhelm Meister“ und das Journal „Deutschland“.

Der Lettern neuen Schnitt dem Leser zu empfehlen,
Wußt' ich des Meisters Werk zur ersten Probe wählen;
Die zweite ist, und dann ist alles abgethan,
Wenn selbst des Pfuschers Werk sie nicht verrufen kann.

Auch gab Schiller dem Freunde die Nachricht: sein verjähriger Musenalmanach sey in Wien verboten, weßhalb sie denn, in Rücksicht auf den jetzigen, um so weniger Schonung zu üben brauchten. Goethe ersuchte dagegen, ihm das Manuscript noch einmal zu schicken, da er in den Xenien manche Stellen verändert und fehlende Ueberschriften gefunden habe. Während Schiller diesen Wunsch erfüllte, setzte er hinzu: die Aenderungen an dem Ausgestrichenen wären entweder unnöthig, oder sie kämen zu spät, weil dasselbe theils wegbleibe, theils schon gedruckt sey. Die Namen unter den einzelnen Versen bedeuteten nichts, und es sey auch nicht dabei geblieben — eine Bemerkung, welche durch den mitgetheilten Schlußsatz des Briefes an Körner vom 23. Juli erläutert wird. Die zur „Eisbahn“ gehörigen Xenien hatte Schiller in Ein Gedicht zusammengerückt und dann alle besonderen Ueberschriften fortgelassen. Er schlug vor, andere Gruppen, z. B. die Newtoniana auf eben solche Weise zu ordnen, wodurch die Mannigfaltigkeit der Formen sich vermehren werde.

Goethe läugnete nicht: es that ihm wehe, das schöne Karten- und Luftgebäude so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut zu sehen. „Die Idee war zu schön, zu eigen und zu einzig,“ sagte er, „als daß ich mich nicht, besonders da sich bei mir eine Idee, ein Wunsch so leicht fixirt, darüber betrüben sollte, für immer darauf renunciren zu müssen.“ Er bat, seinen Namen so

wenig als möglich unter die Gedichte zu ſetzen und wünſchte, daß alles wegbliebe, was in ihrem Kreiſe und in ihren Verhältniſſen unangenehm wirken könnte. In der erſten Form habe eines das andere gefordert, getragen und entſchuldigt, doch jetzt werde jedes Epigramm nur aus freiem Vorſatz und Willen eingeſchaltet, darum wirke es auch nur einzeln für ſich. Hierauf erwiederte Schiller: „Sie können ſich von den Xenien nicht ungerner trennen, als ich ſelbſt. Außer der Neuheit und intereſſanten Eigenthümlichkeit der Idee, iſt der Gedanke, ein gewiſſes Ganzes in Gemeinſchaft mit Ihnen auszuführen, ſo reizend für mich geweſen. Aber ſeyn Sie verſichert, daß ich die Idee nicht meiner Convenienz aufgeopfert habe."

Schiller gab gewiſſenhaft die Motive an, welche ihn zwangen, den gordiſchen Knoten zu durchhauen. Eine mühſame Redaktion hatte ihn belehrt, wie unüberſehlich viel noch mangele, um die Xenien als ein ſymmetriſches Gebäude herzuſtellen. Selbſt wenn es möglich geweſen wäre, alle übrige Zeit darauf zu verwenden, ſo ließ ſich doch weder für den ſatyriſchen, noch für den andern Theil eine Vollſtändigkeit erzielen. Das Werk ein Jahr liegen zu laſſen, geſtattete das Bedürfniß des Almanachs nicht, auch würden die vielen Anſpielungen auf das Neueſte in der Literatur dann ihren Reiz verloren haben. Darum müſſe man ſich ſchon zu einem veränderten Operationsplan entſchließen. Goethe's Name ſolle ſparſam genannt werden; ſogar bei dem Cyklus politiſcher Xenien, wobei man ſich gefreut haben würde, ihn zu finden, ſey er weggeblieben, weil man dieſelben mit denen in Verbindung bringen könnte, welche auf Reichardt gehen. Johann Georg Schloſſer, der Schwager Goethe's, ſey nie genauer markirt, als eine allgemeine Satyre auf die Frommen erfordere; außerdem würden alle Hiebe wider die Stolbergiſche Sekte in einem ſolchen Zuſammenhang ſtehen, daß jedermann Schiller als den Urheber erkennen müſſe, der ſich mit Stolberg in einer gerechten Fehde befand und keine Schonung zu üben brauchte. Wieland ſollte mit der „zierlichen Jungfrau" wegkommen, worüber er ſich unmöglich beklagen konnte, und um Iffland nicht wehe zu thun, war

Schiller bereit, in dem Dialog mit Shakespeare nur Schröder'sche und Kotzebue'sche Stücke zu bezeichnen. Uebrigens erschienen die „Odyssee" erst in der zweiten Hälfte des Almanachs; Goethe würde also, bei seiner nahen Ankunft in Jena, noch alles was ihn gut dünke, hinauswerfen können.

(August.)

Diese Zeilen hatte Schiller am letzten Tage des Juli geschrieben, doch empfand er dabei sehr deutlich, daß eine Zerstückelung des Xenienkörpers demselben geradezu an's Leben ging. Er beschloß deßhalb die Sache noch einmal und entdeckte nun die natürlichste Auskunft, Goethe's Wünsche und die Convenienz des Almanachs gemeinsam zu befriedigen. Gleich darauf am August erstattete er dem Freunde Bericht, wie ihm guter Rath über Nacht erschienen sey: „Nach langem Hin- und Herschwanken kommt jedes Ding doch endlich in seine wagerechte Lage. Die erste Idee der Xenien war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß, und der Trieb zersprengte das Gefäß. — Was eigentlich den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte und mich bei der Redaktion in die große Verlegenheit brachte, waren die philosophischen und rein poetischen, kurz die unschuldigen Xenien; also eben die, welche in der ersten Idee auch nicht gewesen waren. Wenn wir diese in dem vordern und gesetzten Theile des Almanachs unter den andern Gedichten bringen, die lustigen hingegen, unter dem Namen Xenien dem ersten Theil anschließen, so ist geholfen. Auf einem Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie vieles von ihrer Bitterkeit, der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes Einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes dar. So wären also die Xenien zu ihrer ursprünglichen Natur zurückgekehrt und wir hätten doch auch nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen."

Goethen freute es sehr, daß Schiller einen Weg ausgedacht,

den Spaß mit den Xenien zu retten. Er erkannte ihn für den ganz richtigen, weil der Kalender hierbei ſeine regelmäßige Form behielt, ſich aber durch Vor- und Nachſpiel vor allen andern auszeichnete. Damit nun auch hinſichtlich der ernſthaften Stücke die Idee einer beiderſeitigen Vereinigung in etwas erfüllt werde, band Schiller eine Anzahl philoſophiſcher Xenien, aus Goethe's und ſeinen eigenen gemiſcht, in einen Strauß zuſammen. Dieß iſt der Cyklus, welcher die Ueberſchrift: „Tabulae votivae" führt. Goethe fand, daß die ci-devant Xenien ſich in ſolcher Geſtalt ſehr gut ausnahmen, und erwartete, die ernſte Geſellſchaft werde einen ſehr günſtigen Eindruck machen.

Inzwiſchen erwiederte Körner, dem noch immer ein ſelbſtſtändiges Xenienbuch vorſchwebte, auf Schiller's neuere Mittheilung recht elegiſch: „Es iſt doch faſt ſchade, daß die Xenien als einzelne Epigramme in einem Almanach erſcheinen ſollen. Ihr werdet gewiß beide die Luſt verlieren, ſie als ein Ganzes zu vollenden. Eine Zierde für den Almanach bleiben ſie freilich, aber ſie wirken nicht mehr en masse." Unterm 15. Auguſt ſchrieb ihm Schiller zurück: „Die Idee mit den Xenien iſt nicht ganz aufgegeben. Bloß die ernſthaften, philoſophiſchen und poetiſchen ſind daraus vereinzelt und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn angebracht. Die ſchönſten von dieſen kennſt Du gar nicht, und wirſt Dich ſehr darüber freuen. Die ſatyriſchen, welche eine Anzahl von zweihundert und dreißig ausmachen, folgen hinten unter dem Namen Xenien nach, wie die Epigramme im vorigen Almanach." [1] Man ſieht, daß nachdem noch gegen zweihundert Xenien eingeſchaltet wurden. Körner war übrigens mit der getroffenen Einrichtung ſehr zufrieden; er meinte, auch die Societät ſey ein hübſcher Einfall und dürfe nicht aufgegeben werden. Dann fügte er noch die Frage hinzu: „Wann erſcheint denn der Almanach? Das Papier in Schwaben wird doch nicht alles zu Patronen requirirt werden?"

Goethe langte um dieſe Zeit in Jena an, brachte wieder

[1] Goethe's Epigramme aus Venedig

neue Diſtichen mit und war bei der Schlußredaktion des Almanachs thätig. So kam denn endlich, nach einem Zeitraum von acht Monaten, die Xeniendichtung zu Stande, und jeder aufmerkſame Leſer wird ſich ſagen müſſen, daß dieſelbe nicht etwa bloß ein kecker Wurf des Zufalls oder Uebermuthes, ſondern ein vielfach berathenes, ſorgſam vollbrachtes Werk ſey. Die Rückſicht, mit der man daſſelbe behandelte, erſtreckte ſich bis auf Aeußerlichkeiten. So wünſchte Schiller, dem Almanach das Portrait des am 12. Mai 1796 verſtorbenen Dichters Uz voranzuſtellen, weil es von Billigkeit und Honnetete zeugen würde, erwieſe man dieſe Ehre einem Poeten aus der alten Zeit. Für den Umſchlag des Kalenders machte Goethe den Vorſchlag: „Am Ende komponiren wir ſelbſt eine ſchickliche Bordüre, laſſen das Mittelfeld frei, ſetzen vorne ein ernſthaftes und hinten ein luſtiges Xenion drauf, ſo iſt die Sache abgethan und doch wieder was neues.“ Beide Pläne kamen indeß nicht zur Ausführung; dem Umſchlag gab man eine einfache Verzierung, zum Titelkupfer ließ man durch Volk eine Xenpſichore ſtechen. Und weil Tübingen von den Franzoſen occupirt, auch die Poſtverbindung dorthin ſehr unſicher war, ſo begann der Druck des Xenienanhangs gegen Mitte Auguſt, in der Officin des Herrn Göpferdt zu Jena.

Im Ganzen brachte der Almanach etwa 660 Distichen, die für den großen Cyklus bestimmt waren. Wie viele einzelne Stücke oder zusammenhängende Gruppen daraus zurückgeblieben sind, das läßt sich auch nur annähernd nicht bestimmen. Im Briefwechsel der beiden Dichter finden sich folgende erwähnt: der Kantianer, ein Xenion von Schiller, welches weiter unten (X. 419) mitgetheilt werden soll (Abth. II. S. 7); Schiller's Parodien auf Homers Gericht über die Freier (II. 17 und 54); ein Epigramm, der Gefährliche überschrieben,[1] das Goethe nach Schiller's Idee machte (II. 37); zwei Distichen: Mittelalter und Individualität, welche ursprünglich noch zur „Eisbahn" gehörten (II. 157), und einige Xenien, worin Eudämonia vorkam (II. 158).

Wegen der letztgenannten Distichen bedarf es einer näheren Erklärung. Goethe sendete am 30. Juli die Xenien mit seinen Notizen zurück und bemerkte außerdem: „In Eudämonia haben wir das ä lang gebraucht, welches wohl nach dem Accent, nicht aber nach der Quantität richtig ist. Wahrscheinlich brauchen Sie diese paar Epigramme nicht." Da sich kaum annehmen läßt, daß die Göttin der Glückseligkeit selbst ein Gastgeschenk erhalten sollte, so gehörten die Stachelverse wohl zum Cyklus der olympischen Gottheiten (vergl. die Anmerk. zu X. 257), und gingen ohne Zweifel auf die Zeitschrift: „Eudämonia, oder deutsches

[1] Ich vermuthe, daß nur der Titel geändert wurde, und daß wir dies Epigramm in X. 403 besitzen.

Volksglück. Ein Journal für Wahrheit und Recht. Wien 1795.“ In dem Prospektus dieses Blattes heißt es: unter den Deutschen sey überall keine Tugend mehr zu finden, dagegen sey Gotteslästerläugnung und Lästerung, Fürstenhaß und schwärmerische Revolutionslust unter ihnen herrschend geworden. Es wird dann „für die heiligste Pflicht“ erklärt, alle staatsgefährlichen Personen, Gesellschaften, Verräther, Ruhestörer u. s. w. „bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel aufzusuchen und daraus hervorzuziehen.“ Hierzu gesellt sich die Versicherung: mehrere der Verfasser wären ihren Landesherren und Obrigkeiten, auch andern guten und großen Fürsten Deutschlands schon jetzt bekannt, die ihre redliche, uneigennützige Absicht wohl zu würdigen wüßten. Es zählt Schiller's Räuber nicht nur zu den Vorboten, sondern geradehin zu den Vorbereitungen der blutigen Revolution, welche bald nach dem Erscheinen des Stückes in Frankreich ausbrach. — Das Journal war mit niedrigen Entstellungen und bösartigen Angebereien gefüllt; es ist recht zu bedauern, daß es, wegen eines prosodischen Bedenkens, aus den Xenien zurückgelassen wurde, denn auch in der Gegenwart existirt manche Eudämonia, die das „deutsche Volksglück“ durch gehässige Denunciationen gründen will.

Schiller und Goethe hatten von vornherein den Beschluß gefaßt, sich bei der Arbeit so zu verschränken, daß niemand sie ganz auseinander scheiden und sondern sollte. In ihrer Sicherheit neckten sie die „Chorizonten“ (X. 91) und verabredeten, jeder von ihnen wolle, wenn er seine Gedichte sammelte, die Xenien ganz abdrucken lassen.[1] Dieß geschah nun freilich nicht, doch werden wir später sehen, daß mehrere Votivtafeln sowohl von Schiller als von Goethe adoptirt wurden, und auch Xenion 12, das Verbindungsmittel, findet sich in den Werken beider Dichter. Im Ganzen wählte Schiller zwei und achtzig für seine Schriften aus (11. 14. 45. 53. 62. 97. 98. 100—112. 180. 288. 309 bis 318. 320—322. 330. 331. 366—368. 371—412.), zu denen Körner sechs andere (12. 31. 136. 181. 293. 329) als Nachlese

[1] Schiller's Briefwechsel mit Humboldt, S. 416. — Briefwechsel mit Körner, III. 321.

gab, während Goethe überhaupt nur ſechs von den eigentlichen Xenien (12. 19. 93. 94. 127. 277.) in die „vier Jahreszeiten“ aufnahm.

Nichts war wohl natürlicher, als der Wunſch, bei jedem einzelnen Epigramm auch den Verfaſſer zu kennen; anfangs mochte derſelbe bloß Neugier ſeyn, doch ſpäter ging er aus ernſthafteren Urſachen hervor. Der überlebende Goethe ſchien der Einzige, welcher das Räthſel löſen konnte; dieſer leiſtete indeß den ſcheidekünſtleriſchen Bemühungen gar keinen Vorſchub, und als ihm Zelter darüber ſchrieb, ſprach er ſich ſogar unwillig aus: „Freunde, wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Intereſſen, in täglicher Berührung und gegenſeitigem Austauſch, lebten ſich in einander ſo ſehr ein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage ſeyn konnte, ob ſie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Diſtichen gemeinſchaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verſe, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede ſeyn! Man müßte wirklich noch tief in der Philiſterei ſtecken, wenn man auf die Entſcheidung ſolcher Zweifel nur die mindeſte Wichtigkeit legen wollte.“ (Eckermann, Geſpräche mit Goethe II. 42 f.) — Dieſe Worte des Dichters dürfen aber durchaus nicht buchſtäblich genommen werden, und es wird ſpäterhin Veranlaſſung ſeyn, um darzulegen, weßhalb die Kritik ſeiner Erklärung kein hohes Gewicht beimeſſen kann.

Den erſten Verſuch,[1] eine itio in partes hervorzubringen, hat Wilhelm Wackernagel in ſeinem „Deutſchen Leſebuch“ gemacht. Während er von denjenigen Xenien, welche Schiller aufnahm, eine Anzahl unter deſſen Namen mittheilt, überläßt er fünf und fünfzig andere an Goethe. Es ſind dieß aber großentheils Schiller'ſche Epigramme, z. B. die ganze Reihefolge wider Nicolai, und Wackernagel ſucht ſich durch eine kühne Folgerung aus der Affaire zu ziehen: „Ich weiß nicht,“ ſagte er,[1] „in wie weit es ein

[1] Vorrede zum zweiten Theil, S. XV.

Irrthum gewesen seyn mag, alle auf diesen Spalten abgedruckte Xenien für Goethe's Eigenthum anzusehen. Offenbar jedoch hätte Schiller, wenn sie von ihm waren, eben so wenig zu verläugnen brauchen, als er andre verläugnet hat, während sich Goethe sichtlich nur zu den zahmeren und allgemeiner strafenden hat bekennen mögen." Zum Schluß erbittet Wackernagel sich Belehrung von denen, die mit der Geschichte des Musenalmanachs von 1797 aus reichlicheren Quellen bekannt wären, als ihm dafür offen ständen, und Gustav Schwab meinte noch 1840: diese Belehrung würde er wohl schwerlich erhalten können.[1]

Die weiteren Forschungen wurden indeß nicht aufgegeben. Karl Hoffmeister benutzte ein Prachtexemplar des Almanachs, worin Charlotte von Schiller, des Dichters Gattin, die meisten Epigramme mit einem Sch. oder G. bezeichnet hatte, und er versäumte nicht, im dritten Bande seiner (1840 erschienenen) Nachlese zu Schiller's Werken, den Distichen jene Chiffren beizufügen. Was nun die kritische Werthschätzung dieser Sonderung anlangt, so benimmt Hoffmeister sich dabei mit auffallendem Schwanken, das wohl nur aus eigener Unklarheit entspringen konnte. Bei den Xenien erklärt er: jeder Kenner des Schiller'schen Genius werde Charlottens Zeugniß unbedingt anerkennen; bei den Votivtafeln will er dasselbe für keine so große Autorität halten, um darauf hin diejenigen, welche Schiller in seine Gedichtsammlung aufnahm, an Goethe zu überweisen. Beide Sätze mögen richtig seyn, doch statt ihre Richtigkeit darzuthun, äußert Hoffmeister weiterhin: es sey wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß Charlotte sogleich im Jahre 1797 die Chiffren G. und Sch. unter die Verse setzte, wahrscheinlich aus dem Munde Schiller's selbst, der damals, was einem Jeden angehörte, noch besser wußte, als zwei bis drei Jahre nachher.[2]

Frau v. Schiller hat nicht alle Distichen unterzeichnet, aber Hoffmeister ist der Ansicht: da wir nun, durch eine solche Masse von Epigrammen, der beiden Dichter epigrammatischen Charakter ganz

[1] Schiller's Leben, S. 362.
[2] Nachlese III. 92.

genau kennen und überdieß mit Schiller's Geiſtesrichtung, Haß, Liebe ꝛc. innig vertraut ſind, ſo ließe ſich, mit Hülfe mancher Andeutungen in dem Briefwechſel, auch bei der Mehrzahl von den übrigen mit großer Wahrſcheinlichkeit feſtſetzen, ob ſie von Schiller oder Goethe ſind, und es würden dann nur noch etwa 50—60 „meiſt unbedeutende, charakterloſe Diſtichen, beſonders viele Uebergangsverſe“ unentſchieden bleiben.

Auch Gervinus legte 1841 ſeine gewichtige Stimme in die Wagſchale derjenigen Kritiker, welche eine Theilung für zuläſſig halten. Er ſagt:[1] „In der That iſt das Eigenthumsrecht Beider doch im Allgemeinen ſo klar an ſich und auch durch die Briefe klar geworden, daß kein ſehr ſcharfſichtiger Chorizonte dazu gehört, um dieſen Ausſpruch im Einzelnen belegen zu können; wer die Epigramme auf naturhiſtoriſche Gegenſtände, auf Reichardt, auf die Zeitſchriften, auf die revolutionären Demagogen abſondert, und die in Gruppen geſtellten, die Flüſſe, die homeriſchen Parodien, die Philoſophen, den Thierkreis dagegenhält, der kann auch durch die letzte Feile hindurch, die die charakteriſtiſchen Ecken abſchliff, den Charakter doch erkennen.“

An Gervinus reiht ſich im Gliede der Separatiſten Johann Wilhelm Schaefer an. Derſelbe lieferte 1846 einen Aufſatz über die Xenien,[2] worin folgende bedeutende Stellen vorkommen: „Goethe wies, wie Eckermann uns berichtet, die Entſcheidung über das Eigenthumsrecht von der Hand und meinte, man müſſe tief in der Philiſterei ſtecken, wenn man auf die Entſcheidung ſolcher Fragen nur die geringſte Wichtigkeit legen wolle.“ Allein ſoll die deutſche Literaturgeſchichte wiſſenſchaftlich bearbeitet werden, ſo kann man auch ſolche Fragen nicht umgehen, weil im Gebiete der Wahrheit eben nichts klein und unbedeutend iſt. Goethe's angebliche Aeußerung: „Oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verſe, oft war das Umgekehrte der Fall,“ widerſpricht der Natur des dichteriſchen Schaffens; jedes wahrhaft poetiſche Epigramm bringt ſeine Form ſchon in der Geburt mit.

[1] Literaturgeſchichte V; zweite Auflage S. 452.

[2] Prutz, literarhiſtoriſches Taſchenbuch auf 1846. S. 447 ff.

— — Wenn auch bei einigen, allgemein gehaltenen Epigrammen über die Autorschaft Zweifel erhoben werden können, so ist sie doch bei den besten und schlagendsten mit Sicherheit zu bestimmen. — — Der gründliche Forscher weiß, wie sehr durch solche Einzelnheiten das tiefere Verständniß der innersten Natur unserer großen Dichter gefördert wird, ja wie dieses ohne jene kaum möglich ist."

Man sieht hieraus, daß dieser Schriftsteller, der sich vielfach um deutsche Literaturgeschichte verdient gemacht hat, ebenfalls eine ilio in partes anzubahnen strebte. Die Chiffren der Frau v. Schiller scheinen ihm bis dahin fremd geblieben zu seyn, oder er wollte sie absichtlich nicht beachten, denn er sucht in den Votivtafeln Schiller's Distichen zu ermitteln, ohne jener Chorizontin irgend zu gedenken. Fast gleichzeitig veranstaltete Schaefer eine Auswahl von Goethe's Gedichten[1] und er führte hier thatsächlich aus, was er dort angedeutet hatte. In der Vorrede bemerkt er: „Um das Bild der früheren Perioden zu vervollständigen, habe ich einiges aufgenommen, was sich in der Sammlung von Goethe's Werken nicht findet, namentlich eine Lese von Xenien, bei denen die Autorschaft Goethe's unzweifelhaft oder doch wahrscheinlich war."

Es folgen denn auch, Bd. II. S. 77—84, ein und vierzig Xenien und Schaefer ist ein so ehrenwerther Kritiker, daß es uns von hohem Interesse seyn muß, seine Auseinandersetzung mit Frau v. Schiller's Chiffren zu vergleichen. An den meisten Orten treffen beide zusammen; nur neun Xenien finden sich in Schaefer's Sammlung (1. 2. 41. 43. 49. 114. 129. 150. 207), denen Charlotte ein Sch. beigefügt, und man könnte fast überall die Gründe angeben, welche ihn zu der Aufnahme bestimmt haben. In Bezug auf X. 41, „Jean Paul Richter," so brachte er damit muthmaßlich in Verbindung, was Goethe unter'm 10. August 1796 an Schiller schreibt (vrgl. die Anmerk. zu X. 424—28). Bei X. 43 schwebte ihm wohl eine andere Briefstelle des Dichters vom 30. Januar vor, worin

[1] Goethe's Gedichte. Auswahl für Schule und Haus. Stuttgart und Tübingen. 1846.

derselbe von „brennenden Fuchsschwänzen“ spricht; bei X. 129. „Luise von Voß,“ mag ihn die Aehnlichkeit mit einigen Versen in Goethe's Elegie: „Hermann und Dorothea“ getäuscht haben, und X. 150 kann wohl nur auf das Zeugniß der Quartausgabe hin gewählt worden seyn (s. die Anmerk. vor X. 420). Schwer zu begreifen ist es dagegen, weßhalb Schaefer das letzte Xenion 414 an Goethe zueignet, da wir doch wissen, daß es Schiller war, der die Hinrichtung der Freier parodirte, später aber die betreffenden Distichen fortlassen mußte. Wir haben also hinreichenden Grund, das Schlußepigramm für ein Ueberbleibsel jener Gruppe zu halten; vielleicht zog Schaefer die Eckermann'sche Aussage in Erwägung, wonach Goethe Schiller's Xenien „scharf und schlagend, seine eigenen aber unschuldig und geringe“ nannte.

Heinrich Viehoff, in seinen „Erläuterungen zu Goethe's Gedichten.“[1] tritt (1847) der Ansicht Hoffmeister's unbedingt bei. Er nimmt die Sonderung der Frau v. Schiller für eine endgültig entscheidende an, und läßt, da die Xenien nicht abgedruckt werden, die Ueberschriften derjenigen 68 Epigramme folgen, welche nach Charlottens Bezeichnung von Goethe herrühren sollen.

Sind uns bisher nur solche Kritiker begegnet, welche sich der Xenientrennung geneigt erwiesen haben, so tritt nun (1849) Heinrich Düntzer kampflustig dagegen auf.[2] Besonders ist sein Speer wider die Chiffren der Frau v. Schiller gerichtet, denen er höchstens eine sehr untergeordnete Bedeutung zugesteht. Nach Hoffmeister wären diese Buchstaben aus Schiller's eigener Anweisung hervorgegangen; Düntzer will darin nur einen Versuch erblicken, den Charlotte machte, als der Almanach erschien, um die Xenienverfasser zu errathen. Er meint: sie sey dabei auf unerwartete Schwierigkeiten gestoßen, deßhalb habe sie viele Epigramme unbezeichnet lassen müssen. Wir finden hier also zwei namhafte Literaten im schärfsten Widerspruch, doch mag zu den entgegengesetzten Urtheilen wohl eine unbewußte und leicht verzeihliche

[1] Band II. S. 240 ff.

[2] Archiv ꝛc. von Herrig und Viehoff, Band V. S. 172 ff. und 382 ff., wo sich Düntzer's Aufsatz über die Xenien findet.

Parteinahme mitgewirkt haben. Während Hoffmeiſter, Schiller's eifrreicher Biograph, erfreut war, ſeinem Dichter die ſchönſten und witzigſten Epigramme vindicirt zu ſehen, ſträubte ſich Düntzer, der unerreichte Commentator Goethe's, dieſem letzteren ſo ſchweren Abbruch thun zu laſſen.

Wir werden nun doppelt bemüht ſeyn müſſen, die kritiſche Wage mit unbefangener Hand zu halten, damit wir ermitteln, nach welcher Seite hin ſich ihre Zunge neigt. Zuerſt ergibt ſich aus der ſicherſten Quelle, aus dem Briefwechſel zwiſchen Goethe und Schiller, daß dieſer ſeiner Gattin die neuen, eben angelangten Xenien gewöhnlich ſchon im Manuſcript vorzulegen pflegte. Er ſchreibt im Januar 1796: „Die angeſtrichenen (Xenien) haben uns am meiſten erfreut," und am 11. Juni: „Die geſtern überſchickten Xenien haben uns viel Freude gemacht." Daß Schiller hier von ſich und ſeiner Frau ſpricht, gibt Düntzer zu, und da gewiß ihr die Goethe'ſchen Diſtichen communicirte, ſo darf man wohl glauben, er werde ihr ſeine eigenen nicht vorenthalten haben. Charlotte mußte alſo bei einer großen Anzahl von Diſtichen den Urheber genau kennen und ihr Zeugniß iſt darum jedenfalls ein beachtbares und Aufmerkſamkeit forderndes.

Fragen wir uns aber, ob ſie wirklich, wie Hoffmeiſter annimmt, gleich auf friſcher That die Epigramme ſortirt habe, ſo kann man dieſe Frage unbedingt mit „nein" beantworten. Im Augenblick des erſten frohen Genießens dachte Charlotte gewiß nicht an eine Zukunft, wo der Gatte ihr die Urheber der Diſtichen, wenn ſie dieſelben dann einmal wiſſen wollte, nicht mehr würde nennen können. Wäre dieß aber auch der Fall geweſen, ſo hätte ſie ihn gewiß lieber ſelbſt befragt, als in einen Almanach, und zwar in eines der ſchnell vergriffenen Prachtexemplare auf blindes Glück jene Buchſtaben hineinzuſchreiben. Wir müſſen daher die Entſtehung ihrer Sonderungszeichen ſchon in eine ſpätere Zeit ſetzen. Als Schiller von Charlottens Seite geſchieden war, lebte ſie außerordentlich eingezogen und ſuchte ſich durch tägliche Beſchäftigung mit ſeinen Schriften jene ſchönen Tage zurückzurufen, wo der Unvergeßliche noch wirkte und waltete.

Nun mag ihr auch wohl die Idee gekommen ſeyn, Goethe's Diſtichen und die ſeinigen von einander zu trennen. So weit ihre Erinnerungen reichten, vollführte ſie die Aufgabe, welche ſie ſich geſtellt, aber zuweilen war ihr der Verfaſſer ſelbſt unbekannt, und der Mann, der ihr Auskunft hätte geben können, lebte nicht mehr. Auf ſolche Weiſe blieben manche Lücken ſtehen und endlich unterbrach ſie ihre Sonderung, weil dieſelbe nun doch nicht mehr ganz zu vollenden war.

Bei den Xenien, wo perſönliche Beziehungen ins Spiel kamen, hatte Charlottens Gedächtniß einen feſten Halt. Die Chiffren, mit denen ſie dieſelben verſah, haben ſich vor dem forſchenden Blick der Kritik durchgängig bewährt. Der Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, die Unterredungen des letzteren mit Eckermann und andere Urkunden werfen manches Licht auf die engverſchlungene Dichtung von 1796; allein kein einziges Wort widerſpricht den Zeugniſſen der edlen Frau, ſondern alles verbündet ſich, deren Glaubwürdigkeit zu erhöhen. Düntzer hat es zwar verſucht, Frau v. Schiller's Zuverläſſigkeit auch hier zu beſtreiten, doch muß man geſtehen, es iſt ihm — trotz ſeiner umfaſſenden Kenntniß der Goetheliteratur — nicht ein einzigesmal gelungen. Ja, man erſtaunt ſogar, wie er überhaupt auf ſolche Angriffe fallen konnte. Schiller recommandirt Ramdohr, den Verfaſſer der „Charis," und Göſchen, Thümmels „Stallmeiſter," als Xenienempfänger. Hierauf ſchreibt Goethe zurück: „Wie werden ſich Charis und Johann prächtig neben einander ausnehmen!" (ſ. o. S. 19.) Nun folgert Düntzer: da Goethe ſchon am Ende des Jahres 1795, wo Schiller noch kein Xenion gedichtet zu haben ſcheint, des Xenientitels Charis Erwähnung thut, ſo gehört auch die Xenie (119) ſelbſt wahrſcheinlich dieſem an. — Ein andereſmal erklärt er: die Aufnahme einzelner Epigramme in Schiller's oder Goethe's Werke ſey nicht beweiſend für die Autorſchaft. Dennoch muß ihm Xenion 150, das nach Goethe's Tode in die Quartausgabe aufgenommen wurde, aus der ſpäteren Edition aber wieder fortblieb, als Beweismittel gegen Charlottens Bezeichnung dienen.

Viele bedeutende Literaturhistoriker haben eine Sonderung der Xenien für ausführbar und wünschenswerth erachtet, also ist es die Aufgabe der Kritik, für diesen Zweck alle Fingerzeige zu sammeln. Die erste Stelle hierbei muß natürlich das eigene Zeugniß der Dichter behaupten, so weit sie dasselbe durch Aufnahme in ihre Werke abgelegt haben. Ganz ohne Prüfung darf man freilich auch dieß nicht gelten lassen, da sie ein Xenion und drei Votivtafeln beiderseits abdrucken ließen. Dann folgt die Aussage der Frau v. Schiller, welche überall einer strengen Kritik unterworfen werden muß. Ihre Sortirung der Xenien ist bisher unverletzt stehen geblieben; bei den Votivtafeln verhält es sich anders und es wird weiter unten Gelegenheit seyn, darauf zurückzukommen. Endlich, wo jeder historische Nachweis mangelt, hat die Kritik das Recht und die Pflicht, mit ihrer Wahrscheinlichkeitsrechnung anzufangen, ohne eben fordern zu dürfen, daß man ihre Andeutungen wie Orakelsprüche hinnehmen solle.

Will man die allgemeinen Grundlinien feststellen, wodurch die Xenien beider Dichter sich unterscheiden, so wird das Urtheil lauten: Schiller's Epigramme ragen fast durchgehends über die Goethe'schen empor; treffender Witz, leuchtender Humor, vernichtende Satyre erfüllt sie. Er ging, ein ungestümer Streiter, begeistert in die Schlacht, um alles Falsche, Unschöne und Gemeine mit der Wurzel auszurotten, während Goethe's Distichen — wenn er sie nicht wider Frömmelei oder wider ihm verhaßte politische Grundsätze richtet — eine gewisse Versöhnlichkeit und Kälte athmen. Hierin begegnen sich nicht nur alle Andeutungen des Briefwechsels und Charlottens Chiffren, sondern auch Goethe's eigene Worte, denn Eckermann berichtet:[1] „Bei Erwähnung der Xenien rühmte Goethe besonders die von Schiller, die er scharf und schlagend nannte, dagegen seine eigenen unschuldig und geringe. Den Thierkreis, sagte er, welcher von Schiller ist, lese ich stets mit Verwunderung." (Vergl. die Anmerk. zu X. 68.)

Aus Hoffmeister's Edition ergeben sich 223 Xenien, die

[1] Gespräche, I 193.

Schiller's Gattin nach den Verfaſſern getrennt hat. Zwar ſagt er ſelbſt,[1] Charlotte habe 225 bezeichnet, dann vergaß er aber bei zweien die Unterſchrift mitzutheilen, und dieß ſind wohl X. 179 und 218, wo jede nähere Bemerkung fehlt. Von den übrigen ſtehen noch drei und ſechzig in Schiller's und eins in Goethe's Werken. Es würden im Ganzen alſo 127 Xenien ungeſondert bleiben, doch habe ich mir erlaubt, nach ſorgſamer Erwägung aller innern und äußern Gründe auch dieſe auf ihren Urſprung zurückzuführen. Um die Ueberſicht zu erleichtern, laſſe ich die Chiffren G. oder Sch., wo dieſelben von Schiller's Gattin herrühren, mit lateiniſcher Schrift drucken; bei Diſtichen, welche ſich in den Werken der Dichter wiederfinden, erſcheinen ſie mit deutſchen Buchſtaben, und ſobald ſie auf Combination beruhen, ſind ſie in Klammern eingeſchloſſen.

Nun würde hauptſächlich noch von den Erläuterungen der Xenien zu ſprechen ſeyn. Die eigentliche Quelle derſelben iſt ſchon früher mehrfach benutzt, aber immer ängſtlich verſchwiegen worden. Sie findet ſich in einem Buche, das 1797 erſchien und das den Titel führt: „Literariſche Spießruthen, oder die hochadligen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Min-Ellii et Ramleri.“ Der Verfaſſer Daniel Jeniſch war Prediger in Berlin und wir werden ihn, bei Gelegenheit der Epigramme 178 und 295, näher kennen lernen. Er beſtrebte ſich, Schiller und Goethe an gewaltiger Satyre zu übertreffen, darum gab er die Xenien mit Noten heraus, denen man die Prätenſion anmerkt, witzig ſeyn zu wollen. Seine platte Natur reichte zwar höchſtens bis zur farbloſen Ironie, aber wir müſſen ihm dennoch für dieſe Arbeit dankbar ſeyn. Er deutete nämlich durch einzelne Worte oder Buchſtaben den Sinn der Epigramme und klärte dadurch Vieles auf, was ſpäter, als jene Literaturepoche ſchon entfernt lag, wohl kaum noch zu ermitteln geweſen wäre. Nicht ſelten verwechſelte Jeniſch indeß die richtigen Namen, theils aus Unkenntniß, theils in ironiſcher Abſicht.

[1] Nachleſe. III 101

Dann folgte Friedrich Karl Julius Schütz, geboren 1779, geſtorben 1844, der die Xenien im dritten Bande von „Goethe's Philoſophie. Hamburg 1823“ abdrucken ließ. Schütz wäre ganz der Mann geweſen, dieſelben mit gründlichen Erklärungen auszuſtatten, denn im Hauſe ſeines Vaters, des Hofrath Schütz zu Jena, wurden die xeniſtiſchen Myſterien gewiß vollſtändig enthüllt. Auch hatte er, zur Zeit jener literariſchen Revolution bereits ein Alter erreicht, wo man merkwürdige Ereigniſſe mit lebhaftem Antheil aufzunehmen pflegt. Mangelte ihm nun aber überhaupt die Fähigkeit zu ſolchen Arbeiten, oder hatte die unglückliche Verbindung mit der Schauſpielerin Hendel-Schütz ſeine Geiſteskraft erlahmt — genug, wir finden in dem Xenien-Commentar, wie er ihn gab, gewöhnlich nur kahle Namen, aus den literariſchen Spießruthen ohne alle kritiſche Einſicht entnommen. Dagegen verdienen die abweichenden Deutungen, welche Schütz hin und wieder anbringt, unſere Aufmerkſamkeit, denn bei genauer Betrachtung zeigt ſich, daß es übrig gebliebene Tropfen aus einer guten Quelle ſind.

Bedeutend umfaſſender ſind die Noten in dem Büchlein: „Die Xenien aus Schiller's Muſenalmanach, Geſchichte, Abdruck und Erläuterung derſelben. Danzig 1833.“ Der ungenannte Verfaſſer ging mit Luſt und Eifer an ſein Werk, allein auch er trat allzugetreulich in die Spuren der literariſchen Spießruthen und wiederholte deren ſarkaſtiſche Deutungen als ernſthafte Wahrheit. Schützens Commentar war ihm unbekannt; ſonſt ruht die kleine Schrift auf fleißigen literaturgeſchichtlichen Studien und entbehrt nur des rechten Eindringens in den Geiſt der Xenienbichtung.

Meine Bearbeitung der „Nachträge zu Schiller's Werken. Stuttgart 1839“ brachte, durch des Verlegers Schuld, einen zerſtückelten Abdruck der Xenien. Ich gab das Buch in einem viel zu jugendlichen Alter heraus, als daß es auf erſchöpfende Gründlichkeit irgend Anſpruch machen könnte; doch hatte ich ſchon damals manche Beziehungen angemerkt, welche von den Erklärern vor mir übergangen waren.

Sowohl Heinrich Viehoff in den „Erläuterungen der Schiller'ſchen Gedichte (1840),“ als Karl Hoffmeiſter in ſeine

„Nachlese (1840)," ließen ſich, bei Auslegung der Xenien ganz und gar durch die Danziger Edition leiten. Die literariſchen Spießruthen kannten beide nicht, deßhalb geſchah es um ſo leichter, daß ſie die falſchen Notizen, welche dieß Buch verbreitet hatte, ohne Mißtrauen nachſchrieben. Auch Schützens Gloſſar iſt von ihnen völlig überſehen worden. Bei Viehoff entſchuldigt ſich das wohl, da er in's Allgemeine eingehen mußte und alſo unmöglich im Stande war, auf den literariſchen Theil der Epigramme vollwichtigen Nachdruck zu legen. Aber in Hoffmeiſter's Xenienerklärung vermißt man durchaus diejenige Tüchtigkeit und Selbſtprüfung, welche dem achtungswerthen Autor ſonſt eigen ſind.

Während ich mit der Redaktion meiner Schrift beſchäftigt war, erſchien (1849) der oben erwähnte Aufſatz von Heinrich Düntzer, welcher eine Reihe von Berichtigungen und Supplementen zu den vorhandenen Gloſſarien lieferte. Seine ausgebreitete Sachkenntniß hat ihn großentheils das Richtige finden laſſen; doch, wenn ſelbſt dieſem erfahrenen Schriftſteller hin und wieder Irrungen begegnen konnten, ſo mußte mich das zu verdoppelter Sorgfalt und Vorſicht mahnen.

Wie viel oder wie wenig in den folgenden Blättern geleiſtet worden, darf ich vertrauensvoll dem Urtheil des Leſers anheimgeben. Ein Zurückgehen auf die Quellen that noth und ich habe mich demſelben mit Gewiſſenhaftigkeit unterzogen. Meine Arbeit wurde dadurch äußerſt erſchwert, daß nirgendwo eine Centralbibliothek für die Erzeugniſſe des deutſchen Schriftenthums beſteht, ſondern daß dieſelben in hundert Büchereien verſtreut liegen. Allein die Charaktervorzüge der Deutſchen im Einzelnen machen oftmals die Mängel der Allgemeinheit vergeſſen und ſo geſchah es auch mir. Ueberall, wo ich anklopfte, wurde mir Gunſt und Förderung erwieſen, ohne welche mein Buch nimmer den Grad der Vollſtändigkeit erreicht hätte, in der ich es dem Leſer darbiete. Wohl mag daſſelbe trotzdem noch manche Lücke enthalten, aber man muß dergleichen Arbeiten doch endlich einmal zum Abſchluß bringen, wenn man fühlt, daß man einſtweilen nicht im Stande iſt, noch etwas dafür thun zu können.

Xenien.

Triste supercilium, durique severa Catonis
Frons et eratoria Filia Fabricii,
Et personati fastus et regula morum,
Quidquid et in tenebris nos summa, ite foras.

Die hier als Motto benutzten Verse sind dem eilften Buch der Epigramme des Martial entnommen, wo sie im zweiten Sinngedichte (V. 1—4) stehen.

1. Der ästhetische Tugendschreiber.

Halt, Passagiere! Wer seyd ihr? Weß Standes und Charakteres?
Niemand passiret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.

Sch.

2. Xenien.

Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch für minder.
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

Sch.

3. Visitator.

Oeffnet die Koffers. Ihr habt doch nichts Contrebandes geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von französischem Gut?

Sch.

4. Leuten.

Koffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr, als zwei Taſchen
Tragen, und die, wie bekannt, ſind bei Poeten nicht ſchwer.

Sch.

5. Der Mann mit dem Klingelbeutel.

Meſſieurs! Es iſt der Gebrauch, wer dieſe Straße bereiſet,
Legt für die Dummen was, für die Gebrechlichen ein.

Sch.

6. Helf Gott.

Das verwünſchte Gebettel! Es haben die vorderen Kutſchen
Reichlich für und mit bezahlt. Geben nichts. Kutſcher, fahr' zu!

Sch.

Die Ueberſchrift iſt eine Anſpielung auf Pfeffel's Fabel vom Spieler und Bettler, worin jener dem Armen eine Priſe reicht und die Antwort empfängt:

„Was braucht es, Herr, daß ich erſt nieſe?
Man ſagt mir täglich ohne Priſe
Nur allzuhäufig: Helf dir Gott!"

7. Der Glückstopf.

Hier iſt Meſſe; geſchwind, packt aus und ſchmücket die Bude.
Kommt Autoren und zieht, jeder verſuche ſein Glück.

G.

8. Die Kunden.

Wenige Treffer ſind gewöhnlich in ſolchen Boutiquen,
Doch die Hoffnung treibt friſch und die Neugier herbei.

Sch.

9. Das Widerwärtige

Dichter und Liebende schenken sich selbst; doch Speise voll Ekel,
Drängt die gemeine Natur sich zum Genusse dir auf!

Sch.

Zum Verständniß dieses Xenions dient eine Stelle aus Schiller's Recension über Bürger's Gedichte. Dort heißt es: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth seyn, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit herauf zu läutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren ꝛc."

10. Das Desideratum.

Hättest du Phantasie und Witz und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich, dir fehlte nicht viel, Wieland und Lessing zu seyn!

Sch.

Die Distichen 9 und 10 waren früher nicht gedeutet, allein ich stimme mit Düntzer überein, daß sie wohl nur auf Friedrich Nicolai gemünzt seyn können. Schiller wollte denselben „überall in Text und Noten mit einer recht insignen Geringschätzung behandeln," darum wurde er auch hier als Chorag vorangestellt. Nicolai glaubte wirklich, wegen seiner satyrisch-komischen Romane für einen zweiten Wieland, und wegen seiner kritischen Arbeiten für einen zweiten Lessing zu gelten.

11. An einen gewissen moralischen Dichter.

Ja, der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergessen, und kam, ach wie gereut mich's, zu dir.

Sch.

Lavater und ſein ſeltſames Buch: „Pontius Pilatus, oder der Menſch in allen Geſtalten, oder Höhe und Tiefe der Menſchheit, oder die Bibel im Kleinen und der Menſch im Großen, oder ein Ecce Homo, oder Alles in Einem. Zürich 1782—1785. 4 Bde.“ — Schiller ſendete das Xenion mit dem Briefe vom 22. Januar 1796 an Goethe und nahm daſſelbe unter dem Titel: „der moraliſche Dichter,“ in ſeine Gedichtſammlung auf.

12. Das Verbindungsmittel

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.

Sch.

Auch dieß Epigramm iſt gegen Lavater gerichtet; Goethe benutzte es für die „vier Jahreszeiten“ (Herbſt, 66), und Körner ließ es in Schiller's Gedichten abdrucken. Das hier über Lavater gefällte Urtheil iſt freilich herb; doch konnten ſelbſt deſſen Verehrer ihn von dem Vorwurf gewaltiger Eitelkeit nicht entbinden. Schiller hatte ſchon 1780 in ſeiner Diſſertation die Anſicht ausgeſprochen, daß eine Phyſiognomik zwar nicht unmöglich ſey, daß aber Lavater ſie wohl nimmer geben würde, ſollte er auch noch durch zehn Quartbände ſchwärmen. Außerdem enthielt ſeine Anthologie für 1782 die ſatyriſche „Grabſchrift eines gewiſſen — Phyſiognomen,“ der auf andrer Leute Naſe leſen wolle, weß Geiſtes Kind ſie wären, der aber auf der eignen nicht entdeckt habe, daß er unfähig ſey, dieß Werk zu vollführen. (Vergl. N. 20 und 21.)

13. Für Töchter edler Herkunft.

Töchtern edler Geburt iſt dieſes Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Luſt ſchnell ſich befördert zu ſehn.

Sch.

„Für Töchter edler Herkunft, eine Geſchichte. Leipzig 1787. 3 Thle.“ — Dieſer Roman erzählt die ſchlüpfrigen Abenteuer eines jungen Mädchens, das durch ſchlechte Erziehung in einer

französischen Pension auf Irrwege geleitet worden. Der Verfasser Johann Timotheus Hermes, geb. 1738, ging frühe nach Königsberg, wo Kant und Arnold seine Lehrer wurden. Nicht bloß die Philosophie der Schule, sondern auch die des Lebens studirte er dort; seine Romane gaben eine ungeschminkte, wenn gleich flache Abspiegelung der weiblichen Gemüthswelt; sie fanden großen Beifall und Hermes hieß zu seiner Zeit der deutsche Richardson. Im Jahre 1772 wurde er nach Breslau berufen, wo er 1821 als Probst zu St. Elisabeth, Generalsuperintendent und Professor der Gottesgelahrtheit, starb.

14. Der Kunstgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu.

Sch.

Bezieht sich auf die romantischen Gemälde von Hermes, welche zuerst die Phantasie des Lesers durch lüsterne Darstellungen erhitzen, dann aber schwere Strafe für die Sünder und eine moralische Nutzanwendung folgen lassen. Uebrigens pflegte Schiller in Stunden, wo er dem ermüdeten Geist vollkommene Muße gönnen wollte, das bekannteste Buch dieses Schriftstellers: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen," gern zur Hand zu nehmen. — Schiller hat das vorstehende Epigramm für seine Gedichtsammlung ausgewählt.

15. Der Teleolog.

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch den Stöpsel erfand!

Sch.

Eine Fluth frömmelnder Traktate, hervorgerufen durch Lavater, Stolberg, Jung-Stilling, Claudius ꝛc. bemühten sich, die Zwecke der Gottheit auf kleinliche Weise auszuklügeln, ein

Streben, das beiden Dichtern gleichmäßig zuwider seyn mußte. — Tünzer ist nicht abgeneigt, das Distichon Goethen zuzuschreiben, weil gerade ihm der Scherz mit dem Korkbaum und Stöpsel geläufig war. Derselbe äußerte nämlich gegen Eckermann (Gespräche I. 353): „Die Unterscheidung des Subjekts vom Objekt und ferner die Ansicht, daß jedes Geschöpf um sein selbst willen existirt und nicht etwa der Korkbaum gemacht ist, damit wir unsere Flaschen pfropfen können, dieses hatte Kant mit mir gemein und ich freute mich, ihm hierin zu begegnen." (Vergl. ebendaselbst II. 282.) Durch diese Uebereinstimmung wird indeß gar nichts bewiesen. Schiller konnte zu den Versen ein Lieblingswort Goethe's benutzt haben, oder die Aeußerung des Letztern war eine Reminiscenz aus den Xenien, da die Gespräche mit Eckermann erst viele Jahre nachher stattfanden.

16. Der Antiquar.

Was ein christliches Auge nur sieht, erblick' ich im Marmor:
Zeus und sein ganzes Geschlecht grämt sich und fürchtet den Tod.

G.

Kurz ehe Goethe nach Weimar ging, besuchten ihn in seinem elterlichen Hause zu Frankfurt die beiden Grafen Stolberg. Sie kamen aus dem Göttinger Hainbunde und brachten einen furchtbaren, hochromantischen Tyrannenhaß mit, worüber Goethe's Vater lächelnd den Kopf schüttelte, während die Mutter ihn in altem Rheinwein zu ertränken suchte. Der Dichter des Götz unternahm mit ihnen eine Schweizerreise und schrieb ihrer Schwester Auguste stürmische Liebesblätter, ohne sie je gesehen zu haben. Auf der Rückkehr (1775) sprachen die Brüder am weimarischen Hofe ein; damals war noch das „Nichtzahmseyn" ihr Schildspruch, aber bald schlugen sie aus Gluth und Drang in mystische Frömmelei über, die immer mehr eine ultramontane Richtung annahm. Goethe zog sich allmählig von ihnen zurück; Friedrich Stolberg blieb ihm indeß ergeben, bis durch die Xenien ein unheilbarer

Bruch entſtand. Der letztere hatte ſeine „Reiſe in Deutſchland, der Schweiz und Italien (Königsberg 1791, 4 Thle.) beſchrieben und das vorſtehende Epigramm bezieht ſich auf eine Stelle dieſes Buches, 3 Thl. 2. Brief 39. wo es heißt: „Ein gewiſſer Charakter von Härte, Mangel der Theilnehmung, trüber Melancholie, welche an Zorn grenzet, bezeichnet die meiſten Köpfe der alten Statuen, ſowohl der Götter als der Menſchen, ſowohl des männlichen Geſchlechtes als des weiblichen. — Es ſchwebet ſelbſt auf den Geſichtszügen der ewigen Götterjugend, wie eine ſchwarze Wolke, der Gedanke des Todes.“ (X. 32.)

17. Der Kenner.

Alte Vaſen und Urnen! Das Zeug wohl könnt' ich entbehren;
Doch ein Majolikatopf machte mich glücklich und reich.

G.

Joſeph Friedrich Freiherr v. Racknitz, geb. 1744, geſt. 1818 zu Dresden als königl. ſächſiſcher Hofmarſchall, Direktor der muſikaliſchen Kapelle, Theaterintendant und Oberküchenmeiſter. Er gab mehrere Schriften über Kunſt heraus; dieß Xenion aber geht namentlich auf ſeine Darſtellung und Geſchichte des Geſchmacks der vorzüglichſten Völker, in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunſt. Leipzig 1796.“ (Vergl. die Anmerk. zu X. 28.)

18. Erreurs et Verité.

Irrthum wollteſt du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck;
Wahrheit, ſie war dir zu ſchwer; Irrthum, den brachteſt du fort!

Sch.

Matthias Claudius, nach ſeinem bekannten Journal: „der Wandsbecker Bote“ genannt, war vormals ein friſcher Kämpfer für Denk- und Glaubensfreiheit geweſen, hatte ſich nachher aber

einem bedenklichen Obscurantismus zugeneigt. Hier handelt es sich um dessen Uebersetzung des mystischen Buches: „Des erreurs et de la verité“ vom Marquis St. Martin, worüber Claudius selbst das naive Geständniß ablegte: „Dieß Buch ist ein sonderliches Buch, und die Gelehrten wissen nicht recht, was sie davon halten sollen, denn man versteht es nicht — — ich verstehe dieß Buch auch nicht.“

19. H. S.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten: es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.
G.

In Goethe's Gedichten (Herbst. 67) abgedruckt. — Die literarischen Spießruthen deuten das Xenion auf Heinrich Stilling. Dieß war der Schriftstellername Johann Heinrich Jung's, welcher in seinem Buche: „Stilling's Wanderschaft. Berlin und Leipzig 1778.“ mit Begeisterung von dem jungen Goethe erzählt. Er sah diesen zum erstenmal an der Gastafel in Straßburg: Jung trug eine etwas altmodische Perücke, und ein Tischgenoß, dem dessen religiöser Sinn bekannt war, fragte spottend: ob Adam im Paradies wohl auch eine runde Perücke möge getragen haben? Rasch und feurig nahm Goethe sich des Fremden an und sie schloßen bald darauf „einen ewigen Bund der Freundschaft.“ Später zeichnete sich Jung nicht nur als Lehrer der Nationalökonomie aus, sondern er war auch ein trefflicher Augenoperateur, und Tausende von armen Erblindeten wurden durch ihn geheilt. Nebenbei ergab er sich dem schrankenlosesten Pietismus und suchte denselben vermittelst vieler Schriften auszubreiten. Goethe's Freundschaft ging dadurch in Kälte, endlich in Abneigung über und diese steigerte sich bis zu der Bitterkeit des obigen Xenions, welche Jung-Stilling niemals verdiente. Zeit und Tod wirkten versöhnend; in seiner Autobiographie hat Goethe das Bild des Jugendfreundes mit milden und treuen Zügen dargestellt.

20. Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

G.

Goethe war mit Lavater, bevor er ihn persönlich kannte, durch einen lebhaften Briefwechsel verbunden; der junge poetische Naturforscher zeigte sich bei seiner Physiognomik aus Freundschaft und eigener Theilnahme sehr behülflich. Im Jahre 1774 traf er in Frankfurt mit Lavater zusammen und dieser gefiel ihm so, daß er ihn über Ems nach Coblenz und Cöln begleitete. Ein humoristisches Erinnerungsblatt aus jener Zeit findet sich in Goethe's Gedichten, „Diné zu Coblenz" betitelt, worin Lavater schon als „Prophete" vorkommt. Je höher Goethe's geistige Klarheit stieg, desto mehr entfremdete er sich ihm und Lavater hieß am weimarischen Hofe nun fast allgemein „der Prophet;" in Briefen des Herzogs, Wieland's und der Herzogin führt er diesen Namen. Am 14. Oktober 1796 meldet Schiller dem Freunde Lavater's Ankunft und Goethe erwiedert: „Für die sonderbare Nachricht, daß der Prophet in Jena sey, danke ich auf's beste. Ich werde mich seiner zu enthalten suchen und bin sehr neugierig auf das, was Sie von ihm sagen werden."

21. Das Amalgama.

Alles mischt die Natur so einzig und innig: doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig vermischt.

G.

Auch dieß Xenion zielt auf Lavater, und es muß hier gesagt werden, was Goethe veranlaßte, einen Mann, dem er früher zugethan war, so herbe zu strafen. — Lavater hatte gewiß Ansprüche als freiheitliebender Bürger und treuer Seelsorger geschätzt zu werden, aber solch enger Kreis genügte ihm nicht. Er dürstete nach lautem Weltruhm, darum ließ er es gern geschehen,

daß eine Schaar von bigotten oder ſelbſt betrügeriſchen Leuten ihn zu einer Art von Heiligen ſtempelte. Während dieſe Schaar mit ſeinem Namen ein widerwärtiges Spiel trieb, wuchs er immer gewaltiger in der Selbſtvergötterung und trug den falſchen Nimbus voll theatraliſcher Würde. Seine aufrichtigen Verehrer ſchmerzte es, daß Lavater ſich zu ſolcher Schauſtellung von Schwärmerei und Frömmelei hergab und der brave Gleim äußerte: darum bin ich dem guten Lavater ſo gut und dem böſen ſo böſe. Goethe hielt nun ein ſtrenges Xeniengericht über ihn, und als er 1797 Zürich beſuchte, hatte er nicht einen Gruß für den ehemaligen Freund. Nach Jahren aber entflog ſein Groll: in „Dichtung und Wahrheit" ſteht auch Lavater's Geſtalt ſo vor uns da, wie Goethe ſie in herzlicher Erinnerung aus der Jugendzeit bewahrt hatte, und durch dieß verſöhnende Urtheil nahm er den allzuharten Spruch in den Xenien zurück.

22. Der erhobene Stoff

Deine Muſe beſingt, wie Gott ſich der Menſchen erbarmte,
Aber iſt das Poeſie, daß er erbärmlich ſie fand?

Sch.

Einzelne mochten dieß Xenion wohl auf die Meſſiade gedeutet haben, darum erklären die literariſchen Spießruthen ausdrücklich, hier ſey nicht Klopſtock gemeint, ſondern Lavater's: „Jeſus Meſſias, oder die Evangelien und Apoſtelgeſchichte in Geſängen. Winterthur 1783—86. 4 Bde."

23. Belſazer, ein Drama.

König Belſazer ſchmauſt in dem erſten Akte, der König
Schmauſt in dem zweiten, es ſchmauſt fort bis zu Ende
der Fürſt.

G.

Belſazer, ein Drama von Chriſtian Graf zu Stolberg. Daſſelbe befindet ſich in den „Schauſpielen mit Chören" der Bruder

Stolberg, wovon nur ein erster Theil 1787 bei Göschen erschienen ist.

24. Gewisse Romanhelden.

Ohne das Mindeste nur dem Pedanten zu nehmen, erschufst du,
Dichter, wie keiner mehr ist, einen vollendeten Geck.
G.

Nach den literarischen Spießruthen geht das Epigramm auf Nicolai's „Geschichte eines dicken Mannes." S. X. 142.

25. Pfarrer Cyllenius.

Still von deinen Pastoren und ihrem Zofenfranzösisch,
Auch von den Zofen nichts mehr mit dem Pastorenlatein.
Sch.

Die literarischen Spießruthen bezeugen, daß hier Hermes (X. 13) gemeint sey und alle folgenden Ausleger erklären den Pfarrer Cyllenius für einen Autornamen, dessen sich Hermes bedient habe. Dem ist aber nicht so; er nannte sich, wo er pseudonym schrieb: „Jemehr" oder „Heinrich Meister." Ich finde hier nur ein Wortspiel, denn Cyllenius ist ein Beiname des Götterboten Hermes, nach dem Berge Cyllen in Arkadien, wo ihm ein Tempel erbaut war.

26. Jamben.

Jamben nennt man das Thier mit einem kurzen und langen Fuß, und so nennst du mit Recht Jamben das hinkende Werk.
Sch.

Das Buch: „Jamben von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Leipzig 1784" enthält siebzehn frömmelnde Strafgedichte über moralische, literarische und politische Gegenstände. Vergl. die Anmerk. zu X. 118.

27. Neueste Schule.

Ehmals hatte man Einen Geschmack. Nun gibt es Geschmäcke;
Aber sagt mir, wo sitzt dieser Geschmäcke Geschmack?

G.

28. An deutsche Baulustige.

Kamtschadalisch lehrt man euch bald die Zimmer verzieren,
Und doch ist manches bei euch schon kamtschadalisch genug.

G.

Xenien 27 und 28 gehen auf die bei Nr. 17 angeführte Schrift des Freiherrn v. Racknitz. Bevor dieselbe noch erschienen war, schrieb Goethe (18. März 1796) an Heinrich Meyer nach Italien: „Dem Freunde der Geschmäcke in Dresden gelingt es, daß diejenigen, die dem Kindlein nach dem Leben strebten, über die Alpen gezogen sind." Einige Monate später berichtet unser Dichter unterm 1. August ebenfalls an Meyer: „Die Dresdner Geschmäcke sind nun auch herausgekommen und die illuminirten Kupfer mit außerordentlicher Delikatesse und Reinlichkeit vollendet." (Riemer, Briefe von und an Goethe, S. 28 und 41.)

29. Affiche.

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren; gefall' nun auch das Feuerwerk euch.

G.

30. Zur Abwechslung.

Einige steigen als leuchtende Kugeln und andere zünden,
Manche auch werfen wir nur spielend, das Aug' zu erfreun.

G.

31. Der Zeitpunkt.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

Sch.

Schiller ſchreibt zu Anfang des vierten Briefes über die äſthetiſche Erziehung, mit Bezug auf Frankreichs Revolution: „Das Gebäude des Naturſtaats wankt, ſeine mürben Fundamente weichen, und eine phyſiſche Möglichkeit ſcheint gegeben, das Geſetz auf den Thron zu ſtellen, den Menſchen endlich als Selbſtzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politiſchen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moraliſche Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geſchlecht.“ — Körner hat dies Xenion in Schiller's Gedichte eingeſchaltet.

32. Goldener Mittelw.

Ob die Menſchen im Ganzen ſich beſſern? Ich glaub' es, denn einzeln
Suche man, wie man auch will, ſieht man doch gar nichts davon.

G.

Der Pentameter mahnt ſo lebhaft an den Eingang der zweiten römiſchen Elegie von Goethe, daß Schiller's Gattin dadurch ein neues Zeugniß für ihre Zuverläſſigkeit gewinnt.

33. Manſo von den Grazien.

Hexen laſſen ſich wohl durch ſchlechte Sprüche citiren,
Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.

Sch.

Johann Kaſpar Friedrich Manſo, geb. 1759, lebte nach vollendetem Studium in Gotha, und wurde 1790 an's Maria-Magdalena-Gymnaſium nach Breslau berufen, als deſſen Rektor er 1826 ſtarb. Durch herbe Urtheile in Dyk's Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften hatte er Schiller herausgefordert und ſeine poetiſchen Erzeugniſſe boten Blößen genug, um die Xenienpfeile darauf richten zu können. — Von den Grazien handelt Manſo in ſeiner Schrift: „Verſuche über einige Gegenſtände der Mythologie. Leipzig 1794.“

34. Taſſo's Jeruſalem, von demſelben.

Ein aſphaltiſcher Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jeruſalem ſtand, das uns Torquato beſang.

Sch.

Manſo's Ueberſetzung des befreiten Jeruſalem, wovon 1791 die erſten fünf Geſänge erſchienen und die auch nicht weiter fortgeſetzt wurde.

35. Die Kunſt zu lieben.

Auch zum Lieben bedarfſt du der Kunſt? Unglücklicher Manſo,
Daß die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch gethan!

Sch.

N. 35—40: „Die Kunſt zu lieben. Ein Lehrgedicht in drei Büchern von Manſo. Berlin 1794." — Der alte Garve nahm die erotiſchen Schilderungen des Verfaſſers ſo ernſthaft, daß er an deſſen Mutter ſchrieb: er wundere ſich nur, daß ein Fleiß, wie der Manſo's, neben ſolchen Ausſchweifungen beſtehen könne. (Blätter f. d. liter. Unterh. 1830. Nr. 341.)

36. Der Schulmeiſter in Breslau.

In langweiligen Verſen und abgeſchmackten Gedanken
Lehrt ein Präceptor uns hier, wie man gefällt und verführt.

Sch.

37. Amor als Schulcollege.

Was das Entſetzlichſte ſey von allen entſetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es jückt, lecker und loſe zu ſeyn.

Sch.

38. Der zweite Ovid.

Armer Naſo, hätteſt du doch wie Manſo geſchrieben,
Nimmer, du guter Geſell, hätteſt du Tomi geſehn.

Sch.

Der römiſche Dichter Ovid, mit dem Beinamen Naſo, ſchrieb ebenfalls eine „Ars amandi“ (Kunſt zu lieben). Er lebte in Glück und Ruhm, als ihn Kaiſer Auguſtus plötzlich nach Tomi an der unwirthbaren Küſte des Pontus Eurinus verbannte. Ovid ſuchte nun das Gerücht zu verbreiten, als hätten ihn ſeine üppigen Schilderungen in Ungnade gebracht und dieſe Angabe benutzt der Xenienbichter, obgleich es feſtſteht, daß Ovid's Verbannung eine andere Urſache hatte.

39. Das Unverzeihliche.

Alles kann mißlingen, wir können's ertragen, vergeben:
Nur nicht, was ſich beſtrebt, reizend und lieblich zu ſeyn.

G.

40. Proſaiſche Reimer.

Wieland, wie reich iſt dein Geiſt! Das kann man nun erſt empfinden,
Sieht man, wie fad und wie leer dein caput mortuum iſt.

Sch.

Manſo's „Kunſt zu lieben“ wollte für ein Seitenſtück zu Wieland's Muſarion gelten. Caput mortuum nennt die Chemie eine im Schmelztiegel zurückgebliebene unbrauchbare Subſtanz; deßhalb hielt man das Xenion damals für eine Satyre auf die neue Ausgabe von Wieland's Werken [1794—1802], welche freilich manchen poetiſchen Rückſtand mitbrachte. S. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. II. 222

41. Jean Paul Richter.

Hielteſt du deinen Reichthum nur halb ſo zu Rathe, wie Jener
Seine Armuth, du wärſt unſrer Bewunderung werth.

Sch.

Jean Paul Friedrich Richter. Schiller lernte ihn im Juni 1796 persönlich kennen und meldete an Goethe: „Ich habe ihn ziemlich gefunden, wie ich ihn erwartete: fremd, wie einer, der aus dem Mond gefallen ist, voll guten Willens und herzlich geneigt die Dinge außer sich zu sehen, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht.“ Ein näheres Verhältniß zwischen Schiller und Jean Paul entwickelte sich nie, und als der letztere 1798 seinen Wohnort nach Weimar verlegte, gesellte er sich ganz zu dem vereinsamten Herder. — Die Worte: „wie Jener seine Armuth“ beziehen sich auf Manso.

12. An seinen Lobredner

Meinst du, er werde größer, wenn du die Schultern ihm leihest?
Er bleibt klein, wie zuvor, du hast den Höcker davon.
Sch.

Die literarischen Spießruthen bezeichnen eine Kritik in der Allgem. Literaturzeitung über Jean Paul's „Hesperus,“ welche vom Professor Wolkmann (Woltmann?) herrühren sollte und Düntzer hat aus den Briefen an Schütz (I. 198) nachgewiesen, daß der wahre Verfasser jener Recension Friedrich Jacobs gewesen sey. Aber das Xenion geht überhaupt gar nicht auf Jean Paul, sondern gehört noch zur Salve gegen Manso und trifft einen Schriftsteller — wohl ebenfalls Friedrich Jacobs — der dessen Produktionen rühmend beurtheilt hatte.

13. Feindlicher Einfall.

Fort ins Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herr'n reife papierene Saat.
Sch.

Im Buch der Richter, Kap. 15 V. 4—5 wird erzählt, wie Simson dreihundert Füchse fing, denen er Feuerbrände an die Schwänze band. „Und ließ sie unter das Korn der Philister, und

zündete alle an die Mandeln sammt dem stehenden Korn und Weinberge und Oelbäume." — Zu diesem Xenion macht Düntzer die Anmerkung: „Charlotte Schiller bezeichnet ihren Gatten als Verfasser. Nach der Aeußerung Goethe's aber (30. Jan. 1796), sie wollten Reichardt einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken, sollte man eher an Goethe denken, wenn man nicht etwa annehmen will, was sehr unwahrscheinlich, Goethe beziehe sich dort auf unser schon damals vollendetes Epigramm. Düntzer ist uns die Gründe, weßhalb eine solche Beziehung sehr unwahrscheinlich sey, schuldig geblieben; auch gibt es wohl keine, welche irgend stichhaltig wären. Am 30. Januar hatten die Dichter bereits zweihundert Xenien fertig und unter diesen befand sich ohne Zweifel das verstehende Distichen, denn in Goethe's Worten liegt eine unverkennbare Hindeutung darauf.

14. Nekrolog [illegible]

Unter allen, die von uns berichten, bist du mir der liebste:
Wer sich liefet in dir, liest dich zum Glücke nicht mehr.
Sch.

Adolf Heinrich Friedrich Schlichtegroll, geb. 1765, lebte eine Reihe von Jahren als Professor und Bibliothekar in Gotha, wo er sich das vollste Vertrauen des Herzogs erwarb. Nicht bloß Münz- und Alterthumskunde beförderte er, sondern sein Herz schlug auch warm für die geistige und politische Erhebung des Vaterlandes. Schlichtegroll's „Nekrolog merkwürdiger Deutschen," von dem achtundzwanzig Jahrgänge [1791—1806] erschienen, ist noch jetzt eine unserer bedeutendsten biographischen Quellen. Im Jahre 1807 erhielt er einen Ruf nach München, wo er als Direktor und Generalsecretär der Akademie der Wissenschaften 1822 starb. — Der Nekrolog hatte neuerdings den Unwillen der beiden Dichter durch eine Lebensbeschreibung ihres gemeinschaftlichen Freundes Karl Philipp Moritz (Jahrg. 1793. Bd. 2) erregt. Eitelkeit und Egoismus wurden ihm darin zur Last gelegt. Um Ausbildung seines Geistes hieß es, habe er sich

nie ernstlich bewerben; er wollte nur glänzen und sogar seine Unfälle mußten ihm zur Befriedigung der Eigenliebe dienen. Uebrigens hatte Schlichtegroll diese Biographie nicht selbst verfaßt, sondern ein Autor, der sich in psychologischer Zerlegungskunst allzusehr gefiel." (Fr. Jacobs Schriften. VIII. 230.)

45. Bibliothek schöner Wissenschaften.

Jahre lang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

Sch.

X. 45—49. Die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, oder „die Leipziger Geschmacksherberge," wie Schiller sie nannte, Christian Felix Weiße, durch seinen Kinderfreund und seine dramatischen Schriften wohlbekannt, hatte diese Zeitschrift 1765 gegründet; Mag. Joseph Gottfried Dyk, Buchhändler zu Leipzig [geb. 1750, gest. 1813], gab deren Fortsetzung heraus. — Schiller ließ X. 45 in seinen Gedichten unter der Ueberschrift „die Danaiden" abdrucken, wodurch demselben jede epigrammatische Spitze geraubt wurde.

46. Dieselbe.

Invaliden Poeten ist dieser Spittel gestiftet,
Gicht und Wassersucht wird hier von der Schwindsucht gepflegt.

Sch.

47. Die neuesten Geschmacksrichter.

Lichter, ihr armen, was müßt ihr nicht alles hören, damit nur
Sein Exercitium schnell lese gedruckt der Student!

Sch.

28. An Schweitzer und Schmieter.

Treibet das Handwerk nur fort, wir können's euch freilich nicht legen:
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

G.

29. Guerre ouverte.

Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch:
Krieg verlangtet ihr ja, führt ihn nun offen den Krieg.

Sch.

„Guerre ouverte," der Titel einer damals sehr bekannten Komedie. Tumaniant hatte dieselbe nach Augustin Moreto's: „No puede ser" in's Französische übertragen und das Stück wurde durch Ludw. Ferd. Huber in der „Offenen Fehde" (Mannheim 1788), auch deutsch bearbeitet.

30. An gewisse Collegen.

Mögt ihr die schlechten Regenten mit strengen Worten verfolgen,
Aber schmeichelt doch auch schlechten Autoren nicht mehr.

G.

Nach den literarischen Spießruthen geht dieß Epigramm auf Hennings's „Genius der Zeit," Reichardt's „Deutschland," „Humaniora" (Leipzig 1796—98. 8 Stücke) und ähnliche Journale, welche ihre Spalten sowohl der Politik als der Literatur widmeten. Die Erklärung der Danziger Ausgabe, hier sey Herder gemeint, ist erkünstelt; es läßt sich im Gegentheil mit Sicherheit behaupten, daß dieser in den Xenien verschont geblieben, wobei ihm wohl auch seine hohe geistliche Stellung in Weimar als Aegide gedient haben mag.

31. An die Herren B. H. P.

Euch bedaur' ich am meisten, ihr wähltet gerne das Gute,
Aber euch hat die Natur gänzlich das Urtheil versagt.

(H.)

Die literarischen Spießruthen lesen die Ueberschrift: Inopes, d. h. die Unvermögenden und beziehen das Distichon auf Ewald's Urania, Meyer's Archiv der Zeit, Huber's Flora u. s. w. Die eben so schwankende als willkürliche Nomenclatur, welche die Danziger Ausgabe beibringt, kann keine Berücksichtigung finden. Dr. Wilhelm Ernst Weber in seinem Buche über „Goethe's Faust" (Halle 1836. S. 102), hat die Auslegung „iNOPes" anerkannt, wogegen Düntzer den räthselhaften Buchstaben nur eine allgemeine Bedeutung, wie N. N. oder X. Y. Z. zugesteht. „Doch wollen wir nicht läugnen," sagt er, „daß die beiden Dichter durch ihr N. O. P. den Scharfsinn der Leser irre zu führen gedachten, was ihnen bestens gelungen ist." Dennoch glaube ich das Ziel angeben zu können, gegen welches dieser Pfeil gerichtet war. In der oberdeutschen Literaturzeitung, 1796. Stück 2. stand eine Beurtheilung der Horen, worin alle Aufsätze, fast ohne Unterschied gelobt wurden. Der Recensent hatte sich M. N. O. unterzeichnet, und ihm galt wohl das obige Gastgeschenk. — Charlotte Schiller gab diesem Xenion keine Unterschrift.

52. Der Commissarius des jüngsten Gerichts.

Nach Calabrien reis't er, das Arsenal zu besehen,
Wo man die Artillerie gießt zu dem jüngsten Gericht.

G.

Friedrich Stolberg's Reise in Deutschland ꝛc. (X. 16). Band 3. Brief 84: „Calabrien ist ein blühendes Weib des befruchtenden Himmels! — Aber sie trägt unter ihrem Herzen einen Riesen, dessen Zuckungen die Erde schon oft erschütterten! Seine Geburt wird durch die Wehen der Gebärerin laut angekündigt werden, und diese Wehen werden die harrende Erde erschüttern von Pol zu Pol, bis — —!"

53. Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun.

Sch.

Schiller nahm das Distichon in die Gedichtsammlung auf.

34. 3-4.

Steil wohl ist er, der Weg zur Wahrheit und schlüpfrig zu steigen,
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eseln zurück.
Sch.

Ludwig Heinrich v. Jakob, geb. 1759, docirte damals an der Universität Halle und suchte die Kantische Philosophie durch populäre Darstellung dem großen Publikum mundrecht zu machen. Er hatte in seinen „Philosophischen Annalen" über Schiller's ästhetische Schriften schroff und plump absprechende Urtheile gefällt, wofür ihn die Xenien mit solcher Geringschätzung behandelten. Späterhin trat Jakob in russische Staatsdienste, erwarb sich Titel und Orden, kehrte aber 1816 nach Halle zurück, und starb 1827 im Pabrort Lauchstädt.

35. Die Stockblinden.

Blinde, weiß ich wohl, fühlen, und Taube sehen viel schärfer:
Aber mit welchem Organ philosophirt denn das Volk?
G.

Das Xenion ist wohl allgemein zu nehmen, obgleich der Hexameter an Büsch und Ebeling erinnert. Möglicherweise sollten dieselben hier wegen ihrer philosophischen Vergehen, wie in N. 236 wegen der politischen, gestraft werden.

36. Knoblauch.

Ist denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Häute nur abschält?
Was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer heraus.
G.

57. Der Geist und der Buchstabe.

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen.
Endlich, es hilft nicht, ihr Herrn, muß man den Beutel doch ziehn.

Sch.

58. Wissenschaftliches Genie.

Wird der Poet nur geboren? Der Philosoph wird's nicht minder.
Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geschaut.

G.

Uebereinstimmend sagt Goethe in den Aphorismen über Naturwissenschaft (Werke Bd. 3. S. 303): „Alles was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt."

59. Die bornirten Köpfe.

Etwas nützet ihr doch: die Vernunft vergißt des Verstandes Schranken so gern, und die stellet ihr redlich uns dar.

Sch.

60. Subordinationspflicht.

Rein sey zuerst das Haus, in welchem die Königin einzieht:
Frisch denn, die Stuben gefegt! dafür ihr Herrn, seyd ihr da!

Sch.

61. Ungeduld.

Aber, erscheint sie selbst, hinaus vor die Thüre, Gesinde!
Auf den Sessel der Frau pflanze die Magd sich nicht hin.

Sch.

62. Wiſſenſchaft.

Einem iſt ſie die hohe, die himmliſche Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgt.

Sch.

In Schiller's Werke aufgenommen.

63. An Kant.

Vornehm nennſt du den Ton der neuen Propheten? Ganz richtig;
Vornehm philoſophirt heißt wie Rotüre gedacht.

Sch.

Immanuel Kant ſchrieb 1796 die Abhandlung: „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philoſophie," welche in ſeinen vermiſchten Schriften, Bd. 3, S. 303 ff. wieder abgedruckt iſt. Dieſe ſchlagende Polemik war insbeſondere gegen Johann Georg Schloſſer (ſ. die Anmerk. zu Tab. vot. 600) gerichtet, und Goethe meldete damals (30. Oktober) an Heinrich Meyer: „Der alte Kant hat ſich, Gott ſey Dank, endlich über die Herren auch ereifert und hat einen ganz allerliebſten Aufſatz über die vornehme Art zu philoſophiren, in die Berliner Monatsſchrift ſetzen laſſen; er hat niemand genannt, aber die philoſophiſchen Herren Ariſtokraten recht deutlich bezeichnet." — Es iſt ſchwer zu ergründen, wie Düntzer in dieſer Stelle ein Judicium gegen Charlotte v. Schiller's Bezeichnung finden will.

64. Der kurzweilige Philoſoph.

Eine ſpaßhafte Weisheit docirt hier ein luſtiger Doctor,
Bloß dem Namen nach Ernſt, und in dem luſtigſten Saal.

Sch.

Ernſt Platner, geb. 1744, bekleidete zur Zeit eine Profeſſur der Phyſiologie in Leipzig und ſein Hörſaal war ſehr glänzend ausgeſchmückt. Die Xenien ſind ungerecht gegen ihn, denn

ihm bleibt das unbeſtreitbare Verdienſt, die Gebiete der Pſychologie und Anthropologie weſentlich erweitert zu haben. Er ſtarb 1818 als königlich ſächſiſcher Hofrath. (Siehe die Anmerk. zu A. 289.)

65. Verfehlter Beruf.

Schade, daß ein Talent hier auf dem Katheder verhallet,
Das auf höherm Gerüſt hätte zu glänzen verdient.
Sch.

Platner gehörte der mediciniſchen Fakultät an und mit dem „höhern Gerüſt“ war die Marktſchreierbude gemeint.

66. Das philoſophiſche Geſpräch.

Einer, das hört man wohl, ſpricht nach dem andern, doch keiner
Mit dem andern: wer nennt zwei Monologen Geſpräch?
(Sch.)

Platner's „Geſpräch über den Atheismus. Leipzig 1783.“ Der Verfaſſer rühmte ſich eines gewiſſen Skepticismus, welcher wohl das Ergebniß ſeiner mediciniſchen Forſchungen war.

67. Das Privilegium.

Dichter und Kinder, man gibt ſich mit beiden nur ab um zu ſpielen,
Nun, ſo erboßet euch nicht, wird euch die Jugend zu laut.
Sch.

68. Literariſcher Zodiakus

Jetzo, ihr Diſtichen, nehmt euch zuſammen, es thut ſich der Thierkreis
Grauend euch auf; mir nach, Kinder! wir müſſen hindurch.
Sch

Goethe ſagte zu Eckermann (Geſpräche, zweite Aufl. Thl 1. S. 195): „Den Thierkreis, welcher von Schiller iſt, leſe ich ſtets mit Bewunderung.“. auch hat Charlotte nur die zwei günſtigen Xenien 75 und 82, an Voß und Schütz, Goethen zugeſchrieben.

69. Zeichen des Widders.

Auf den Widder ſtoßt ihr zunächſt, den Führer der Schafe,
Aus dem Dykiſchen Pferch ſpringet er trotzig hervor.

Sch.

„Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften — und ihr Redakteur“ heißt es in den literariſchen Spießruthen. Jenisch deutete damit auf Friedrich Jacobs, den trefflichen Kenner des klaſſiſchen Alterthums, geb. 1764 zu Gotha, geſt. 1847, als Oberbibliothekar und geheimer Hofrath in ſeiner Vaterſtadt. Als es ſpäter in Vergeſſenheit kam, daß Jacobs damals faſt allgemein für den ungenannten Redakteur der bei Dyk erſcheinenden Bibl. d. ſch. W. gehalten wurde, wußten die Commentatoren nicht, wer hier gemeint ſey. Sie bezogen das Xenion bald auf Manso, bald auf Nicolai, bis der wahre Eigenthümer es im Schiller-Album (1837, S. 113) freiwillig reclamirte.

70. Zeichen des Stiers

Nebenan gleich empfängt euch ſein Namensbruder: mit ſtumpfen
Hörnern, weicht ihr nicht aus, ſtößt euch der Halliſche Ochs.

Sch.

Der „Namensbruder“ iſt Jakob in Halle (X. 54).

71. Zeichen des Fuhrmanns.

Alſobald knallet in G** des Reiches würdiger Schwager,
Zwar er nimmt euch nicht mit, aber er fährt doch vorbei.

Sch.

Rudolf Zacharias Becker in Gotha, geb. 1751, geſt. 1822, hat ſich durch populäre Schriften um die Volksbildung vielfach verdient gemacht. Des Reiches würdiger Schwager heißt er als Herausgeber des „Kaiſerl. priv. allgemeinen Reichsanzeigers 1791 bis 1806," aus welchem nachmals der Allgemeine Anzeiger der Teutſchen hervorging.

72. Zeichen der Zwillinge.

Kommt ihr den Zwillingen nach, ſo ſprecht nur: Gelobet ſey J —
G — ! „In Ewigkeit!" gibt man zum Gruß euch zurück.

Sch.

Die beiden Grafen Stolberg (X. 116—118 und 125), welche in Holſtein lebten.

73. Zeichen des Bärs.

Nächſt daran ſtrecket der Bär zu K** die bleiernen Tatzen
Gegen euch aus, doch er fängt euch nur die Fliegen vom Kleid.

Sch.

Literariſche Spießruthen: „Kiel. Die Xenienmacher glauben, der Herausgeber der allgemeinen deutſchen Bibliothek ſey in Kiel. Sie ſind falſch berichtet; er lebt in Hamburg und heißt Hermann." — Nachdem Nicolai im Jahre 1792 die Redaktion der allgemeinen deutſchen Bibliothek niedergelegt hatte, erſchien deren Fortſetzung in Kiel und führte ſeit 1794 den Titel: Neue allgemeine deutſche Bibliothek.

74. Zeichen des Krebſes.

Gebt mir dem Krebs in P*** aus dem Weg; manch lyriſches Blümchen,
Schwellend in üppigem Wuchs, kneipte die Scheere zu Tod.

Sch.

Ramler in Berlin gab die poetischen Werke verstorbener und lebender Dichter, z. B. Logau's, Gesner's, Lichtwer's und Hölty's, mit sogenannten „Verbesserungen" heraus, wogegen besonders Lichtwer heftig protestirte. Chodowiecki zeichnete ihn als Barbier des im Sarge liegenden Kleist und schrieb darunter: Laß die Todten ungeschoren!

75. Zeichen des Löwen.

Jetzo nehmt euch in Acht vor dem wackern Eutinischen Leuen,
Daß er mit griechischem Zahn euch nicht verwunde den Fuß.

G.

Johann Heinrich Voß zu Eutin, dessen „Mythologische Briefe. 1794. 2 Bde." eine scharfe Polemik gegen Heyne in Göttingen enthielten.

76. Zeichen der Jungfrau.

Bücket euch, wie sich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau in Weimar;
Schmollt sie auch oft — wer verzeiht Launen der Grazie nicht?

Sch.

Dieß Epigramm wurde sehr verschieden gedeutet. Schiller berichtet dem Bundesgenossen am 18. Oktober 1796, daß man darunter die Herzogin in W[eimar] verstehe; „die Parodien" (Anti-Xenien, Nr. XXV.) beziehen es auf Sophie Mereau und in den literarischen Spießruthen heißt es: „Respekt vor Wieland!" Die letztere Auslegung wird durch Schiller's eigene Worte bestätigt, denn als man die Xenien zerstückeln wollte, schrieb er (31. Juli 1796) an Goethe: „Wieland soll mit der zierlichen Jungfrau in Weimar wegkommen, worüber er sich nicht beklagen kann." Schiller hatte den „Sänger der Grazien," wie sich

Wieland gern bezeichnen hörte, ſchon 1787 während ſeines erſten Aufenthaltes in Weimar kennen gelernt. Allein die wetterwendiſche Natur deſſelben machte ihm gleich damals viel zu ſchaffen; bald feſſelte er ihn durch unwiderſtehliche Freundlichkeit, bald ſtieß er ihn durch eiſige Kälte zurück. Dieß mädchenhaft launiſche Weſen wurzelte zu tief in Wieland's Charakter, als daß er es jemals hätte ablegen können; wenn er heute noch aufrichtig zu lieben ſchien, gegen den benahm er ſich morgen mürriſch und gleichgültig (vrgl. X. 281 u. Tab vot. 446). — Man hielt zur Zeit, als der Almanach herauskam, Goethe für den Verfaſſer des obigen Xenions und Falk äußerte: „Mit Recht hat Goethe Wielanden die zierliche Jungfrau von Weimar genannt. Er iſt kaum ein Viertel Mann.“ (Böttiger, literar. Zuſtände. I. 257.)

77. Zeichen des Raben

Vor dem Raben nur ſehet euch vor, der hinter ihr krächzet,
Das nekrologiſche Thier ſetzt auf Kadaver ſich nur.

Sch.

Schlichtegroll's Nekrolog (X. 43). — Schiller ſchreibt am 28. Oktbr. 1796 an Goethe: „Woltmann glaubt ſteif und feſt, daß mit dem nekrologiſchen Raben, der hinter Wieland krächze, niemand als L.... gemeint ſey.“ Der ausgelaſſene Name iſt wohl Friedrich Auguſt Wolf, welcher den Homer feirt hatte. (X. 264.)

78. Locken der Berenice

Sehet auch, wie ihr in S*** den groben Fäuſten entſchlüpfet,
Die Berenices Haar ſtriegeln mit eiſernem Kamm.

Sch.

Die „Oberdeutſche allgemeine Literaturzeitung,“ in Salzburg erſcheinend. Sie hatte im fünfzehnten Stück des Jahrgangs 1796 eine Recenſion über Schiller's erſten Muſenalmanach gebracht und den „ſchönfarbigen Kranz, gewunden aus mannigfaltigen, angenehm duftenden Blumen“ mit größter Achtung behandelt. Nur

einzelne metriſche Mängel der Gedichte wurden gerügt, wofür das obige Epigramm doch wohl eine allzuharte Strafe war.

79. Zeichen der Wage.

Jetzt wäre der Ort, daß ihr die Wage beträtet,
Aber dieß Zeichen ward längſt ſchon am Himmel vermißt.

Sch.

Die literariſchen Spießruthen ſetzen hinzu: „Wäre es aber noch da, ſicher ihr riſſet es weg.“ Niemand wird dieß Epigramm anders verſtehen, als daß die Wage der Gerechtigkeit am deutſchen Journalhimmel fehle, aber Hoffmeiſter nennt es „ein Xenion auf die Vertheilung,“ erinnert an Schiller's Reſignation ꝛc. und will deſſen Anſichten über das Mißverhältniß zwiſchen Glück und Verdienſt hier wiederfinden.

80. Zeichen des Scorpions.

Aber nun kommt ein böſes Inſekt aus G—b—n her,
Schmeichelnd naht es; ihr habt, ſieht ihr nicht eilig, den Stich.

Sch.

Johann Friedrich Reichardt, geb. 1751 zu Königsberg, wurde unter Friedrich dem Großen Kapellmeiſter in Berlin, lebte dann als königl. Salinendirektor auf ſeinem Landgut zu Giebichenſtein und ſtarb 1814.

81. Ophiuchus.

Drohend hält euch die Schlang' jetzt Ophiuchus entgegen:
Fürchtet ſie nicht, es iſt nur der getrocknete Balg.

Sch.

Zwar bemerken die literariſchen Spießruthen hier: „Die allgemeine deutſche Bibliothek, ſeitdem ſie in Kiel erſcheint. Es iſt nur der Balg von der Berliniſchen.“ Da aber ſchon X. 73 von

dieſem Journal handelt und da in dem Thierkreis kein Gegenſtand doppelt vorkommt, ſo möchte ich das Epigramm anders deuten, nämlich auf Johann Erich Bieſter, geb. 1749 zu Lübeck, geſt. 1816. Derſelbe war königl. Bibliothekar in Berlin, wo er die gehaltvolle „Berliniſche Monatsſchrift“ herausgab. — Das Sternbild Ophiuchus ſtellt einen Mann dar, der eine mächtige Schlange trägt und X. 81 zielte wahrſcheinlich auf Bieſter's bekannte Grille, überall Jeſuiten und deren Gewebe zu wittern. Seitdem Loyola's Orden 1773 durch den Papſt aufgehoben worden, fürchtete man, derſelbe habe das proteſtantiſche Norddeutſchland zum neuen Tummelplatz für ſeine dunklen Machinationen erwählt. Eine ſolche Beſorgniß mochte nicht ganz ohne Grund ſeyn, aber Nicolai und Bieſter trieben ihre Jeſuitenſpürerei bis in's Komiſche. Der erſtere wurde deßhalb ſpäter als „neugieriger Reiſender“ in Oberon's goldener Hochzeit gepriſcht und X. 81 nennt die Geſellſchaft Jeſu — weil unſere verbündeten Dichter ſie für völlig machtlos hielten — den getrockneten Balg einer Schlange. Schiller meldete im Oktbr. 1796 an Goethe, der Almanach mache großes Aufſehen in Berlin; „Zöllner und Bieſter ſollen ganz entzückt darüber ſeyn. (Sie ſehen, daß es uns mit Bieſtern gelungen iſt.“) Die Freunde beabſichtigten alſo wohl, dieſen wackern Mann, mit dem ſie auf gutem Fuße ſtanden, in den Xenien erſcheinen zu laſſen, ohne daß er es merken ſollte.

82. Zeichen des Schützen.

Seyd ihr da glücklich vorbei, ſo naht euch dem zielenden Hofrath
Schütz nur getroſt: er liebt und er verſteht auch den Spaß.
G.

Chriſtian Gottfried Schütz, geb. 1747, geſt. 1832, lebte zu jener Zeit als Profeſſor der Poeſie und Beredtſamkeit in Jena. Er gab dort in Verbindung mit Hufeland die „Allgemeine Literaturzeitung“ heraus und wir haben bereits im Kapitel über die Horen geſehen, daß er „den Spaß“ ſo weit trieb, ſein Journal für Geld der lobenden Selbſtkritik feilzubieten.

82. Gans.

Laßt sodann ruhig die Gans in L***g und G**a gagagen,
Die beißt Keinen, es quält nur Geschnatter das Ohr.
Sch.

„Allgemeiner literarischer Anzeiger," herausgegeben von Friedrich Noch in Leipzig und „Gothaische gelehrte Zeitungen." Das letztgenannte Blatt reizte Schiller durch eine Recension der „Historischen Memoires, II. Abth. 10. Band," welche noch immer unter seiner Firma erschienen. Darin heißt es (Jahrg. 1796. St. 53), mit Bezug auf die schlechten Uebersetzungen: „So geht es, wenn Leute ohne Geschmack von einem Dritten oder Vierten eine Arbeit übernehmen, um sie für einen wohlfeilern Preis zu liefern, als der, dem sie aufgetragen war. In Fabriken und Manufakturen gehen die Sachen durch mehrere Hände und werden besser, hier aber gehen sie durch mehrere Hände und werden schlechter. Herr Schiller muß aufmerksamer auf seine Manufakturisten werden, oder sie werden seiner Ehre einen Flecken anhängen. Diese Arbeit hat er nicht eines Blickes gewürdigt. Recensent glaubt dieß aus Achtung für das Publikum sagen zu müssen, welches Herrn Schiller für einen Historiker hält." — Wie unverdient Schiller zu solchen Vorwürfen kam, zeigt sein Brief an Goethe vom 12. Februar 1796. „Ich habe vorige Messe ein Buch herausgegeben," schreibt er, „das ich gestern angefangen habe zu lesen. Es ist ein neuer Theil der Memoires, Brantome's Charakteristiken enthaltend. Diese Sammlung läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgesagt. Dieß gehört auch zu den Germanismen."

81. Zeichen des Steinbocks.

Im Vorbeigehn stutzt mir den alten Berlinischen Steinbock,
Das verdrießt ihn, so gibt's etwas zu lachen für's Volk.
Sch.

Friedrich Nicolai in Berlin.

85. Zeichen des Pegasus.

Aber seht ihr in B**** den Grad ad Parnassum, so bittet
Höflich ihm ab, daß ihr euch eigene Wege gewählt.
Sch.

Johann Joachim Eschenburg, geb. 1743, war Professor am Carolinum in Braunschweig und starb 1820. Er galt für einen gewichtigen Aesthetiker, besonders wegen seiner „Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. Berlin 1783." (Vergl. X. 139.) — Die literarischen Spießruthen sagen: „Braunschweig oder Breslau? Eschenburg oder Manso? Die Herren und die Leser hätten die Wahl, wenn die Xenien nicht Breslau und Manso immer ausschrieben."

86. Zeichen des Wassermanns.

Uebrigens haltet euch ja von dem Dr***r Wassermann ferne,
Daß er nicht über euch her gieße den Elbestrom aus.
Sch.

Johann Christoph Adelung, geb. 1732, gest. 1806, lebte als Oberbibliothekar in Dresden und machte sich durch sein deutsches Wörterbuch verdient. Seine philosophisch-kritischen Entwickelungen dagegen waren matt und verwässert; Schiller hatte ihn deßhalb schon 1795 in dem Aufsatz „über naive und sentimentalische Dichtung" abgefertigt.

87. Eridanus.

An des Eridanus Ufer umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand.
Sch.

Joachim Heinrich Campe, geb. 1746, war Schulrath und Buchhändler zu Braunschweig, wo er als Kanonikus im Jahre 1818 starb. Sein unablässiges Bemühen, die deutsche Sprache

von Fremdwörtern zu reinigen, iſt hinreichend bekannt. Wir verdanken ihm viele treffliche Verdeutſchungen, und wenn er auch zuweilen einen erzwungenen Wortbau vorbrachte, ſo ſchmälert das ſeine Verdienſte nicht, denn während alles Untaugliche raſch genug unterging, blieb uns das Gute zum dauernden Gewinn. — Man hatte nach und nach eine Menge Flüſſe für den Bernſtein-Eridanus der Alten erklärt, z. B. den Rhein, die Rhone, den Po, ſogar die Radaune bei Danzig. Haſſe ſuchte in ſeiner Schrift: „Der aufgefundene Eridanus (1796)“ dieſe Anſichten zu widerlegen, und das Xenion nimmt nun die erledigte Stelle für die Ocker bei Braunſchweig in Anſpruch.

88. Fiſche.

Seht ihr in Leipzig die Fiſchlein, die ſich in Sulzer's Ciſterne
Regen, ſo fangt euch zur Luſt einige Grundeln heraus.
Sch.

Die literariſchen Spießruthen haben hierbei C. F. v. Blankenburg, als Bearbeiter und Fortſetzer von Sulzer's Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften bezeichnet. Dieſer Notiz folgten die ſpäteren Commentatoren, doch Friedrich Jacobs hat ſie in ſeinen Schriften (Bd. 7. S. 348 f.) vollſtändig widerlegt. An die Xenienerklärung in meinen Nachträgen zu Schiller's Werken (I. 121) anknüpfend, macht er die Mittheilung: das obige Epigramm beziehe ſich auf die „Nachträge zu Sulzer's allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte, oder Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen. 8 Bde. zu 2 Abtheil. Leipzig 1792—1808,“ welche Jacobs ſelbſt mit Manſo und Georg Schatz (geb. zu Gotha 1763, geſt. ebendaſelbſt 1795) herausgab. „Dieſes unſchuldige Werk,“ ſagt er, „ſey in X. 88 angegriffen worden; an Blankenburg's „Literariſche Zuſätze,“ die meiſt aus Büchertiteln beſtehen, habe der Verfaſſer jenes Gaſtgeſchenkes nicht gedacht. — Schiller war der moraliſirenden Aeſthetik Sulzer's (X. 352) durchaus abhold und er ſchreibt an Körner (21. September 1795): ſein

Gedicht, „das Reich der Schatten," ruhe auf currenten äſthetiſchen Begriffen, nur nicht auf den Sulzer'ſchen, davon es freilich, und zu ſeinem Glück, der Antipode ſey.

89. Der fliegende Fiſch.

Neckt euch in Breslau der fliegende Fiſch, erwartet's geduldig:
In ſein wäſſriges Reich zieht ihn Neptun bald hinab.

Sch.

Manso in Breslau.

90. Stich auf den Weg.

Manche Gefahren umringen euch noch, ich hab' ſie verſchwiegen;
Aber wir werden uns noch aller erinnern — nur zu!

Sch.

91. Die Aufgabe.

Wem die Verſe gehören? Ihr werdet es ſchwerlich errathen:
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier!

Sch.

Chorizonten nannte man die alexandriniſchen Grammatiker, welche die Homeriſchen Heldengedichte verſchiedenen Sängern zutheilen wollten.

92. Wohlfeile Achtung.

Selten erhaben und groß, und ſelten würdig der Liebe,
Lebt er doch immer, der Menſch, und wird geehrt und geliebt.

Sch.

In Berlin war man, luſtiger Weiſe, feſt überzeugt, dieß Epigramm ſey von Schiller gegen Goethe gerichtet. Schiller ſchreibt dem Freunde (Briefw. II. 240): „Meyer, der Poet meinte, wir hätten uns in den Xenien ſelbſt heruntergeriſſen, und ich habe

das Distichon: Wohlfeile Achtung, auf Sie gemacht." Auch in den literarischen Spießruthen bemerkte Daniel Jenisch aus Berlin kurz und bündig: „Goethe." (S. die Note zu X. 299.)

93. Revolutionen.

Was das Lutherthüm war, ist jetzt das Franzthüm in diesen letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück.

G.

94. Parteigeist.

Wo Parteien entstehen, hält jeder sich hüben und drüben:
Viele Jahre vergehn, eh' sie die Mitte vereint.

G.

Viehoff macht hierzu die beißende Anmerkung: „Beide Xenien, ohne Zweifel von Goethe, beweisen, daß sein ungünstiges Urtheil über seine eigenen Xenien nicht ungerecht war." — Goethe hat diese Distichen in die „vier Jahreszeiten" (Herbst, 68 und 71) eingeschaltet.

95. Das deutsche Reich.

Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden:
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Sch.

96. Deutscher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

G.

97. Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze,
Aber der Gallier hüpft über den fruchtenden Strom.

Sch.

Nun empfangen die deutſchen Flüſſe, oder vielmehr deren Uferbewohner, Gaſtgeſchenke. Dieſelben rühren beſtimmt von Schiller her, denn er ſendete X. 108 mit dem Briefe vom 18. Januar an Goethe; auch nahm er die ganze Reihe bis 112 in ſeine Gedichte auf, wo nur X. 99 zurückblieb.

98. Rhein und Moſel.

Schon ſo lang umarm' ich die lotharingiſche Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unſre Umarmung erfreut!

Sch.

Die Gegenden Deutſchlands, welche der Rhein nach ſeiner Verbindung mit der Moſel durchſtrömt, gaben damals wenig Ausbeute für die Dichtkunſt.

99. Donau in G**.

Bacchus der luſtige führt mich und Remus der fette durch reiche
Triften, aber verſchämt bleibet die Charis zurück.

Sch.

In Bayern. — Hoffmeiſter fügt hinzu: „Dieſes Epigramm muß wohl dem Dichter 1802 zu beißend vorgekommen ſeyn, daß er es nicht mit den übrigen in ſeine Gedichtſammlung aufnahm. Vielleicht that er dieß aber auch deßwegen, weil Bayern ſchon im 111. Xenion bedacht iſt."

100. Donau in S**.

Mich umwohnet mit glänzendem Aug' das Volk der Fajaken,
Immer iſt's Sonntag, es dreht immer am Herd ſich der Spieß.

Sch.

In Oeſtreich.

101. Main.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröstet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geschlecht.
Sch.

Die literarischen Spießruthen erläutern, mit ironischer Beziehung auf Goethe: „Sind zu verstehen: die alten patrizischen Geschlechter von Frankfurt."

102. Saale.

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Fürsten, der Völker so viele,
Aber die Fürsten sind gut, aber die Völker sind frei.
Sch.

Ebendaselbst: „Ein nichtsbedeutendes Compliment, wie ich es von einem Xenium nicht erwartet hätte. Die Völker sind die Studenten" [in Jena und Halle].

103. Ilm.

Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führt der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.
Sch.

Weimar an der Ilm. Die literarischen Spießruthen bemerken zu den unsterblichen Liedern: „von Goethe und Schiller — zuweilen auch von Wieland und Herder."

104. Pleiße.

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bächlein, es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.
Sch.

Die Pleiße, an Leipzig vorüberfließend. — In dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung sagt Schiller: „die Musen an der Pleiße bilden einen eigenen kläglichen Chor."

105. Elbe.

All ihr andern ihr ſprecht nur ein Kauderwelſch. Unter den Flüſſen
Deutſchlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, Deutſch.

Sch.

Adelung (X. 86) wollte finden, daß nur in Meißen ein reines Deutſch geſprochen werde.

106. Spree.

Sprache gab mir einſt Ramler und Stoff mein Cäſar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich ſchweige ſeitdem.

Sch.

Der Cäſar iſt Friedrich der Große, den Ramler in pomphaften Oden beſang.

107. Weſer

Leider von mir iſt gar nichts zu ſagen; auch zu dem kleinſten Epigramme, bedenkt! geb' ich der Muſe nicht Stoff.

Sch.

108. Geſundbrunnen zu K*** ***

Seltſames Land! Hier haben die Flüſſe Geſchmack und die Quellen:
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verſpürt.

Sch.

Carlsbad, wo Schiller im Sommer 1791 den Brunnen getrunken hatte.

109. P** bei N**.

Ganz hypochondriſch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es ſo hergebracht iſt.

Sch.

Die Pegnitz bei Nürnberg.

110. Die **chen Flüsse.

Unser einer hat's halter gut in **cher Herren
Ländern; ihr Joch ist sanft und ihre Lasten sind leicht.
Sch.

Die Flüsse in den Ländern geistlicher Herren.

111. Salzbach.

Aus Juvaviens Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,
Eile dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.
Sch.

Die Salzach — in der Ueberschrift wohl ein Druckfehler — strömt an Salzburg (Juvavia) vorbei, welches damals die Hauptstadt des gleichnamigen Erzbisthums war.

112. Der ausgym Fluß.

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.
Sch.

Dieß Distichon ist auf die Fulda, den Hauptstrom im damaligen Bisthum Fulda, bezogen worden.

113. Les fleuves indiscrets.

Jetzt kein Wort mehr, ihr Flüsse. Man sieht's, ihr wißt euch so wenig
Zu bescheiden, als einst Diderot's Schätzchen gethan.
Sch.

Denys Diderot, geb. 1713, gest. 1784, schrieb den geistvollen, aber schlüpfrigen Roman: „Les bijoux indiscrets.“ Schiller las ihn gern, und Diderot gehörte überhaupt zu seinen Lieblingsautoren.

114. An den Leſer.

Dies uns nach Laune, nach Luſt, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der gute Geiſt, wie uns der böſe gezeugt.

Sch.

115. Gewiſſen Leſern.

Viele Bücher genießt ihr, die ungeſalznen; verzeihet,
Wenn dieß Büchelchen uns überzuſalzen beliebt.

G.

Zu Xenion 115 fand Wieland eine „Impertinenz," in Xenien 114 eine „egoiſtiſche Prätenſion." (Geſpräch über den Muſenalmanach im Deutſchen Merkur, 1797. II. Stück.)

116. Dialogen aus dem Griechiſchen.

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F*** St***,
Graf und Poet und Chriſt, dieſe Geſpräche verdeutſcht.

Sch.

„Auserleſene Geſpräche des Platon, überſetzt von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Königsberg 1796. 3 Thle." Schiller hatte, durch Goethe aufmerkſam gemacht, ſchon im Novbr. 1795 gewünſcht, das Buch in Augenſchein zu nehmen. Dieſer ſchickte ihm „die Sudelei des gräflichen Salbaders," und meinte, auf die angeſtrichene Stelle der Vorrede müſſe man einmal losſchlagen, wenn man eben nichts Beſſeres zu thun habe. Schiller antwortete: „Die Stolberg'ſche Vorrede iſt wieder etwas horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz, und die geſuchte, offenbar nur geſuchte Frömmelei — auch in einer Vorrede zum Plato Jeſum Chriſtum zu loben!"

117. Der Erſatz.

Als du die griechiſchen Götter geſchmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnaſſe: dafür gehſt du ins Himmelreich ein.

Sch.

118. Der moderne Heldgott.

Chriſtlicher Herkules! Du erſtickteſt ſo gerne die Rieſen.
Aber die heidniſche Brut ſteht, Herkuliskus! noch feſt.

Sch

Dieſe beiden Epigramme beziehen ſich auf Friedrich Leopold Stolberg's „Gedanken über Herrn Schiller's Gedicht: die Götter Griechenlands," abgedruckt im Auguſtheft des deutſchen Muſeums von 1788. Darin macht Stolberg's ritterlich-romantiſche Phantaſie unſern Schiller erſt zum Gottesläugner und zieht dann, als ein eifervoller Don Quichote, gegen dieſen Atheiſten zu Felde. Um nur eine ungefähre Anſchauung von dem Ganzen zu geben, mögen folgende Bruchſtücke hier Raum finden: „Poeſie, welche die Wahrheit anfeindet, mag als Dichtkunſt bewundern, wer da will; ich habe immer zu groß von der Poeſie gedacht, um ſie für Taſchenſpielerei zu halten, um zu glauben, daß ſie nach einer Bewunderung ſtreben könne, zu welcher ſich Verachtung und Abſcheu geſellen . . . Die Philoſophen, welche ſich rühmten, daß ſie das Schwarze weiß, und das Weiße ſchwarz machen könnten, nannten ſich Sophiſten. Ihr Name iſt ein Schimpfwort geworden. Wie ſollen wir Dichter nennen, welche, wie Schiller des göttlichen Feuers theilhaftig wurden und es ſo anwenden?" . . . „Jenes Unding, was die Alten Schickſal nannten, trat an die Stelle Gottes, den wir Vater nennen. Dieſer Kindſchaft entſagen zu wollen, um, wenn das möglich wäre, wieder zu glauben, daß Bacchus mit frechen Mänaden ſchwärme und Venus mit Gnade auf den Dienſt ihrer unzüchtigen Prieſterinnen herabſchaue, iſt der abenteuerlichſte Wunſch, dem ſich ein Menſch überlaſſen kann, ein Wunſch, deſſen Aeußerung ſich nicht von dem Begriffe der Läſterung trennen läßt." — Schiller wollte unter dem Eindruck der friſchen Beleidigung antworten, doch gab er den Vorſatz auf, obgleich Wieland ihm ſchrieb: „Mir iſt es lieb, daß Sie dem platten Grafen Leopold für ſeine, ſelbſt eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdige Querelen über Ihre griechiſchen Götter ein wenig heimſchicken wollen." Mit dem Erwachen des

Xenienplanes ſchlug aber auch die Stunde zu einem Strafgericht für Stolberg, und als Goethe im Juli 1796 zur Milde und Vorſicht mahnte, antwortete Schiller: „Stolberg kann nicht geſchont werden, und das wollen Sie wohl ſelbſt nicht. — — Außerdem kommen dieſe Hiebe auf die Stolberg'ſche Sekte in einer ſolchen Verbindung vor, daß jeder mich als den Urheber ſogleich erkennen muß. Ich bin mit Stolberg in einer gerechten Fehde und habe keine Schonung nöthig.“ Wir ſahen bereits oben bei X. 16. daß Goethe dieſe Gründe nicht nur billigte, ſondern auch Stolberg's Verurtheilung mit unterſchrieb.

119. Charis.

Iſt dieß die Frau des Künſtlers Vulkan? Sie ſpricht von dem Handwerk,
Wie es des Retüriers adliger Hälfte geziemt.
Sch.

Friedrich Wilhelm Baſilius von Ramdohr, geb. 1752, geſt. 1822 als preußiſcher Geſandter in Neapel. Unter ſeinen Schriften ſpielt die Hauptrolle: „Charis oder über das Schöne und die Schönheit in den nachbildenden Künſten. Leipzig 1793. 2 Thle.“ Schiller fällt in ſeinem Briefe an Goethe vom 7. September 1794 folgendes Urtheil über dieß Buch: „Was der Verfaſſer im Allgemeinen über die Empfindungen, den Geſchmack und die Schönheit ſagt, iſt freilich höchſt unbefriedigend und, um nicht etwas ſchlimmeres zu ſagen, eine wahre reichsfreiherrliche Philoſophie; aber den empiriſchen Theil ſeines Buches, wo er von dem Charakteriſtiſchen der verſchiedenen Künſte redet und einer jeden ihre Sphäre und ihre Grenzen beſtimmt, habe ich ſehr brauchbar gefunden. Man ſieht, daß er hier in ſeiner Sphäre iſt und durch einen langen Aufenthalt unter Kunſtwerken ſich eine, gewiß nicht gemeine, Fertigkeit des Geſchmacks erworben hat.“ (Vergl. auch den Briefw. mit Körner III. 142.) Bald darauf kam Ramdohr nach Jena, und Schiller ſchrieb damals an Goethe: derſelbe gelte dort ſo ſehr für einen Kunſtkenner, daß

ihn jemand zum Tischler führte, um eine ganz gewöhnliche Kommode, die dieser arbeiten ließ, in Augenschein zu nehmen. — Nach der Ilias XVIII. 381. war Charis, die Grazie Vulkan's Gemahlin, während die Odyssee Aphrodite als solche nennt.

120. Nachbildung der Natur.

Was nur Einer vermag, das sollte nur Einer uns schildern:
Voß nur den Pfarrer, und nur Iffland den Förster allein.

Sch.

121. Nachäffer.

Aber da meinen die Pfuscher, ein jeder Schwarzrock und Grünrock
Sey auch, an und für sich, unsrer Beschauung schon werth.

Sch.

„Luise, ein ländliches Gedicht" von Voß (T. 129) und „die Jäger, ein ländliches Sittengemälde" von Iffland, welche vielfach nachgeahmt wurden.

122. Klingklang.

In der Dichtkunst hat er mit Worten herzlos geklingelt;
In der Philosophie treibt er es pfäffisch so fort.

(Sch.)

Die literarischen Spießruthen bezeichnen hier: „H * * *, Professor in Leipzig." Das ist wohl Karl Heinrich Heydenreich, geb. 1764, der seit 1789 eine außerordentliche Professur der Philosophie in Leipzig bekleidete. Wüster Lebenswandel bei spärlichem Einkommen stürzte ihn in Schulden, und ein Buchhändler ließ ihn, weil er das verkaufte Manuscript nicht zur rechten Zeit abgeliefert hatte, in Wechselarrest bringen. Um den Gläubigern zu entgehen, mußte er Leipzig meiden; zwar kam er

1797 wieder dahin zurück, doch ſchmerzliche Erinnerungen vertrieben ihn abermals, und er ſtarb 1801 am häufigen Genuß des Opiums und ſpirituöſer Getränke. — Seine poetiſchen Produktionen: „der Bund des Gefühls," „an die Wolluſt" u. a., ſuchten ihre Leere unter hochtönendem Wortſchwall zu verſtecken; von ſeinen philoſophiſchen Schriften ſcheinen hier beſonders die eifervollen „Briefe über den Atheismus. Leipzig 1796" und ſein „Philoſophiſches Taſchenbuch für denkende Gottesverehrer. Leipzig 1796 ff. 4 Bde." gemeint.

121. An gewiſſe Umſchöpfer

Nichts ſoll werden das Etwas, daß Nichts ſich zu Etwas geſtalte;
Laß das Etwas nur ſeyn! Nie wird zu Etwas das Nichts.
(Sch.)

Zunächſt mit Bezug auf Heydenreich, dann aber auf alle diejenigen Bearbeiter der Kantiſchen Philoſophie, welche danach ſtrebten, ſein hohes und freies Lehrgebäude in einen beſchränkten Dogmatismus umzuwandeln. — Hoffmeiſter ſagt, Charlotte von Schiller habe die Xenien 122 und 123 nicht unterzeichnet, „aber ſie gehören ſicher Schillern an."

124. Aufmunterung

Deutſchland fragt nach Gedichten nicht viel; ihr kleinen Geſellen,
Lärmt, bis jeglicher ſich wundernd an's Fenſter begibt.
(Sch.)

Unſere Oberzontin hat den Verfaſſer dieſer Uebergangsverſe nicht bezeichnet, doch hält Hoffmeiſter die Form „wundernd" für Schilleriſch.

125. Das Gruderpaar

Als Centauren gingen ſie einſt durch poetiſche Wälder,
Aber das wilde Geſchlecht hat ſich geſchwinde bekehrt.
Sch.

Die Brüder Stolberg hatten ſich zur Zeit des Göttinger Hainbundes zwei Centauren zum Symbol gewählt (ſ. Briefe an Merck. II. 288) und ließen daſſelbe auch als Vignette vor ihren Gedichten, herausgegeben von Boie, Leipzig 1779, darſtellen. Wie zelotiſch fromm die beiden Waldmenſchen nun geworden, das zeigt ein Brief Schiller's an Goethe vom 23. Juli 1796, worin es heißt: „Neulich erfuhr ich, daß Stolberg und wer ſonſt noch bei ihm war, den Wilhelm Meiſter feierlich verbrannt habe, bis auf das ſechste Buch. Er hält es in allem Ernſte für eine Empfehlung der Herrnhuterei, und hat ſich ſehr daran erbaut."

126.

Höre den Tadler! Du kannſt, was er noch vermißt, dir erwerben;
Jenes, was nie ſich erwirbt, freue dich! gab dir Natur.

Sch.

Die literariſchen Spießruthen leſen „Kant" und fügen ironiſch hinzu: „Er bedurfte einer Lehre und eines Troſtes, auf die ihn weder ſein Nachdenken noch ſeine Beſcheidenheit geführt hätten." Kein Erklärer wies dieſe lächerliche Deutung zurück, ſondern alle wiederholten ſie gläubig, obwohl die oberflächlichſte Anſchauung darthut, daß hier eher jeder Andere, als der Königsberger Philoſoph gemeint ſeyn könne. Man dachte damals an Ludwig Theobul Koſegarten, geb. 1758, geſt. 1818 als Rektor der Univerſität Greifswald. Dieſer Dichter gehörte zu den Mitarbeitern der Schiller'ſchen Almanache: es fehlte ihm weder die eigne, innere Poeſie, noch die glühende Kraft des Ausdrucks, aber Einfachheit und Klarheit vermißt man in ſeinen Schöpfungen. Friedrich Schlegel urtheilte (Journal Deutſchland, Bd. 2. S. 351) über Koſegartens Beiträge zum Muſenalmanach für 1796: „Sidekil konnte rührend ſeyn, wenn es von einigen widerlichen Zügen gereinigt und weicher gehalten wäre. Einige andre, empfindungsvolle Gedichte deſſelben Verfaſſers ſind von Ueberſpannung

und Ueberfluß nach ſeiner Art ungewöhnlich frei.“ Zwar erhält die Deutung auf Koſegarten durch Schlegel's Worte Wahrſcheinlichkeit, aber vielleicht richtete Schiller das obige Xenion auch an ſeinen Freund Chriſtian Gottfried Körner. Dieſer war 1756 zu München geboren, bekleidete bis 1813 die Stelle eines Appellationsrathes in Dresden und zog dann nach Berlin, wo er 1831 als königl. preußiſcher Staatsrath ſtarb. Das fünfte Stück der Horen (1795) brachte einen Aufſatz von Körner: „Ueber Charakterdarſtellung in der Muſik,“ welcher manchen Tadel erfuhr. Schiller hatte ihm am 7. November 1794 geſchrieben: „Bei dir iſt die Größe der Forderung, die du an dich machſt, ſchuld, daß du weniger erreichſt, daher kann dir leicht geholfen werden.“

127. An einen Moraliſten.

Richtet den herrſchenden Stab auf Leben und Handeln und laſſet
Amorn, dem lieblichen Gott doch mit der Muſe das Spiel.
G.

Dieß Xenion wurde von ſämmtlichen Auslegern übergangen, aber mir ſcheint der „herrſchende Stab“ einer bloß allgemeinen Bedeutung entgegenzuſtehen. Ich glaube, das Epigramm zielt auf Ernſt II., Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg (geb. 1745, geſt. 1804), welcher 1772 zur Regierung kam, alſo wenige Jahre, ehe Goethe nach Weimar überſiedelte. Dieſer Fürſt begünſtigte die mathematiſchen Wiſſenſchaften, zeigte ſich aber allem Genieweſen abhold. Es fand nie eine innigere Annäherung zwiſchen ihm und Goethe ſtatt, doch blieben die äußern Verhältniſſe ungeſtört bis zum Erſcheinen des Reinecke Fuchs. Manche Stellen in dieſem Gedicht kamen dem Herzog höchſt unmoraliſch vor und er ließ es ruhig hingehen, wenn in Gotha derbe Ausſprüche über den Verfaſſer gefällt wurden. (Vergl. Tab. vot. 549—51 und das Kapitel: Eindrücke und Urtheile, im zweiten Theil.) Das Diſtichon findet ſich in Goethe's Werken, Herbſt 39.

128. Der Leviathan und die Epigramme.

Fürchterlich biſt du im Kampf, nur brauchſt du etwas viel Waſſer;
Aber verſuch' es einmal, Fiſch! in den Lüften mit mir.
Sch.

Vom Leviathan heißt es im Buche Hiob, Kap. 41, Vers 13: „Er hat einen ſtarken Hals und ſeine Luſt iſt, wo er etwas verderbet." Nach den literariſchen Spießruthen ſoll hier Nicolai gemeint ſeyn; Andere bezogen das Xenion auf einen Tadler der Goethe'ſchen Epigramme aus Venedig, und die Danziger Ausgabe erinnert deßhalb an Baggeſen (ſ. die Anmerk. zu X. 249). Düntzer bemerkt dagegen: „Die Epigramme, die hier redend eingeführt werden, können nicht die venediger Epigramme ſeyn, ſondern die Xenien ſelbſt, und Leviathan iſt Manſo, der, wie Nr. 89, als Fiſch bezeichnet wird." Aber beide Behauptungen ſind jedenfalls unrichtig. In X. 89 tritt Manſo als fliegender Fiſch auf, was mit dem obigen Diſtichon geradehin contraſtirt, auch reden keineswegs die Xenien, ſondern der Dichter, da es ſonſt im Pentameter „mit uns" heißen würde.

129. Louiſe von Voß.

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Geſange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach.
Sch.

In einer Note zu Schiller's Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung heißt es: „Dieſe Idylle, obgleich nicht durchaus von ſentimentaliſchen Einflüſſen frei, gehört ganz zum naiven Geſchlecht und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den beſten griechiſchen Muſtern mit ſeltnem Erfolge nach." — In Voßens Ueberſetzung der Odyſſee, IX. Vers 3—4 findet ſich das Vorbild zu dem Xenion:

„Wahrlich, es iſt doch Wonne, mit anzuhören den Sänger,
Wenn ein ſolcher, wie der, Wohllaut der Unſterblichen nachahmt."

130 Jupiters Seite

Hängen auch alle Schmierer und Reimer ſich an dich, ſie ziehen
Dich nicht herunter, doch du ziehſt ſie auch ſchwerlich hinauf.

Sch.

Die früheren Commentatoren haben dieß Xenion nicht gedeutet, doch geht es, beſonders in Verbindung mit 129 und 131, unzweifelhaft auf den Hamburgiſchen Muſenalmanach, herausgegeben von Joh. Heinr. Voß (1776—1800); auch das poetiſche Gleichniß iſt aus Voſſens Ueberſetzung der Ilias (VIII. 17—27) entnommen.

131. Aus einer der neueſten Epiſteln

Klopſtock, der iſt mein Mann, der in neue Phraſen geſteßen,
Was er im hölliſchen Pfuhl Hohes und Großes vernahm.

Sch.

Die Danziger Ausgabe denkt an Schubart und citirt eine Strophe aus deſſen Gedicht: die Meſſiade. Aber das letztere war in dem von Schiller und Abel herausgegebenen „Wirtembergiſchen Repertorium" bereits 1782 abgedruckt; wie konnte es alſo eine der neueſten Epiſteln heißen? Und würde Schiller wohl den unglücklichen Freund nach ſeinem Tode noch verſpottet haben? Es iſt auffallend, daß Hoffmeiſter dieſen Gedanken wiederholen mochte. — Schütz citirt hierbei nur den Namen: „von Nicolay in Petersburg," und trifft den rechten Mann, denn in Voſſens Muſenalmanach auf 1796, S. 109 ff. findet ſich von ihm eine „Epiſtel an Ramler." Darin wird die ältere poetiſche Literatur Deutſchlands mit der neueren verglichen, wodurch dieſe gar ſehr in Schatten zu ſtehen kommt. Die bezügliche Stelle lautet

„Auch du, mein Ramler! deſſen Hand
Die Leier des Horaz dem Schutte Roms entwandt,

Und jener, der aus Miltons Schule
Sich uns, sein größrer Schüler, wies,'
Und was im Himmel, in dem Pfuhle,
Erhabnes er vernahm, in neue Phraien ſtieß.
Allein die Werke dieſer Sänger,
Prieß ſie der Deutſche lauter, länger,
Als die der tollen Modebrut?
Die (ſey es Thorheit, Uebermuth)
Der goldnen Schriften Werth ſchon tief herunterſetzet,
Und ihren Unſinn höher ſchätzet."

' Unter dem Text ſteht der Name Klopſtock's. Goethe und Schiller werden nicht genannt, doch ſucht der Verfaſſer ſie deutlich zu bezeichnen. — Ludwig Heinrich von Nicolay, 1737 zu Straßburg geboren, war dort eine Zeit lang Profeſſor, trat aber nachmals in ruſſiſche Staatsdienſte. Er wurde 1796 kaiſerl. Staatsrath, dann Direktor der Akademie, und ſtarb 1820 auf ſeinem Gute Wiborg in Finnland. Wir beſitzen poetiſche, proſaiſche und dramatiſche Schriften von ihm. Kaiſer Paul beſchenkte ihn einſt mit 1500 — Bauern.

132. B***'s Taſchenbuch

Eine Collection von Gedichten? Eine Collecte
Nenn' es, der Armuth zu lieb, und bei der Armuth gemacht.
Sch.

Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker, geb. 1753, geſt. 1813 als königl. ſächſiſcher Hofrath. Schiller's Urtheil iſt hart, denn der Jahrgang 1797 enthielt Beiträge von Becker, Bürde, Wilhelmine v. Gersdorf, Gleim, Haug, der Karſchin, Lafontaine, Langbein, Mahlmann, Manſo, Meißner, Pfeffel, Racknitz, Ramler, Salis, A. W. Schlegel, Schink, Klamer Schmidt, Tiedge, Thümmel, Weiße und Andern. Das Taſchenbuch erſchien unter Becker's Leitung von 1791—1814, und zu den ſpätern Jahrgängen hat Schiller ſelbſt Gedichte beigeſteuert.

Schiller hatte Becker's perſönliche Bekanntſchaft 1786 in Dresden gemacht und er ſchrieb an Körner (5. Januar 1787):

„Solltest du glauben, daß mir Becker beinahe etwas geworden wäre — und ich ihm? Es kam von einem ernsthaften Gespräche über Religion und Philosophie, wo es mich überraschte, Wärme bei ihm zu finden. Am Ende ist es vielleicht nichts, als sein weiches Naturell, das er dadurch zu Grundsätzen veredeln will. Mir war's ein Phänomen, das ich nicht umhin konnte zu schätzen. Er kam, welches nun freilich bei ihm kein so großes Phänomen ist, er kam auf sich selbst zu sprechen und gestand, daß er sich von vielen Schwächen habe heilen können, aber von einer einzigen nicht, die er sehr gut einsehe. Da, glaube ich, lag das Wort Eitelkeit auf seiner Zunge; denn mir ist's unbegreiflich, daß er diese nicht einsehen sollte."

133. Ein deutsches Meisterstück.

Alles an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus; das Einzige fehlt nur noch, es ist kein Gedicht.

Sch.

Die literarischen Spießruthen bezeichnen hier: „Zamori, oder Philosophie der Liebe, in 10 Gesängen von Franz Alexander v. Kleist. Berlin 1793." Der Verfasser, geb. 1769, war königl. preußischer Legationsrath und starb 1797. Er hatte im deutschen Merkur (August 1789) ein Gegenstück zu den Göttern Griechenlands: „Das Lob des einzigen Gottes" abdrucken lassen, wofür ihn Schiller wohl ein wenig necken wollte.

134. Unschuldige Schwachheit.

„Unsre Gedichte nur trifft dein Spott?" O schätzet euch glücklich,
Daß das Schlimmste an euch eure Erdichtungen sind.

G.

135. Das Neueste aus Rom.

Raum und Zeit hat man wirklich gemalt; es steht zu erwarten,
Daß man mit ähnlichem Glück nächstens die Tugend uns tanzt.

Sch.

Professor Asmus Jacob Carstens, ein dänischer Maler, lebte in Rom, wo er 1798 starb. Er versuchte es, Kantische Ideen in allegorischen Bildern wiederzugeben, und darunter befanden sich auch Darstellungen des Raumes und der Zeit. Karl Ludwig Fernow beschrieb diese Gemälde in einem Briefe aus Rom vom Mai 1795, der im deutschen Merkur abgedruckt war. (Briefw. zwischen Schiller und Goethe, II. 14, 15 und 28.) — Einige Zeit nachher trat der Maler Müller in den Horen gegen Fernow auf, und dieser meinte zwar: „Ich weiß, was Goethe, Wieland und Herder über seinen Brief geurtheilt haben und bin deßhalb um so ruhiger," doch ist damit Goethe's Schreiben an Meyer vom 6. Juni 1797 zu vergleichen.

136. Deutsches Lustspiel.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge,
Leider helfen sie nur selbst zur Komödie nichts.

Sch.

Schiller hatte den Stoff zu einem Lustspiel gefunden, und schrieb fünf Jahre später (13. Mai 1801) an Körner: „Zwar glaube ich mich derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und Humor ankommt, gewachsen, aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen." — Körner war es auch, der das vorstehende Distichon nachträglich in Schiller's Werke aufnahm.

137. Das Mährchen.

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Mährchen geschäftig,
Nun, und was machen sie denn alle? — Das Mährchen, mein Freund.

Sch.

Goethe's Mährchen „zur Fortsetzung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" stand im zehnten Stück der Horen von 1795 und Schiller schrieb ihm darüber: „Das Mährchen ist bunt

und luſtig genug und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten, „das gegenſeitige Hülfeleiſten der Kräfte und das Zurückweiſen auf einander," recht artig ausgeführt. Uebrigens haben Sie durch dieſe Behandlungsweiſe ſich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß alles Symbol ſey. Man kann ſich nicht enthalten, in allem eine Bedeutung zu ſuchen." — Das Mährchen ſteht jetzt im 19. Bande von Goethe's Werken. S. 311.

138. Frivole Neugier.

Das belohnte ſich auch, den delphiſchen Gott zu bemühen,
Daß er dir ſage, mein Freund, wer der Armenier war.
Sch.

„Der Armenier" iſt eine geheimnißvolle Perſon in Schiller's unvollendetem Geiſterſeher. Der Dichter äußerte über dieß Werk, das manche neugierige Anfragen an ihn erregte: kein Buch würde ihm ſo bedeutendes Honorar einbringen, als der zweite Theil des Geiſterſehers, aber er müßte unter ſich ſelbſt herabſinken, wenn er ihn vollenden wollte. (Woltmann's deutſche Blätter. 1813. H. II. S. 151.)

139. Beiſpielſammlung.

Nicht bloß Beiſpielſammlung, nein, ſelber ein warnendes Beiſpiel,
Wie man nimmermehr ſoll ſammeln für guten Geſchmack.
Sch.

Eichenburg's „Beiſpielſammlung zur Theorie und Litteratur der ſchönen Wiſſenſchaften. Berlin 1788—95. 8 Bde." (S. X. 85.)

140. Mit Erlaubniß.

Nimm's nicht übel, daß nun auch deiner gedacht wird! Verlangſt du
Das Vergnügen umſonſt, daß man den Nachbar verirt?
Sch.

Gamre (X. 87): er wird Eichenburg's Nachbar genannt, weil beide in Braunſchweig lebten.

141. Der Sprachforscher.

Anatomiren magst du die Sprache, doch nur ihr Cadaver,
Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Scalpell.
Sch.

Campe's „Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache. Braunschweig 1795 ff." enthielten Beurtheilungen deutscher Musterschriften, worin auch Goethe's Iphigenie zergliedert wurde.

142. Geschichte eines dicken Mannes.

(Man lese die Recensien davon in der N. deutschen Bibliothek.)

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
Da es, wie Recensent rühmet, die Blähungen treibt.
Sch.

„Geschichte eines dicken Mannes, worin drei Heirathen und drei Körbe, nebst viel Liebe, von Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin 1794. 2 Thle." (X. 24.) — In Schiller's Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung, welcher als ein Vorläufer der Xenien betrachtet werden muß, heißt es, mit leicht erkennbarer Beziehung auf dieses Buch: „Da es etwas so Leichtes ist, irgend einen lustigen Charakter, wär' es auch nur einen dicken Mann, unter seinen Bekannten aufzujagen und die Fratze mit einer groben Feder auf dem Papier abzureißen, so fühlen zuweilen auch die geschwornen Feinde alles poetischen Geistes den Kitzel in diesem Fache zu stümpern, und einen Cirkel von würdigen Freunden mit der schönen Geburt zu ergötzen."

143. Anekdoten von Friedrich II.

Von dem unsterblichen Friedrich, dem Einzigen, handelt in diesen
Blättern der zehnmalzehntausendste sterbliche Frip.
Sch.

„Anekdoten von König Friedrich II., von Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin 1788—92. 2 Hefte."

144. Literaturbriefe

Auch Nicolai ſchrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben,
Mancher Gemeinplatz auch ſteht in dem trefflichen Werk.
Sch.

Briefe, die neueſte Literatur betreffend, herausgegeben von Nicolai, in Verbindung mit Moſes Mendelsſohn, Leſſing und Abbt. Berlin 1761—67. 24 Thle. Sie waren vorzüglich gegen die Nachahmung der Franzoſen gerichtet.

145. Gewiſſe Melodien

Dieß iſt Muſik für's Denken! So lang man ſie hört, bleibt man eiskalt.
Vier, fünf Stunden darauf macht ſie erſt rechten Effekt.
G.

146. Ueberſchriften dazu

Froſtig und herzlos iſt der Geſang, doch Sänger und Spieler
Werden oben am Rand höflich zu fühlen erſucht.
G.

147. Der böſe Geſelle.

Dichter, bitte die Muſen, vor ihm dein Lied zu bewahren,
Auch dein leichteſtes zieht nieder der ſchwere Geſang.
G.

Die Xenien 145—147 zielen auf den Kapellmeiſter Reichardt. Derſelbe hatte zu Schiller's Muſenalmanach für 1796 einige Compoſitionen geliefert, und Körner ſagt darüber: „Seine Arbeiten haben für den Muſiker eine Armuth und Trockenheit, die er ſelbſt gern für Klaſſicität verkaufen möchte, die aber wirklich die Folge eines muſikaliſchen Unvermögens iſt.“ Nun ſchrieb Schiller, unter'm 5. Februar 1796, an Goethe: „Reichardt iſt gut recommandirt (vergl. S. 208—217 und 219—229), aber er muß es noch mehr

werden. Man muß ihn auch als Muſter angreifen, weil es doch auch da nicht ſo ganz richtig iſt, und es iſt billig, daß er auch bis in ſeine letzte Feſtung hinein verfolgt wird, da er uns auf unſerm legitimen Boden den Krieg machte.“ Wie bereitwillig Goethe auf den Vorſchlag einging, obgleich ſeine Lieder durch Reichardt's Compoſitionen eine ſehr große Verbreitung erlangt hatten, das zeigen die vorſtehenden Epigramme.

148. Karl von Karlsberg.

Was der berühmte Verfaſſer des menſchlichen Elends verdiene?

Sich in der Charité gratis verköſtigt zu ſehn.

Sch.

„Karl von Karlsberg, oder über das menſchliche Elend, von Chriſtian Gotthilf Salzmann. Leipzig 1784—88. 6 Bde.“ Der Verfaſſer, geb. 1744, begann ſeine Laufbahn als Prediger, wurde dann Begründer der wohlbekannten Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal und ſtarb 1811. Das bezeichnete Buch iſt eine poeſieleere Zuſammenſtellung menſchlicher Leiden, mit grellen Farben gemalt, und Schiller äußert darüber in ſeiner Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung, wo er von den larmoyanten Mißgeburten der tragiſchen Bühne ſpricht: „Nach einem ſolchen Thränenmahle iſt es uns gerade zu Muthe, als wenn wir einen Beſuch in Spitälern abgelegt, oder Salzmanns menſchliches Elend geleſen hätten.“

149. Schriften für Damen und Kinder.

„Bibliothek für das andre Geſchlecht, nebſt Fabeln für Kinder.“

Alſo für Kinder nicht, nicht für das andre Geſchlecht.

Sch.

„Dieß Xenium mag der Teufel verſtehen!“ ſagen die literariſchen Spießruthen. Gedeutet ſollte es aber dennoch werden,

darum bezog es die Danziger Ausgabe auf Reinhold's „Damenbibliothek," auf Carl Müchler's „kleine Frauenbibliothek" und auf Campe's Kinderschriften. Alle folgenden Erklärer wiederholten dieß gutwillig, obgleich man sich doch beim flüchtigsten Anblick überzeugen muß, daß durch solche Doppeldeutung der Sinn des Epigramms vollständig zerstört wird. Zu meiner Freude ist es mir gelungen, den dunkeln Räthselspruch zu lösen: derselbe geht auf das Journal „Flora. Deutschlands Töchtern geweiht. eine Monatsschrift von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts, herausgegeben von Huber und A. Tübingen 1793 bis 1803." Diese Zeitschrift brachte, neben ernsteren Aufsätzen, vielfache Beiträge, die man wohl nur einem kindlichen Fassungsvermögen zumuthen konnte, und in der Ankündigung von 1795 wird besonders auf Pfeffel's Fabeln hingewiesen, „welche, wie die Leiewelt weiß, beinahe ausschließliches Eigenthum der Flora sind." Ludwig Ferdinand Huber, geb. zu Paris 1764, kam in früher Jugend nach Leipzig und verlobte sich mit Dora Stock, einer Tochter des bekannten Kupferstechers. Ihre jüngere Schwester war Körner's Braut und die vier engverbundenen Menschen richteten im Jahre 1784 an Schiller ein gemeinsames Schreiben, von Liebe und Bewunderung durchglüht. Dieser Brief brachte einen bedeutenden Wendepunkt in des Dichters Leben, weil er ihm Muth gab, sich aus den drückenden Verhältnissen in Mannheim loszureißen. Mit dem Frühjahr 1785 ging er nach Leipzig; Huber empfing den sehr detaillirten Auftrag, alles für seine Ankunft vorzubereiten, und Schiller schrieb ihm damals: „Meine Zumuthungen sind freilich verzweifelt naiv, aber Ihre Güte hat mich verwöhnt."

150. Dieselbe.

Immer für Weiber und Kinder! Ich dächte, man schriebe für Männer,
Und überließe dem Mann Sorge für Frau und für Kind.

Sch.

Im Jahre 1787 wurde der 23jährige Huber als sächsischer Legationssekretär nach Mainz gesendet, wo er Georg Adam Forster, den Bibliothekar des Kurfürsten, kennen lernte. Dessen Gattin Thereſe, eine Tochter des Professor Heyne in Göttingen, fesselte Huber durch ihren feinen Geist und es bildete sich zwischen ihnen ein eigenthümlich inniges, aber schuldloses Verhältniß, das zunächst aus gegenseitiger Theilnahme an den poetischen Schöpfungen des Andern entsproß. Nachdem die Franzosen 1792 Mainz erobert hatten, wurde Forster von den republikanisch gesinnten Mainzern erwählt, um beim Nationalconvent ihre dauernde Verbindung mit Frankreich zu erwirken (vergl. X. 347). Er ging nach Paris; Frau und Kinder hatte er zur Sicherheit in's Fürstenthum Neuschatel geschickt. Aber seine schönen Träume verwirklichten sich nicht und alles, was er bisher errungen, war erschüttert oder schon zerstört. Forster beabsichtigte, nach Indien zu reisen; er kam an die französisch-schweizerische Grenze und übergab dort Weib und Kind dem treuen Freunde Huber. Dieser opferte ihnen seine Stellung, seine glänzende Laufbahn, er wollte den ihm Anvertrauten um jeden Preis ein Retter und Versorger werden. Nach Forster's Tode im Jahre 1794 wurde Thereſe seine Gattin; sie lebten nun im Dorfe Boble bei Neuschatel, wo Huber den Unterhalt für alle durch literarische Arbeiten erwarb. Später ging er nach Stuttgart, erhielt dann eine Anstellung als Landesdirektionsrath in Ulm und starb 1804. — Diese Ereigniſſe mußten Dora, Huber's ehemalige Braut, sehr schmerzlich berühren; auch ihr Schwager Körner war empört über dessen Treulosigkeit. Durch ihn empfing Schiller eine Darstellung der ganzen Vorgänge, wobei Huber im schwärzesten Lichte erschien, und er ließ sich hinreißen, den alten Freund durch Xenien 150 empfindlich zu verletzen. Hierauf bezieht sich ohne Zweifel folgende Stelle in Schiller's Leben von Gustav Schwab S. 560: „Ein Brief, den der Verfasser dieser Biographie in Händen hat, enthält den Beweis, daß ein Mann, dem Schiller eine entschiedene Wendung seines Lebensglückes mitverdankt und der sein inniger Freund war, auf die Anklage verschmähter Liebe hin, in seinen theuersten

Verhältniſſen durch die Xenien tief gekränkt wurde, aber großmüthig sein Lebenlang schwieg." Als Schiller, wenige Monate vor seinem eigenen Tode, die Nachricht von Huber's Scheiden erhielt, da war aller Groll entschwunden, die herzlichſte Trauer bewegte seine Bruſt und er schrieb (30. Januar 1804) an Körner: „Wer hätte das erwartet, daß Er uns zuerſt verlaſſen müßte? Denn, ob wir gleich außer Verbindung mit ihm waren, ſo lebte er doch für uns und war an zu ſchöne Zeiten unſers Lebens gebunden, um uns je gleichgültig zu ſeyn. Ich bin gewiß, daß Ihr jetzt auch sein großes Unrecht gegen Euch gelinder beurtheilt; er hat es gewiß tief empfunden und hart gebüßt."

151. Gesellschaft von Sprachfreunden.

O wie ſchätz' ich euch hoch! Ihr bürſtet ſorglich die Kleider
Unſrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federchen an?

Sch.

Die oben bei Xenion 141 erwähnten „Beiträge ꝛc." wurden angeblich durch eine „Geſellſchaft von Sprachfreunden" redigirt.

152. Der Purist.

Sinnreich biſt du, die Sprache von fremden Wörtern zu ſäubern;
Nun, ſo ſage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutſcht?

G.

Das Epigramm war auf Campe (X. 87) gemünzt, doch werden wir ſpäter bei den „Anti-Xenien" ſehen, daß derſelbe ſich gut genug aus der Affaire zu ziehen wußte.

153. Vernünftige Betrachtung.

Warum plagen wir einer den andern? das Leben zerrinnet,
Und es verſammelt uns nur einmal, wie heute, die Zeit.

G.

152. An **.

Gerne plagt' ich auch dich, doch es will mir mit dir nicht gelingen;
Du bist zum Ernst mir zu leicht, bist für den Scherz mir zu plump.

(Sch.)

Die literarischen Spießruthen erläutern: „Consistorialrath B—r" (Böttiger). Auf diesen scheint mir aber das folgende Epigramm mehr zu passen und ich vermuthe hier den bekannten Schriftsteller August Moritz Thümmel, welcher gleich beim anfänglichen Kampfplan als Xenienempfänger designirt wurde. Er war 1738 nahe bei Leipzig geboren, trat in die Dienste des Erbprinzen Ernst von Koburg, welcher ihn bei seinem Regierungsantritt zum Minister ernannte, und starb 1817, nachdem er lange zuvor alle öffentlichen Aemter niedergelegt hatte. Von seiner Reise in's mittägliche Frankreich sagt Schiller in dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung: „es fehle diesem Roman an ästhetischer Würde, und dem Ideale gegenüber werde er beinahe verächtlich, aber dennoch müsse er ein Lieblingsbuch aller der Zeiten bleiben, wo man ästhetische Werke bloß schreibt, um zu gefallen, und bloß liest, um sich ein Vergnügen zu machen." Dieß ist im wahren Sinne des Worts ein Vorurtheil, da Thümmel's Werk, dessen Anfang 1791 erschien, erst im Jahre 1805 beendet ward.

153. An ***

Nein! Du erbittest mich nicht. Du hörtest dich gerne verspottet,
Hörtest du dich nur genannt, darum verschon' ich dich, Freund.

(S.)

Die literarischen Spießruthen bemerken hierzu: „Verräth sich leicht," und die Danziger Edition, der alle spätern Ausleger folgten, bezog das Xenion auf August von Kotzebue. Da derselbe

aber noch mehrmals vorkommt (I. 271 und 406), ſo widerſpricht der Inhalt des Epigramms ſolcher Deutung. Mir ſcheint hier, in Uebereinſtimmung mit Schütz, niemand anders als Karl Auguſt Böttiger bezeichnet, der damals Oberkonſiſtorialrath und Gymnaſialdirektor in Weimar war. Er ſuchte ſich überall hervorzudrängen, überall trat ſeine Dienſtfertigkeit den Freunden hemmend in den Weg, weßhalb ſie ihn „Magiſter Ubique" zu nennen pflegten (vergl. Tab. vot. 445). Böttiger's Sohn erwähnt in deſſen Biographie S. 30 ausdrücklich, daß er für Aufrichtigkeit und guten Willen durch die Xenien geſtraft worden ſey.

156. Garve.

Hör' ich über Geduld dich, edler Leidender, reden,
O, wie wird mir das Volk frömmelnder Schwätzer verhaßt.
Sch.

Chriſtian Garve, geboren zu Breslau 1742, als trefflicher Schriftſteller bekannt, ſtarb 1798, nachdem er ſeine Profeſſur in Leipzig längſt aufgegeben hatte. Auf ſeinem letzten ſchmerzvollen Krankenlager diktirte er noch das Werk: „Ueber Geſellſchaft und Einſamkeit." — Hoffmeiſter erinnert: „Garve gehörte in Schiller's Jugend zu deſſen Lieblingsſchriftſtellern und wurde noch in ſeinem Mannesalter von ihm geleſen (ſ. Taſchenausgabe Bd. 12 S. 155)."

157. Auf gewiſſe Anfragen.

Ob dich der Genius ruft? Ob du dem rufenden folgeſt?
Ja, wenn du mich fragſt — nein! Folge dem rufenden nicht.
(Sch.)

Ich glaube, dieß Xenion geht auf den Hiſtoriker Karl Ludwig v. Woltmann, geb. 1770 in Oldenburg, geſt. 1817. Zu jener Zeit war derſelbe Profeſſor in Jena, ſpäter lebte er als heſſen-homburgiſcher Reſident in Berlin und wurde 1805 geadelt. Gerade damals, wo der Xenienplan eben gereift war, ſchickte Woltmann an Schiller ein ſelbſtverfaßtes Trauerſpiel und eine Operette.

Tieck fand die Tragödie „erbärmlich und in keiner Rückſicht brauchbar; ein Ding ohne Charakter, ohne Wahrſcheinlichkeit, ohne alle menſchliche Natur.“ Er ſchrieb unterm 24. Jan. 1796 an Goethe: „Weltmann war geſtern drei Stunden lang allein bei mir und ich habe es glücklich durchgeſetzt, daß von den zwei Theaterſtücken keine Sylbe geſprochen wurde. Er war übrigens ſehr artig und freigebig an Lob über Ihre und meine Arbeiten — ohne doch ein Fünkchen Warmherzigkeit bei mir, ſeines Stückes wegen, zu erwecken.“

158. Stoßgebet.

Vor dem Ariſtokraten in Lumpen bewahrt mich, ihr Götter,
Und vor dem Sanscülott auch mit Epauletten und Stern.
(G.)

159. Diſtinctionszeichen.

„Unbedeutend ſind doch auch manche von euren Gedichtchen!“
Freilich, zu jeglicher Schrift braucht man auch Komma und Punkt.
(G.)

160. Die Adreſſen.

Alles iſt nicht für alle, das wiſſen wir ſelber; doch nichts iſt
Ohne Beſtimmung, es nimmt jeder ſich ſelbſt ſein Paket.
(G.)

Dieß Xenion leitet die naturwiſſenſchaftlichen Epigramme überhaupt, und zunächſt die geologiſchen ein. Damals ſtritt der Neptunismus noch heftig wider den Vulkanismus. Werner hatte den Ocean für den Urquell aller Erdbildung und die Baſalte für einen wäſſrigen Niederſchlag erklärt, und auch Goethe war ſein Lebenlang ein eifriger Neptuniſt. Jede gewaltſame Entwicklung widerſtrebte ſeinem Innern, darum zeigte er ſich als Feind der politiſchen, wie der geologiſchen Revolution; darum ergriff er überall Partei gegen beide. Dieß mag der pſychologiſche Grund

ſeyn, weßhalb Goethe, trotz ſeiner hohen, klaren Naturanſchauung, das Princip des Neptunismus feſthielt, während die Wiſſenſchaft es längſt verworfen und den Vulkanismus anerkannt hatte. Noch die klaſſiſch-romantiſche Walpurgisnacht im zweiten Theil des Fauſt gab ihm Gelegenheit, durch ein marktſchreieriſches Erdbeben (Seismos) die Vulkaniſten zu verſpotten.

161. Schöpfung durch Feuer.

Arme baſaltiſche Säulen! Ihr ſolltet dem Feuer gehören,
Und doch ſah euch kein Menſch je aus dem Feuer entſtehn.
G.

Sowohl die literariſchen Spießruthen, als Schüß, bezeichnen hier Alexander v. Humboldt. Derſelbe hatte 1790 mit Georg Adam Forſter eine Reiſe an den Rhein, nach Holland und England unternommen. Im Jahre 1791 ſtudirte er den Bergbau auf der Akademie Freiberg, die unter Werner's Leitung ſtand, und es konnte kaum ausbleiben, daß deſſen geologiſche Anſichten auf Humboldt übergingen. Als der letztere nun ſeine „Beobachtungen über einige Baſalte am Rhein. Braunſchweig 1793" veröffentlichte, gab die Schrift jenen Einfluß kund, denn ſie ſtimmte für eine Entſtehung durch Neptunismus. — Höchſt merkwürdig iſt Schiller's Aeußerung, Humboldt betreffend, in dem Briefe an Körner vom 6. Auguſt 1797. Sie zeigt uns, wie ſchwer es iſt, junge, aufſtrebende Geiſter richtig abzuſchätzen, und wie leicht ſelbſt der bedeutendſte Blick zu täuſchen vermag. Dort heißt es: „Ueber Alexander habe ich noch kein rechtes Urtheil, ich fürchte aber, trotz aller ſeiner Talente und ſeiner raſtloſen Thätigkeit, wird er in ſeiner Wiſſenſchaft nie etwas Großes leiſten. Ich kann ihm keinen Funken eines reinen objektiven Intereſſe abmerken — und wie ſonderbar es auch klingen mag, ſo finde ich in ihm, bei allem ungeheuren Reichthum des Stoffes, eine Dürftigkeit des Sinnes, die bei dem Gegenſtande, den er behandelt, das ſchlimmſte Uebel iſt. Es iſt der nackte, ſchneidende Verſtand, der die Natur, die immer unfaßlich und in allen ihren

Punkten ehrwürdig und unergründlich iſt, ſchamlos ausgemeſſen haben will, und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, ſeine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe ſind, zu ihrem Maßſtabe macht. Kurz, mir ſcheint er für ſeinen Gegenſtand ein viel zu grobes Organ und dabei ein viel zu beſchränkter Verſtandesmenſch zu ſeyn. Er hat keine Einbildungskraft, und ſo fehlt ihm nach meinem Urtheil das nothwendigſte Vermögen zu ſeiner Wiſſenſchaft — denn die Natur muß angeſchaut und empfunden werden, in ihren einzelnſten Erſcheinungen, wie in ihren höchſten Geſetzen."

162. Mineralogiſcher Patriotismus.

Jedermann ſchürfte bei ſich auch nach Baſalten und Lava,
Denn es klinget nicht ſchlecht: hier iſt vulkaniſch Gebirg!

G.

Nach den literariſchen Spießruthen bezieht ſich das Xenion auf Forſter's: „Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich. Berlin 1791—94. 4 Thle." (Ueber den Verfaſſer ſiehe die Erläuterungen zu den Xenien 150 und 247.) Das Buch enthält die Forſchungen, welche Forſter auf jener gemeinſchaftlichen Reiſe mit Humboldt unternahm.

163. Kurze Freude.

Endlich zog man ſie wieder ins alte Waſſer herunter,
Und es löſcht ſich nun bald dieſer entzündete Streit.

G.

Durch Humboldt's und Forſter's Schriften trug der Neptunismus einen ſcheinbaren Sieg davon, bis Werner's Schüler, nachdem ſie mit der Gebirgsformation in größerer Ausdehnung bekannt geworden, ſich endlich ſelbſt für den Vulkanismus entſchieden.

164. Triumph der Schule.

Welch erhabner Gedanke! Uns lehrt der unſterbliche Meiſter,
Künſtlich zu theilen den Strahl, den wir nur einfach gekannt.

G.

Hier und in den folgenden Xenien tritt Goethe gegen Newton's Farbentheorie auf, die er ſchon in den „Beiträgen zur Optik. Weimar 1791—92. 2 St.“ zu widerlegen verſucht hatte. Seine Empfindlichkeit über die geringe Theilnahme und ſtolze Zurückweiſung, welche dieß Werk gefunden, klingt deutlich aus den Diſtichen hervor. Schiller ſchrieb ihm am 23. Novbr. 1795. mit Bezug darauf: „Seyn Sie verſichert, wenn Sie einen Roman, eine Komödie geſchrieben haben, ſo müſſen Sie ewig einen Roman, eine Komödie ſchreiben. Weiter wird von Ihnen nichts erwartet, nichts anerkannt, und hätte der berühmte Herr Newton mit einer Komödie debütirt, ſo würde man ihm nicht nur ſeine Optik, ſondern ſeine Aſtronomie ſelbſt lange verkümmert haben ꝛc.“

165. Die Möglichkeit.

Liegt der Irrthum nur erſt, wie ein Grundſtein, unten im Boden,
Immer baut man darauf, nimmermehr kömmt er an Tag.
G.

166. Wiederholung.

Hundertmal werd' ich's euch ſagen, und tauſendmal: Irrthum iſt Irrthum!
Ob ihn der gröſte Mann, ob ihn der kleinſte beging.
G.

167. Wer glaubt's.

Newton hat ſich geirrt? — Ja doppelt und dreifach! — Und wie denn? —
Lange ſteht es gedruckt, aber es lieſt es kein Menſch.
G.

168. Der Welt Lauf.

Drucken fördert euch nicht, es unterdrückt euch die Schule;
Aber nicht immer, und dann geben ſie ſchweigend ſich drein.
G.

169. Hoffnung.

Allen habt ihr die Ehre genommen, die gegen euch zeugen:
Aber dem Märtyrer kehrt spät sie doppelt zurück.

G.

170. Exempel.

Schon Ein Irrlicht sah ich verschwinden, dich Phlogiston! Balde
O Newtonisch Gespenst! folgst du dem Brüderchen nach.

G.

Der Naturforscher Georg Ernst Stahl, geb. 1660, gest. 1734, nahm an, in gewissen Körpern sey ein eigener Brennstoff enthalten, den er Phlogiston nannte. Erst der berühmte Chemiker Antoine Laurent Lavoisier, geb. zu Paris 1743, hingerichtet unter Robespierre am 8. Mai 1794, hat das Irrthümliche dieses Systems vollständig dargethan.

171. Der letzte Märtyrer.

Auch mich bratet ihr noch als Huß vielleicht; aber wahrhaftig!
Lange bleibet der Schwan, der es vollendet, nicht aus.

G.

172. Menschlichkeiten.

Leidlich hat Newton gesehen und falsch geschlossen; am Ende
Blieb er, ein Britte, verstockt, schloß er, bewies er fort.

G.

173. Und abermals Menschlichkeiten.

Seine Schüler hörten nun auf, zu sehn und zu schließen,
Referirten getreu, was er auch sah und bewies.

G.

174. Der Widerstand.

Aristokratisch gesinnt ist mancher Gelehrte; denn gleich ist's,
Ob man auf Helm und Schild oder auf Meinungen ruht.

G.

175. Neueste Farbentheorie von Wünsch.

Gelbroth und grün macht das Gelbe, grün und violblau das Blaue!
So wird aus Gurkensalat wirklich der Essig erzeugt.

G.

Christian Ernst Wünsch, Professor zu Frankfurt a. d. O., geb. 1744, gest. 1828, entwickelte in seinen „Versuchen und Beobachtungen über die Farben des Lichts," daß es nicht, wie Newton behauptet, sieben einfache Farben gebe, sondern nur drei, nämlich: Orange, Grün und Violett.

176. Das Mittel.

Warum sagst du uns das in Versen? Die Verse sind wirksam:
Spricht man in Prosa zu euch, stopft ihr die Ohren euch zu.

G.

177. Moralische Zwecke der Poesie.

„Bessern, bessern soll uns der Dichter!" So darf denn auf eurem
Rücken des Büttels Stock nicht einen Augenblick ruhn?

G.

Der schroffe Ausdruck in diesem Epigramm wurde den Dichtern von ihren Zeitgenossen, selbst von den unbetheiligten, sehr übel genommen.

178. Sectionswuth.

Lebend noch crenteriren sie euch, und seyd ihr gestorben,
Passet im Nekrolog noch ein Prosector euch auf.

Sch.

Dieß Xenion scheint vorzugsweise auf Daniel Jenisch gerichtet. Derselbe war 1792 geboren, lebte damals als Prediger in Berlin und stürzte sich 1804 aus Hypochondrie in die Spree (X. 268 und 269). Schiller sagt in einem Brief an Goethe vom 23. Novbr. 1795: „Der närrische Mensch, der Jenisch, der sich in alles mischen muß, hat auch die Recensionen der Horen gelesen und in dem ersten Feuer einen Aufsatz über mich und meinen schriftstellerischen Charakter geschrieben, der eine Apologie gegen jene Anklagen vorstellen soll. — Es ist ein ganz eigenes Unglück, daß ich bei so heftigen und zahlreichen Feinden doch noch am meisten von dem Unverstand eines Freundes zu fürchten habe und die wenigen Stimmen, die für mich sprechen wollen, über Hals und Kopf zum Schweigen bringen muß."

179. Kritische Studien

Schneidet, schneidet, ihr Herrn! Durch Schneiden lernet der Schüler:
Aber wehe dem Frosch, der euch den Schenkel muß leihn!

G.

„Sprachbemerkungen über Herrn v. Goethe's Lustspiel: der Großcophta," von Johann Christoph Rüdiger (geb. 1751, gest. 1822 als Professor in Halle), abgedruckt in dessen: Neuester Zuwachs der deutschen Sprachkunde; „Bemerkungen über den Ausdruck in Goethe's Iphigenia," von Joel Löwe (gest. 1822 als Lehrer zu Breslau), abgedruckt in den Campe'schen Beiträgen, und andere ähnliche Zergliederungen. — Vergl. X. 300 und die Anmerkung.

180. Der astronomische Himmel

So erhaben, so groß ist, so weit entlegen der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeist fand auch bis dahin den Weg.

Sch.

Die Danziger Ausgabe deutet das Distichon auf die „Kosmologischen Unterhaltungen für die Jugend. Leipzig 1791 ff. Von

Christian Ernst Wünsch" (X. 175). Diese Auslegung scheint mir indeß nicht gerechtfertigt, ich möchte hier weit eher eine satyrische Plänkelei gegen den Herzog Ernst von Sachsen-Gotha (X. 127) annehmen, der für Sternkunde eine große Vorliebe besaß und selbst astronomischer Schriftsteller war. Er zog die mathematischen Wissenschaften allen anderen vor, berechnete den Rösselsprung im Schachspiel und ließ darüber viele Tabellen stechen, weßhalb man ihm vielleicht den „Kleinigkeitsgeist" vorwarf (vergl. Tab. vot. 592—93). Schiller nahm das obige Epigramm in seine Gedichte auf, wo es, „Astronomische Schriften" betitelt, unter den Votivtafeln steht.

181. Naturforscher und Transscendental-Philosophen.

Feindschaft sey zwischen euch, noch kommt das Bündniß zu frühe;
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.

Sch.

Durch Körner erhielt dieß Xenion einen Platz in Schiller's gesammelten Werken.

182. An die voreiligen Verbindungsstifter.

Jeder wandle für sich, und wisse nichts von dem andern:
Wandeln nur beide gerad', finden sich beide gewiß.

Sch.

Die Danziger Ausgabe bezieht die letzten beiden Xenien auf Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, der sich damals in Jena habilitirt hatte und dessen „Ideen zur Philosophie der Natur. Tübingen 1797" unlängst erschienen waren. Im August 1798, nachdem Schelling seine Schrift: „Von der Weltseele" herausgegeben, schrieb Schiller an Körner: „Es ist ein vortrefflicher Kopf, auf den ich mich freue, denn er ist Professor hier geworden."

183. Der treue Spiegel.

Reiner Bach, du entstellst nicht den Kiesel, du bringst ihn dem Auge
Näher: so seh' ich die Welt, ***, wenn du sie beschreibst.
G.

In den literarischen Spießruthen heißt es bei diesem Epigramm: „Goethe im Wilhelm Meister." Das war jedoch, obgleich Schütz es treulich wiederholte, bloßer Spott, und der Danziger Herausgeber that unrecht, solche satyrische Noten ernsthaft zu nehmen. Ich habe hier schon früher Wieland's berühmtes Buch: „Der goldene Spiegel, oder Geschichte der Könige von Scheschian. Leipzig 1772. 4 Thle." bezeichnet. Zwar meint Düntzer, dagegen spräche alles, auch die Ueberschrift, und er bezieht das Distichon auf Herder, ohne indeß für beide Angaben irgend welche Beweise anzuführen. Deßhalb muß ich bei meiner früheren Erklärung bleiben, denn Goethe hat den goldenen Spiegel bald nach dem Erscheinen und selbst damals günstig genug recensirt (s. Werke, Bde. 32. S. 41 ff.). Namentlich sagt er: die Moral des Piammis sey ganz aus seinem Herzen; er dankt für die gute Art, womit jene gravitätischen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei gebrandmarkt werden, und rühmt Wieland's edlen Enthusiasmus, der ihn drängt, „für Welt und Nachwelt zu arbeiten, das Herz der Könige zu bilden und dadurch das Wohl der Menschengattung auch auf ferne Jahrhunderte zu befördern. Wie verehrungswürdig ist der Mann, der bei seiner so großen Weltkenntniß noch immer so viel an Einfluß glaubt und von seinen Nebenbürgern und dem Lauf der Dinge keine schlimmere Meinung hat."

184. Nicolai.

Nicolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen:
Aber in's Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.
Sch.

Die ganze Xenienreihe, bis einschließlich 206, ist auf Friedrich Nicolai gemünzt. Derselbe hatte anno 1781 eine Reise

gemacht und ſie mußte ihm fünfzehn Jahre lang den Stoff hergeben, um ſein literariſches Licht leuchten zu laſſen. Die kleine Bibliothek, welche er darüber zuſammenſchrieb, führt den Titel: „Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebſt Bemerkungen über Gelehrſamkeit, Induſtrie, Religion und Sitten. Berlin und Stettin 1783—96. 12 Bde.“

185. Der Wichtige

Seine Meinung ſagt er von ſeinem Jahrhundert, er ſagt ſie,
Nochmals ſagt er ſie laut, hat ſie geſagt und geht ab.
Sch.

186. Plan des Werks.

Meine Reiſ' iſt ein Faden, an dem ich drei Luſtra die Deutſchen
Nützlich führe, ſo wie formlos die Form mir's gebeut.
Sch.

187. Formalphiloſophie.

Allen Formen macht er den Krieg, er weiß wohl, zeitlebens
Hat er mit Müh' und Noth Stoff nur zuſammen geſchleppt.
Sch.

188. Der Todfeind.

Willſt du Alles vernichten, was deiner Natur nicht gemäß iſt,
Nicolai! zuerſt ſchwöre dem Schönen den Tod.
Sch.

189. Philoſophiſche Querköpfe.

Querkopf! ſchreiet ergrimmt in unſere Wälder Herr Nickel:
Leerkopf! ſchallt es darauf luſtig zum Walde heraus.
Sch.

Der eilfte Band jener Reiſebeſchreibung enthielt einen beſondern Abſchnitt: „Formale Philoſophie,“ woran ſich ein anderer

„Philoſophiſche Querköpfe," anknüpfte. Wenn gleich Schiller unter dieſen nicht namentlich aufgeführt war, ſo hatte Nicolai doch beide Kapitel mit ſehr merkbarer Abſicht mitten in die Beſprechung der Horen eingeſchachtelt, und er ſagte dort S. 206: „Nein, noch nie hat irgend eine Nation eine ſolche Sammlung von philoſophiſchen Querköpfen gehabt, als ſeit ein paar Jahren die Deutſchen, und die nicht geradezu Thoren genannt worden wären, ſondern in Journalen ſogar noch etwas gelten."

190. Empiriſcher Querkopf.

Armer, empiriſcher Teufel! Du kennſt nicht einmal das Dumme
In dir ſelber, es iſt, ach! a priori ſo dumm.
Sch.

191. Der Quellenforſcher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch ſich nach der Quelle nicht um.
Sch.

192. Derſelbe.

Nichts kann er leiden, was groß iſt und herrlich; drum, herrliche Donau,
Spürt dir der Häſcher ſo lang nach, bis er ſeicht dich ertappt.
Sch.

193. N. Reiſen. XI. 6. S. 177.

A propos. Tübingen! Dort ſind Mädchen, die tragen die Zöpfe
Lang geflochten, auch dort gibt man die Horen heraus.
Sch.

An der oben citirten Stelle erzählt Nicolai: „In und bei Tübingen ſah ich zuerſt die ſchwäbiſche Mode, daß die jungen

Mädchen gemeinen Standes lange geflochtene Zöpfe tragen, und damit diese noch länger aussehen, Bänder darein flechten, welche bis auf die Füße herabhangen." Hierauf folgt dann sogleich: „Das Journal, die Horen, obgleich nicht eigentlich, wenigstens nur dem kleinsten Theile nach, in Tübingen geschrieben, kommt doch daselbst heraus. Dieß veranlaßt mich, darüber, und bei Gelegenheit der Beschaffenheit derselben, auch sonst eins und das andere zu sagen, was mir am Herzen liegt. ꝛc."

194. Der Glückliche.

Sehen möcht' ich dich, Nickel, wenn du ein Späßchen erhaschest,
Und, von dem Fund entzückt, drauf dich im Spiegel besiehst.

Sch.

195. Verkehrte Wirkung.

Rührt sonst Einen der Schlag, so stockt die Zunge gewöhnlich;
Dieser, so lange gelähmt, schwatzt nur geläufiger fort.

Sch.

196. Pfahl im Fleisch.

Nenne Lessing nur nicht, der gute hat vieles gelitten,
Und in des Märtyrers Kranz warst du ein schrecklicher Dorn.

Sch.

Nicolai war der Verleger vieler Schriften von Lessing.

197. Die Horen an Nicolai.

Unsere Reihen störtest du gern, doch werden wir wandeln,
Und du tappe denn auch, blinder Geselle! so fort.

(Sch.)

Da Hoffmeister dieß Xenion weder unterzeichnet, noch irgend etwas darüber gesagt hat, so vergaß er wohl nur, die Chiffre

Univ. Bibl. München

beizufügen. Ueber den Verfaſſer kann kein Zweifel obwalten, weil Schiller's epigrammatiſche Weiſe hier zu deutlich ausgeprägt iſt.

198. Fichte und Er.

Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
Wenn du, auf leichtem Kahn, ſchwankeſt und Häringe fängſt.

Sch.

Nicolai hatte nicht nur Fichte's Philoſophie, ſondern auch deſſen Perſon angegriffen, da derſelbe den Abſchnitt: „Philoſophiſche Querköpfe" eröffnen mußte. Hierauf ſtellte ihn Fichte mit unvergleichlich ſarkaſtiſcher Laune als Urbild wiſſenſchaftlicher Wichtigthuerei und Vorlautheit dar. Dieß geſchah in dem von Lebenswahrheit und Humor ſprudelnden Werkchen: „Friedrich Nicolai's Leben und ſonderbare Meinungen, ein Beitrag zur Literargeſchichte des vergangenen und zur Pädagogik des angehenden Jahrhunderts," welches A. W. Schlegel (Tübingen 1801) herausgegeben hat.

199. Briefe über äſthetiſche Bildung.

Dunkel ſind ſie zuweilen, vielleicht mit Unrecht, o Nickel!
Aber die Deutlichkeit iſt wahrlich nicht Tugend an dir.

Sch.

Im eilften Band der Reiſebeſchreibung, S. 240, zielt Nicolai auf Schiller's Briefe über äſthetiſche Erziehung und nennt ſie: „philoſophiſch ſeyn ſollende Abhandlungen, ſtrotzend von dunklen Schulterminologien, von leeren Spitzfindigkeiten, von unverſtändlichen Wendungen, die dem Leſer, wo nicht unverſtändlich, doch widrig ſeyn müſſen. Wenn ganze Seiten aus der ſcholaſtiſchen Wortfülle und aus der Dunkelheit zuſammengeſetzter, fremdartiger Ausdrücke in eine andern Menſchen gewöhnliche Sprache überſetzt werden, ſo bleibt faſt nichts übrig, als ganz gewöhnliche, ſchon längſt geſagte Dinge, welche weder den Geiſt erheben, noch den Verſtand erleuchten."

200. Modephiloſophie

Lächerlichſter! Du nennſt es Mode, wenn immer von neuem
Sich der menſchliche Geiſt ernſtlich nach Bildung beſtrebt.
Sch.

201. Das grobe Organ.

Was du mit Händen nicht greifſt, das ſcheint dir Blinden ein Unding,
Und betaſteſt du was, gleich iſt das Ding auch beſchmutzt.
Sch.

202. Der Laſtträger.

Weil du Vieles geſchleppt, und ſchleppſt, und ſchleppen wirſt, meinſt du,
Was ſich ſelber bewegt, könne vor dir nicht beſtehn.
Sch.

203. Die Waidtaſche.

Regt ſich was, gleich ſchießt der Jäger; ihm ſcheinet die Schöpfung,
Wie lebendig ſie iſt, nur für den Schnappſack gemacht.
G.

Wir haben hier vielleicht das Xenion vor uns, welches Goethe nach Schiller's Idee machte und das ſeinem Briefe vom 10. Juni 1796 beigefügt war. Es hieß damals zwar: „der Gefährliche," doch könnte die Ueberſchrift beim Druck wohl verändert worden ſeyn, weil ſie als Reim an die folgende anklang.

204. Das Unentbehrliche.

Könnte Menſchenverſtand doch ohne Vernunft nur beſtehen,
Nickel hätte fürwahr menſchlichſten Menſchenverſtand.
Sch.

205. Die Xenien.

Was uns ärgert, du gibst mit langen entsetzlichen Noten
Uns auch wieder heraus unter der Reiserubrik.

G.

Nicolai wußte die hier ausgesprochene Befürchtung noch zu übertreffen, denn er schrieb ein eigenes 217 Seiten starkes Buch: „Anhang zu Friedrich Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797. Berlin und Stettin." Wir werden dasselbe im zweiten Theil bei den Anti-Xenien genauer kennen lernen.

206. Lucri bonus odor.

Gröblich haben wir dich behandelt, das brauche zum Vortheil,
Und im zwölften Band schilt uns, da gibt es ein Blatt.

Sch.

Von Nicolai's Reisebeschreibung waren zur Zeit erst eilf Bände erschienen. — Die Ueberschrift ist ein Ausspruch des Kaisers Vespasian über eine gewisse unedelikate Steuer, die ihm guten Gewinn brachte.

207. Vorsatz.

Den Philister verdrieße, den Schwärmer necke, den Heuchler
Quäle der fröhliche Vers, der nur das Gute verehrt!

Sch.

208. Nur Zeitschriften.

Frankreich faßt er mit einer, das arme Deutschland gewaltig
Mit der andern; doch sind beide papieren und leicht!

Sch.

Reichardt (X. 80), unter dessen Namen das Journal „Frankreich (Altona 1795—97)" erschien, gab nun, ohne sich auf dem Titel zu nennen, noch ein „Deutschland (Berlin 1796)" heraus. Schiller machte Goethe hierauf aufmerksam und es ist

ſchon oben S. 43 ff. mitgetheilt worden, wie die Dichter ein furchtbares Strafgericht über ihn verhängt hatten. Daſſelbe wurde auch ſtrengſtens vollzogen, denn alle Xenien bis 229, nur 218 ausgenommen, treffen Reichardt's Haupt. Ueber das Verhältniß zu dieſem berichtet Goethe in den Annalen (Werke, Bd. 27. S. 42): „Man war mit ihm, ungeachtet ſeiner vor- und zudringlichen Natur, in Rückſicht auf ſein bedeutendes Talent, in gutem Vernehmen geſtanden, er war der erſte, der mit Ernſt und Stetigkeit meine lyriſchen Arbeiten durch Muſik in's Allgemeine förderte, und ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menſchen fortzudulden, wenn ſie mir es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meiſt mit Ungeſtüm ein ſolches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte ſich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber die gräulichen unaufhaltſamen Folgen ſolcher gewaltthätig aufgelöſten Zuſtände mit Augen ſchauend und zugleich ein ähnliches Treiben im Vaterlande durch und durchblickend, hielt ein- für allemal am Beſtehenden feſt, an deſſen Verbeſſerung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verſtändigen ich mein Lebenlang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte dieſe Geſinnung nicht verhehlen."

209. Das Motto.

Wahrheit ſag' ich euch, Wahrheit und immer Wahrheit,
verſteht ſich:
Meine Wahrheit; denn ſonſt iſt mir auch keine bekannt.
Sch.

Das Journal Frankreich führte als Motto den franzöſiſchen Zeugeneid: „Verité! rien que la verité! toute la verité!"

210. Der Wächter Zions.

Meine Wahrheit beſtehet im Bellen, beſonders wenn irgend
Wohlgekleidet ein Mann ſich auf der Straße mir zeigt.
G.

211. Verschiedene Pressaren.

Aristokratische Hunde, sie knurren auf Bettler; ein echter
Demokratischer Spitz klafft nach dem seidenen Strumpf..
G.

212. Böse Gesellschaft.

Aristokraten mögen noch gehn, ihr Stolz ist doch höflich;
Aber du, löbliches Volk, bist so voll Hochmuth und grob.
(G.)

Hoffmeister bemerkt: „Die Xenien von 212 bis 219 hat Frau Charlotte von Schiller nicht bezeichnet, vermuthlich, weil es sich von selbst verstand, daß sie (etwa mit Ausnahme von 214) von Goethe sind.“ Die Autorschaft des letzteren findet ihre Bestätigung in seinem Briefe vom 30. Januar 1796, wo es mit Bezug auf Reichardt ausdrücklich heißt: „Ein Dutzend Disticha sind ihm schon gewidmet.“

213. An die Obern.

Immer bellt man auf euch; bleibt sitzen! es wünschen die
Beller
Jene Plätze, wo man ruhig das Bellen vernimmt.
(G.)

214. Seelenfesseln.

Heilige Freiheit! Erhabener Trieb des Menschen zum Bessern!
Wahrlich! du konntest dich nicht schlechter mit Priestern
versehn!
(G.)

215. Verfehlter Beruf.

Schreckensmänner wären sie gern, doch lacht man in
Deutschland
Ihres Grimmes, der nur mäßige Schriften zerfleischt.
(G.)

216. An mehr als Einen

Erſt habt ihr die Großen beſchmaust, nun wollt ihr ſie ſtürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe geſehn.
(G.)

Reichardt ſtand am preußiſchen Hofe in großem Anſehen, bis ihn 1791 Kränklichkeit verhinderte, ſeine Oper Olympia zur Eröffnung des Carnevals aufzuführen. Daraus entſproß ihm eine ſolche Quelle von Anfeindungen, daß er um ſeinen Abſchied einkam. Der König verweigerte ihm denſelben, erlaubte ihm aber, mit Beibehaltung des Gehaltes, drei Jahre auf ſeinem Landſitz bei Giebichenſtein zu verleben. Bald rief man ihn wieder an den Hof, weil dort große Feierlichkeiten ſtattfinden ſollten, nach deren Beendigung ſich Reichardt abermals zurückzog und die Compoſition einer neuen Oper ablehnte. Im Jahre 1792 reiſte er nach Paris und gab dann „Vertraute Briefe, geſchrieben auf einer Reiſe nach Frankreich 1792“ heraus, welche raſch verbreitet und viel geleſen wurden. Man entdeckte in dem Buche demokratiſche Anſichten, darum gab ihm der König ſeine Entlaſſung; er ging 1794 nach Hamburg, redigirte dort das Journal „Frankreich“ und kaufte ſich ein Landgut in Holſtein. Allein man rief ihn noch vor Ende des Jahres zurück und ertheilte ihm die Stelle eines königl. Salinendirektors in Halle, wo er ſeinen Wohnſitz zu Giebichenſtein wieder einnehmen konnte. Hieraus geht hervor, daß die Anklage im obigen Xenion durchaus ungerechtfertigt war.

217. Das Requiſit.

Lange werden wir euch noch ärgern, und werden euch ſagen:
Rothe Kappen! euch fehlt nur noch das Glöckchen zum Putz.
(G.)

218. Verdienſt.

Haſt du auch wenig genug verdient um die Bildung der Deutſchen,
Fritz Nicolai! ſehr viel haſt du dabei doch verdient.
(Sch.)

Als Buchhändler und Verleger. — Düntzer meint, dieß Xenion diene zur Einleitung des folgenden; man erkennt leicht, daß es Schiller zum Verfasser hat.

219. Anwaltung.

Nein, das ist doch arg! da läuft auch selbst noch der Cantor
Von der Orgel, und ach! pfuscht auf den Klaven des Staats.

(S.)

220. Der Halbvogel.

Fliegen möchte der Strauß, allein er rudert vergeblich,
Ungeschickt rühret der Fuß immer den leidigen Sand.

Sch.

221. Der letzte Versuch.

Vieles hast du geschrieben, der Deutsche woll't es nicht lesen;
Gehn die Journale nicht ab, dann ist auch alles vorbei.

Sch.

222. Kunstgriff.

Schreib' die Journale nur anonym, so kannst du mit vollen
Backen deine Musik loben, es merkt es kein Mensch.

Sch.

223. Dem Großsprecher.

Oefters nahmst du das Maul schon so voll und konntest nichts wirken;
Auch jetzt wirkest du nichts, nimm nur das Maul nicht so voll.

G.

224. Motto's.

Setze nur immer Motto's auf deine Journale, ſie zeigen
Alle die Tugenden an, die man an dir nicht bemerkt.
Sch.

Jedes Monatsſtück des Journals „Deutſchland" trug ein anderes Motto auf dem Titel.

225. Ein Handgriff.

Auszuziehen verſteh' ich, und zu beſchmutzen die Schriften:
Dadurch mach' ich ſie mein, und ihr bezahlet ſie mir.
G.

Die Artikel der Horen, aus welchen Reichardt Auszüge gab, ſind Fichte's Abhandlung: „Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Intereſſe für Wahrheit" (Deutſchland Bd. 1. S. 64—69) und Woltmann's: „Beitrag zu einer Geſchichte des franzöſiſchen Nationalcharakters" (ebend. S. 74—86).

226. Die Mitarbeiter.

Wie ſie die Glieder verrenken, die Armen! Aber nach dieſer
Pfeife zu tanzen, es iſt auch, beim Apollo! kein Spaß.
Sch.

227. Unmögliche Vergeltung.

Deine Collegen verſchreiſt und plünderſt du! Dich zu verſchreien,
Iſt nicht nöthig, und nichts iſt auch zu plündern an dir.
Sch.

228. Das züchtige Herz.

Gern erlaſſen wir dir die moraliſche Delikateſſe,
Wenn du die zehen Gebot' nur ſo nothdürftig befolgſt.
Sch.

229. Abſchied.

Heuchler, ferne von mir! beſonders du widriger Heuchler,
Der du mit Grobheit glaubſt Falſchheit zu decken und Liſt.

Sch.

Hier endigt die mächtige Xenienſalve wider Reichardt. Als man ſich über die Anordnung der Diſtichen dahin geeinigt hatte, daß die ſatyriſchen unter der Rubrik „Xenien“ zuſammengeſtellt werden ſollten, ſchrieb Schiller am 1. Auguſt 1796: „Auch die Hiebe auf Reichardt wollen wir unter dem Haufen zerſtreuen und nicht, wie erſt geſchehen war, an die Spitze ſtellen. Von der einen Seite war die Ehre und von der andern die Beleidigung zu groß, die wir ihm durch dieſe Auszeichnung anthaten.“

230. Der Hauſirer

Ja, das fehlte nur noch zu der Entwicklung der Sache,
Daß als Krämer ſich nun Kr**er nach Frankreich begibt.

Sch.

231. Deutſchlands Revanche an Frankreich.

Manchen Lakay ſchon verkauftet ihr uns als Mann von Bedeutung.
Gut! Wir ſpediren euch hier Kr**** als Mann von Verdienſt.“

Sch.

Die beiden vorſtehenden Xenien gehen auf Karl Friedrich Cramer, geb. 1752, geſt. 1807. Er war Profeſſor in Kiel, mußte jedoch, wegen ſeiner Begeiſterung für die franzöſiſche Revolution, dieſe Stelle 1794 niederlegen. Nun ging er nach Paris, wo der „Citoyen Cramer“ eine Druckerei und Buchhandlung eröffnete. Sein Haus wurde dort der Sammelplatz vieler berühmten Perſönlichkeiten, und das Reichardt'ſche Journal „Frankreich“ lieferte intereſſante Bruchſtücke aus Cramer's Tagebuch.

212. Der Patriot.

Daß Verfaſſung ſich überall bilde! Wie ſehr iſt's zu wünſchen:
Aber ihr Schwätzer verhelft uns zu Verfaſſungen nicht.

G.

213. Die drei Stände.

Sagt, wo ſteht in Deutſchland der Sanscülett? In der Mitte:
Unten und oben beſitzt Jeglicher, was ihm behagt.

G.

214. Die Hauptſache.

Jedem das Seine! Und jedem Regierer den Rechtſinn,
Das iſt zu wünſchen; doch ihr, beides verſchafft ihr uns nicht.

G.

215. Anacharſis der Zweite.

Anacharſis dem Erſten nahmt ihr den Kopf weg: der Zweite
Wandert nun ohne Kopf klüglich, Pariſer! zu euch.

Sch.

Johann Baptiſte, Baron v. Cloots, 1755 zu Kleve geboren, wurde in Paris erzogen und durchreiſte einen Theil Europa's unter dem Namen Anacharſis Cloots. Kaum begann die Revolution, ſo kehrte er nach Frankreich zurück, warf ſeinen Adel weg und nannte ſich den „Sprecher des Menſchengeſchlechts.“ Als ſolcher forderte er den Nationalconvent auf, die Segnungen der Revolution über alle Völker zu verbreiten, und gab 12.000 Livres zu einem Krieg wider die Könige. Endlich wurde er ſelbſt angeklagt, das Revolutionstribunal verurtheilte ihn, und er ſtarb 1794 auf der Guillotine mit größter Kaltblütigkeit. — Anacharſis der Zweite iſt Cramer.

236. Hiſtoriſche Quellen

Augen leiht dir der Blinde zu dem, was in Frankreich geſchiehet,
Ohren der Taube; du biſt, Deutſchland, vortrefflich bedient.

G.

Die literariſchen Spießruthen glaubten, das Xenion gelte den Zeitſchriften, die über Frankreichs Revolution berichteten, und in Folge deſſen citirt die Danziger Ausgabe mehrere Journaltitel. Wenn aber Schütz in ſeiner lakoniſchen Weiſe ſagt: „Büſch und Ebeling in Hamburg," ſo ſcheint er wohl das Wahre getroffen zu haben. — Johann Georg Büſch, geb. 1728, widmete ſich, trotz ſeiner ſchwachen Augen, mit großem Eifer den Wiſſenſchaften und erhielt 1787 eine Profeſſur am Gymnaſium in Hamburg. Dort gründete er ſpäter mit Wurm eine Handelsakademie, welche ſich zu der berühmteſten in Europa erhob; auch Alexander von Humboldt hat einige Zeit auf derſelben ſtudirt. Büſch gab mehrere treffliche Werke über merkantiliſche Gegenſtände und über Zeitgeſchichte heraus; im obigen Xenion möchte wohl beſonders ſein „Grundriß einer Geſchichte der merkwürdigſten Welthändel. Hamburg 1796 f." gemeint ſeyn. Er ſtarb 1800, nachdem ſein Augenleiden faſt zur Blindheit geworden war. — Bei Wurm's Abgang trat Chriſtoph Daniel Ebeling, geb. 1741, geſt. 1817, an deſſen Stelle. In Gemeinſchaft mit Büſch ſchrieb er eine „Handlungsbibliothek," machte ſich durch ausgezeichnete geographiſche und hiſtoriſche Arbeiten bekannt, auch war er ein thätiger Theilnehmer an Nicolai's „Allgem. deutſcher Bibliothek" und an der „Neuen Hamburger Zeitung." Dreißig Jahre lang litt Ebeling an Harthörigkeit, welche ſich im höhern Alter bis zur Taubheit ſteigerte. Siehe X. 55.

237. Der Almanach als Bienenkorb

Lieblichen Honig gab er dem Freund, doch nahet ſich täppiſch
Der Philiſter, um's Ohr ſauſ' ihm der ſtechende Schwarm!

Sch.

208. Etymologie.

Dominös iſt dein Name, er ſpricht dein ganzes Verdienſt aus:
Gerne verſchafftеſt du, ging' es, dem Pöbel den Sieg.

Sch.

Nicolai. Bekanntlich iſt der griechiſche Name Nicolaos aus den Wörtern „Sieg" und „Volk" zuſammengeſetzt. Es braucht wohl kaum erſt angemerkt zu werden, daß es ein Pöbel im Reiche des Geſchmackes iſt, von welchem der Verfaſſer redet.

209. Ausnahme.

Warum tadelſt du manchen nicht öffentlich? Weil er ein Freund iſt:
Wie mein eigenes Herz tadl' ich im Stillen den Freund.

G.

210. Die Inſekten.

Warum ſchiltſt du den Einen ſo hundertfach? Weil das Geſchmeiße,
Rührt ſich der Wedel nicht ſtets, immer dich leckt und dich ſticht.

G.

211. Einladung.

Glaubſt du denn nicht, man könnte die ſchwache Seite dir zeigen?
Thu' es mit Laune, mit Geiſt, Freund! und wir lachen zuerſt.

G.

212. Warnung.

Unirer liegen noch tauſend im Hinterhalt: daß ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt.

G.

Man brachte dieß Distichon mit X. 177 in Verbindung und faßte die verkehrte Meinung, daß hier von Spießruthen die Rede sey, wonach Jenisch denn auch seine Gegenschrift betitelte.

213. An die Philister.

Freut euch des Schmetterlings nicht; der Böſewicht zeugt euch die Raupe,
Die euch den herrlichen Kohl faſt aus der Schüſſel verzehrt.

G.

214. Hausrecht.

Keinem Gärtner verdenk' ich's, daß er die Sperlinge ſcheuchet:
Doch nur Gärtner iſt er, jene gebar die Natur.

(G.)

„Mit diesem Xenion hört Charlotte v. Schiller leider auf, durch die Buchſtaben Sch. oder G. die einzelnen Xenien entweder ihrem Gatten oder Goethen zuzuſchreiben.“ Hoffmeiſter.

215. Currus virum miratur inanes.

Wie ſie knallen, die Peitſchen! Hilf Himmel! Journale! Kalender!
Wagen an Wagen! Wie viel Staub und wie wenig Gepäck!

(Sch.)

Ein Verbindungsdistichen, das jedenfalls von Schiller herrührt. Die Ueberſchrift iſt dem ſechsten Buche der Aeneide (V. 651) entnommen, welches er benutzte, um die Nekromantie zu parodiren; auch verrathen die Verſe durch ihren muntern Gang und Klang denſelben Urſprung wie die erſten Xenien.

216. Kalender der Muſen und Grazien.

Muſen und Grazien! oft habt ihr euch ſchrecklich verirret,
Doch dem Pfarrer noch nie ſelbſt die Perücke gebracht.

(G.)

Friedrich Wilhelm August Schmidt, geb. 1764, geſt. 1838, lebte als Prediger zu Werneuchen in der Mark Brandenburg und gab den „Kalender der Muſen und Grazien. Berlin 1796—97“ heraus. Der Xenienalmanach enthielt auch Goethe's bekanntes Gedicht: „Muſen und Grazien in der Mark,“ worin Schmidt's Poeſien, mit ihrem platten Naturalismus, ſo ergötzlich perſiflirt werden. Vergl. die Anmerk. zu X. 304.

217. Taſchenbuch.

Viele Läden und Häuſer ſind offen in ſüdlichen Ländern,
Und man ſieht das Gewerb, aber die Armuth zugleich.
(G.)

Wegen der Worte: „in ſüdlichen Ländern,“ deuteten die Ausleger dieß Xenion auf ſüddeutſche Taſchenbücher. Aber ich finde darin nur ein allgemeines Bild und eine Reminiscenz aus Goethe's italieniſcher Reiſe, denn die Verſe ſind ganz im Geſchmack der venetianiſchen Epigramme.

218. Voſſens Muſenalmanach

Immer zu, redlicher Voß! Beim neuen Kalender
Nenne der Deutſche dich doch, der dich im Jahre vergißt.
(G.)

„Muſenalmanach, herausgegeben von Joh. Heinr. Voß 1776 bis 1800.“ Vergl. X. 75 und 130.

219. Schiller's Muſenalmanach von 1796.

Du erhebeſt uns erſt zu Idealen und ſtürzeſt
Gleich zur Natur uns zurück; glaubſt du, wir danken
dir das?
(G.)

Den Schluß des Almanachs für 1796 bildeten Goethe's Epigramme aus Venedig. Dieſe gaben mancherlei Anſtoß und Schiller ſchrieb dem Freunde am 23 Juli: „Von Paggeien ſruft

ein Epigramm auf meinen Muſenalmanach, worin die Epigramme übel wegkommen ſollen. Die Pointe iſt, daß, nachdem man erſt idealiſche Figuren an dem Leſer vorübergehen laſſen, endlich ein venetianiſcher Nachttopf über ihn ausgeleert werde." (ſ. X. 128.) — Jens Baggeſen, geb. 1764, geſt. 1826, als däniſcher und deutſcher Schriftſteller bekannt, war ein glühender Verehrer Schiller's. Sein Eifer hatte dieſem das Jahrgehalt erwirkt, welches ihm 1791 von Dänemark her auf ſo edle und zarte Weiſe angetragen wurde. Baggeſen's poetiſche Werke in deutſcher Sprache, Bd. 2. S. 261 f., enthalten ein Gedicht auf den Muſenalmanach für 1796, welches Schiller hoch erhebt, während Goethe's Epigramme darin gar keine Erwähnung finden. Die oben erwähnte Satyre iſt wohl verloren gegangen, doch citirt Nicolai (Anhang zu Schiller's Muſenalmanach S. 96), ohne den Verfaſſer zu nennen, die halbe Verszeile:

„den vollen Venediger Nachttopf."

Goethe erwiederte auf Schiller's Mittheilung: „das Auto da Fe der Stolberge (ſ. Anmerk. zu X. 125) und Baggeſen's Epigramm ſollten ihnen übel bekommen;" darum darf man ihm vorſtehendes Diſtichon mit ziemlicher Sicherheit zuſchreiben.

250. Das Faß.

Mit der Eule geſiegelt? Da kann Minerva nicht weit ſeyn!
Ich erbreche, da fällt „von und für Deutſchland" heraus.
(G.)

„Journal von und für Deutſchland," herausgegeben von dem Freiherrn v. Bibra zu Fulda. Daſſelbe erſchien von 1785 bis 1792, war alſo ſchon ſeit vier Jahren vom Schauplatz abgetreten, als ihm dieß Gaſtgeſchenk dargebracht wurde. Sämmtliche gegen Zeitſchriften gerichtete Epigramme, die nun folgen, haben — mit Ausnahme von X. 251 — Goethe zum Verfaſſer und ſind als die Stamm-Xenien zu betrachten. Sein erſter Einfall im December 1795 ging nur dahin: auf alle einzelnen Zeitſchriften Epigramme zu machen, und er ſchickte bald darauf eine Anzahl Probe-Diſtichen an Schiller. (Briefw. I. 278 und 288.)

251. Das Journal Deutſchland.

Alles beginnt der Deutſche mit Feierlichkeit, und ſo zieht auch
Dieſem deutſchen Journal blaſend ein Spielmann voran.
(Sch.)

Der Sinn dieſes Epigramms will nicht recht paſſen, denn Reichardt gab ſein Journal „Deutſchland“ anonym heraus und Goethe erfuhr erſt durch Schiller den Namen des Redakteurs. Wir haben geſehen (Anmerk. zu X. 229), daß die Dichter beabſichtigten, Reichardt's vernichtendes Urtheil an die Spitze des Ganzen zu ſtellen. Für dieſen Zweck war X. 251 wohl gedichtet, doch als man den Vorſatz aufgab, wurde es mit einiger Abänderung ſeinem „deutſchen Journal“ angepaßt. Siehe die Note zu X. 260.

252. Reichsanzeiger.

Edles Organ, durch welches das deutſche Reich mit ſich ſelbſt ſpricht,
Geiſtreich, wie es hinein ſchallet, ſo ſchallt es heraus.
(G.)

„Allgemeiner deutſcher Reichsanzeiger von A. J. Becker“ (X. 71), worin allerhand wunderliche Fragen und Antworten einen Hauptbeſtandtheil bildeten. Am 22. Nov. 1797 theilte Goethe dem Freunde einen Brief mit, der ſich auf längſt vergeſſene Dinge bezog, und nannte denſelben „ein ächtes Zeugniß bornirter Deutſchheit.“ Sarkaſtiſch bemerkte er dabei: „Welch ein glückliches National-Aperçü war nicht der Reichsanzeiger!“ (Vergl. die Anmerk. zu X. 309.)

253. A. d. Ph.

Woche für Woche ziehet der Bettelkarren durch Deutſchland,
Den auf ſchmutzigem Bock, Jakob, der Kutſcher, regiert.
(G.)

„Annalen der Philosophie," herausgegeben von Heinr. Ludw. Jakob (X. 54). In dieser Zeitschrift waren die Horen heftig verfolgt worden und Humboldt schrieb den 20. Nov. 1795 an Schiller: „Die Recension in den Annalen müssen Sie schlechterdings lesen, sie übertrifft an Unverschämtheit und Plattheit Alles, was man je gesehen hat. Indeß sind einige Einfälle nicht übel, und die Wendung des Ganzen hämisch genug."

234. A. d. G.

Zehnmal gelesʼne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.
(G.)

„Allgemeine deutsche Bibliothek" (X. 73).

235. A. d. 3

Auf dem Umschlag sieht man die Charitinnen, doch leider
Kehrt uns Aglaja den Theil, den ich nicht nennen darf, zu.
(G.)

„Archiv der Zeit und ihres Geschmackes." Der Herausgeber Friedr. Ludw. Wilhelm Meyer, geb. 1759, war früher Professor in Göttingen gewesen, hatte nun aber seinen Wohnsitz nach Berlin verlegt, wo er sich ganz der Literatur und Poesie widmete. Das Archiv enthielt im Märzheft 1795 einen absprechenden Aufsatz: „über Prosa und Beredsamkeit der Deutschen," wogegen Goethe mit der schneidend scharfen Replik: „Literarischer Sansculottismus" im sechsten Stücke der Horen auftrat. Nun zog Meyer rasch die Fühlhörner ein und ließ eine sehr nachgiebige Erwiederung abdrucken. Goethe schrieb damals (14. Sept. 1795) an Schiller: „Der gezüchtigte Thersit krümmt sich, wie ich höre, ganz erbärmlich; bittet ab und fleht nur, daß man ihn leben lasse."

236. Deutsche Monatschrift.

Deutsch in Künsten heißt mittelmäßig! und bist du,
Deutscher Monat, vielleicht auch so ein deutsches Produkt?
(G.)

„Neue deutsche Monatsschrift," herausgegeben von Friedrich v. Gentz. Dieser berühmte Publicist war 1764 zu Breslau geboren; er lebte damals als Kriegsrath in Berlin, übte einen großen Einfluß auf die politischen Ereignisse, welche Deutschland nun bald bewegen sollten, und starb 1832 als k. k. Hofrath in Wien. Schiller stand durch Humboldt's Vermittelung in freundschaftlicher Beziehung zu ihm und Goethe berichtete im September 1795: außer dem pater peccavi des literarischen Sansculotten (s. Anmerk. zu S. 255) sey für die Horen noch ein günstiger Stern erschienen, denn Gentz habe in seiner Monatsschrift vor den Briefen über ästhetische Erziehung große Reverenz gemacht. Schiller dankte ihm für die tröstlichen Nachrichten und war neugierig auf das Journalstück, worin „sein Lob" stehen sollte. Dasselbe findet sich dort bei Gelegenheit eines Artikels über den Einfluß der Entdeckung von Amerika auf den Wohlstand und die Cultur des Menschengeschlechts. Es wird darin von den schädlichen Folgen gesprochen, wenn man, statt Schritte zu machen, Sprünge thun und die Reife übereilen will. In einer Note sind Schiller's Briefe (s. Anmerk. zu S. 31) mit dem Zusatz citirt: „Diese erhabenen Aufsätze liefern, obgleich der politische Gesichtspunkt ihnen nur Nebensache war, den Text zu allem, was sich Großes und Treffliches über diesen Gegenstand sagen läßt."

257 G. d. Z.

Dich, o Dämon! erwart' ich, und deine herrschenden Launen,
Aber im härenen Sack schleppt sich ein Kobold dahin.
(G.)

„Genius der Zeit, 1794—1803," herausgegeben von August Adolph Friedrich v. Hennings, geb. 1746, gest. 1826; er war zur Zeit dänischer Kammerherr und Ober-Commerz-Intendant in Schleswig-Holstein. Goethe besaß eine besondere Abneigung wider dieß Journal, wozu vielleicht auch dessen freisinnige Tendenz beitrug; und in seinem Briefe an Heinrich Meyer, der damals Italien besuchte, heißt es (17. Juli 1794): „Danken Sie Gott, daß

Sie dem Narbael und anderen guten Geistern, welche Gott den Herrn aus reiner Brust loben, gegenüber stehen und das Spucken des garstigen Geifenstes, das man Genius der Zeit nennt, wie ich hoffe, nicht verspüren." — Mit Rücksicht auf X. 257—261, schrieb Schiller dem Freunde am 29. Decbr. 1795: „Die Xenien, die Sie mir heute schickten, haben mich sehr ergötzt, besonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünstigen einen guten Einfall gleich besser."

259. Urania.

Deinen heiligen Namen kann nichts entweihen, und wenn ihn
Auf sein Sudelgefäß Ewald, der frömmelnde, schreibt.
(M.)

Johann Ludwig Ewald, geb. 1748, war zur Zeit, als Goethe das Verhältniß mit Lilli hatte, Prediger in Offenbach und gehörte zum vertrauten Kreise des Dichters (Goethe's Werke, Bd. 22, S. 302 ff.). Später wurde er durch Lavater u. A. auf das Gebiet der Schwärmerei geführt; von der Kanzel herab erklärte er 1778 seine vormalige rationelle Auffassung des Christenthums für eine Verirrung und erhielt bald darauf die Generalsuperintendentur zu Detmold. In den Jahren 1793—95 erschien die „Urania," welche ein mystisches Lied von Goethe, im Charakter der Bekenntnisse einer schönen Seele veröffentlichte. Es ist „Sehnsucht" betitelt und Ewald besaß das Manuscript wahrscheinlich noch aus der Zeit seines Freundschaftsbundes mit Goethe (vergl. Pl. f. d. liter. Unterh. 1847 Nr 2). Hoffmeister und Düntzer glauben das Xenion sei von Schiller, doch kann ich ihre Meinung nicht theilen. Es gehört zum Cyklus der „Götter und Göttinnen," daß Goethe gerade die früheren Genossen, welche sich der Frömmelei ergeben hatten, z. B. Jung-Stilling, Lavater, die Stolberg's, am empfindlichsten strafte. Hier kam noch hinzu, daß Ewald den demokratischen Grundsätzen huldigte und den Adel aufforderte, unbilligen Vorrechten freiwillig zu entsagen. Er selbst hielt Goethe für den Verfasser des Epigramms; zwar beklagte

er ſich ſchwer darüber, aber dennoch bewahrte er dem Jugendfreunde bis an ſeinen Tod (1822) die aufrichtigſte Liebe und Bewunderung.

259. Merkur

Wieland zeigt ſich nur ſelten, doch ſucht man gern die Geſellſchaft,
Wo ſich Wieland auch nur ſelten, der Seltene, zeigt.
(G.)

Wieland's „Teutſcher Merkur 1773—1810." Die literariſchen Spießruthen machen hierzu die beißende Anmerkung: „In einigen Exemplaren ſteht in dem Pentameter das malitiöſe Komma hinter auch, und fehlt hinter ſelten."

260. Horen. Erſter Jahrgang.

Einige wandeln zu ernſt, die andern ſchreiten verwegen,
Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publikum hält.
(G.)

Zu ernſt wandelten im Jahrgang 1795 der Horen der Lesewelt namentlich Schiller's Briefe über äſthetiſche Erziehung, und zu verwegen ſchritten ihr Goethe's römiſche Elegien. Das vierte Stück, worin dieſe Beiträge vereint auftraten, pflegte Goethe ſelbſt „den Centaur" zu nennen, weil ſeine muthwilligen Dichtungen und Schiller's tiefſinnige Philoſophie einen ſo ſcharfen Contraſt bildeten (Körner, III. 242). — In den Blättern für literariſche Unterhaltung 1836, Nr. 286 heißt es: „Es iſt wohl noch unvergeſſen, daß Schiller außer andern ſehr herben Xenien auf den Kapellmeiſter Reichardt auch eine auf deſſen längſt verbotenes Journal „Deutſchland" machte (X. 251). Wer Luſt hat, mag dieſe Xenie ſelbſt auf Schiller's Ankündigung der Horen wenden, denn in der That, feierlicher iſt noch kein Journal angekündigt worden, als jenes."

261. Minerva.

Trocken bist du und ernst, doch immer die würdige Göttin,
Und so leihest du auch gerne den Namen dem Heft.
(G.)

Die Zeitschrift „Minerva" wurde in den Jahren 1792—1812 von Johann Wilhelm v. Archenholz redigirt. Derselbe, früher preußischer Offizier, war wegen seines leidenschaftlichen Spiels kassirt worden und hatte dann bedeutende Reisen gemacht. Ohne eigentlich gelehrte Kenntnisse, wußte er sich als politischer Journalist und Historiker einen Namen zu erwerben, auch gehörte er — worauf die literarischen Spießruthen Gewicht legen — zu den Mitarbeitern der Horen.

262. Journal des Luxus und der Moden.

Du bestrafest die Mode, bestrafest den Luxus, und beide
Weißt du zu fördern, du bist ewig des Beifalls gewiß.
(G.)

Der Herausgeber, Friedrich Justin Bertuch, geb. 1747, gest. 1822, ein unternehmender Mann, lebte als herzoglicher Legationsrath in Weimar und Schiller war ihm schon 1787 nahe getreten. Am 30. Januar 1796, während die Xeniendichtung sich im vollen Gange befand, schickte Goethe dem Freunde ein Heft des Bertuch'schen Journals, weil dasselbe eine Abhandlung über Martial's Xenien enthielt. „Der Verfasser denkt wohl nicht" — schrieb Goethe dabei — „daß ihm auch eins fürs nächste Jahr zubereitet werde. Wie arm und ungeschickt doch im Grunde diese Menschen sind! nur zwei solcher Gedichtchen, und noch dazu so schlecht übersetzt, zur Probe zu geben! Es ist aber, als wenn alles Geistreiche diesen feuerfarbenen Einband flöhe."

263. Dieser Musenalmanach.

Nun erwartet denn auch, für seine herzlichen Gaben,
Liebe Gellegen! von euch unser Kalender den Dank.
(Sch.)

264. Der Wolfiſche Homer.

Sieben Städte zankten ſich d'rum, ihn geboren zu haben:
Nun, da der Wolf ihn zerriß, nehme ſich jede ihr Stück.
(Sch.)

Friedrich Auguſt Wolf, der berühmte Philologe, hatte 1795 den erſten Theil ſeiner „Prolegomena zum Homer“ erſcheinen laſſen, worin er kritiſch nachzuweiſen verſucht, daß die Ilias und Odyſſee nicht das Werk eines Einzelnen, ſondern aus den Geſängen verſchiedener Rhapſoden zuſammengefügt ſind. Beide Dichter intereſſirten ſich von vorn herein lebhaft für dieß Buch. Goethe war ſchwankend; bald verwarf er Wolfs Hypotheſe, bald neigte er ſich zu ihr hin. Aber Schiller wollte ſie niemals gelten laſſen; er ſchrieb: der Gedanke an eine rhapſodiſche Aneinanderreihung und an einen verſchiedenen Urſprung jener Gedichte müſſe dem, der ſie genau kenne, barbariſch vorkommen, denn die herrliche Continuität und Reciprocität des Ganzen und ſeiner Theile ſey eine ſeiner wirkſamſten Schönheiten. (Briefwechſel mit Goethe. IV. 170.)

265. An ...

Weil du doch alles beſchreibſt, ſo beſchreib' uns zu gutem Beſchluſſe
Auch die Maſchine noch, Freund, die dich ſo fertig bedient.
(Sch.)

Nach den literariſchen Spießruthen wäre Auguſt Gottlieb Meißner (geb. 1753, geſt. 1807 in Fulda) gemeint, ein Polyhiſtor, deſſen Romane ihrer Zeit mit großer Vorliebe geleſen wurden. Es ſcheint indeß kaum, als ob hier von einem belletriſtiſchen Autor die Rede ſey, und man entſcheidet ſich lieber für Schütz, der auf Chriſtoph Meiners hindeutet. Dieſer letztere, geb. 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln, geſt. 1810 als Profeſſor in Göttingen, hat eine namhafte Anzahl von Werken über die verſchiedenartigſten Wiſſenſchaften verfaßt. Er beſaß neben außerordentlichem Fleiß in hohem Grade das Talent zu excerpiren und die Auszüge in neue Bücher umzuſtempeln.

356. Herr Leonhard M**.

Deinen Namen lef' ich auf hundert Schriften, und dennoch
Iſt es dein Name nur, Freund! den man in allen vermißt.

(Sch.)

Leonhard **Meiſter**, geb. 1741, geſt. 1811, war zur Zeit des Xenienkampfes Pfarrer in Zürich. Er hat eine ſtarke Reihe von Büchern geſchrieben; am bekannteſten ſind die „Charakteriſtiken deutſcher Dichter. Zürich 1785—1793“ und die „Meiſteriana. Winterthur 1811.“

357. Pantheon der Deutſchen.

Deutſchlands größte Männer und kleinſte ſind hier verſammelt;
Jene gaben den Stoff, dieſe die Worte des Buchs.

(Sch.)

Der erſte Band des „Pantheons der Deutſchen“ erſchien 1794 in Chemnitz. Derſelbe enthält eine Charakteriſtik Luther's von Ernſt Carl Wieland, Profeſſor in Leipzig, und eine Schilderung Friedrich's des Großen von Dr. Heinrich Würz in Altona.

358. Borussias

Sieben Jahre nur währet der Krieg, von welchem du ſingeſt?
Sieben Jahrhunderte, Freund! währt mir dein Heldengedicht.

(Sch.)

„Borussias (ein Epos) in zwölf Geſängen. Berlin 1794 2 Bde.“ Der ungenannte Verfaſſer war Daniel **Jenisch**, vergl. X. 153.

359. Guter Rath.

Accipe iucundi Culicem, studiose, Maronis.
Ne, nugis positis, arma virumque canas.

(Sch.)

Das Diſtichon iſt aus Martial. XIV. 269. — Jenisch, der unter dem Namen „Gottlhalk Necker" mancherlei Satyren geſchrieben hatte, empfängt hier das launige Epos „Culex" von Virgil. Darin ſchildert der Dichter, wie die Mücke durch ihren Tod einen ſchlummernden Hirten vor dem Stich der Schlange bewahrt. Jenisch wird alſo ſpottweiſe mit Virgil verglichen, welcher bald kleine poetiſche Gebilde, bald große Heldengeſänge erſchuf.

270. Reineke Fuchs

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieſes geſungen?
Wie iſt das möglich? Der Stoff iſt ja von geſtern und heut.

(Sch.)

Goethe's Reineke Fuchs erſchien 1794 und Schiller ſchrieb damals an Körner: das Gedicht behage ihm ungemein, beſonders um des homeriſchen Tones willen, der darin beachtet ſey (vergl. auch den Briefw. mit Humboldt S. 408 f.). Schon früher, als ihn die Ueberſetzung des Euripides beſchäftigte, hatte er den Grundgedanken ausgeſprochen, dem wir im obigen Xenion begegnen. „Dieſer Dichter," ſagte Schiller: „gibt mir noch viel Vergnügen, und ein großer Theil davon kommt auf ſein Alterthum. Den Menſchen ſich ewig ſelbſt gleich zu finden, dieſelben Leidenſchaften, dieſelben Colliſionen der Leidenſchaften, dieſelbe Sprache der Leidenſchaften." (Carol. v. Wolzogen, Schiller's Leben I. 237).

271. Menſchenhaß und Reue

Menſchenhaß? Nein, davon verſpürt' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung: jedoch Reue, die hab' ich gefühlt.

(Sch.)

Ein bekanntes Schauſpiel von Auguſt v. Kotzebue. Schiller ſah das Stück zuerſt 1788 in Weimar und ſagte ſchon damals den bedeutenden Erfolg voraus, den dieß Drama beim großen Publikum haben werde.

272. Schink's Faust.

Faust hat sich leider schon oft in Deutschland dem Teufel ergeben;
Doch so prosaisch noch nie schloß er den schrecklichen Bund.
(S.)

Johann Friedrich Schink, geb. zu Magdeburg 1755, gest. 1835 als Bibliothekar der Herzogin von Sagan. Er war ein tüchtiger Dramaturg und seine Beurtheilungen der Schiller'schen Trauerspiele verdienen Aufmerksamkeit. Die Danziger Ausgabe bezieht das Xenion auf Schink's „Johann Faust, eine dramatische Phantasie. Berlin 1804. 2 Thle.," und um die chronologische Differenz auszugleichen, soll dieß Buch eine zweite Auflage seyn. Dem ist aber nicht so, sondern wir besitzen noch zwei frühere Bearbeitungen der Faustsage von Schink: „Der neue Faust, ein Duodrama." und „Doctor Faust's Bund mit der Hölle." Das letztere Stück steht im Archiv der Zeit (X. 255), Jahrgang 1796, und es ist, wie der Titel zeigt, hier gemeint. Wahrscheinlich floß das Epigramm aus Goethe's Feder, weßhalb auch die literarischen Spießruthen auf „Stoffneid" anspielen.

273. An Madame B** und ihre Schwestern.

Jetzt noch bist du Sibylle, bald wirst du Parze, doch fürcht' ich
Hört ihr alle zuletzt gräßlich als Furien auf.
(Sch.)

In den literarischen Spießruthen heißt es: „Mad. B—r, jetzt Mad. S—l in Jena, und Schütz bestätigt, daß hier Mad. Böhmer, später mit A. W. Schlegel vermählt, gemeint sey. Wir werden von dieser besondern Frau ausführlicher sprechen müssen, da es an gedruckten Quellen fehlt, die über sie berichten. Sie war eine Tochter des berühmten Orientalisten Michaelis in Göttingen und hatte eine höchst ausgezeichnete Bildung empfangen; selbst die klassischen Sprachen waren ihr nicht fremd. Ein

Trieb nach Unabhängigkeit und Freiheit entwickelte ſich früh in ihrem faſt männlichen Geiſt. Im Jahre 1793 erſchien ſie zu Mainz als Gattin des Doctor Böhmer, eines eifrigen Clubbiſten und Adjutanten des Generals Cüſtine. Etwa zur Zeit, als der Xenienalmanach herauskam, muß ſie Schlegel geheirathet haben, denn Böttiger (Leben, S. 133) traf das Eheraar ſchon am 18. Decbr. 1796 bei Herder. Raſch gewann ſie eine geiſtige Herrſchaft über ihren Mann; ſie äußerte ſich, wo Literatur oder Politik berührt wurde, mit größter Entſchiedenheit und ſuchte ihre Urtheile überall geltend zu machen. Eine glühende Bewunderung der franzöſiſchen Revolution erfüllte ſie, und den Waffen der Republik prophezeihte ſie glänzende Siege, worauf wohl die „Sibylle" im obigen Xenion zu deuten iſt. Auch Körner fand die nach Emancipation ſtrebende Dame gar nicht anziehend und ſchrieb im Juni 1797: „Schlegel iſt neuerlich durch ſeine Frau und durch die fatale Recenſenteneriſtenz verdorben worden." Aber ein reicher, lebendiger Geiſt kann ihr nicht beſtritten werden; die „Beiträge zur Kritik der neueſten Literatur," im erſten Stück des Athenäums S. 141 ff., ſind von ihr, wenn gleich Schlegel einiges hinzugethan haben mag. Das gute Vernehmen der beiden Eheleute währte indeß nicht lang; Schelling kam ins Haus und es entſtand ein ähnliches Verhältniß, wie zwiſchen Thereſe Forſter und Huber. Dorothea Veit, geborne Mendelsſohn, nachmals die Gattin Friedrich Schlegels, berichtete ſchon im Juni 1800 aus Jena, daß ihr der ganze Zuſtand ſehr unbehaglich ſey, wobei auch Auguſt Wilhelm einen Theil der Schuld trug. Jetzt erkrankte deſſen Stieftochter, Auguſta Böhmer; Schelling behandelte ſie nach der Brown'ſchen Methode und ſie ſtarb 1801 im Bade Bocklet. Schlegel, der das holde Kind väterlich geliebt hatte, widmete ihr in dem Muſenalmanach auf 1802 ein rührendes „Todtenopfer." Bald nachher löſte ſich öffentlich das Band, welches im Stillen ſchon längſt zerriſſen war; er trennte ſich von ſeiner Frau, und dieſe verheirathete ſich an Schelling. Sie erreichte kein hohes Alter, und alle, welche ſie kannten, haben mehr die Vorzüge ihres Geiſtes, als ihres Herzens zu rühmen gewußt.

274. Almanſaris und Amanda.

Warum verzeiht mir Amanda den Scherz, und Almanſaris tobet?
Jene iſt tugendhaft, Freund! dieſe beweiſet, ſie ſey's.
(Sch.)

Almanſaris und Amanda: poetiſche Geſtalten aus Wieland's Oberon. Almanſaris iſt wohl die Heldin des vorigen Diſtichons, wogegen Schiller in Amanda die vollendete Weiblichkeit dargeſtellt hat (ſ. Xenien für weibliche Gäſte, Nr. 663—668). Ob unter dieſem Namen eine wirkliche Perſon verborgen war, läßt ſich nicht ermitteln. Zwar bemerken die literariſchen Spießruthen: „Amanda, Madame Schütz?“ doch das iſt bloße Spötterei, denn Schiller gab im Auguſt 1787 ſeinem Freunde Körner folgendes Bild von der Genannten: „Die Profeſſor Schütz iſt ein triviales, ſonſt ſehr lebhaftes Weib, das unausſprechlich gern gefallen will und ſich durch die auffallendſten, übel angebrachten Kleidertrachten lächerlich macht.“

275. ***

Wäre Natur und Genie von allen Menſchen verehret,
Sag', was bliebe, Phantaſt, dann für ein Publikum dir?
(Sch.)

Nach den literariſchen Spießruthen wurde der Held dieſes Xenions Wilhelm Becker in Dresden (X. 130) ſeyn. Da demſelben jedoch eine allzukühne Phantaſie durchaus nicht zum Vorwurf gemacht werden konnte, ſo hat ſich Jenisch wohl nur von der Nachbarſchaft des folgenden Diſtichons irre leiten laſſen. Weit mehr Glaubwürdigkeit verdient Schütz, der das Epigramm auf Auguſt Friedrich Bernhardi, geb. 1768, bezieht. Dieſer hatte im jugendlichen Alter Ludwig Tieck kennen gelernt und vermählte ſich mit deſſen Schweſter Sophie. Anfangs ſchrieb Bernhardi Theaterkritiken für die deutſche Monatsſchrift (X. 256),

dann ließ er novelliſtiſche und dramatiſche Phantaſieſtücke erſcheinen. Auf die letzteren iſt es hier abgeſehen, ſie wurden bald nachher geſammelt und führen den Titel: „Bamboccíaden, 1797—1800. 3 Thle.“ Später widmete er ſich hauptſächlich der Sprachwiſſenſchaft, erhielt eine Anſtellung als Gymnaſialdirektor und Conſiſtorialrath in Berlin und ſtarb dort 1820.

276. Erholungen. Zweites Stück.

Daß ihr ſeht, wie genau wir den Titel des Buches erfüllen,
Wird zur Erholung hiermit euch die Vernichtung gereicht.
(Sch.)

„Erholungen, herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker. Leipzig 1796—1810.“ Das zweite Stück enthielt: „die Vernichtung, eine Viſion von Jean Paul Friedrich Richter.“ Hoffmeiſter glaubte, dieß Xenion Goethen zuſchreiben zu müſſen, doch iſt ſein Irrthum weiter unten beim „Chineſen in Rom“ (Nr. 420 bis 424) hinreichend dargethan und ich finde hier im Gegentheil Schiller's epigrammatiſchen Styl ſehr charakteriſtiſch ausgeprägt.

277. Moderecenſion.

Preiſe dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groſchen
Hinwirft, ſo biſt du fürwahr Krämern und Kindern ein
Gott.
G.

Goethe nahm dieß Diſtichon in ſeine „vier Jahreszeiten“ (Herbſt, 65) auf.

278. Dem Zudringlichen.

Ein vor allemal willſt du ein ewiges Leben mir ſchaffen?
Mach' im zeitlichen doch mir nicht die Weile ſo lang.
(G.)

In den literariſchen Spießruthen ſteht: „Goethe's Panegyriſt. Friedr. Schlegel.“ Schütz, die Danziger Ausgabe und Hoffmeiſter wiederholten dieſe Deutung, weil ſie den leicht erkennbaren

Sarcasmus für baare Münze nahmen. Hier kann indeß nur von der Seligmacherei des Grafen Friedrich Leopold Stolberg die Rede ſeyn, welche ſich beſonders gegen Goethe ſehr zudringlich zeigte und das Xenion ſteht, in Verbindung mit dem folgenden. Düntzer hat es noch einmal verſucht, dieß Epigramm auf Friedrich Schlegel zu beziehen, weil derſelbe nicht bloß in Reichardt's Deutſchland eine überſchwengliche Charakteriſtik Goethe's lieferte, ſondern auch in der Abhandlung „Ueber das Studium der griechiſchen Poeſie" ſagte: „Goethe's Poeſie ſey die Morgenröthe ächter Kunſt und reiner Schönheit ꝛc." Hiergegen müſſen einige Einwände erhoben werden. Zunächſt ſind die Charakteriſtik im Journal Deutſchland (Stück II., S. 258 ff.) und die bezeichnete Stelle der Abhandlung nicht verſchieden von einander, da die erſtere nur ein mitgetheiltes Fragment aus der letztern war. Daſſelbe wurde anfangs unter A. W. Schlegel's Namen gedruckt und im dritten Stücke (S. 428) folgte dann die Berichtigung: „das Fragment Goethe iſt nicht von A. W., ſondern von Friedrich Schlegel." Außerdem enthält es durchaus kein abſolutes Lob, denn der Verfaſſer urtheilte über Goethe: „Er ſteht in der Mitte zwiſchen dem Intereſſanten und dem Schönen: zwiſchen dem Manierirten und dem Objektiven. Es darf uns daher nicht befremden, daß in einigen wenigen Werken ſeine eigne Individualität noch zu laut wird, daß er in vielen andern ſich nach Laune metamorphoſirt und fremde Manier annimmt. Dieß ſind gleichſam übrig gebliebene Erinnerungen an die Epoche des Charakteriſtiſchen und Individuellen (vergl. die Anmerk. zu A. 324). Und doch weiß er, ſo weit dieß möglich iſt, ſelbſt in die Manier eine Art von Objectivität zu bringen. So gefällt er ſich auch zu Zeiten in geringfügigem Stoff, der hie und da ſo dünne und gleichgültig wird, als ginge er ernſtlich damit um — wie es ein leeres Denken ohne Inhalt gibt — ganz reine Gedichte ohne allen Stoff hervorzubringen. In dieſen Werken iſt der Trieb des Schönen gleichſam müßig; ſie ſind ein reines Produkt des Darſtellungstriebes allein." Uebrigens lag es nicht in Goethe's Charakter, jemand mit bittern Epigrammen zu verfolgen, und zwar

aus keinem andern Grunde, als weil er ihm Weihrauch gestreut hatte.

279. Höchster Zweck der Kunst.

Schade für's schöne Talent des herrlichen Künstlers! O hätt' er
Aus dem Marmorblock doch ein Crucifix uns gemacht.
(G.)

Friedrich Leopold Stolberg. — Hoffmeister sagt: das Xenion ist ganz nach Nr. 16 gemacht und ist alle, wie dieses, von Goethe.

280. Zum Geburtstag.

Möge dein Lebensfaden sich spinnen, wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft.
(G.)

Zur Zeit, als Schiller die ursprüngliche Idee der Xenien aufgeben wollte, sprach Goethe sich besorgt über den Eindruck der einzelnen Satyren aus. Jener beruhigte ihn indeß und schrieb u. a.: „Wieland soll mit der zierlichen Jungfrau (X. 76) wegkommen," woraus klar hervorgeht, daß demselben noch mehr und schärfere Gastgeschenke zugedacht waren. Bei der Restitution des ersten Planes sind diese wohl wieder eingeschaltet worden, denn ich erkenne die ganze Reihefolge 280—284 für Epigramme auf Wieland. Bei dem obigen Distichon hat Schütz zuerst Wieland angedeutet, dessen „langathmige Prosa" Jean Paul recht eigentlich das Organ der Ironie nennt, während Adelung sie einem Satz Schachteln vergleicht, wo immer eine in der andern steckt.

281. Unter vier Augen.

Viele rühmen, sie habe Verstand: ich glaub's, für den Einen,
Den sie jedesmal liebt, hat sie auch wirklich Verstand.
(G.)

Da die literarischen Spießruthen dieß Distichon unerklärt lassen, so schwiegen auch alle übrigen Glossatoren. Auf eine Dame gehen die Verse gewiß nicht, da ihnen sonst an dieser Stelle jeder Zusammenhang fehlen würde, und ich bin überzeugt, daß sie gegen Wieland gerichtet sind. Zwar erschienen die „Gespräche unter vier Augen" zuerst im Jahrgang 1798 des deutschen Merkur, allein wie leicht konnte Goethe den Titel des entstehenden Werkes erfahren haben, während Jenisch noch nichts davon ahnte. Nach meiner Ansicht steht dieß Epigramm in naher Verbindung mit X. 76; das „Sie" bezieht sich hier abermals auf Wieland, dessen Wankelmuth und Launenhaftigkeit auch Goethe zuweilen belästigten. Wachsmuth hat das Verhältniß der beiden Dichter treulich geschildert: „Reizbar wie ein Kind zum Zorne, aber eben so versöhnlich, huldigte Wieland mit voller Hingebung dem Heros der Genialität. Sein Zorn kam nie aus dem Herzen, in seiner Seele löste auch das Bitterste sich leicht zur Harmonie der gutmüthigsten Humanität auf. Jedoch seine Empfindungen wechselten leicht und oft; daher war auch seine Eingenommenheit für Goethe nicht von Dauer, und je nach der vorherrschenden Gemüthsstimmung, seine Herzensergießungen über Goethe bald unmuthig, bald liebevoll; Grundton bleibt aber immer der der Zuneigung, und dieser dringt zuweilen mitten aus dem Lärm des Scheltens hervor" (Weimars Musenhof, S. 45). — Die Gespräche unter vier Augen sind ein politischer Dialog, worin Wieland sich das Ideal eines Monarchen erfindet, wie ihn die Wirklichkeit wohl niemals gesehen hat. Zur Zeit, als der Merkur das seltsame Opus veröffentlichte, schrieb Goethe (22. Mai 1798) an Schiller: „Eine der lustigsten Begebenheiten unseres Zeitalters kann ich vorläufig nicht verschweigen. Wielanden ist durch ein heimlich demokratisches Gericht verboten worden, die Fortsetzung seiner Gespräche im Merkur drucken zu lassen; das nächste Stück wird zeigen, ob der gute Alte gehorcht. Der arme Verfasser des goldenen Spiegels und des Agathons, der zu seiner Zeit Königen und Herren die wundersamsten Wahrheiten sagte, der sich auf die Verfassungen so trefflich verstand, als es noch keine gab.

der edle Vorläufer des neuen Reiches muß nun, in den Zeiten der Freiheit, da Herr P[osselt] täglich den bloßen Hintern zum Fenster hinausreckt, da Herr G[enz] mit der liberalſten Zudringlichkeit einem neuen Könige eine unbedingte Preßfreiheit abtrutzt, die Schooßkinder ſeines Alters, die Produkte einer Silberhochzeit, gleich namenloſen Liebeskindern, verheimlichen."

382. Charade.

Nichts als dein Erſtes fehlt dir, ſo wäre dein Zweites genießbar,
Aber dein Ganzes, mein Freund, iſt ohne Salz und Geſchmack.

(G.)

Die literariſchen Spießruthen löſen die Charade doppelt: „Koſegarten; Andere: Füllеborn." Dieſer Note folgend, deuteten alle ſpäteren Ausleger das Xenion auf Georg Guſtav Füllеborn, geb. 1769, geſt. 1803 als Profeſſor zu Breslau. Hiernach würde die Löſung lauten: „Nichts als die Fülle fehlt dir, ſo wäre dein Born genießbar, aber Füllеborn iſt ohne Salz und Geſchmack." Doch das erſcheint mir völlig ſinnlos. Ich finde hier nochmals Wieland, und zwar ſein „Sinngedicht zur Geburtsfeier des Herrn Erbprinzen Karl Friedrich zu Sachſen-Weimar 1783." Vielleicht hatte Goethe den Einfall zu dem Epigramm ſchon vor Jahren gehabt, als die bezeichnete Gratulationspoeſie zuerſt ans Licht getreten war, und da dieſelbe nun im 26. Bande von Wieland's ſämmtlichen Werken, welcher gerade zur Zeit der Xeniendichtung herauskam, wieder abgedruckt wurde, ſo übertrug er das Räthſel in Diſtichenform. Wenigſtens gibt „Sinngedicht" eine genau paſſende Auflöſung der Charade, und für Wieland ſpricht die Zuſammenſtellung mit dem vorhergehenden Xenion.

383. Frage in den Reichsanzeiger W. Meiſter betreffend.

Zu was Ende die welſchen Namen für deutſche Perſonen?
Raubt es nicht allen Genuß an dem vortrefflichen Werk?

(Sch.)

In Becker's Reichsanzeiger findet sich keine Frage, welche zu dem Epigramm irgend Veranlassung hätte geben können (s. die Note zu A. 309). Muthmaßlich beruht dasselbe auf einer mündlichen Aeußerung Wielands, dessen deutschen Merkur Schiller auch sonst wohl mit dem Reichsanzeiger zu vergleichen pflegte. Als jene Zeitschrift das Gespräch über die Xenien brachte, schrieb er (7. Febr. 1797) an Goethe: „Es fehlt nichts, als daß es im Reichsanzeiger stünde." — Hoffmeister findet eine Bürgschaft für Schiller's Autorschaft in der Wendung „zu was Ende," welche ihm geläufig war, während sie bei Goethe nicht vorkommt.

284. Göschen an die deutschen Dichter.

Ist nur erst Wieland heraus, so kommt's an euch übrigen alle,
Und nach der Location! Habt nur einstweilen Geduld.
(Sch.)

Georg Joachim Göschen, gest. 1830, Buchhändler zu Leipzig und Verleger der großen Prachtausgabe von „Wieland's Werke 1794—1802, 36 Bände und 6 Supplementbände, Preis: 250 Thaler." Böttiger erzählt: Schiller habe sich erboten, eine Vorrede zu dieser neuen Edition zu schreiben. Durch Wieland's Ablehnung sey er mißlaunig geworden und habe sich an Goethe angeschmiegt (liter. Zust. I. 181 f.). Derselbe unzuverlässige Anekdotensammler berichtet: als Schiller aufgefordert wurde, die große Ausgabe von Wieland's Werken zu recensiren, schlug er es mit dem Bemerken aus: er wisse nicht was er, außer den Verdiensten des Verlegers, daran loben könnte (Ebend. I. 149 f.). Uebrigens hatte Schiller schon im December 1795 an Göschen eine Xeniengabe zugedacht; s. o. S. 38.

285. Verleger von P** Schriften.

Eine Maschine besitz' ich, die selber denkt, was sie drucket;
Obengenanntes Werk zeig' ich zur Probe hier vor.
(Sch.)

„L'homme machine" in Ernst Platner's „Philosophischen Aphorismen, Leipzig 1793—1800." Hoffmeister fügt hinzu: „das

Xenion gehört zu Nr. 64 und 65, und gehört, wie diese, ohne Zweifel Schillern an."

286. Joseph's II. Dictum an die Buchhändler.

Einem Käsehandel verglich er eure Geschäfte? Wahrlich! der Kaiser, man sieht's, war auf dem Leipziger Markt.

(Sch.)

287. Preisfrage der Akademie nützlicher Wissenschaften.

Wie auf dem Ü fortan der theure Schnörkel zu sparen? Auf die Antwort sind dreißig Dukaten gesetzt.

(G.)

Christian Heinrich Wolke, geb. 1741, gest. 1825 in Berlin, als Professor und kaiserl. russischer Hofrath. Seine wunderlichen Verbesserungen der deutschen Schreibweise sind hinreichend bekannt. Goethe erklärte: da er sich von frühe her gewöhnt habe, seine Werke Andern in die Feder zu diktiren, so sey es gekommen, daß ihm die Orthographie niemals besonderes Interesse eingeflößt habe. Als Professor Wolke 1812 sein Hauptwerk herausgab: „Anleit zur deutschen Gesammtsprache, zur baldigen Erkennung und Verbesserung mehrer, zu wenigst 50,000 fehlerhaft gebildeten deutschen Wörter, auch zur Abwendung eines großen Zeit- und Geldverlustes," da schrieb der Dichter, ganz im Sinne des obigen Xenions, folgendes Epigramm (Goethe's Werke, VI. 166):

„So soll die orthographische Nacht
Doch endlich auch ihren Tag erfahren;
Der Freund, der so viel Worte macht,
Er will es an den Buchstaben sparen."

288. ● ● ●

Jeder, siehst du ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig:
Sind sie in corpore, gleich wird ein Dummkopf daraus.

Sch.

„Gelehrte Gesellschaft." — Schiller nahm das Distichon in die Gedichte auf, welche er, Leipzig 1801—1803. 2 Tle., herausgab. Dort lautete, vielleicht durch einen Druckfehler, die Ueberschrift: „B. B.:" in den Werken wurde die erste Form wieder hergestellt.

289. Hörsäle auf gewissen Universitäten.

Prinzen und Grafen sind hier von den übrigen Hörern gesondert:
Wohl! denn trennte der Stand nirgends, er trennte doch hier!

(Sch.)

„So vornehmlich in Göttingen und Jena," bemerkt die Danziger Ausgabe. Aber das Xenion scheint speziell gegen Platner's Auditorium gerichtet, denn in den Irogalien (s. Anti-Xenien Nr. XXII.) heißt es, mit Bezug darauf: „Es sitzen im Platner'schen Hörsaal in der vordersten Reih' Grafen und Prinzen allein." Hierdurch bekommt das Distichon, wenn man es mit X. 64 zusammenhält, einen ganz anderen Sinn, und Hoffmeister's Note: „der Inhalt weist dieß Epigramm eben so sehr von Goethen ab, als er es Schillern zuspricht," paßt dann freilich nicht mehr, aber dennoch ist Schiller wahrscheinlich der Verfasser.

290. Der Virtuose.

Eine hohe Noblesse bedien' ich heut' mit der Flöte,
Die, wie ganz Wien mir bezeugt, völlig wie Geige sich hört.

(G.)

Die Danziger Ausgabe bezieht dieß Xenion — wohl etwas willkürlich — auf den blinden Flötenbläser Ludwig Dülon, geb. 1769, gest. in Würzburg 1806, der damals Kunstreisen durch ganz Deutschland machte.

291. Sachen, so gesucht werden.

Einen Bedienten wünscht man zu haben, der leserlich schreibet
Und orthographisch, jedoch nichts in Bell-Lettres gethan.
(Sch.)

„In unserer Zeit," sagte Schiller zu Fräulein v. Wurmb, „gibt sich jeder Bedienter mit Lectüre ab und schreibt am Ende auch wohl selbst." (Fr. v. Wolzogen, Schiller's Leben II. 210.)

292. Französische Lustspiele von Dyk.

Wir versichern auf Ehre, daß wir einst witzig gewesen,
Sind wir auch hier, wir gestehn's, herzlich geschmacklos und fad.
(Sch.)

„Komisches Theater der Franzosen, für die Deutschen, herausgegeben von M. Johann Gottfried Dyk (X. 45). Leipzig 1777 bis 1786." — Hoffmeister erinnert hierbei an das Epigramm auf Manio's Uebersetzung des befreiten Jerusalem (X. 34).

293. Buchhändler-Anzeige.

Nichts ist dem Menschen so wichtig, als seine Bestimmung zu kennen;
Um zwölf Groschen Courant wird sie bei mir jetzt verkauft.
Sch.

„Ueber die Bestimmung des Menschen," von Johann Joachim Spalding, geb. 1714, gest. 1804 als Oberkonsistorialrath und Probst in Berlin. Die dreizehnte Auflage dieses Buches erschien 1794 bei Weidmann in Leipzig und deren komisch stylisirte Bekanntmachung gab Anlaß zu dem Epigramm. Körner ließ dasselbe in Schiller's Gedichten abdrucken, wo es aber verloren und bedeutungslos dasteht.

294. Auction.

Da die Metaphyſik vor kurzem unbeerbt abging,
Werden die Dinge an ſich morgen sub hasta verkauft.
(Sch.)

Gewiſſe Philoſophen beſtrebten ſich damals, die durch Kant geſtürzte Metaphyſik zurückzurufen, welche die Dinge an ſich, d. h. die abſolute Wahrheit begreifen lehren wollte.

295. Gottesurtheil.

(Zwiſchen einem Göttinger und einem Berliner.)

Oeffnet die Schranken! Bringet zwei Särge! Trompeter geblaſen!
Almanachsritter, heraus gegen den Ritter vom Spern!
(Sch.)

Der Almanachsritter iſt Karl v. Reinhard, geb. 1763. G. lebte zur Zeit in Göttingen, wo er ſpäter eine Profeſſur erhielt, und gab von 1795—1804 den Göttinger Muſenalmanach heraus. Der Ritter vom Spern iſt Daniel Jenisch in Berlin (X. 178). Der Streit zwiſchen dieſen beiden war ſehr verwickelter Natur und wurde mit pomphaften Phraſen geführt. Jenisch hatte im Juliſtück des Archivs der Zeit von 1795 einen „Verſuch über die Kunſt, ſchlecht zu ſchreiben“ abdrucken laſſen und demſelben als Probe etliche Stanzen aus Reinhard's Gedichten (Göttingen 1794. 2 Bde.) eingeſchaltet. Der Aufſatz erſchien unter dem Namen Gottſchalk Necker's, aber Reinhard kannte deſſen Verfaſſer und ſchrieb einen grimmigen Fehdebrief an Jenisch, den dieſer durch das Archiv (December 1795 S. 518 f.) der Oeffentlichkeit übergab. Es kam darin die Stelle vor: als Mitarbeiter eines berühmten Recenſenten-Inſtituts dürfe Reinhard hoffen, ſeinen obſcuren Gegner der Verachtung der Deutſchen preis zu geben. Hiergegen trat Reinhard im Intelligenzblatt der Allgem. Literaturzeitung (1796, Nr. 14) mit der Erklärung auf, daß jener Brief

verfälscht und die bezeichnete Stelle ihm angelogen sey. Nun erließen die Archivare (März 1796) eine feierliche „Absage" an Reinhard, behaupteten nochmals, das Schreiben sey ächt, und donnerten furchtbar wider den Almanachsritter. Dieser klagte jetzt auch die Redakteurs als Falsarien an, indem er ernsthaft die Vorlegung des Briefes forderte. Das Archiv brachte hierauf (Mai 1796) eine „Berichtigung" von Jenisch; er wollte den Brief erst vor kurzem einigen Freunden in der Sakristei der Nicolaikirche gezeigt, ihn dann aber verlegt oder verloren haben und nur das Couvert von Reinhard's Hand noch besitzen. Unterzeichnet hat er diesen Artikel: „Der Berlinische Geistliche, an welchen der Brief quaest. addressirt war." Nur desto entschiedener drang Reinhard in den Beilagen der Göttingischen gelehrten Anzeigen (St. 147 und 149) auf Einsendung seines Schreibens an das Universitätsgericht zu Göttingen, und da Jenisch es endlich wieder fand, leistete er der Forderung Genüge. So stand die Sache, als die Xenien gedruckt wurden; hätte Schiller damals den Ausgang schon gewußt, dann würde das Epigramm vielleicht anders gelautet haben. Das Gericht ließ nämlich durch Schreibverständige den Brief untersuchen, und deren Urtheil lautete: zwar sey Reinhard's Handschrift mit sichtbarer Bemühung nachgeahmt, aber er habe das inkriminirte Blatt nicht geschrieben. Später wurde noch eine Art von Lösung des seltsamen Räthsels beigebracht, die jedoch sehr unwahrscheinlich klingt. Ungenannte Leute aus Rumberg bei Berlin sollen den zerschnittenen Originalbrief Reinhard's eingeschickt und zugleich erklärt haben: sie hätten das Schreiben unerbrochen gefunden, worauf sie sich den Spaß gemacht, das falsche Briefblatt statt des ächten an Jenisch zu übersenden. Obwohl die Archivare dem letzteren bezeugen (Oktober 1796, S. 392), er sey ein aufgeklärter, kenntnißreicher Gelehrter, welcher sich der Achtung und des Umgangs verdienstvoller Männer erfreue, so regt sich, wenn man die ganzen Verhandlungen genau durchgeht, dennoch ein unabweisbarer Verdacht — daß Jenisch selbst die Fälschung vorgenommen habe, um dadurch einiges Aufsehen von sich zu machen.

296. Sachen, so gestohlen werden.

(Immanuel Kant spricht:)

Zwanzig Begriffe wurden mir neulich diebisch entwendet;
Leicht sind sie kenntlich, es steht sauber mein J. K. darauf.
(Sch.)

297. Antwort auf obigen Anio.

Wenn nicht alles mich trügt, so hab' ich besagte Begriffe
In Herrn Jakobs zu Hall Schriften vor kurzem gesehn.
(Sch.)

Vergl. die Anmerkung zu X. 54. Mit voller Sicherheit dürfen wir Schiller als den Verfasser der Xenien 294—297 gelten lassen.

298. Schauspielerin.

Kurioſe Geliebten sind meine Forcen im Schauspiel,
Und in der Comödie glänz' ich als Branntweinfrau.
(G.)

Die literarischen Spießruthen bemerken im ironischen Sinne: „Ein unbekanntes Mitglied vielleicht des Weimar'schen Theaters." Die Danziger Ausgabe sagt: „Es soll ein Mitglied der Sekonda'schen Gesellschaft in Leipzig damit gemeint gewesen seyn." Zwar läßt sich die Quelle nicht nambaft machen, woraus diese Notiz geschöpft ist, aber sie scheint wohl einen historischen Grund zu haben. Im „Theaterkalender, Mannheim 1796." findet sich ein Bericht über die genannte Truppe, welche abwechselnd in Dresden, Leipzig und Prag zu spielen pflegte. Unter den Schauspielerinnen steht obenan: „Madame Sophie Albrecht erste Liebhaberin in Trauer-, Schau- und Lustspielen, Damen von Stande und naive Mädchen." Sophie Albrecht war 1757 in Erfurt geboren; zwei Bände Schauspiele und Gedichte von ihr erschienen 1781—85, und sie starb 1838 zu Hamburg in drückender Armuth. Schiller hatte sie während seines Aufenthaltes in Leipzig (1785) persönlich kennen gelernt und er benutzte das Spiel dieser vielgepriesenen

Aktrice, um daran zu entwickeln, daß mittelmäßige Künstler den Charakter ihrer Rolle immer nur subjektiv auffassen. „Wenn Madame Albrecht eine Ophelia spielte," schreibt er, „so erblickte man nicht die reine Natur des Darzustellenden (die Person der Ophelia), sondern eine willkürliche Idee der Schauspielerin. Sie hatte sich nämlich einen subjektiven Grundsatz — eine Maxime — gemacht, den Schmerz, den Wahnsinn, den edlen Anstand gerade so vorzustellen, ohne sich darum zu bekümmern, ob dieser Vorstellung Objektivität zukommt, oder nicht. Sie hatte also nur Manier, keinen Styl gezeigt" (Briefw. mit Körner III. 118 f.). — Hält man alle diese einzelnen Punkte zusammen, so möchte man glauben, das Xenion sey aus Schiller's Feder geflossen, aber wie es dasteht, gibt sich darin Goethe's epigrammatischer Ausdruck deutlich kund und wir müssen ihn als den Verfasser anerkennen.

289. Professor Historiarum.

Breiter wird immer die Welt und immer mehr Neues geschiehet;
Ach! die Geschichte wird stets länger und kürzer das Brod.
(Sch.)

Die literarischen Spießruthen glauben, hier sey „Schiller selbst" gemeint und sie geben zu verstehen, Goethe habe für X. 92 Rache genommen. Sämmtliche Ausleger folgen diesem Irrlicht, ohne zu bedenken, daß Schiller niemals Professor der Geschichte war, und daß er seit 1791 überhaupt gar nicht mehr Kollegia las. Das Distichon geht höchst wahrscheinlich auf den Professor Heinrich in Jena mit dem Schiller einen Zusammenstoß hatte, den er in seinem Brief an Körner (vom 10. November 1789) beschreibt: „Hier schicke ich dir die Antrittsrede, die mir hier nichts als Händel gemacht hat. Ich nenne mich in aller Unschuld darin einen Professor der Geschichte, weil mir (wie du leicht denken kannst) nicht bekannt war, daß ich dadurch mit Einem, der eine Nominalprofessur der Geschichte hat, colidiren könnte. Dieß ist Heinrich, der darüber Lärm geblasen hat. Sie ließen es mich

durch Gleisbach wissen, daß ich der Sache abhelfen möchte, welches leicht angeht, da sie neu aufgelegt wird und also der Professor der Geschichte in einen Professor der Philosophie verwandelt werden kann. Ist dieß aber nicht erbärmlich? Und der Akademiediener, der sie aus dem Buchladen fordert, ist so insolent — da man sie ihm nicht gibt, weil sie schon versendet war — den angeklebten Titel von der Thüre wegzureißen. Mit solchen Menschen habe ich zu thun."

300. Recension.

Sehet, wie artig der Frosch nicht hüpft! doch sind' ich die hintern
Füße um vieles zu lang, so wie die vordern zu kurz.
(G.)

Die literarischen Spießruthen sagen: „Bibliothek der schönen Wissenschaften und Langbein; s. X. 306." Die Bibl. d. sch. Wissenschaften brachte (Bd. 58, S. 285 ff.) eine Recension über Schillers Musenalmanach auf 1796, welche anfangs erklärt, daß derselbe „eine rühmliche Ausnahme unter seinen Genossen mache, und ihn lobend willkommen heißt. Dann aber werden die einzelnen Beiträge zergliedert, wobei der Tadel fortdauernd steigt, so daß endlich fast alle verworfen werden. Das Xenion schildert also wohl diese ganze Gattung von Beurtheilungen, welche mit Lobsprüchen beginnen und sich in Herbheit auflösen. Jene Hindeutung auf Langbein (s. die Anmerkung zu X. 306) ist gewiß nur eine platte Witzelei: ich möchte dagegen an X. 179 erinnern, wo gleichfalls die Werke des Dichters, die sich auf dem kritischen Anatomirtische befinden, einem Frosche verglichen werden. Beide Epigramme sind ohne Zweifel von Goethe, der sich damals lebhaft mit der Anatomie kaltblütiger Thiere beschäftigte. Hierbei gewann er dieß eigenthümliche Bild, denn die Lebenszähigkeit der Frösche ist außerordentlich, und Naumann sagt: „Will man sich überzeugen, daß noch lange nicht alles Leben aus dem gekörpften, enthäuteten, aller Eingeweide beraubten Frosche heraus ist, so darf man ihn nur mit

etwas Salz beſtreuen, und man wird erſtaunen, welche Sprünge er noch zu machen im Stande iſt.“ (Taxidermie, S. 105.)

301. Literariſcher Adreßkalender.

Jeder treibe ſein Handwerk; doch immer ſteh' es geſchrieben:
Dies iſt das Handwerk, und der treibet das Handwerk geſchickt.

(Sch.)

Hoffmeiſter meint, die Xenien 301 bis 308 tragen durchaus das Schiller'ſche Geiſtesſiegel, und ſchließen ſich auch zu einem Ganzen an „die Jeremiaden,“ die Schiller als ſein Eigenthum anerkannte. Dieſe Hypotheſe iſt ſehr glaubwürdig, doch wußte weder Hoffmeiſter, noch ein anderer Commentator, worauf die Epigramme eigentlich zielen. Man half ſich mit einer allgemeinen Deutung auf verſchiedene Journale; welche gegen die Horen ins Feld gerückt waren, aber man ſchoß bei dem wahren Ziel vorbei, und ich will verſuchen, daſſelbe nachzuweiſen.

302. Neueſte Kritikproben.

Nicht viel fehlt dir, ein Meiſter nach meinen Begriffen zu heißen,
Nehm' ich das Einzige aus, daß du verrückt phantaſirſt.

(Sch.)

Reichardt's Journal Deutſchland hatte im dritten Stück (1796) eine kritiſche Zuſammenſtellung dreier Muſenalmanache gebracht: des Voßiſchen, des Schillerſchen und des Kalenders der Muſen und Grazien (von Friedr. Wilh. Aug. Schmidt). Dies Dreiblatt wurde durch folgende Sätze charakteriſirt: I. Ernſt und rein. II. Schön und frei. III. Angenehm und gut. Einige Monate ſpäter, im ſechsten Stück, S. 348 ff., enthielt daſſelbe Journal einen Brief von Friedrich Schlegel an den Herausgeber, „Schiller's Muſenalmanach betreffend,“ wodurch der letztere zwar eigentlich vertheidigt werden ſollte, worin aber unſer Dichter gar bittere Dinge zu hören bekam. So heißt es von dem Gedicht, die Ideale:

„Schiller's Unvollendung entspringt zum Theil aus der Unendlichkeit seines Ziels. Es ist ihm unmöglich, sich selbst zu beschränken und unverrückt einem endlichen Ziele zu nähern. Mit einer, ich möchte fast sagen, erhabenen Unmäßigkeit drängt sich sein rastlos kämpfender Geist immer vorwärts. Er kann nie vollenden, aber er ist auch in seinen Abirrungen groß (S. 356)." — „Schiller's Poesie übertrifft nicht selten an philosophischem Gehalte sehr hochgeschätzte wissenschaftliche Werke, und in seinen historischen und philosophischen Versuchen bewundert man nicht allein den Schwung des Dichters, die Wendungen des geübten Redners, sondern auch den Scharfsinn des tiefen Denkers, die Kraft und Würde des Menschen. Die einmal zerrüttete Gesundheit der Einbildungskraft ist unheilbar, aber im ganzen Umfange seines Wesens kann Schiller nur steigen, und ist sicher vor der Flachheit, in die auch der größte Künstler, der nur das ist, auf fremdem Gebiete, in Augenblicken herzloser Abspannung, oder muthwilliger Vernachlässigung, in der Zwischenzeit von jugendlicher Blüthe zu männlicher Reife, oder im Herbste seines geistigen Lebens versinken kann (S. 359)."

303. Eine zweite.

Lieblich und zart sind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du bist frostig von Herzen und matt.
(Sch.)

Die Bibl. d. sch. Wissenschaften theilte in der bei X. 300 erwähnten Kritik eine Stelle aus dem Goethe'schen Gedichte „der Besuch" mit, und äußerte darüber (a. a. O. S. 288): „Man kann in der That weder feiner noch zarter fühlen, noch das Gefühlte glücklicher wiedergeben. Jeder Ausdruck ist gewählt und gewogen, und jeder der wahre oder vielmehr der einzige." Aber von derselben Dichtung heißt es zugleich: „Sollten wir dies liebliche Gemälde mit wenigen Worten charakterisiren, so würden wir auf selbiges anwenden, was Winkelmann von den Grazien in dem Palaste Rudolphi rühmt. Ihre Miene, sagt er, deutet

weder auf Fröhlichkeit noch auf Ernſt, aber ſie iſt der Ausdruck einer ſtillen Zufriedenheit, dergleichen der jugendlichen Unſchuld eigen zu ſeyn pflegt."

304. Eine dritte.

Du nur biſt mir der würdige Dichter! es kommt dir auf eine Platitude nicht an, nur um natürlich zu ſeyn.

(Sch.)

Jene vergleichende Beurtheilung der drei Musenalmanache im Journal Deutſchland, deren bei N. 302 gedacht worden, ſtellte Goethe's venetianiſche Epigramme und die triviale Naturpoeſie des Paſtors Schmidt in Werneuchen (N. 246) einander gegenüber. Man ſollte es nicht für denkbar halten, aber es iſt dennoch wahr, die kritiſche Wage neigte ſich nach der Seite des letzteren. Es wird nicht überflüſſig ſeyn, die Hauptſtelle (S. 408—9) hier mitzutheilen: „Das glänzende Meer und der venetianiſche Pfuhl; das Meer- und Gondelleben; italieniſche Klugheit und Schelmerei; der heilige Pilgrim und der Pfaffen liſtiges Getreibe; Proceſſionen und Volksbalgereien; italieniſche Pracht und Bettelei; die Großen der Erde und ihr ſchlechtgetriebenes Handwerk; Demagogen, Freiheitsapoſtel und Schwärmer aller Art; Volk und Pöbel; Franzoſen und franzöſiſche Revolution; herrliche Schätze der Kunſt und Gaukler und Seiltänzerinnen; Huren und Hurenhäuſer; Liebe und Liebelei; gute Geſellſchaft und die vier widrigſten Dinge auf Erden: das Kreuz und alte Weiber, Menſchen und Hunde wie eins... Alles durchwürzt mit ſüßer Erinnerung ans Liebchen im Norden, mit ernſten und launigen, auch bitterböſen Rückblicken auf ſich ſelbſt, auf Newton und Syſtemmacherei, auf Dichter, auf Deutſchland und die deutſche Sprache, auf die Menſchheit überall. Welch' eine ungeheure Welt! und das alles eingeſchloſſen in reine antike Formen. — Unſer ſittlicher, ländlicher Dichter ſingt ſein liebes Dorf, das ihn geboren werden ſah, ſimple kunſtloſe Naturſcenen, durchwürzt mit Verachtung der großen Welt und ihrer Eitelkeit. Unverſchönerte, wilde, ländliche, gemeine

Natur iſt ſeine Göttin. Er ſingt ſeiner erſten Liebe Freuden und Leiden, ſeine Sehnſucht nach einer ewigen Verbindung mit ſeiner lieben auserwählten Henriette; nur ihre Verzögerung bringt ihm Leiden, nichts anderes trübt ſeinen Frohſinn, auch der rauhe Winter nicht, er ſingt den beglückenden Beſitz ſeiner Henriette, ihre gemeinſamen ſtillen häuslichen Freuden; ſein Hühnerhof, ſeine Gartenbank, ſeine Bohnenlaube iſt ihm eine Welt voll herrlichen Genuſſes. Seinen lieben Jungen auf dem Arm wiegen, mit ihm einen Ehrenſprung thun, ſein Weibchen im Kahne führen ... das iſt ihm mehr als alle Karnevalsluſtbarkeiten." ꝛc. — Wer möchte daran zweifeln, daß es dieſe komiſche Recenſion war, der wir Goethe's reizendes Gedicht: „Musen und Grazien in der Mark" verdanken.

305. Schillers Würde der Frauen.

Vorn herein lieſt ſich das Lied nicht zum beſten, ich leſ' es von hinten,
Strophe für Strophe, und ſo nimmt es ganz artig ſich aus.
(Sch.)

Ueber Schiller's Würde der Frauen gibt Friedrich Schlegel, in ſeinem Briefe an den Herausgeber des Journals Deutſchland, folgendes Urtheil ab: „Strenge genommen, kann dieſe Schrift nicht für ein Gedicht gelten: weder der Stoff noch die Einheit ſind poetiſch. Doch gewinnt ſie, wenn man die Rhythmen in Gedanken verwechſelt und das Ganze ſtrophenweiſe rückwärts lieſt. Auch hier iſt die Darſtellung idealiſirt; nur in verkehrter Richtung, nicht aufwärts, ſondern abwärts, ziemlich tief unter die Wahrheit hinab. Männer, wie dieſe, müßten an Händen und Beinen gebunden werden; ſolchen Frauen ziemte Gängelband und Fallhut."

306. Pegaſus, von eben demſelben.

Meine zarte Natur ſchokirt das grelle Gemälde,
Aber, von Langbein gemalt, mag ich den Teufel recht gern.
(Sch.)

Schlegel sagt a. a. O. S. 352—53: „Fast könnte es scheinen, daß Schiller in der schönen Zeit seiner ersten Blüthe die ihm angemessene Tonart und Rhythmen unbefangener zu wählen und glücklicher zu treffen wußte. Würde er sich damals wohl ein Gedicht wie Pegasus verziehen haben? Ohne ursprüngliche Fähigkeit, und eine wie von selbst überschäumende Fülle sprudelnden Witzes, können komische und burleske Gedichte nicht interessiren, und ohne Grazie und Urbanität müssen sie beleidigen. Die Meisterzüge im Einzelnen, wie die erste Erscheinung des Apollo, söhnen mit der Grellheit des Ganzen nicht aus. In Langbein's Legende fehlt es wenigstens nicht an munterer Laune, welche man nur hier und da von einigen Gemeinheiten befreien möchte.' Der Musenalmanach für 1796 enthielt nämlich Schiller's „Pegasus in der Dienstbarkeit" und einen Beitrag von Langbein: „Der Kirchenbau zu Aachen" betitelt. Den Inhalt dieses Stücks bildet die bekannte Sage, wie der Teufel eine Kirche baut, unter der Bedingung, das erste Wesen, welches die Schwelle überschreiten würde, solle sein eigen seyn, und wie man ihn zuletzt betrügt, indem man einen Wolf durch die Kirchthür jagt.

307. Das ungleiche Verhältniß.

Unsre Poeten sind seicht, doch das Unglück ließ' sich vertuschen,
Hätten die Kritiker nicht, ach! so entsetzlich viel Geist.
(Sch.)

308. Neugier.

Etwas wünscht' ich zu sehn: ich wünschte einmal von den Freunden,
Die das Schwache so schnell finden, das Gute zu sehn!
(Sch.)

Im Sommer 1796, kurz nach dem Erscheinen der vorerwähnten Recension, wollte Friedrich Schlegel von Dresden nach Jena kommen; das Gewissen schlug ihm ein wenig, und er ließ sich durch Körner anmelden. Unterm 22. Juli schreibt dieser an

Schiller: „In dem Journale Deutschland steht eine Recension unter seinem Namen von Deinem Almanach. Er hat sie schon längst gemacht, und Michaelis hat sie ihm untergebracht. Sie enthält gute Bemerkungen; aber der Ton ist hier und da zu hart und anmaßend. Jetzt ist ihm bange, daß Du etwas von dieser Recension erfahren, und ihn wegen einiger Stellen mißverstehen möchtest. Ich habe ihn zu beruhigen gesucht. Du kannst fast keinen wärmeren Verehrer haben, als ihn, und wo er aus einem andern Tone zu sprechen scheint, so ist's bloß Recensentencostüm, oder das Bedürfniß, seinen Richterberuf durch strenge Forderungen zu beglaubigen." Nachdem Körner die Xenien gelesen hatte, äußerte er in seinem Briefe vom 5. October: „Daß Du auch Friedrich Schlegel gezüchtigt hast, kann ihm nicht schaden; nur gib ihn nicht ganz auf. In seinen Fehlern ist doch Vermögen, wenn auch zur Zeit noch die Richtung fehlt. An Kopf fehlt es ihm nicht, und da verzeihe ich selbst Unbescheidenheit. Klarheit, Ordnung und Geschmack kann er vielleicht noch erwerben." Vergl. 320 — 329.

309. Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!
Sch.

Der privilegirte Reichsanzeiger, herausgegeben von Becker; s. X. 71 und 252. Man darf aber nicht etwa glauben, der Stoff dieser Jeremiaden stamme wirklich aus dem Reichsanzeiger. Weil die wunderlichen Inserate desselben sprüchwörtlich geworden waren, so ließ Schiller die barocken Aeußerungen der Tageskritik unter seiner bekannten Firma auftreten. (S. X. 283 und die Anmerkung.) Unterm 18. December 1798 schreibt Schiller an Göthe: „Garve, hör' ich, soll jetzt auch gestorben seyn. Wieder Einer aus dem goldenen Weltalter der Litteratur weniger! wird uns Wieland sagen." (Vergl. die Anmerk. zu X. 283.)

310. Böse Zeiten.

Philoſophen verderben die Sprache, Poeten die Logik.
Und mit dem Menſchenverſtand kommt man durch's Leben nicht mehr.

Sch.

Das ſechste Stück des Journals Deutſchland brachte, S. 393 ff. eine Abhandlung von Friedrich Schlegel (vergl. die Anmerk. zu V. 320), worin es heißt: die Grenzen der Wiſſenſchaft und der Kunſt, des Wahren und Schönen ſind ſo verwirrt, daß ſogar die Ueberzeugung von der Unwandelbarkeit jener ewigen Gränzen faſt allgemein wankend geworden iſt. Die Philoſophie poetiſirt und die Poeſie philoſophirt. Die Geſchichte wird als Dichtung, dieſe aber als Geſchichte behandelt."

311. Scandal

Aus der Aeſthetik, wohin ſie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt ſie, den läſtigen Gaſt, in die Politik hinein.

Sch.

312. Das Publikum im Gedränge.

Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, ſo ſind wir Platt, und geniren wir uns, nennt man uns abgeſchmackt gar.

Sch.

313. Das goldne Alter.

Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm' doch wieder, o komm', witzige Einfalt, zurück.

Sch.

Luſtſpiele von Weiße, Dyk u. A.

314. Comödie.

Komm' Comödie wieder, du ehrbare Wochenmüſte,
Siegmund, du ſüßer Amant, Maskarill, ſpaßhafter Knecht.

Sch.

Siegmund in Gellert's Luſtſpiel: „die zärtlichen Schweſtern“ (1745); Maskarill in Leſſing's Luſtſpiel: „der Schatz“ (1750).

315. Alte deutſche Tragödie.

Trauerſpiele voll Salz, voll epigrammatiſcher Nadeln,
Und du Menuetſchritt unſers geborgten Cothurns.
Sch.

Johann Elias Schlegel's (geb. 1718, geſt. 1749) „Trojanerinnen“, „Dido“, „Canut“, ꝛc. Johann Friedrich v. Cronegk's (geb. 1731, geſt. 1758) „Olint und Sophronia“, „Kodrus“ und ähnliche Trauerſpiele.

316. Roman.

Philoſophiſcher Roman, du Gliedermann, der ſo geduldig
Stillhält, wenn die Natur gegen den Schneider ſich wehrt.
Sch.

Es ſchien damals, als beabſichtige man, den leblos kalten, philoſophiſchen Roman, im Style von Haller, Duſch, Sintenis u. A. wieder zurückzuführen. Die literariſchen Spießruthen bemerken bei obigem Xenion: „Feßler und ſeine Apologie; Bouterweck's eleuſiniſche Geheimniſſe.“ Mit dieſer Andeutung hat es folgende Bewandtniß: Der bekannte Geiſtliche und Freimaurer, Ignaz Aurelius Feßler (geb. 1756 in Ungarn, geſt. 1839 als Generalſuperintendent zu Petersburg) ließ in das Archiv der Zeit, 1796. März. S. 242 ff. einen großen Artikel einrücken: „An die äſthetiſchen Kunſtrichter der Deutſchen.“ Derſelbe eiferte außerordentlich gegen diejenigen, welche den philoſophiſch-geſchichtlichen Roman nicht aufkommen laſſen wollten. Zwar ſey der Ritterroman in ſeiner trivialen Geſtalt verwerflich, aber hiſtoriſche Gemälde würden immer dankenswerth bleiben, wenn ſie dahin ſtrebten, die Lücken der Geſchichte durch pſychologiſche Combination auszufüllen und lehrreiche Charakterbilder ihrer Helden zu entwerfen. Feßler hatte ſelbſt etliche derartige Geſchichtsromane geſchrieben („Marc Aurel.“ 1794; „Ariſtides und Themiſtokles“, 1792).

denen es an breiten moralphiloſophiſchen Floskeln nicht mangelte. Von Friedrich Bouterweck (geb. 1766, geſt. 1828, als Profeſſor in Göttingen) erſchien 1795: „Paulus Septimius oder das letzte Geheimniß des eleuſiniſchen Prieſters in zehn Nächten.“ Den Zweck dieſes Buches gibt der Verfaſſer in der Zueignung an: „Sein Inhalt iſt eine populäre, das heißt, für jedermann, wer Luſt und Freude am Denken hat, verſtändliche Auflöſung des großen Räthſels, das die Vernunft mit der Frage: was iſt Wahrheit? zu allen Zeiten aufgeworfen hat. Was die Kantiſche Kritik der reinen Vernunft für die wiſſenſchaftliche Speculation iſt, das iſt die Lehre des eleuſiniſchen Prieſters für den zum freien, aber zuſammenhängenden Denken gewöhnten Menſchenverſtand.“ Solchem Unweſen, wodurch Poeſie und Philoſophie Zwitterdinge werden mußten, wollte Schiller in N. 316 entgegenwirken.

317. Deutliche Proſa.

Alte Proſa, komm' wieder, die alles ſo ehrlich herausſagt,
Was ſie ſich denkt und gedacht, und was der Leſer ſich denkt.
Sch.

Vergl. Tab. vot. 338.

318. Chorus.

Alles in Deutſchland hat ſich in Proſa und Verſen verſchlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit ſchon die goldene Zeit.
Sch.

Schiller ordnete die Xenien 309 — 318. durch Hinweglaſſung der Ueberſchriften, zu einem Ganzen, und nahm dieſelben in ſeine Gedichte auf.

319. Gelehrte Zeitungen.

Wie die Nummern des Lotto, ſo zieht man hier die Autoren,
Wie ſie kommen, nur daß niemand dabei was gewinnt.
(G.)

320. Die zwei Fieber.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlaſſen,
Bricht in der Gräcomanie gar noch ein hitziges aus.
Sch.

321. Griechheit.

Griechheit, was war ſie? Verſtand und Maaß und Klarheit! drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh ihr von Griechheit uns ſprecht.
Sch.

322. Warnung.

Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verſtande,
Bitt' ich, daß ſie zum Spott und zum Gelächter nicht wird!
Sch.

Die drei vorſtehenden Diſtichen finden ſich unter dem Titel: „Griechheit", in Schiller's Gedichten wieder. Auch das folgende gehört zu dieſer Gruppe.

323. Uebertreibung und Einſeitigkeit.

Daß der Deutſche doch alles zu einem Aeußerſten treibet,
Für Natur und Vernunft ſelbſt, für die nüchterne, ſchwärmt.
(Sch.)

Da Jenisch der vorſtehenden und, nun folgenden Xeniengruppe nur witzelnde Anmerkungen gab, ſo wußten die neuern Erklärer nicht recht, worauf hier eigentlich gezielt ſey. Düntzer citirt zwar die betreffenden Stellen aus Friedrich Schlegel's Abhandlung: „Ueber das Studium der griechiſchen Sprache", im fünften Bande von deſſen Werken, allein der wahre Zuſammenhang iſt auch ihm unbekannt geblieben. Jene Abhandlung eröffnete die Schrift: „Die Griechen und Römer, hiſtoriſche und kritiſche Verſuche über das claſſiſche Alterthum, von Friedrich Schlegel. 1. Band. Neuſtrelitz 1797." Dies Buch erſchien indeß erſt zu Michaelis 1796;

die Xeniendichter hatten es also noch nicht gethan, und ihre Epigramme beziehen sich auf einen Auszug, welchen Reichardt im Journal Deutschland, St. 6. S. 393 ff., zur Empfehlung des Ganzen mittheilte. Manche Sätze, die Tünzer anführt, sind später umgestaltet worden, und passen jetzt weniger zu den Distichen, als in ihrer ursprünglichen Form. X. 320—323 geißeln die Grundzüge der Abhandlung, worin Schlegel die griechische Poesie mit dithyrambischer Uebertreibung preist: „Bei den Griechen allein war die Kunst von dem Zwange des Bedürfnisses und der Herrschaft des Verstandes immer gleich frei; und vom ersten Anfange griechischer Bildung bis zum letzten Augenblick, wo noch ein Hauch von ächtem Griechsinn lebte, waren den Griechen schöne Spiele heilig. Diese Heiligkeit schöner Spiele und diese Freiheit der darstellenden Kunst sind die eigentlichen Kennzeichen ächter Griechheit. Allen Barbaren hingegen ist die Schönheit an sich selbst nicht gut genug. Schon auf der ersten Stufe der Bildung, und noch unter der Vormundschaft der Natur, umfaßte die griechische Poesie in gleichmäßiger Vollständigkeit, im glücklichsten Gleichgewicht, und ohne einseitige Richtung oder übertriebene Abweichung das Ganze der menschlichen Natur. Ihr goldenes Zeitalter erreichte den höchsten Grad der Idealität und der Schönheit, welche in irgend einer natürlichen Lage möglich ist. Die Geschichte der griechischen Dichtkunst ist eine allgemeine Naturgeschichte der Dichtkunst, eine vollkommene und gesetzgebende Anschauung." (a. a. O. St. 6. S. 410 ff.) „Die griechische Kunst hat wirklich den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht, der Genuß der Werke ihres goldenen Zeitalters ist vollständig und selbstgenugsam (s. X. 309): sie sind das Urbild der Kunst und des Geschmacks." (S. 412.) Dagegen wird die moderne Kunst voll Einseitigkeit herabgesetzt: „Im strengsten Sinne des Worts hat auch nicht ein einziges modernes Kunstwerk, geschweige denn ein ganzes Zeitalter der Poesie, den Gipfel ästhetischer Vollendung erreicht." (S. 409.) „Die metaphysischen Untersuchungen einiger wenigen Denker über das Schöne hatten nicht den mindesten Einfluß auf die Bildung des Geschmacks und der Kunst. Die praktische

Theorie der Poeſie aber war bis jetzt nicht viel mehr als der Sinn deſſen, was man verkehrt genug ausübte; gleichſam der abgezogene Sinn des falſchen Geſchmacks, der Geiſt der unglücklichen Geſchichte" (S. 394). Die Anſpielung auf Schiller in der letzten Stelle iſt nicht leicht zu verkennen.

321. Neueſte Schöpfung.

Völlig charakterlos iſt die Poeſie der Modernen,
Denn ſie verſtehen dieß charakteriſtiſch zu ſeyn.

(Sch.)

Schlegel ſagt: „Charakterloſigkeit ſcheint der einzige Charakter der modernen Poeſie, Verwirrung das Gemeinſame ihrer Maſſe, Geiſtloſigkeit der Geiſt ihrer Geſchichte, und Skepticismus das Reſultat ihrer Theorie" (S. 395). Aber er verwickelt ſich dann in ein ſeltſames Dilemma, indem er das Charakteriſtiſche als eigenthümlichſtes Kennzeichen der neuern Kunſt hervorhebt: „Nichts kann die Künſtlichkeit der modernen äſthetiſchen Bildung beſſer erläutern und beſtätigen, als das große Uebergewicht des Individuellen, Charakteriſtiſchen und Philoſophiſchen in der ganzen Maſſe der modernen Poeſie" (S. 399).

322. Griechiſche und moderne Tragödie.

Unſre Tragödie ſpricht zum Verſtand, drum zerreißt ſie das Herz ſo;
Jene ſetzt in Affekt, darum beruhigt ſie ſo.

(Sch.)

Die literariſchen Spießruthen bemerken hierzu: „Friedrich Schlegel in ſeinem Buche, die Griechen und Römer. Dieß Buch iſt aber ſpäter erſchienen, als die Xenien? — Thut nichts." Vergl. die Note zu N. 323. Schlegel ſtellt in ſeiner Schrift den Grundſatz auf: „Die trefflichſten Gedichte der Neuern vereinigten nicht ſelten das Gemüth nur, um es ſchmerzlicher wieder zu zerreißen." Dieſe Stelle war jedoch im Journal Deutſchland nicht abgedruckt, und möglicherweiſe beiaß Schiller die Aushängebogen von Schlegels Buch, denn daſſelbe erſchien bei Michaelis in Neuſtrelitz

dem Verleger des vorjährigen Musenalmanachs. Vielleicht genugte ihm aber auch das Mitgetheilte, um sich selbst den weitern Zusammenhang daraus abzuleiten. A. a. O., S. 397, vergleicht Schlegel die griechische und moderne Bildung; er sagt: „Dort ist der Verstand auch bei der größten Ausbildung höchstens nur der Handlanger und Dolmetscher der Neigung, der gesammte zusammengesetzte Trieb aber der unumschränkte Gesetzgeber und Führer der Bildung. Hier ist die bewegende, ausübende Kraft zwar auch der Trieb, die lenkende, gesetzgebende Macht hingegen der Verstand: gleichsam ein oberstes lenkendes Princip, welches die blinde Kraft leitet und führt, ihre Richtung determinirt, und nach Willkür die einzelnen Theile trennt und verknüpft."

125. Entgegengesetzte Wirkung.

Wir Modernen, wir gehn erschüttert, gerührt aus dem Schauspiel;
Mit erleichterter Brust hüpfte der Grieche heraus.
(Sch.)

Gleich zu Anfang der Abhandlung äußert Schlegel: „Volle Befriedigung, die sich nur in dem vollständigen Genuß findet, wo jede erregte Erwartung erfüllt, auch die kleinste Unruhe aufgelöst wird, wo alle Sehnsucht schweigt, diese fehlt der Poesie unsers Zeitalters" (S. 393). Späterhin sucht er die Unterschiede des antiken und modernen Drama's zu entwickeln: „Aber selbst die reichhaltigste philosophische Charakteristik ist doch nur eine einzelne Merkwürdigkeit für den Verstand, eine bedingte Erkenntniß, das Stück eines Ganzen, welches die strebende Vernunft nicht befriedigt (vergl. X. 323). Der Instinkt der Vernunft strebt stets nach in sich selbst vollendeter Vollständigkeit, und schreitet unaufhörlich vom Bedingten zum Unbedingten fort. Das Bedürfniß des Unbedingten und die Vollständigkeit ist der Ursprung und Grund der zweiten Art der didaktischen Gattung. Dieß ist die eigentliche philosophische Poesie, welche nicht nur den Verstand, sondern auch die Vernunft interessirt. Ihre eigene

natürliche Entwicklung und Fortſchreitung führt die charakteriſtiſche Poeſie zur philoſophiſchen Tragödie, dem vollkommenen Gegenſatze der äſthetiſchen Tragödie. Dieſe iſt die Vollendung der ſchönen Poeſie, beſteht aus lauter lyriſchen Elementen, und ihr endliches Reſultat iſt die höchſte Harmonie. Jene iſt das höchſte Kunſtwerk der didaktiſchen Poeſie, beſteht aus lauter charakteriſtiſchen Elementen, und ihr endliches Reſultat iſt die höchſte Disharmonie" (S. 401).

337. Die höchſte Harmonie

Oedipus reißt die Augen ſich aus, Jocaſta erhenkt ſich,
Beide ſchuldlos: das Stück hat ſich harmoniſch gelöst.
(Sch.)

Dieſer Schluß des „Oedipus Tyrannus" von Sophokles wird als Contraſt dem Schlegel'ſchen Urtheil gegenübergehalten: „Sophokles, gewaltig im Rührenden wie im Schrecklichen, iſt dennoch nie gräßlich. Wunderbar groß iſt ſeine Ueberlegenheit über den Stoff, ſeine glückliche Auswahl deſſelben, ſeine weiſe Benuzung der gegebenen Umriſſe. Unter ſo vielen, vielleicht zahlloſen möglichen Auflöſungen immer ſicher die beſte zu treffen, nie von der zarten Grenze zu weichen, und ſelbſt unter den entwickelſten Schranken, mit geſchickter Fügung in das Nothwendige, ſeine völlige Freiheit zu behaupten, das iſt das Meiſterſtück der künſtlichen Weisheit ꝛc. Der Schluß des ganzen Werks gewährt endlich jederzeit die vollſte Befriedigung." (A. a. O. S. 414 und 415.)

338. Aufgelöstes Räthsel

Endlich iſt es heraus, warum uns Hamlet ſo anzieht:
Weil er, merket es wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt.
(Sch.)

Indem Schlegel zu Shakſpeare übergeht, benuzt er deſſen Hamlet, um ſeine Anſichten von der philoſophiſchen Tragödie darzulegen: „Man verkennt den Hamlet oft ſo ſehr, daß man

ihn ſtückweiſe lobt. Eine ziemlich inconſequente Toleranz, wenn das Ganze wirklich ſo unzuſammenhängend, ſo ſinnlos iſt, als man ſtillſchweigend vorausſetzt! Ueberhaupt iſt in Shakeſpeare's Dramen der Zuſammenhang ſelbſt zwar ſo einfach und klar, daß er offnen und unbefangnen Sinnen ſichtbar und von ſelbſt einleuchtet. Der Grund des Zuſammenhanges aber liegt oft ſo tief verborgen, die unſichtbaren Bande, die Beziehungen ſind ſo fein, daß auch die ſcharfſinnigſte kritiſche Analyſe mißglücken muß, wenn es an Takt fehlt, wenn man falſche Erwartungen mitbringt, oder von irrigen Grundſätzen ausgeht. Im Hamlet entwickeln ſich alle einzelnen Theile nothwendig aus einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, und wirken wiederum auf ihn zurück. Nichts iſt fremd, überflüſſig oder zufällig in dieſem Meiſterſtück künſtleriſcher Weisheit. Es gibt vielleicht keine vollkommenere Darſtellung der unauflöslichen Disharmonie, welche der eigentliche Gegenſtand der philoſophiſchen Tragödie iſt, als ein ſo grenzenloſes Mißverhältniß der denkenden und thätigen Kraft, wie in Hamlet's Charakter. Der Totaleindruck dieſer Tragödie iſt ein Maximum der Verzweiflung" (S. 401 ff.). Dünzer gedenkt noch einer Note, worin Schlegel die Urtheile über Hamlet und Wilhelm Meiſter berührt, und er meint: „das Xenion könnte von Goethe ſeyn." Aber im Journal Deutſchland fehlt jene Note, und das Gaſtgeſchenk iſt, wie die ganze Epigrammenkette, zu welcher es gehört, unzweifelhaft von Schiller.

XV. Gefährliche Nachfolge.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit
Laut zu ſagen: ſogleich ſtellt man ſie euch auf den Kopf.
Sch.

Körner ließ das Diſtichon in Schiller's Werken abdrucken. Es geht ebenfalls auf Friedrich Schlegel, weil derſelbe den Erörterungen über Hamlet, die im Wilhelm Meiſter vorkommen, durch ſeine obige Bemerkung einen ganz verkehrten Sinn untergelegt hatte.

330. Geschwindschreiber.

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren;
Ach! was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!
Sch.

331. Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume bescheert.
Sch.

V. 330 und 331, in Ein Epigramm zusammengezogen, finden sich, unter der Aufschrift: „Die Sonntagskinder", in Schiller's Gedichten. Auch hier ist wieder Friedrich Schlegel gemeint, der damals erst vierundzwanzig Jahre zählte, und schon 1793 mit einem Aufsatz: „Ueber die griechischen Dichterschulen" in der Berliner Monatsschrift aufgetreten war.

332. Xenien.

Muse, wo führst du uns hin? Was, gar zu den Manen hinunter?
Hast du vergessen, daß wir nur Menschlichen sind?
(Sch.)

333. Musen.

Desto besser! Geflügelt, wie ihr, dünnleibig und luftig,
Seele mehr als Gebein, wischt ihr als Schatten hindurch.
(Sch.)

Schiller schreibt an Goethe (31. Januar 1795): er habe den Homer zur Hand genommen, und in der Nekromantie eine prächtige Quelle entdeckt, „um die verstorbenen Autoren, und hie und da auch die lebenden zu plagen." Man darf also mit Sicherheit annehmen, daß die nun folgenden Xenien zum großen Theil von Schiller sind, um so mehr, da sich auch in Geist und Styl derselben seine Autorschaft fast überall kundgibt.

336. Acheronta movebo.

Hölle, jetzt nimm dich in Acht, es kommt ein Reisebeschreiber,
Und die Publicität deckt auch den Acheron auf.
(Sch.)

Nicolai's Reisebeschreibung (X. 184 ff.). Im siebenten Buch der Aeneide, V. 312, heißt es

»Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.«

335. Sterilemque tibi, Proserpina, vaccam.

Hekate! Aeneide! die schlacht' ich die Kunst zu lieben von Manso,
Jungfer noch ist sie, sie hat nie was von Liebe gewußt.
(Sch.)

Manso's „Kunst zu lieben" (X. 35 ff.). Die Ueberschrift ist aus dem 251. Verse des sechsten Buches der Aeneide:
„Dir, Proserpina, würgt' er die Kuh, unfruchtbar und fehllos."

336. Elpenor.

Muß ich dich hier schon treffen, Elpenor? du bist mir gewaltig
Vorgelaufen: und wie? War mir gebrech'nem Genick?
(Sch.)

Elpenor's Tod wird in der Odyssee, XI. 62 ff. erzählt:
„Als auf der Kirke Palast ich zu ruh'n mich gelegt, vergaß ich,
Wieder hinabzusteigen, zur langen Treppe mich wendend;
Sondern gerade vom Dach entstaumelt' ich, daß mir der Nacken
Aus dem Gelenk abbrach, und der Geist zum Aid hinabfuhr."

337. Unglückliche Eifersüchtelei.

Ach! wie sie Freiheit schrieen und Gleichheit, geschwind wollt' ich folgen,
Und weil die Treppe mir zu lang däuchte, so sprang ich vom Dach.
(Sch.)

Die X. 336 und 337 beziehen ſich auf Eulogius Schneider, geb. 1756. Er war Prieſter und Dichter; der Kurfürſt von Köln hatte ihn nach Bonn berufen, doch die franzöſiſche Revolution trieb ihn, das Vaterland zu verlaſſen. Bald darauf wurde er Kommiſſär bei der Elſaß-Armee, und durchzog, von der Guillotine begleitet, die Umgegend Straßburgs. Sein Hochmuth erregte endlich das Mißtrauen des Nationalconvents, derſelbe ließ ihn verhaften, und ſein Haupt fiel 1794 auf dem Blutgerüſt.

338. Achilles.

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du todt biſt, ſo herrſcht über die Geiſter dein Geiſt.
(Sch.)

Gotthold Ephraim Leſſing.

339. Troſt.

Laß dich den Tod nicht reuen, Achill. Es lebet dein Name
In der Bibliothek ſchöner Scientien hoch.
(Sch.)

Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (X. 45).

340. Seine Antwort.

Lieber möcht' ich fürwahr dem Aermſten als Ackerknecht dienen,
Als des Gänſegeſchlechts Führer ſeyn, wie du erzählſt.
(Sch.)

Hoffmeiſter macht zu X. 338 die Anmerkung: „Dieß Monodiſtichon iſt von Goethe, indem Schiller Leſſingen nie ſo unbedingt huldigen und zu deſſen Lebzeiten mit ihm in keiner Beziehung ſtehen konnte, da Schiller damals erſt aus der Karlsſchule getreten war, als Leſſing ſtarb. Dagegen wiſſen wir, wie Goethe ſeines Lobes voll iſt, und wie ſehr er bedauert, daß er es, als er von

den Jahren 1765 bis 1768 in Leipzig ſtudirte, aus einer „augenblicklichen Albernheit“ verſäumt hatte, „dieſen ſo vorzüglichen und von ihm auf's Höchſte geſchätzten Mann“ perſönlich kennen zu lernen (Goethe's Werke, Bd. 25, S. 179).“ Man muß dieſe Combination mehr geiſtreich als treffend nennen, denn Hoffmeiſter nahm die Sache viel zu ſubjektiv und vergaß ganz, daß es ſich hier um Epigramme handelt. Leſſing ſteht nur als Kontraſt den Mitarbeitern der Bibliothek gegenüber; die drei Xenien gehören zuſammen, ſie ſind aus Einem Stück, und verrathen in jedem Wort Schiller's ſarkaſtiſchen Styl. Die parodirte Stelle iſt dem elften Buche der Odyſſee (V. 382 ff.) entnommen, welches Schiller bekanntlich zu den Satyren benutzte, und ſie lautet dort:

„Dir aber, Achilleus,
Gleicht in der Vorzeit keiner an Seligkeit, noch in der Zukunft.
Denn dich Lebenden einſt verehrten wir gleich den Göttern.
Argos Söhn', und jetzo gebieteſt du mächtig den Geiſtern,
Wohnend allhier. Drum laß dich den Tod nicht reuen, Achilleus.“
Alſo ich ſelbſt; und ſogleich antwortet er, ſolches erwiedernd:
„Nicht mir rede vom Tod ein Troſtwort, edler Odyſſeus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner beſtellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlſtand,
Als die ſämmtliche Schaar der geſchwundenen Todten beherrſchen.“

341. Frage.

Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten,
Ob in der Literatur beide noch walten, und wie?
(Sch.)

342. Antwort.

Freilich walten ſie noch und bedrängen hart die Trojaner,
Schießen manchmal auch wohl blind in das Blaue hinein.
(Sch.)

Der Schauſpieldichter Johann Elias Schlegel (X. 315) fragt nach ſeinen Neffen Auguſt Wilhelm Schlegel, damals Privatlehrer in Jena, und Friedrich Schlegel in Berlin. Vier Wochen

nach dem Erſcheinen des Almanachs hatte A. W. Schlegel die „jungen Neroten“ noch nicht heraus, und erkundigte ſich, zu Schiller's Ergötzen wiederholt darnach (Briefe an Goethe, vom 28. Oktober 1796). Die Homer'ſchen Verſe, welche dieſer Parodie unterlegt ſind, ſchließen ſich unmittelbar an die eben citirten an:

„Auf, von dem trefflichen Sohn erzähle mir jetzo die Wahrheit:
Ob er zum Krieg mitzog in den Vorkampf, oder ob nicht ſo?“

Weil Achilles hier ſeine Frage fortſetzt, ſo glaubt Viehoff, auch in X. 341 möchte Leſſing der Fragende ſeyn, als deſſen Nachfolger in der Kritik die beiden Schlegel bezeichnet würden, aber dieß iſt jedenfalls eine irrthümliche Anſicht.

343. Frage.

Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmeſt,
Ob er noch weit geehrt in den Kalendern ſich lieſt?
(Sch.)

344. Antwort.

Ach, ihm mangelt leider die ſpannende Kraft und die Schnelle,
Die einſt des G*** herrliche Saiten belebt.
(Sch.)

Johann Wilhelm Ludwig Gleim, geb. 1719, geſt. 1803. Er dichtete früher: „Preußiſche Kriegslieder in dem Feldzuge 1756 bis 57. Von einem Grenadier. Halberſtadt 1758.“ Odyſſee. XI. 494 ff.

„Sage mir auch, was von Peleus, dem Tadelloſen, du hörteſt:
Ob er annoch ehrvoll bei den Myrmidonen gebietet?“

Dieſe Worte gehören gleichfalls noch zur Frage des Achill.

345. Ajax.

Ajax, Telamon's Sohn! So mußteſt du auch nach dem Tode
Noch forttragen den Groll wegen der Recenſion?
(Sch.)

Gottfried August Bürger war durch Schiller's bekannte Recenſion ſeiner Gedichte höchlich erbittert worden. Er ſtarb 1794. Um ſeine Achtung für den Todten auszudrücken, läßt ihn Schiller hier als Ajax erſcheinen, zu welchem Odyſſeus (XI. 553 ff.) folgende Worte ſpricht:

„Ajas, Telamon's Sohn, des Unsterblichen, mußteſt du nie denn,
Auch nicht todt, mir vergeſſen den Unmuth wegen der Rüſtung?"

Uebereinſtimmend heißt es in einer Randgloſſe zu dem Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichtung: „Die guten Freunde haben es ſehr übel genommen, was ein Recenſent in der allgemeinen Literaturzeitung vor etlichen Jahren an den Bürger'ſchen Gedichten getadelt hat; und der Ingrimm, womit ſie wider dieſen Stachel lecken, ſcheint zu erkennen zu geben, daß ſie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verfechten glauben. Aber darin irren ſie ſich ſehr. Jene Rüge konnte bloß einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgeſtattet war, aber verſäumt hatte, durch eigene Kultur jenes ſeltene Geſchenk auszubilden. Ein ſolches Individuum durfte und mußte man unter den höchſten Maßſtab der Kunſt ſtellen, weil es Kraft in ſich hatte, demſelben, ſobald es ernſtlich wollte, genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grauſam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das ſie zu Markte bringen, ein vollgültiges Testimonium paupertatis aufweiſen."

346. Tantalus.

Jahre lang ſteh' ich ſo hier, zur Hippokrene gebücket,
Lechzend vor Durſt; doch der Quell, will ich ihn koſten,
zerrinnt.

(Sch.)

Johann Chriſtoph Gottſched, geb. 1700 zu Judtenkirch bei Königsberg in Preußen, geſt. in Leipzig 1766, als Profeſſor der Philoſophie und Dichtkunſt, der Logik und Metaphyſik, Decemvir der Univerſität, Senior der philoſophiſchen Fakultät und

des großen Fürstenk.Legiums, wie auch mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Die Qual des Tantalus schildert Homer im elften Buche der Odyssee, V. 582 ff., und das obige Epigramm verräth denselben Ursprung wie X. 45.

347. Phlegyasque miserrimus omnes admonet.

O, ich Thor! Ich rasender Thor! Und rasend ein jeder,
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum
pflanzt!

(Sch.)

Johann Georg Adam Forster, geb. 1754, machte als achtzehnjähriger Jüngling Cook's zweite Entdeckungsreise mit, und wurde später Oberbibliothekar des Kurfürsten von Mainz. Im reinsten Enthusiasmus überließ er sich den Eindrücken der französischen Revolution, und man gab damals, aber mit Unrecht, seiner Gattin schuld, ihn absichtlich aufgereizt zu haben (vergl. die Anmerk. zu X. 150). Forster ging 1793 als Bevollmächtigter der republikanisch gesinnten Mainzer nach Paris, um den Anschluß an Frankreich zu vermitteln. Dort sah er sich in allen Hoffnungen getäuscht; die Preußen eroberten Mainz, er verlor seine Habe, seine Bücher, seine Handschriften. Gram und Unglücksfälle beugten ihn tief, doch schon im Jahre 1794 schloß der Tod das Auge dieses edlen, seltenen Mannes. Als Thereſe Huber den Briefwechsel Forster's herausgab (1829), schrieb sie in der Einleitung: „Wer reiner ist als er, der hebe den ersten Stein auf.“ Aber Gervinus sagt trefflich: „Vielmehr müßte der erste Stein aufgehoben werden gegen den, der sich reiner dünkte als er.“ Die Ueberschrift des Xenions ist aus dem sechsten Buch der Aeneide (V. 618 ff.), wo die Stelle im Zusammenhang lautet:

„Und Phlegyas warnet im Elend
All' umher und bezeugt sie mit lautem Ruf durch die Schatten:
Lernet gewarnet recht thun und nicht mißachten die Götter!“

348. Die dreifarbige Cocarde.

Wer iſt der Wüthende da, der durch die Hölle ſo brüllet,
Und mit grimmiger Fauſt ſich die Kokarde zerzauet?
(Sch.)

Ebenfalls Georg Forſter. Goethe ſchrieb an Sömmering unterm 17. Februar 1794: „So hat der arme Forſter denn doch auch ſeine Irrthümer mit dem Leben büßen müſſen, wenn er ſchon einem gewaltſamen Tode entging. Ich habe ihn herzlich bedauert.“ Es ſind alſo die letzten beiden Epigramme ohne Zweifel von Schiller, und ſie verdanken ihre Entſtehung demſelben Einfluß, wie X. 149 und 150. Hoffmeiſter fügt hinzu: „Uebrigens iſt die herzloſe Bitterkeit auffallend, mit welcher Schiller hier und ſonſt (z. B. Xenien 230, 231, 235) politiſche Fehlgriffe geißelt, denen er, hätte die franzöſiſche Revolution im Anfang der achtziger Jahre begonnen, ohne Zweifel ſelbſt anheimgefallen wäre.“

349. Agamemnon.

Bürger Odyſſeus! Wohl dir! Beſcheiden iſt deine Gemahlin,
Strickt dir Strümpfe, und ſteckt keine drei Farben dir an!
(G.)

Friedrich Gottlieb Klopſtock, der Meſſiaden-Sänger, war ein glühender Anhänger der Revolution, und feierte ſie in begeiſterten Oden. Der Miniſter Roland überſchickte ihm ein Dekret, das ihn zum franzöſiſchen Bürger ernannte, aber von der andern Seite wollte man ihm die Penſion entziehen, welche er aus Dänemark empfing. Klopſtock's Gattin, eine verwittwete Frau von Winthem, hielt ihn ab, die ſchärfſten der Freiheitslieder drucken zu laſſen, und bei den Greuelthaten des Nationalconvents erkaltete zuletzt ſeine Theilnahme für Frankreichs Erhebung.

350. Porphyrogeneta, den Kopf unter dem Arme.

Köpfe ſchaffet euch an, ihr Liebden! Thut es bei Zeiten!
Wer nicht hat, er verliert auch was er hat, noch dazu!
(G.)

Porphyrogeneta: „der im Purpur Geborene", hieß ein byzantinischer Prinz, wenn sein Vater schon auf dem Throne saß, als er das Licht erblickte. Später bezeichnete das Wort jedes Mitglied einer Herrscherfamilie, darum deutete man dieß Xenion auf den Herzog von Orleans, Egalité (geb. 1747), welcher, von Robespierre zum Tode verurtheilt, 1793 auf der Guillotine starb.

331. Sisyphus.

Auch noch hier nicht zur Ruh', du Unglückseliger, noch immer
Rollst du bergauf, wie einst, da du regiertest, den Stein!
(G.)

Christian Adolf Klotz, geb. 1738, gest. 1771, als königl. preußischer Geheimrath und Professor in Halle. Er hielt sich für einen unerreichten Kenner des klassischen Alterthums, und behauptete sich lange auf dem Hochsitz der gelehrten Kritik. Aber Lessing zog in den „Briefen antiquarischen Inhalts" wider ihn zu Felde, und stürzte ihn von dem usurpirten Platze herab. Sisyphus und seine Strafarbeit im Schattenreiche erzählt Homer. Odyssee XI. 593—600.

332. Sulzer.

Hüben über den Urnen, wie anders ist's als wir dachten!
Mein aufrichtiges Herz hat mir Vergebung erlangt.
(G.)

Johann Georg Sulzer, geb. 1720, gest. 1779, als Professor an der Ritterakademie in Berlin, schrieb fünf Abhandlungen: „Ueber die Unsterblichkeit, als ein Gegenstand der Physik betrachtet." Vergl. X. 88.

333. Haller.

Ach! Wie schrumpfen allhier die dicken Bände zusammen!
Einige werden belohnt, aber die meisten verzieh'n.
(G.)

Albrecht v. Haller, geb. 1708, geſt. 1777 als Mitglied des geheimen Rathes zu Bern. Hier ſind wohl vorzugsweiſe die Schriften gemeint, welche er gegen Voltaire richtete: „Briefe über die wichtigſten Wahrheiten der Offenbarung. Bern 1772.“ und „Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freigeiſter wider die Offenbarung. Bern 1775—77. 3 Thle.“ Hoffmeiſter hielt das Xenion auf Sulzer für ein Goethe'ſches, beſonders wegen des Ausdrucks: „Hüben über den Urnen“ (vergl. X. 94); dagegen glaubte er in dem Gaſtgeſchenk an Haller die ſchärfere Satyre Schiller's zu erkennen. Aber Düntzer gibt die intereſſante Nachweiſung, daß beide Epigramme eine Stelle aus dem Traum der Portia in Klopſtock's Meſſias (VII. 418 ff.) parodiren. Dort ſchildert Sokrates den Richter der andern Welt:

Sieh, es zählet die Zahl, und die Wagſchal' wägt und das Maß miſt
Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchſte
Sich in das Kleine! Wie fliegt ihr Weſen verſtäubt in die Luft aus!
Einige werden belohnt, die meiſten werden vergeben!
Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebung. O drüben . .
Portia, drüben über den Urnen, wie ſehr iſt es anders,
Als wir dachten!

„Es iſt höchſt unwahrſcheinlich, ja ganz unglaublich,“ ſchließt Düntzer, „daß die beiden Epigramme, welche unmittelbar aufeinander folgende Verſe derſelben Rede parodiren, verſchiedene Verfaſſer haben ſollten. Erinnern wir uns nun, daß Portia's Traum zu denjenigen Stellen gehört, die Goethe als Knabe mit ſeiner Schweſter um die Wette zu recitiren pflegte (Goethe's Werke. Bd. 20. S. 93), ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß, als Schiller die homeriſche Todtenerſcheinung parodirte, Goethe des Traumes der Portia gedachte und auch dieſen zur Parodie benutzte.“

334. Moſes Mendelsohn.

Ja! Du ſiehſt mich unſterblich! „Das haſt du uns ja in dem Phädon
längſt bewieſen.“ — Mein Freund, freue dich, daß du es ſiehſt!
(Sch.)

Moſes Mendelſohn's „Phädon, oder über Unſterblichkeit der Seele. Berlin 1767.“ — Düntzer macht die Bemerkung: „Auch das folgende Xenion auf Mendelſohn ſcheint durch den Traum der Portia veranlaßt, in welchem Sokrates dieſe auffordert, ſie möge verlernen ihn zu bewundern, da die Gottheit nicht ſey, wofür er ſie gehalten. Indeſſen kann dieſes Epigramm wohl nach jenen beiden entſtanden und von Schiller ſeyn, der durch Goethe auf jenen Traum der Portia aufmerkſam gemacht worden war.“ Ohne Zweifel iſt Schiller der Verfaſſer des Xenions; er legte der Mendelſohn'ſchen Philoſophie keinen beſondern Werth bei, und rechnete ihn, in einem Briefe an Körner (v. 25. Januar 1793), kurzweg zur „Schaar der Vollkommenheitsmänner.“ Wenn aber das obige Diſtichon wirklich eine Beziehung auf die angedeutete Stelle des Meſſias (VII. 402 ff.) enthalten ſollte, ſo würde dieſelbe jedenfalls außerordentlich dunkel ſeyn. Die Verſe lauten:

Sokrates, immer hab' ich den Weiſen bewundert, ſein Bildniß
Unaufhörlich betrachtet, ihn ſah ich im Traum. Da nannt' er
Seinen unſterblichen Namen: Ich Sokrates, den du bewunderſt.
Komm' aus den Gegenden über den Gräbern herüber. Verlerne
Mich zu bewundern! Die Gottheit iſt nicht, wofür wir ſie hielten.
Ich in der ſtrengeren Weisheit Schatten, ihr an Altären.

335. Der junge Werther.

„Worauf lauerſt du hier?“ — Ich erwarte den dummen Geſellen,
Der ſich ſo abgeſchmackt über mein Leiden gefreut.
(Sch.)

Als Werther's Leiden die deutſche Literatur in Bewegung ſetzten, verfaßte Friedrich Nicolai eine Spottſchrift: „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Geſpräch. Berlin 1775.“ Darin geht es bunt und dumm genug zu. Albert hat nicht bloß errathen, daß Lotte den Werther hervorzuge, ſondern auch, daß dieſer ſich erſchießen wolle. Er ladet deßhalb die Piſtolen mit Hühnerblut,

Werther bleibt am Leben und heirathet ſeine Lotte, welche ihn nach zehn Monaten zur unausſprechlichſten Freude mit einem Sohn beſchenkt. Hierauf folgen die „Leiden des Mannes:“ Lotte wird im Wochenbett gefährlich krank, eine Amme inficirt den Säugling und dieſer die Mutter, während ſie ihn liebkost. Das Kind ſtirbt, Werther verarmt, ſeine Gattin wirft ſich an einen jungen Geniemenſchen weg. Qual, Jammer und Elend; Lotte kehrt zu ihrem Vater heim. In den „Freuden des Mannes“ vereint Albert die Getrennten wieder; es geht nun beſſer, und nach langen mühevollen Jahren kann ſich Werther ein kleines Bauergut kaufen. Da legt ein verdrehtes Genie auf der Bergeshöhe über ihrem Häuschen einen romantiſchen Waſſerfall an; Werther will ſolche Nachbarſchaft meiden, ſchlägt ſeine Beſitzung los, und kauft eine andere, wo er denn endlich mit Lotten und acht Kindern ein recht vergnügtes Leben führt. — Düntzer ſagt (Zu Goethe's Jubelfeier, S. 195): „In den Xenien geſchieht des Angriffes von Nicolai in einer Weiſe Erwähnung, daß man faſt vermuthen ſollte, damals habe Goethe die Art deſſelben nicht deutlich vorgeſchwebt und er ſich nur an den Titel von Nicolai's Schrift gehalten; aber dieſe Xenie dürfte eher von Schiller ſeyn, welcher Nicolai's Schrift wohl nur dem Namen nach kannte.“

356. g***

„Edler Schatten, du zürnſt?“ — Ja, über den liebloſen Bruder,
Der mein modernd Gebein läſſet in Frieden nicht ruhn.
(Sch.)

„Leſſing's Leben, nebſt ſeinem noch übrigen literariſchen Nachlaſſe. Berlin 1793—95. 3 Thle.“ Herausgegeben von ſeinem Bruder, Karl Gotthelf Leſſing, geb. 1740, geſt. 1812 als Münzdirektor zu Breslau.

357. Dioskuren.

Einen wenigſtens hofft' ich von euch hier unten zu finden,
Aber beide ſeyd ihr ſterblich, drum lebt ihr zugleich.
(Sch.)

Die Grafen Chriſtian und Friedr. Leop. Stolberg. — Von den Dioskuren beſaß nur Pollux die Unſterblichkeit, doch erlaubte ihm Zeus, dieſelbe mit ſeinem Bruder Kaſtor zu theilen. So ruhten denn beide die eine Hälfte der Tage bei einander im Grabe, während ſie die andere im Olymp zubrachten.

358. Unerwartete Zuſammenkunft.

Sage, Freund, wie find' ich dich hier in des Todes Behauſung,
Ließ ich doch friſch und geſund dich in Berlin noch zurück?
(Sch.)

359. Der Leichnam.

Ach! das iſt nur mein Leib, der in Almanachen noch umgeht,
Aber es ſchiffte ſchon längſt über den Lethe der Geiſt.
(Sch.)

Karl Friedrich Kamler in Berlin (X. 74 und 106.)

360. Peregrinus Proteus.

Siehſt du Wieland, ſo ſag' ihm: ich laſſe mich ſchönſtens bedanken,
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump.
(G.)

„Geheime Geſchichte des Philoſophen Peregrinus Proteus von C. M. Wieland. Leipzig 1791. 2 Thle." Im deutſchen Merkur, Februar 1797, wo Wieland eine Beurtheilung der Xenien gab, heißt es von dieſem Diſtichon: „Peregrin war ein Schwärmer, ein Narr (wenn die Herren wollen) bis an ſein Ende; aber in ſeinem ganzen Leben iſt auch nicht ein einziger Zug, der ihn zu dem pöbelhaften Ehrentitel Lump qualificirte." Hoffmeiſter ſagt: „Wir erkennen an dem Goethe'ſchen Kraftausdruck

Lump, den Schiller nirgends gebraucht, das Goethe'ſche Eigenthum." Zwar liegt hier ein thatſächlicher Irrthum vor, da ſich das Wort auch bei Schiller findet, z. B. in ſeinem Briefe an Körner vom 27. Juni, oder an Goethe vom 2. October 1796, aber dennoch iſt Goethe wohl der Autor des Epigramms, das mit X 361—362 zuſammengehört.

361. Lucian von Samoſata.

„Nun, Freund, biſt du verſöhnt mit den Philoſophen? Du haſt ſie
Oben im Leben, das weiß Jupiter! tüchtig geneckt."
(G.)

362. Geſtändniß.

Rede leiſer, mein Freund. Zwar hab' ich die Narren gezüchtigt,
Aber mit vielem Geſchwätz oft auch die Klugen geplagt.
(G.)

„Lucian's von Samoſata ſämmtliche Werke. Aus dem Griechiſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen verſehen von C. M. Wieland. Leipzig 1788—89. 6 Thle." Schiller lernte, bei ſeinem erſten Aufenthalt in Weimar, das Werk aus dem Manuſcript kennen, und ſchrieb am 19. December 1787 an Körner: „Von Wieland's Lucian habe ich ſchon viel geleſen, und kann dir die gerechteſten Erwartungen von dieſem Buche geben. Ich habe nicht geglaubt, daß in Lucian ſo herrliche Wahrheit ſteckt. Man kann von dem heutigen Paris und unſern großen Städten nicht ſchönere und treffendere Tableaux finden, als Lucian, ohne es zu meinen, davon gemacht hat. C'est tout comme chez nous." Bei ſolchem Urtheil von Schiller darf man ihm die Xenien 361—362 gewiß nicht zurechnen.

363. Alcibiades.

Kommſt du aus Deutſchland? Sieh mich doch an, ob ich wirklich ein ſolcher
Haienfuß bin, als bei euch man in Gemälden mich zeigt?
(G.)

Der Grieche Alcibiades war ein beliebter Held für hiſtoriſche Romane. Zuerſt benutzte den Stoff Auguſt Gottlieb Meißner, geb. 1753, geſt. 1807 als Konſiſtorialrath und Schuldirektor zu Fulda. Von ſeinem „Alcibiades“ erſchien 1785—88 zu Leipzig die zweite Auflage in vier Theilen. Bald darauf folgte: „Der deutſche Alcibiades. Leipzig 1790. 3 Thle.“ von Karl Gottlob Kramer, einem berüchtigten Romanſchreiber, geb. 1758, geſt. 1817 als Forſtrath an der Akademie zu Dreißigacker bei Meiningen.

364. Martial.

Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräſente?
Ißt man denn, mit Vergunſt, ſpaniſchen Pfeffer bei euch?
(G.)

Xenia hießen bei den Griechen und Römern die Geſchenke, welche der Wirth ſeinen Gäſten gab. So nannte auch Marcus Valerius Martialis (geb. im Jahre 43, geſt. 101 nach Chr. Geb.) das dreizehnte Buch ſeiner Sinngedichte, weil deren Ueberſchriften Erforderniſſe eines Gaſtmahls bezeichnen, und unter dieſen Symbolen Lob oder Tadel austheilten.

365. Xenien.

Nicht doch! Aber es ſchwächten die vielen wäſſ'rigen Speiſen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft.
(G.)

„Hat denſelben Sinn, wie Xenion 115, welches von Goethe iſt. So möchten ihm denn auch dieſes und das vorhergehende, ſo wie überhaupt der Name Xenien, zuzuſprechen ſeyn.“ (Anmerkung von Hofmeiſter.)

366. Rhapſoden.

Wer von euch iſt der Sänger der Ilias? Weil's ihm ſo gut ſchmeckt,
Iſt hier von Heynen ein Pack Göttinger Würſte für ihn.
Sch.

Christian Gottlob Heyne, Professor in Göttingen, geb. 1729, gest. 1812, bekämpfte in mehreren Streitschriften Wolf's Hypothese über die Entstehung der Homerischen Gesänge (N. 264). — In seinen Gedichten hat Schiller dies und die beiden folgenden Xenien, unter dem Titel: „die Homeriden," zusammengefügt.

367. Viele Stimmen.

„Mir her, ich sang der Könige Zwist!" — „Ich die Schlacht bei den Schiffen! —"
„Mir die Würste! Ich sang, was auf dem Ida geschah." —
Sch.

368. Rechnungsfehler.

Friede! Zerreißt mich nur nicht! Die Würste werden nicht reichen,
Der sie schickte, er hat sich nur auf Einen versehn.
Sch.

369. Einer aus dem Chor
(fängt an zu recitiren)

„Wahrlich, nichts Lustigers weiß ich, als wenn die Tische recht voll sind
Von Gebacknem und Fleisch, und wenn der Schenke nicht säumt —"
(Sch.)

Dem Anfang des neunten Gesanges der Odyssee nachgebildet, worin Odysseus seine Irrfahrten beschreibt.

370. Vorschlag zur Güte.

Theilt euch wie Brüder! Es sind der Würste gerade zwei Dutzend,
Und wer Astyanax sang, nehme noch diese von mir.
(Sch.)

Wolf's Prolegomena zum Homer ſprechen nur von drei oder vier Rhapſoden, welche ihre Dichtungen planmäßig an einander gereiht hätten. In Xenion 264 ſteigert Schiller dieſe Zahl auf ſieben, und hier läßt er ſie ſogar auf zwei Dutzend anwachſen, denn die Ilias beſteht aus vierundzwanzig Rhapſodien, und der Sänger jeder einzelnen ſoll eine Göttinger Wurſt erhalten. — „Aſtyanax," der einzige Sohn Hektor's und der Andromache. Das liebliche Familienbild mit dem Kinde kommt im ſechſten Geſang der Ilias (V. 400 ff.) vor.

371. Philoſophen.

Gut, daß ich euch, ihr Herren, in pleno beiſammen hier finde,
Denn das Eine, was noth, treibt mich herunter zu euch.
Sch.

Die Xenien 371—389 hat Schiller in ſeine Gedichtſammlung aufgenommen.

372. Ariſtoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund. Wir halten die Jenaer Zeitung
Hier in der Hölle, und ſind längſt ſchon von allem belehrt.
Sch.

373. Dringend.

Deſto beſſer! So gebt mir, ich geh' euch nicht eher vom Leibe,
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.
Sch.

374. Einer aus dem Haufen.

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin ſo bin ich;
Iſt das Eine nur wahr, iſt es das Andre gewiß.
Sch.

René Descartes (Cartesius), geb. 1596 zu la Haye in der Grafschaft Touraine in Frankreich, geſt. 1650 zu Stockholm, am Hofe der Königin Chriſtine.

375. Ich

Denk' ich, ſo bin ich. Wohl! Doch wer wird immer auch denken?
Manchmal war ich, und hab' wirklich an gar nichts gedacht!

Sch.

376. Ein zweiter.

Weil es Dinge doch giebt, ſo giebt es ein Ding aller Dinge:
In dem Ding aller Ding' ſchwimmen wir, wie wir ie ſind.

Sch.

Baruch (Benedict) Spinoza, geb. 1632 zu Amſterdam, geſt. 1677 in ſeiner Vaterſtadt.

377. Ein Dritter.

Juſt das Gegentheil ſprech' ich. Es giebt kein Ding, als mich ſelber!
Alles Andre, in mir ſteigt es als Blaſe nur auf.

Sch.

Georg Berkeley, geb. 1684 zu Kilerin in Irland, geſt. 1753 zu Oxford, als Biſchof von Cloyne.

378. Ein Vierter.

Zweierlei Dinge laß ich paſſiren: die Welt und die Seele:
Keins weiß vom andern, und doch ſind ſie beide nur Eins.

Sch.

Gottfried Wilhelm von Leibnitz, geb. 1646 zu Leipzig, geſt. 1716 zu Hannover.

379. Ein Fünfter.

Von dem Ding weiß ich nichts, und weiß auch nichts von der Seele;
Beide erſcheinen mir nur, aber ſie ſind doch kein Schein.

Sch.

Immanuel Kant, wurde 1724 zu Königsberg geboren und ſtarb 1804 ebendaſelbſt, ohne ſich jemals weiter als ſieben Meilen von dieſer Stadt entfernt zu haben.

380. Ein Sechster.

Ich bin ich, und ſetze mich ſelbſt; und ſetz' ich mich ſelber
Als nicht geſetzt, nun gut! ſetz' ich ein Nicht-Ich dazu.

Sch.

Johann Gottlieb Fichte, geb. 1762, war damals Profeſſor in Jena und ſtarb 1814 in Berlin. Ueber ſein Verhältniß zu Schiller giebt der Briefwechſel dieſer beiden (herausgegeben von J. H. Fichte. Berlin 1847) werthvollen Aufſchluß.

381. Ein Siebenter.

Vorſtellung wenigſtens iſt, ein Vorgeſtelltes iſt, alſo,
Ein Vorſtellendes auch, macht, mit der Vorſtellung, drei.

Sch.

„Verſuch einer neuen Theorie des menſchlichen Vorſtellungsvermögens, von Karl Leonhard Reinhold. Prag 1795.“ Der Verfaſſer, geb. 1758, war von 1787 bis 1794 Docent der Philoſophie in Jena, und ſtarb 1823 als Profeſſor in Kiel. Schiller hatte ihn 1787 perſönlich kennen gelernt, und entwarf damals (29. Auguſt) an Körner ein ſehr lebendiges Bild von ihm: „Reinhold hat ein verſtändiges Geſicht, aber ſein Anſehen iſt blaß und kränklich; ſeine Augen, möchte ich ſagen, ſuchen Sympathie. Erſt mit dem Oktober fangen ſeine Vorleſungen an,

welche Kant's Philosophie und schöne Wissenschaften zum Inhalte haben. Gegen Reinhold bist du ein Verächter Kant's; denn er behauptet, daß dieser nach hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus haben müsse. Aber ich muß gestehen, daß er mit Verstand davon sprach, und mich schon dahin gebracht hat, mit Kant's kleinen Aufsätzen in der Berliner Monatsschrift anzufangen. Reinhold ist katholisch und Novize des Jesuitenordens gewesen, dessen Aufhebung sein ganzes jetziges Schicksal gemacht hat. Ein Mädchen, das er heirathen wollte, raubte ihn dem geistlichen Stande, und nachher schwur er seinen Glauben ab. Jetzt haßt er den Katholicismus so herzlich, als nur ein Philosoph. Baumauer brachte ihn in Wielands Bekanntschaft, dem er bald gefiel, dem er in Kurzem zum Bedürfniß wurde, vornehmlich auch durch den Beitrag seiner Feder. Sophie (Wielands älteste Tochter, Reinholds jetzige Frau) damals ein äußerst rasches, reizbares Wesen, verliebte sich in ihn, und diese Leidenschaft machte aus diesem sprudelnden Geschöpfe ein recht liebes und sanftmüthiges Weib." — Durch Reinhold war Schiller also zuerst in die Kantische Philosophie eingeführt worden, und dessen Schilderung an Baggesen hatte ihm 1791 die dänische Pension erwirkt. Dennoch wollte sich zwischen beiden kein volles, inniges Verhältniß gestalten, und bis zu seinem Abgang von Jena klagte Reinhold über Schillers Kaltsinn gegen ihn. „Ich weiß nun," sagt er, „daß mich Schiller zwar nicht haßt, aber auch nicht lieben kann, zwar nicht verachtet, aber auch nicht schätzt. — Schiller schreibt keine Zeile, die von mir ungenossen bliebe, und ich kein Buch, daß er genießen und irgend bedeutend finden könnte." (S. Reinholds Briefe an Baggesen, vom 28 März 92 und vom 8 März 93.)

382. Ich.

Damit leck' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen;
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was setzt.

Sch.

383. Ein Zeiter.

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden,
Aber der praktische Satz gilt doch: Du kannst, denn
du sollst!

Sch.

Karl Christian Erhard Schmid, geb. 1761, gest. 1813 als Professor der Theologie und Kirchenrath in Jena. Das Xenion geht auf sein Buch: „Versuch einer Moralphilosophie. Jena 1790"; dasselbe erschien früher als Kant's „Tugendlehre," und es fand, wegen der darin herrschenden Klarheit, eine rasche Verbreitung. Schiller fing bekanntlich erst 1791 an, die Werke des Königsberger Philosophen gründlich zu studiren; einige Zeit vorher (18. Juni 1790) wünschte er Körnern Glück zur Kantischen Lektüre, die er in Jena „zum Sattwerden" preisen höre. Dann fügte er die Frage hinzu: „Hast du Reinholds Kant'sche Briefe (die neue Auflage) und die Moralphilosophie von dem hiesigen Adjunkt Schmid gelesen? Sie soll ganz vortrefflich seyn." Derselbe Schmid hatte am 22. Februar 1790, in einer Dorfkirche bei Jena, Schiller's Trauung vollzogen; s. Briefw. mit Körner, II. 171.

384. 34.

Dacht' ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr
zu erwiedern,
Schieben sie's Einem geschwind in das Gewissen hinein.

Sch.

385. David Hume.

Rede nicht mit dem Volk, der Kant hat sie alle verwirret:
Mich frag', ich bin mir selbst auch in der Hölle noch
gleich.

Sch.

David Hume, der bekannte skeptische Philosoph, geb. zu Edinburg 1711, gest. ebendaselbst 1776.

386. Rechtsfrage.

Jahre lang ſchon bedien' ich mich meiner Naſe zum Riechen,
Hab' ich denn wirklich an ſie auch ein erweisliches Recht?
Sch.

387. Pufendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erſte Poſſeſſion ſcheint
Für dich zu ſprechen, und ſo brauche ſie immerhin fort.
Sch.

Samuel von Pufendorf, ein berühmter Lehrer des Naturrechts, geb. 1632 zu Dorf-Chemnitz im Erzgebirge, geſt. 1694 als Hiſtoriograph und Geheimer Rath in Berlin.

388. Gewiſſensſcrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und ſo wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.
Sch.

389. Decisum.

Da iſt kein anderer Rath, du mußt ſuchen, ſie zu verachten,
Und mit Abſcheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.
Sch.

Kant's „Tugendlehre" hatte den Begriff der Pflicht mit übermäßiger Härte und Strenge entwickelt. Sie ſtellte den Satz auf: wirklich tugendhaft ſei nur derjenige, welcher, trotz innerer Abneigung, ſeine Pflicht dennoch vollbringe. Schiller's ganzes Weſen ſträubte ſich wider dieſen rigoriſtiſchen Grundſatz, und wir werden ſpäter bei den Tabulis votivis (490 ff.) ſehen, wie heftig er dagegen Partei ergriff.

390. Herkules.

Endlich erblickt' ich auch den gewaltigen Herkules! Seine Ueberſetzung! Er ſelbſt leider war nicht mehr zu ſehn.
Sch.

Der „Herkules“ iſt Shakſpeare, den man in der proſaiſchen Ueberſetzung von Wieland und Eſchenburg (Zürich 1762—82. 13 Bde.) kaum noch wiedererkannte. Zur Zeit der Xeniendichtung hatte A. W. Schlegel eben ſeine metriſche Bearbeitung begonnen: Schiller's Horen, 1796. Stück II. und Reichardt's Deutſchland. Stück V. enthielten Proben aus Romeo und Julia. Damals ſchrieb Schiller an ihn: „Ueber die ganze Unternehmung, den Shakſpeare zu überſetzen, werden wir wohl mündlich am beſten ſprechen können. Der Gedanke iſt ſehr glücklich, und der Himmel lohne es Ihnen, daß Sie uns von dem traurigen Eſchenburg befreien wollen. Mit dieſem ſind Sie glimpflicher umgegangen, als er's bei ſeiner lächerlichen Anmaßung als Kritiker und Aeſthetiker verdient. Man ſollte dieſe Erzphiliſter, die doch Menſchen zu ſeyn ſich einbilden, nicht ſo gut traktiren. Käme es auf ſie und ihre Hohlköpfe an, ſie würden alles Genialiſche in Grundeboden zertreten und zerſtören.“ (Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel, S. 14. — Im eilften Geſang der Odyſſee, V. 601 ff., heißt es:

„Jenem zunächſt erblickt' ich die hohe Kraft des Herakles,
Sein Gebild; denn er ſelber, im Kreis der unſterblichen Götter,
Freut ſich der göttlichen Wonn', und umarmt die blühende Hebe.“

Die Diſtichen 390—412 finden ſich, mit Hinweglaſſung aller einzelnen Ueberſchriften, unter dem Titel: „Shakeſpeare's Schatten,“ in Schiller's Gedichtſammlung.

391. Herabſinken.

Ringsum ſchrie, wie Vögelgeſchrei, das Geſchrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Sch.

Ueber Shakespeare schrieben damals namentlich: Eichenburg (X. 85), Böttiger (X. 155), Schink (X. 272), Friedrich Schlegel (X. 328) u. A. Die parodirte Stelle zur Odyssee, XI. 605—6, lautet:

„Diesen umscholl von todten Geräusch rings, wie von Gevögel, Wild durch einander gescheucht."

392. „pure Manier"

Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt war der Bogen,
Und der Pfeil' auf der Senn' traf noch beständig das Herz.

Sch.

In der Abhandlung: „Ueber das Studium der griechischen Poesie," sagt Friedr. Schlegel von Shakespeare: „Seine Darstellung ist nie objektiv, sondern durchgängig manierirt. Unter Manier verstehe ich in der Kunst eine individuelle Richtung des Geistes und eine individuelle Stimmung der Sinnlichkeit, welche sich in Darstellungen, die idealisch seyn sollen, äußern." (Journal Deutschland, VI. 403.) — Die benutzten Verse des Homer schließen sich an die eben citirten an:

„Er selbst, der düstern Nacht gleich, Stand, den Bogen entblößt, und hielt den Pfeil auf der Senne, Schrecklichen Blicks umschauend, dem stets Abschnellenden ähnlich."

393. Er

Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest du jetzo,
Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen ins Grab?

Sch.

Achill spricht in der Unterwelt zu Odysseus (XI. 374—376):

„Wie, Unglücklicher, wagst du noch größere That zu vollenden? Welch ein Muth, zum Ais herabzusteigen, wo Todte Wohnen besinnungslos, die Gebild' ausruhender Menschen."

394. Ich.

Wegen Tireſias mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den guten Geſchmack fände, der nicht mehr zu
ſehn.

Sch.

„Tireſias" iſt Leſſing, und Odyſſeus erwiedert dem Achill (XI. 379—380):

„Wegen Tireſias kam ich aus Noth her, ob er mir Rathſchluß Oeffnete, heimzukehren in Ithaka's felſiges Eiland."

395. Er.

Glauben ſie nicht der Natur und den alten Griechen, ſo
hoſt du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.

Sch.

396. Ich.

O, die Natur, die zeigt auf unſern Bühnen ſich wieder
Spitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.

Sch.

Die literar. Spießruthen gedenken hierbei des Zauberſpiels: „Die neuen Arkadier" (Weimar 1796), worin die Erdgeborenen nackt aus Kürbiſſen hervorkriechen. Aber dieß ſoll wohl ein Seitenhieb auf Goethe ſeyn, weil deſſen Schwager Vulpius das Stück, nach Schikaneder's „Spiegel von Arkadien," unter dem obigen Titel für die Bühne bearbeitet hatte. Viehoff erinnert an Schiller's Worte in dem Aufſatz über naive und ſentimentaliſche Dichtung: „Kläglich läßt ſich der Affekt auf unſern tragiſchen Bühnen hören, welcher, anſtatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geiſtloſen und unedlen Ausdruck der wirklichen erreicht; ſo daß uns nach einem ſolchen Thränenmahle gerade zu Muth iſt, als wenn wir einen Beſuch in Spitälern abgelegt, oder Salzmann's menſchliches Elend (X. 148) geleſen hätten."

397. Er.

Wie? ſo iſt wirklich bei euch der alte Kothurnus zu ſehen,
Den zu holen ich ſelbſt ſtieg in des Tartarus Nacht?
Sch.

398. Ich.

Nichts mehr von dieſem tragiſchen Spuck. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharniſchter Geiſt über die Bretter hinweg.
Sch.

„Dein geharniſchter Geiſt:“ der Geiſt des alten Hamlet.

399. Er.

Auch gut! Philoſophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der ſchwarze Affekt.
Sch.

400. Ich.

Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, gefällt.
Sch.

401. Er.

Alſo ſieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernſten Gang, welchen Melpomene geht?
Sch.

402. Ich.

Keins von beiden! Uns kann nur das Chriſtlichmoraliſche rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich iſt.
Sch.

403. Er.

Was? Es dürfte kein Cäsar auf euren Bühnen sich zeigen,
Kein Anton, kein Orest, keine Andromacha mehr?

Sch.

404. Ich

Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Commerzienräthe,
Fähndriche, Secretairs oder Husarenmajors.

Sch.

Am 31. Juli 1796, als Schiller die Xenien redigirte, schrieb er an Goethe: „Um Iffland nicht wehe zu thun, will ich in dem Dialog mit Shakespeare lauter Schröder'sche und Kotzebue'sche Stücke bezeichnen. Sie sind wohl so gütig, und lassen mir vom Spiritus das Personal aus fünf oder sechs Kotzebue'schen Stücken abschreiben, daß ich darauf anspielen kann." Aber auch Iffland wurde in den Kreis gezogen, und um jeder Mißdeutung vorzubeugen, scheint Schiller sich selbst nicht ganz verschont zu haben.

405. Er.

Aber ich bitte dich, Freund! was kann denn dieser Misère
Großes begegnen, was kann Großes durch sie denn geschehn?

Sch.

406. Ich

Was? Sie machen Cabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.

Sch.

Sie machen Cabale: in Schiller's „Cabale und Liebe;" sie leihen auf Pfänder: in Iffland's „Hagestolzen;" sie stecken silberne Löffel ein: in Schröder's „Fähndrich;" wagen den Pranger und mehr: in Iffland's „Verbrechen aus Ehrsucht" und Kotzebue's „Kind der Liebe."

107. Er

Woher nehmt ihr denn aber das große, gigantiſche Schickſal,
Welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt?

Sch.

108. Ich

Das ſind Grillen! Uns ſelbſt und unſre guten Bekannten,
Unſern Jammer und Noth ſuchen und finden wir hier.

Sch.

109. Er

Aber das habt ihr ja alles bequemer und beſſer zu Hauſe:
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch ſelber nur ſucht?

Sch.

110. Ich

Nimm's nicht übel, mein Heros! Das iſt ein verſchiedener Caſus:
Das Geſchick, das iſt blind, und der Poet iſt gerecht.

Sch.

111. Er

Alſo eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?

Sch.

112. Ich

Der Poet iſt der Wirth und der letzte Actus die Zeche:
Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch.

Sch.

Sind es vielleicht die Xenien 371 — 412, welche Schillern vorschwebten, als er (31. Januar 96) an Goethe schrieb: „Beym Schlusse, denke ich, geben wir noch eine Comödie in Epigrammen. Was meinen Sie?"

413. Muse zu den Xenien.

Aber jetzt rath' ich euch, geht, sonst kommt noch gar der Gorgona
Kratze, oder ein Band Oden von Haschka heraus.
(Sch.)

Lorenz Leopold Haschka, geb. 1749, war früher im Jesuitenorden, trat aber kurz vor dessen Aufhebung aus, und sein Freund J. B. v. Alxinger trug Sorge, ihm eine unabhängige Existenz zu gründen. Er wurde Professor an der Ritterakademie zu Wien, und starb dort 1827. Sein „Gesang auf Herrn Wurz," sammt seinen übrigen Oden, zeichnet sich durch Trivialität und schwülstige Sprache aus. Die literar. Spießruthen sagen, Haschka sei „der wienerische Klopstock, so wie Schikaneder der wienerische Goethe."

414. An die Freier.

Alles war nur ein Spiel! Ihr Freier lebt ja noch alle;
Hier ist der Bogen und hier ist auch zum Ringen der Platz.
(Sch.)

„Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch schon zum Theil ausgeführt sind," meldete Schiller dem Freunde am 31. Januar 1796. Aber am 18. Juni machte er ihm die Mittheilung: „die Homerischen Parodien habe ich, weil sie sich an das Ganze nicht anschließen wollen, herauswerfen müssen." Dadurch ging uns ein Cyklus Schiller'scher Distichen verloren, von denen sich allein das Schlußxenion erhalten hat.

Zu den Xenien gehörig.

415—418. Der Fuchs und der Kranich.

An F. Nicolai.

Den philoſophiſchen Verſtand lud einſt der gemeine zu Tiſche,
Schüſſeln, ſehr breit und flach, ſetzt' er dem Hungrigen vor.
Hungrig verließ die Tafel der Gaſt, nur dürftige Piſtlein
Faßte der Schnabel, der Wirth ſchluckte die Speiſen allein.
Den gemeinen Verſtand lud nun der abſtrakte zu Weine,
Einen enghalſigen Krug ſetzt' er dem Durſtigen vor.
„Trink', mein Beſter!" ſo ſprach und mächtig ſchlürfte der Langhals,
Aber vergebens am Rand ſchnuppert das thieriſche Maul.

Schiller.

Hier haben wir eine Gruppe von Diſtichen, welche Schiller aus den Xenien abſonderte, muthmaßlich, um nicht durch Ueberſchriften den Zuſammenhang zu ſtören. Er ließ dieſelbe, mit ſeinem vollen Namen unterzeichnet, im Almanach abdrucken, nahm ſie aber nicht in die Gedichte auf. Körner fällte darüber das Urtheil: „Ein glücklicher Einfall, eine vorhandene Fabel auf dieſe Art zu benutzen. Vielleicht wäre dieſe Methode in den polemiſchen Xenien mehrmals zu brauchen geweſen." (Briefw. mit Körner. III. 370.)

519. Der Kantianer.

Sollte Kantiſche Worte der hohle Schädel nicht faſſen?
Haſt du in hohler Nuß nicht auch Deviſen geſehn?
Schiller.

Ludwig Heinrich von Jakob in Halle (X. 54). Schiller ſchickte Goethen das Epigramm am 22. Januar 1796, doch hat es weder in den Xenien, noch in der Gedichtſammlung eine Stelle gefunden.

Auch einige andere Epigramme müſſen hier nachgeholt werden. Die Quartausgabe der Goethe'ſchen Werke, Bd. 1. S. 203, enthält eine Reihe von neun „Diſtichen,“* welche augenſcheinlich aus der Xenienzeit ſtammen, drei davon ſtehen im Muſenalmanach unter den Tabulis votivis (v. Jak. 468, 476 und 534), ein viertes gehörte zwar ebenfalls in dieſen Cyklus, wurde aber zurückgelaſſen (v. Jak. 469). Von den eigentlichen Xenien bringen jene Diſtichen nur X. 150, das Charlotte von Schiller ihrem Gatten zuerkannt hat, dem ſie auch Jak. 534 vindicirt. Hieraus will Düntzer einen Grund gegen die Glaubwürdigkeit der trefflichen Frau entnehmen, doch bin ich nicht im Stande, ihm beizuſtimmen. Gern gebe ich zu, daß die Diſtichen ſich in Goethe's Nachlaß, und „wohl von ſeiner Hand geſchrieben,“ vorfanden. Allein was folgt daraus? Bald beſorgte Schiller, bald Goethe die Sammlung der Xenien, und wie leicht konnte es alſo geſchehen, daß der letztere die neun Epigramme auf ein Blatt Papier verzeichnete! Dies Blatt erhielt ſich durch Zufall, während ſonſt die xenialiſchen Manuſcripte vernichtet wurden; es kam den Ordnern des Goethe'ſchen Nachlaſſes zu Händen, und ſie ließen es in der Quartausgabe abdrucken. Später zeigte ſich ihnen, daß dieſe Correlerie nicht zuverläſſig alle von Goethe herrühren, darum blieben ſie aus der Edition in 40 Bänden weg. So erklärt ſich die Sache ganz einfach, und ich glaube, Düntzer würde ſchwerlich die Behauptung vertheidigen

* Auffallend iſt es, daß dieſe „Diſtichen“ in dem ſonſt ſo vollſtändigen Inhaltsverzeichniß fehlen.

wollen. Der Dichter selbst habe die neun, ordnungslos zusammengewürfelte Distichen für den Druck bestimmt. Düntzer kannte die Bedeutung des X. 150 nicht, die ich eben in der Anmerkung ausführlich nachgewiesen habe, sonst wäre er gewiß von Schiller's Autorschaft überzeugt gewesen. Da nun aber jene Nachlese Ein Epigramm enthält, dessen Verfasser nicht Goethe war, mit welchem Recht wollte man die übrigen unbedingt für sein Eigenthum gelten lassen? — Außer den eben erwähnten fünf Sinngedichten, bringen uns die „Distichen" vier neue Xenien, welche sich ganz dem Kreis der polemischen Gastgeschenke anschließen, und die hier nicht fehlen dürfen.

120. [Apollo]

Saiten rühret Apoll, doch er spannt auch den tötenden Bogen,
Wie er die Hirten entzückt, streckt er den Pythen in Staub.

(W.)

Vielleicht sollte dieß Epigramm die „Götter und Göttinnen" eröffnen, welche Goethe am 29. December 1795 Schillern mittheilte. (S. die Anmerk. zu X. 257.) Es rührt ohne Zweifel von Goethe her, denn unverkennbar ist die Uebereinstimmung mit den Worten aus seinem Gedicht: „Deutscher Parnaß":

„Nicht die Leyer nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch."

121. [Leidiges Futter]

Bald in die Menge gesättigt vom demokratischen Futter,
Und ich wette, du steckst irgend ein anderes auf.

(W.)

Reichardt, der auch früher schon der politischen Mantelträgerei beschuldigt wurde (X. 216),

422. [Verurtheilung.]

Was in Frankreich vorbei iſt, das ſpielen Deutſche noch immer,
Denn der ſtolzeſte Mann ſchmeichelt dem Pöbel und kriecht.
(G.)

„Der ſtolzeſte Mann“ ſoll muthmaßlich Lavater ſeyn; vergl. V. 12 und die Anmerkung.

423. [Verſteckte Abſicht.]

„Pöbel!“ wagſt du zu ſagen: wo iſt der Pöbel?“ Ihr machtet,
Ging es nach eurem Sinn, gerne die Völker dazu.
(G.)

V. 422 und 423 ſtehen jetzt in Goethe's „vier Jahreszeiten,“ Herbſt 69 — 70. und wir dürfen dieſen als ihren Verfaſſer anerkennen.

424—428. Der Chineſe in Rom.

Einen Chineſen ſah ich in Rom, die geſammten Gebäude,
Alter und neuerer Zeit, ſchienen ihm läſtig und ſchwer.
Ach, ſo ſeufzt' er, die Armen! ich hoffe, ſie ſollen begreifen,
Wie erſt Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt:
Daß an Latten und Pappen, und Schnitzwerk und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Aug's feinerer Sinn nur erfreut.
Siehe, da glaubt' ich im Bilde ſo manchen Schwärmer zu ſchauen,
Der ſein luftig Geſpinnſt mit der ſoliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten, reinen Geſunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, geſund.
Goethe.

Der Chineſe iſt niemand anders, als — Jean Paul Friederich Richter (vergl. X. 41 und 276). Die Diſtichen ſtanden zuerſt im Xenienalmanach, und gingen dann in Goethe's Schriften über. Sie ſind ganz im Sinne der Xenien gedichtet, doch bemerkt man, daß ihre Entſtehung in die Zeit fällt, wo die ſatyriſche Schlachtordnung in einzelne Streifcorps aufgelöst werden ſollte, denn ſie beſtehen nicht aus Monodiſtichen, ſondern hängen untrennbar zuſammen. Der Anlaß zu dieſen Versen war folgender: Schiller hatte, in ſeinem Aufſatz über naive und ſentimentale Dichtung, Goethe als „den deutſchen Properz" bezeichnet, und Jean Paul ſchrieb, darauf Bezug nehmend, an Knebel: daß man in ſo ſtürmiſchen Zeiten eher eines Tyrtäus, als eines Properz bedürfe. Goethe erfuhr dieß beißende Wort, und wurde dadurch um ſo empfindlicher berührt, weil er ſich die Wahrheit deſſelben wohl nicht ganz verbergen konnte. Mit ſeinem Briefe vom 10. Auguſt 1796 ſendete er das Gedicht an Schiller, und fügte hinzu: „Hier ein kleiner Beitrag; ich habe nichts dagegen, wenn Sie ihn brauchen können, daß mein Name darunter ſtehe. Eigentlich hat eine arrogante Aeußerung des Herrn Richter, in einem Briefe an Knebel, mich in dieſe Diſpoſition geſetzt." — Unbegreiflich iſt es, wie Hoffmeiſter (Nachleſe, III. 174) dieſe Stelle auf X. 276 beziehen mochte, da es doch in Schillers Antwort deutlich heißt: „Der Chineſe ſoll warm in die Druckerei kommen, das iſt die wahre Abfertigung für dieſes Volk."

139. Der griechiſche Genius

An Meyer, in Italien.

Tauſend Andern verſtummt, die mit taubem Herzen ihn fragen,
Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geiſt.

Schiller.

Profeſſor Heinrich Meyer (geboren zu Stäfa bei Zürich, geſtorben 1832), ein vertrauter Freund der beiden Dichter (vergl.

Tab. vot. 443). Er war Landschaftsmaler und Direktor der Zeichnenschule in Weimar, hielt sich aber zur Zeit in Italien auf. Schiller sagt in seinem Schreiben an Goethe, vom 2. Januar 1795: „Es ist etwas so äußerst Seltenes, daß ein Mann wie Meyer Gelegenheit hat, die Kunst in Italien zu studiren, und daß einer, der diese Gelegenheit hat, gerade ein Meyer ist.“ — Das freundliche Epigramm stand zuerst im Almanach; dann nahm es Schiller in die Gedichtsammlung auf.

430—431. Das Geschenk.

Ring und Stab! O seyd mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
Ja, wer die Schafe so tränket, der heißt mir ein Hirt!
Dreimal gesegneter Trank! Dich gewann mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

Schiller.

Diese Distichen sind unzweifelhaft an Theodor Anton Maria von Dalberg gerichtet. Derselbe war 1744 geboren, und residirte damals, als Coadjutor des geistlichen Kurfürsten von Mainz, zu Erfurt, von wo er eine lebhafte Verbindung mit Schiller und Goethe unterhielt. Später wurde er Großherzog von Frankfurt, zog sich aber 1813 ins Privatleben zurück, und wirkte nun, allgemein verehrt, als Erzbischof von Regensburg für Künste und Wissenschaften, bis er im Jahre 1817 starb. Dalberg war selbst Schriftsteller, worauf die Worte „die Muse schickt dich“ zu deuten sind. (S. die Anmerk. zu Tab. vot. 637.)

432. Der Homeruskopf als Siegel.

Treuer alter Homer! dir vertrau' ich das zarte Geheimniß;
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.

Schiller.

Goethe's Vorliebe für geschnittene Steine ist bekannt genug, und auch Schiller äußerte ein reges Interesse für diese bewunderns-

würdigen Kunsterzeugnisse. Das obige Sinngedicht hatte, wie schon der erste Anblick lehrt, gewiß noch eine individuelle Beziehung, deßhalb war es ein Mißgriff von Körner, daß er diese Distichen in Schiller's Werken zu den Votivtafeln gesellte.

133. Der Genius mit der umgekehrten Fackel

Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel,
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.

Schiller.

Dieß Epigramm — welches Körner in die gesammelten Dichtungen einschaltete — war wohl ebenfalls auf ein bestimmtes Kunstwerk bezüglich. Vielleicht stammen die letzten Distichen aus dem großen Plane her, wonach die Xenien einen ganz universellen Charakter behaupten und wonach auch die Künste in ihren Kreis gezogen werden sollten (s. o. S. 31). Darum schien es angemessen, dieselben hier beizufügen, denn sie bilden einen Uebergang von den persönlichen zu den philosophischen Epigrammen, von den Xenien zu den Tabulae votivae.

Votivtafeln.

Wie wenn ein frischer Bursch übermüthig in die weite Welt hinauszieht, und er kehrt dann heim, ein ernster Mann, mit reichen Erfahrungen, mit köstlicher Lebensweisheit ausgerüstet, so kamen Schiller und Goethe von ihrer Xenienwanderung zurück. Sie hatten Dornen gesucht und Früchte gefunden. Die philosophischen Epigramme, „Tabulae votivae" genannt, sind ein seltner Schatz unserer Literatur, und es ist mit Recht gesagt worden: diese Distichen enthielten eine solche Gedankenfülle, daß man ganze Bücher darüber schreiben könnte. Ihre Kürze, ihre Gedrungenheit macht sie nur noch anziehender, wenn man die Edelsteine, wie Gneiß und Glimmer, in großen Lagen fände, dann wären sie eben keine Edelsteine mehr.

Die Xeniendichtung in ihrer Gesammtheit bildet einen Januskopf, während die satyrischen Epigramme auf die wild genialen Jugendwerke der Dichter zurückschauen, blicken die „würdigen Distichen" mit mildem Auge auf die klassischen Schöpfungen ihrer reiferen Jahre hin. — Nachdem die Trennung beider Gattungen beschlossen war, band Schiller eine Anzahl ernsthafter Xenien, „aus Goethe's und den seinigen gemischt,"[1] in Einen Strauß zusammen, damit sich auch hier die Idee der innigsten Verschränkung erfüllen möge. Goethe fand dieses Bouquet sehr anmuthig, und schrieb dem Freunde am 17. August: „Die tabulas votivas bringe ich morgen wieder mit. Ihre Distichen sind außerordentlich schön, und sie werden gewiß einen trefflichen Effekt machen.

[1] S. von Beief vom 5. August 1796.

Wenn es möglich iſt, daß die Deutſchen begreifen, daß man ein guter tüchtiger Kerl ſeyn kann, ohne gerade ein Philiſter oder ein Maz zu ſeyn, ſo müſſen Ihre Sprüche das gute Werk vollbringen, indem die großen Verhältniſſe der menſchlichen Natur mit ſo viel Adel, Freiheit und Kühnheit dargeſtellt ſind."

Zur ſelben Zeit ſendete Schiller einen Troſtbrief an Körner, der die Zerſplitterung der Xenien außerordentlich bedauerte, und theilte ihm mit, der Plan ſey nicht aufgegeben, ſondern nur die philoſophiſchen und poetiſchen würden daraus vereinzelt abgedruckt. „So haben wir — außer mehreren kleinern Ganzen — ſiebzig, achtzig, die zuſammengehören, in einer Folge vereinigt, und uns beide unterſchrieben, ohne anzumerken, von welchem unter beiden die einzelnen ſind." [1] Aus dieſen Worten geht genügend hervor, daß es ſich hier nicht um abſichtslos durcheinander geworfene Epigramme handelt; der ſchöne Cyklus war ein ſorgſam geordnetes Ganzes, das durchaus in ſeiner vollen Stetigkeit und Wechſelſeitigkeit, worauf es baſirt, erhalten werden muß.

Wenn ſchon Goethe's eben mitgetheilte Aeußerung ziemlich klar beweiſt, daß Schiller's Beitrag zu den Votivtafeln überwiegend war, ſo ſpricht der letztere ſelbſt ſich darüber noch viel deutlicher aus. Sein Brief an Körner, vom 17. Oktober 1796, enthält, mit Bezug auf die Dichtungen im Almanach, folgende Stelle: „Goethe ſind die tabulae votivae, an denen er ſelbſt ſehr wenig Antheil hat, das liebſte von mir, auch ich halte auf die tabulas votivas am meiſten." — Von dieſen Zeilen läßt ſich keine Silbe wegleugnen. Sie gab dies Zeugniß noch im friſchen Bewußtſeyn ſeiner Autorſchaft, und doch, als der Almanach bereits erſchienen war, ſo daß nachher nichts mehr hinzugekommen ſeyn kann.

Hiermit ſteht die Anzahl der Epigramme im Verhältniß, welche Schiller und Goethe für ihre Gedichtſammlungen auswählten. Von den 103 Votivtafeln des Muſenalmanachs nahm Schiller vierzig auf, denen Körner nachträglich noch zwei (Tab. 435 und 357) hinzufügte. Goethe hat nur fünfzehn dieſer

[1] Briefwechſel mit Körner, III. 198.

Distichen in seinen „vier Jahreszeiten“ zusammengestellt, und drei davon (Tab. 453. 500. 524) finden sich auch bei Schiller. — Die Gattin des letzteren hat hier ebenfalls ihre Scheidekunst in Anwendung gebracht, aber dießmal mit entschiedenem Unglück. Sie überläßt die größere Hälfte der Votivtafeln (56) an Goethe, und die kleinere (47) an Schiller, wogegen die persönlichen Aussagen der Dichter den offenbarsten Widerspruch bilden. Außerdem sind fünfzehn Epigramme, die Charlotte mit S. unterzeichnet, in Schiller's Gedichten abgedruckt, und sowohl diese, als viele andere, welche sie für Goethe's Eigenthum ausgibt, athmen Schiller's eigenstes, innerstes Seelenhauch.

Hoffmeister, dem die vertraute Eröffnung in jenem Briefe an Körner noch unbekannt war, fühlte das Mißverhältniß wohl, allein dennoch bemühte er sich, Charlottens Zeugniß aufrecht zu erhalten. Nachdem er seine Zweifel und Bedenken geäußert, fällt er zuletzt ganz in den blinden Glauben zurück, und seine Vertheidigung lautet: Frau von Schiller schrieb die Buchstaben gewiß in ihr Exemplar, als der Almanach eben erst erschienen war; die Angaben können wohl von niemand anders, als von Schiller selbst herrühren, und sie verdienen um so mehr Glauben, je weniger günstig sie diesem sind. Als Schiller, mehrere Jahre später, die Gedichtsammlung veranstaltete, ging er bei der Auswahl in seiner großartigen, kühnen Weise zu Werk, und es kam ihm nicht in den Sinn, den Almanach seiner Gattin hervorzusuchen, um die Auswahl danach zu bestimmen; hat er doch auch viele außerordentlich schöne Epigramme zurückgelassen (z. B. Tab. 454. 505. 510. 511. 521. 534 u. a.), welche ihm dort zuerkannt werden. Freilich muß es Zweifel erregen, daß Charlotte manche Votivtafeln mit Goethe's Chiffre versah, welche Ideen und Stoffe behandeln, die diesem nicht geläufig waren. Indeß hatten damals die beiden Dichter ihre Naturen sehr innig verschränkt, und während Schiller durch den Freund auf die poetische Gestaltung zurückgeführt wurde, gab sich Goethe, durch Schiller's Einfluß, eine Zeit lang der ästhetischen Beschaulichkeit hin. Es mag es gekommen seyn, daß Goethe, der sich alles

leicht anzueignen verſtand, die Ideen, welche ihm bei ſeinem Zuſammenleben und brieflichen Verkehr aus der Schiller'ſchen Weltbetrachtung aufſproßten, leicht und bequem in ſolche epigrammatiſche Formen goß."

Um die hier aufgeſtellte Folgerung zu prüfen, wird es beſonders wichtig ſeyn, daß wir ſehen, wie und wann die Auswahl entſtanden iſt, welche beide Dichter für ihre Schriften trafen. Schiller kündigte bereits am Schluß des Muſenalmanachs auf 1799 an: zu Michaelis deſſelben Jahres werde bei Cruſius in Leipzig eine Sammlung ſeiner Gedichte erſcheinen, von ihm ſelbſt ausgewählt, verbeſſert und mit neuen vermehrt. Gleich der erſte Band, welcher zu der bemerkten Zeit herauskam, enthielt eine Abtheilung: „Votivtafeln," worin jene vierzig Epigramme der tabulae votivae aufgenommen waren. Daß ein Dichter, der bei klaren Sinnen iſt, nach drei Jahren nicht mehr wiſſen ſollte, ob gewiſſe poetiſche Erzeugniſſe von ihm oder von einem andern herrühren, wird wohl kaum jemand zu behaupten wagen. Schiller brauchte bei der Aufnahme gar keine beſtimmte Richtung zu verfolgen, und er würde alſo ein Plagiat begangen haben, wenn er fünfzehn Goethe'ſche Epigramme den ſeinigen beigemiſcht hätte. Ein ſolcher Raub an fremdem Geiſteseigenthum widerſtrebte nicht nur dem Charakter Schiller's, ſondern er müßte um ſo verwunderlicher erſcheinen, da der Dichter viele ſchöne Produkte von ſich aus der Sammlung zurückließ. Wirft wohl ein reicher Mann ſein eignes Gold auf die Straße, und ſteigt bei andern Leuten ein, um dort einen Diebſtahl auszuführen?

Goethe's „Jahreszeiten" wurden erſt 1800 in ihrer jetzigen Form hergeſtellt. Die Blumendiſtichen boten ſich zum Frühling dar, der Cyklus „Einer" konnte als Sommer gelten, und die Eisbahn brauchte nur zum Winter umgetauft werden. Schiller wünſchte noch einen Herbſt eingeſchaltet, Goethe benutzte hierzu die tabulas votivas, und er ſchreibt dem Freunde unter'm 22. März 1800: „Ihrem Rath zu Folge habe ich noch einen Herbſt zuſammengeſtoppelt, und ſchicke hier die vier Jahreszeiten zu gefälliger Durchſicht. Vielleicht fällt Ihnen etwas ein, das dem

Ganzen wohl thut, denn was mich betrifft, so finde ich mich in gar keiner poetischen Jahreszeit." Darauf erwiederte Schiller: „Es hat mich gefreut, die vier Jahreszeiten nun complet zu finden. Die Auskunft, die Sie getroffen, ist sehr gut, und wenn Sie allenfalls unter die zum Herbste zusammengestellten Distichen noch eins oder das andere einstreuen wollten, das eine leichtfaßliche Beziehung auf die Jahreszeit hätte, so würde nichts mehr zu wünschen seyn. Die Distichen will ich indeß genau ansehen, und mündlich wollen wir uns dann darüber besprechen."

Goethe hat folglich die Aufgabe gehabt, aus isolirten Doppelverien ein Gedicht zusammenzusetzen, das, wenn es auch kein festgeschlossenes Ganzes zu seyn brauchte, doch immer eine gewisse Continuität anstreben mußte. Was nun für seinen Zweck am meisten passend schien, das nahm er auf, ohne Rücksicht, ob sich einige Distichen des Freundes darunter mischten. Er wußte wohl gar nicht, welche Epigramme Schiller schon ausgewählt hatte, kümmerte sich wahrscheinlich auch wenig darum, und dieser fand keine Ursache, ihn aufmerksam zu machen. So ist denn Schiller jedenfalls Verfasser der doppelt vorkommenden tabulae votivae.

Nach einer langen Reihe von Jahren theilte Zelter an Goethe den Brief einer Schülerin mit, die gern wissen wollte, welch ein Elfe mehrere Epigramme sowohl in Schiller's Gedichte, als in die seinigen hineingetragen habe.[1] Wenn man Goethe's Bezeigen bei dieser Gelegenheit genau beobachtet, so gelangt man zu der Ansicht, er selbst habe erst damals die zwiefache Aufnahme der Distichen erfahren. Mit einer ganz unbegründeten Heftigkeit sprach er sich gegen Eckermann über die leicht verzeihliche, sogar vollkommen gerechtfertigte Frage aus (s. o. S. 75), und suchte einen sybillinischen Vorhang über die Xeniendichtung zu breiten. Eben so scharf lautete seine Antwort an Zelter, doch mischte sich in den Brief die echte, wahre Erklärung der Sachlage ein: „Man kann es auch geradehin als

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, IV. 443 f. Vergl. das Kapitel „Nachklänge" im zweiten Theil.

einen Zufall betrachten, der bei Freunden, die ſo viel herüber und hinüber wirken, gar leicht vorkommen konnte."

In Erwägung aller dieſer verſchiedenen Beweiſe kommt man zu der unumſtößlichen Gewißheit: Charlotte von Schiller's Auseinanderſetzung der Votivtafeln entbehrt des eigentlichen Fundamentes, beruht auf vielfachen Irrthümern und kann von der Kritik nicht beachtet werden. Bei den Xenien ſtimmen ihre Chiffren überall mit Schiller's Auswahl überein; bei den tabulis votivis iſt dieß nicht der Fall, und natürlich muß dem Dichter ſelbſt die größere Glaubwürdigkeit eingeräumt bleiben. Hoffmeiſter gelangte zu ſeinen Trugſchlüſſen beſonders dadurch, daß er annahm, Frau v. Schiller habe die Epigramme früher bezeichnet, als die Zuſammenſtellung für die Gedichte geſchah. Schon oben, S. 85, wurden die Gründe dargelegt, weßhalb man dieſer Hypotheſe nicht beitreten kann, und man darf ſie, wenn man alle einzelnen Umſtände vergleicht, für hinreichend widerlegt halten. Ein bedeutender Unterſchied in Charlottens Behandlung der beiden großen Gruppen iſt leicht zu erkennen, und eben ſo leicht zu erklären. Die pikanten Xenien hatte ihr Schiller friſch, wie ſie entſtanden waren, mitgetheilt; ſie konnte ſich bei den meiſten des Verfaſſers noch wohl erinnern. Wo ihr die Wiſſenſchaft aber mangelte, da ſetzte ſie auch keine Chiffre hinzu. Die Votivtafeln hingegen — philoſophiſche Gnomen, und wenig zur Frauenlektüre geeignet — mochte ihr der Gatte wohl ſeltner gezeigt haben, auch gab es hierbei keine ſichern Anhaltspunkte für das Gedächtniß. Sie ließ darum ihr eignes kritiſches Talent, oder richtiger geſagt, ihre Phantaſie walten, wodurch denn dieſe Auseinandertheilung nicht viel mehr als ein Phantaſieſtück geworden iſt.

Wir müſſen alſo für diejenigen tabulas votivas, welche keiner der Dichter aufgenommen hat, ſelbſt als Chorizonten eintreten. Der erſte Fingerzeig, der uns zu Hülfe kommt, iſt Schiller's Aeußerung: Goethe habe nur ſehr wenig Antheil daran. Allein die Sammlung war im Almanach doch immer „G. und S." bezeichnet, auch ſchrieb Schiller ausdrücklich, „ſie

sey aus Goethe's und den seinigen gemischt." Ich bin deßhalb mit doppelter Vorsicht zu Werk gegangen, und habe kein Distichon, worin Schiller's Autorschaft nicht ganz deutlich ausgeprägt ist, demselben zugesprochen. — Sobald sich die einfachen Buchstaben unter den Epigrammen finden, bedeuten sie den Namen des Dichters, der sie in seine Schriften aufnahm; sobald sie auf Combination beruhen, sind sie mit Klammern umschlossen.

In Schiller's und Goethe's Werken haben die Votivtafeln eine mannigfache Zerstückelung und Durchkreuzung erlitten. Es wäre deßhalb schon längst ein vollständiger neuer Abdruck des Ganzen wünschenswerth gewesen, um so mehr, da von den schönen Epigrammen des Almanachs ein halbes Hundert zurückgeblieben ist. Außerdem stehen die tabulae votivae keineswegs in willkürlicher Reihenfolge, sondern eine innere Einheit verbindet sie. Schiller hat es ja selbst erklärt, daß sie „zusammen gehören," und wenn die Votivtafeln an sich gewissermaßen schon ein Ganzes sind, so wäre es vandalisch, sie noch mehr zu zersplittern. Deßhalb erscheinen sie hier im ungetrennten Cyklus, und diejenigen, welche sich weder in Schiller's, noch in Goethe's Werken finden, habe ich, zur leichtern Uebersicht, mit einem * bezeichnet.

Wie die Xenien wichtig sind für die Geschichte der damaligen Literatur, weil sie einen unmittelbaren Wiederschein derselben geben, so haben die Votivtafeln, als treue Spiegelbilder, einen hohen Werth für die Culturgeschichte ihrer Zeit. In den Anmerkungen konnte ich derartige Beziehungen nur leicht andeuten; wohl möglich, daß sie daher dem Einen zu kurz und trocken erscheinen, während sie der Andere völlig überflüssig nennt. Aber die vorliegende Schrift ist eben so wenig für Gelehrte vom Fach, als für ein Publikum berechnet, dem die Elemente der Literatur und Philosophie gar zu fern liegen. Darum hielt ich mich fast nur an das Persönliche und Gegenständliche, ohne durch breite Erläuterungen den eigenen Ideengang des Lesers zu erdrücken. Um aber den festen Zusammenhang der Votivtafeln von vornherein nachzuweisen, will ich die Grundzüge des Inhalts hier mit pragmatischer Kürze wiedergeben:

Von der Menschheit in ihrer ganzen Masse ausgehend, welche nur das Fortbestehen der Gattung sorgt (434—36), sehen wir daraus einzelne Begabte emporsteigen (437), welche, der Blüthe gleich, ein neues geistiges Leben anzünden (438). Die Unterschiede der gemeinen und der schönen Natur werden in's volle Licht gestellt (439—44) und durch individuelle Beispiele belegt (445—48). Gegenseitiges Anschließen ergänzt die Kräfte und fördert zum Ziel (449). Wo aber die Muse nicht ist, da fehlt die Befruchtung, da gibt es nur ein starres, ödes Philisterthum (450—52). Die Stellung des mühseligen Philisters und des leichtfertigen Schöngeistes, dem Genius gegenüber, findet ihre Würdigung (453—55). Der Genius sucht und findet die Wahrheit auf verschiedenem Wege: außen im Leben, d. h. in der Natur, oder innen im Herzen, d. h. im Idealen (456—57). Weil bloße Schwärmer aber die Ideale nicht fassen können, mangelt ihnen der Sinn für Natur und Leben, eben wie den Philistern die Ideen fehlen, weil sie nicht im Stande sind, die Natur mit entsiegeltem Auge zu durchdringen (458—59). Das eigene Herz und das Leben, dieß sind die beiden reinen Urquellen, um Wahrheit daraus zu schöpfen (460—62). Wahrheit und Irrthum, mit ihren nützlichen, ihren schädlichen Wirkungen werden gegen einander abgewogen (463—67); Naturwissenschaft und Philosophie liefern Beweise für die vorhergehenden Sätze (468—78). Auch der wahre Glauben ist, gleich den Wissenschaften, durch die starren Dogmen verschiedener Religionssysteme getrübt und zersplittert worden (479). Während die Jünger der Kantischen Philosophie, um eine „reine Moral" zu erzielen, die Ertödtung des Gefühls durch die Pflicht fordern, verlangen religiöse Schwärmer, daß man dem blinden Glauben die gesunde Vernunft aufopfern solle (480—94). Niemals werden beide die ewige Wahrheit erkennen, die vor dem freien, schönen Gemüth offen daliegt (495—96). Das unwandelbare Licht wohnt bei der ewigen Einheit Gottes, und sendet die wechselnde Farbe zu den Menschen hernieder (497). In der Untheilbarkeit des Lichts ist die Wahrheit symbolisirt, in der Mannigfaltigkeit der Farbe gibt

ſich die Schönheit kund (498—99). Wenn wir die Schönheit in uns tragen und nach der Wahrheit außer uns ſtreben, wenn wir beide zum Einklang bringen, dann erreichen wir die höchſte Einheit, ohne darum die Individualität aufgeben zu müſſen (500—509). Um die Schönheit im poetiſchen Gebilde feſtzuhalten, muß eine Doppelthätigkeit wirkſam ſeyn: die Vernunft muß den Stoff geſtalten, die Phantaſie muß ihm lebendigen Athem einhauchen (510—14). Wohl kann der Verſtand reproduciren, was die Natur ihm vorgezeichnet hat, aber ſelbſtſtändig ſchaffen kann nur der Genius (515—16); darum bringt der Nachahmer nimmermehr eigene Schöpfungen hervor (517—18). Die Kennzeichen des Genius werden entwickelt (519—21), die ſich auch in ſeinen Abirrungen darthun (522—25). Die Jünger der Kunſt werden vor den Klippen der Mittelmäßigkeit gewarnt (526), deren anſcheinende Fehlerloſigkeit nur Unfähigkeit verbirgt (527—30). Der grübelnde Verſtand erſchafft keine Kunſtwerke, die Zeugungskraft ruht allein in der Natur und im Genius (531—33). Zur Stellung des echten Künſtlers übergehend (534—35), wird das eigentliche Material des Dichters, die Sprache, beleuchtet (536—39). Nun müſſen Leſende und Beurtheilende vor den Schranken erſcheinen; die Verhältniſſe des Dichters zum Publikum und zur Kritik erhalten ihre Würdigung (540—52). Er darf ſich durch die Stimmen haltloſer Kunſtſchwätzer nicht bethören laſſen, denn nur aus unermüdlicher Bekämpfung derſelben kann der gute Geſchmack ſich entfalten (553), und im klaſſiſchen Alterthum gibt es eine Fülle von Kraft und Schönheit, um ſich daran zu ſtärken (554—57). Auf dieſen reichen Quell wird der Deutſche hingewieſen, doch die Nachahmung der Franzoſen glückte ihm niemals (557). Ernſt und Liebe ſind dem Deutſchen angeſtammte Eigenſchaften, welche ihn herrlich zieren, während ihn ſo vieles andere entſtellt (558).

Tabulae votivae.

434.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.
Sch.

Dieß Distichon eröffnet auch die Votivtafeln in Schiller's Werken. — Wenn die Römer, einem Gelübde folgend, in den Tempeln der Götter Dankgeschenke niedergelegt hatten, so hängten sie Tafeln daneben auf, welche von der empfangenen Wohlthat Nachricht gaben, und diese hießen Tabulae votivae.

435—437. Die verschiedene Bestimmung

Millionen sorgen dafür, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
Früchte, zum Element kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur Einer, der einzige streuet
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.
Sch.

Tab. 435—41 ließ Schiller a. a. O. wieder abdrucken.

438. Das Belebende

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an.
Sch.

Schiller's Aufsatz: „über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" (1795), enthält eine Stelle, welche zur leichten und sichern Auffassung dieses Epigramms geeignet ist. Sie lautet: „Es giebt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zum Willen und in das Leben, als durch die selbstthätige Bildungskraft. Nichts, als was in uns selbst

schon lebendige That ist, kann es außer uns werden, und es ist mit Schöpfungen des Geistes wie mit organischen; nur durch die Blüthe geht die Frucht vor." Durch diesen Satz wird das obige Distichon in innige Verbindung mit Xen. 512 und 514 gebracht.

439. Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

Sch.

440. Unterschied der Stände.

Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, schöne mit dem, was sie sind.

Sch.

Dies Epigramm schließt sich an X. 9 an, und die dort citirten Worte Schiller's werden auch hier am besten zur Erläuterung dienen.

441. Das Werthe und Würdige.

Hast du etwas, so gieb es her und ich zahle was recht ist,
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

Sch.

Man vergleiche Xen. 445—47, worin zu den hier ausgesprochenen Sätzen lebendige Repräsentanten vorgeführt werden.

442. Der moralische und der schöne Charakter.

Repräsentant bist du der ganzen Geistergemeine,
Aber das schöne Gemüth zählt schon allein für sich selbst.

(Sch.)

Der Gedanke, den dies Distichon ausdrückt, kommt in Xen. 307—9 zur vollständigeren Entfaltung.

443. Die moralische Kraft.

Kannſt du nicht ſchön empfinden, dir bleibt doch vernünftig zu wollen,
Und als ein Geiſt zu thun, was du als Menſch nicht vermagſt.

Sch.

Tab. 443—47 finden ſich in Schiller's Votivtafeln.

444. Mittheilung.

Aus der ſchlechteſten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken,
Bei der Schönheit allein macht das Gefäß den Gehalt.

Sch.

„Es iſt niemals der Stoff, ſondern die Behandlungsweiſe, was den Dichter und Künſtler macht.“ (Ueber Matthiſon's Gedichte. 1794.)

445. An *.

Theile mir mit, was du weißt, ich werd' es dankbar empfangen,
Aber du giebſt mir dich ſelbſt, damit verſchone mich, Freund.

Sch.

Hier ſind einige Epigramme von ganz perſönlichem Charakter eingeſchaltet, aber keineswegs zufällig, ſondern als individuelle Beiſpiele für die früheren Lehrſätze. Ihre Deutung bietet Schwierigkeiten dar, doch möchte in Tab. 445 wohl Karl Auguſt Böttiger zu erkennen ſein (vergl. A. 155). Die Freunde nahmen zuweilen, beſonders wo es ſich um Alterthumskunde handelte, ſeinen kritiſchen Rath in Anſpruch; darum ſchrieb er auch in Schiller's Album: er habe den Schmuck im Bazar ordnen helfen. Allein Böttiger's Aufdringlichkeit beläſtigte ſie arg, und als derſelbe 1804 nach Dresden berufen wurde, hieß es in

einem Briefe (v. 4. Januar) Schiller's an Körner: „Zu der neuen Acquisition, die Ihr in Böttiger gemacht, gratulire ich — uns! Gott sey Dank, daß wir diesen schlimmen Gast endlich los sind, und möge er Euch gut bekommen."

446. An **.

Du willst Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht! Nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn.

Sch.

Wenn nicht alles trügt, so ist hier Wieland gemeint. Derselbe hatte in Schiller's Jünglingsjahren einen unwiderstehlichen Zauber auf ihn geübt, und seine Anthologie enthielt ein Epigramm, das von Begeisterung für Wieland glühte. Später, als Schiller's gereifter Kunstgeschmack einen andern Maßstab anlegte, mußte freilich jener Enthusiasmus schwinden, allein die Individualität Wieland's, wie sie sich in dessen Schriften offenbarte, blieb ihm auch dann noch immer eine räthselhaft anziehende Erscheinung, und gern suchte er sie unter der verhüllenden Maske auf. Hiermit und mit dem vorstehenden Distichon analog ist das Urtheil, welches er gegen Körner (Briefw. IV, 78) aussprach: „Wieland ist beredt und witzig, aber unter die Poeten kann man ihn kaum mit mehr Recht zählen, als Voltaire und Pope. Er gehört in die löbliche Zeit, wo man die Werke des Witzes und des poetischen Genies für Synonyma hielt. Was einen aber so oft an ihm irre macht, im Guten und Bösen, das ist seine Deutschheit bei dieser französischen Appretur. Diese Deutschheit macht ihn zuweilen zum echten Dichter, und noch öfters zum alten Weibe und Philister. Er ist ein seltsames Mittelding. Uebrigens fehlt es seinen Produkten gar nicht an herrlichen poetischen und genialischen Momenten, und sein Naturell ist mir noch immer sehr respektabel, wie viel es auch bei seiner Bildung gelitten hat."

447. An ***.

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

Sch.

Diese herzlichen Worte sind wohl an Goethe selbst gerichtet, oder vielleicht auch an Heinrich Meyer (vergl. X. 429). Goethe hatte ihn in Italien kennen gelernt und suchte ihn nach Weimar zu ziehen, wo er ihm ein treuer Genoß bei allen künstlerischen Bestrebungen wurde. Seit 1791 wohnte Meyer im Goethe'schen Hause, und 1795 veranstalteten sie beide die erste Kunstausstellung in Weimar. Nun gehörte auch Schiller zu diesem Bunde; er schrieb an Meyer (21. Juli 1797), daß er sich freue, im nächsten Winter ihn und Goethe wiederzusehen, um dann „das alte schöne Leben der Mittheilung" fortzusetzen.

448. Das blinde Werkzeug.

Wie beklag' ich es tief, wenn eine herrliche Seele,
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift.

G.

Aus jedem Worte des Epigramms treten uns die ernsthaften Züge von Herder's Bild entgegen. Seit derselbe durch Goethe's Einfluß nach Weimar berufen war, hatte er diesen ganz mit dem hofmeisternden und spöttischen Ton, wie früher, behandelt. Niemals fühlte er sich befriedigt, es gehörte bei ihm zur Gewohnheit über ein verfehltes Leben und über Weimars Zustände bitter zu klagen. Eine kühle Würde stellte sich zwischen ihn und den Jugendfreund; mitunter herrschte im Hause Herder's sogar eine wirklich feindselige Stimmung gegen Goethe. Seine Empfindlichkeit, seine Streitsucht machten ihn unfreundlich und ungerecht; als Wilhelm Meister erschienen war, mußte der Verfasser die verletzendsten Urtheile von ihm darüber hören. Im Mai 1797

entwarf Schiller an Körner folgende Schilderung: „Herder iſt jetzt eine ganz pathologiſche Natur, und was er ſchreibt, kommt mir bloß vor wie ein Krankheitsſtoff, den dieſe auswirft, ohne dadurch geſund zu werden. Was mir an ihm fatal und wirklich ekelhaft iſt, das iſt die feige Schlaffheit bei einem inneren Trotz und Heftigkeit. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energiſche und affectirt das Mittelmäßige zu protegiren (ſ. Tab. 527). Goethe hat er über ſeinen Meiſter die kränkendſten Dinge geſagt. Gegen Kant und die neueſten Philoſophen hat er das größte Gift auf dem Herzen; aber er wagt ſich nicht recht heraus, weil er ſich vor unangenehmen Wahrheiten fürchtet, und beißt nur zuweilen einem in die Waden. Es muß einen indigniren, daß eine ſo große außerordentliche Kraft für die gute Sache ſo ganz verloren geht." Die Verhältniſſe blieben geſtört, bis Herder im Jahre 1801 Goethe's Sohn confirmirte; dieſer feierliche Akt „ließ nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge," und allmählig ſtellte ſich das Vertrauen zwiſchen Herder und Goethe wieder hier. Der letztere hat das obige Diſtichon in ſeinen vier Jahreszeiten (Herbſt 64) verwendet.

119. Wechſelwirkung

Kinder werfen den Ball an die Wand und fangen ihn wieder,
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

G.

Goethe wiederholt hier den Gedanken, den er in ſeinem Mährchen allegoriſch ausdrückte: „das gegenſeitige Hülfeleiſten der Kräfte und das Zurückweiſen auf einander;" vergl. die Anmerk. zu X. 137. Außerdem hat er das Epigramm bei Zuſammenſtellung des Herbſtes (44) als ſein Eigenthum recognoscirt.

120. An die Muſe

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht; aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tauſende ſind.

Sch.

Schiller nahm dieß und die beiden folgenden Sinngedichte auf.

451. Der Philiſter.

Nimmer belohnt ihn des Baumes Frucht, den er mühſam erziehet;
Nur der Geſchmack genießt, was die Gelehrſamkeit pflanzt.
Sch.

Frau v. Schiller läßt durch ihre Bezeichnung Goethe für denjenigen gelten, welcher ſowohl die Geißelung der Philiſter (ſ. Tab. 452, 455, 459 f.), als der Frömmler (ſ. Tab. 485—88 und 492—94) übernommen hatte. Aber man iſt genöthigt, gerade das Gegentheil anzunehmen, und zwar auf Goethe's Brief vom 17. Auguſt 1796 geſtützt, worin er dem Freunde ſchreibt: „Ihre Diſtichen ſind außerordentlich ſchön und ſie werden gewiß einen trefflichen Effekt machen. Wenn es möglich iſt, daß die Deutſchen begreifen, daß man ein guter tüchtiger Kerl ſeyn kann, ohne gerade ein Philiſter oder ein Maß zu ſeyn, ſo müſſen Ihre Sprüche das gute Werk vollbringen ꝛc.“ Dieſe Stelle ſcheint mir deutlich genug zu ſprechen und ſie gewinnt noch mehr an Kraft dadurch, daß Schiller faſt dieſelbe Ideenfolge, welche hier vorkommt, ſchon 1784 entwickelte. Seine Vorleſung: „Was kann eine gute ſtehende Schaubühne eigentlich wirken?“ enthielt eine Einleitung, welche ſpäterhin fortgelaſſen wurde, die ich aber in meinen Nachträgen, Bd. 2, S. 28 ff. mitgetheilt habe. Dort heißt es: „Man verurtheilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwiſſenſchaft heraustritt und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm iſt. Iſt das die Rache der kleinen Geiſter an dem Genie, dem ſie nachzuſtimmen verzagen? Rechnen ſie vielleicht ihre Arbeit darum ſo hoch an, weil ſie ihnen ſo ſauer wurde? — Trockenheit, Ameiſenfleiß und gelehrte Taglöhnerei werden unter dem ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernſt und Tiefſinn geſchätzt, bezahlt und bewundert. Nichts iſt bekannter und nichts gereicht zugleich der geſunden Vernunft mehr zur Schande, als der unverſöhnliche Haß, die ſtolze Verachtung, womit Fakultäten auf freie Künſte herunter ſehen — und dieſe Verhältniſſe werden ſich forterben,

bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit und Schönheit als zwei versöhnte Geschwister umarmen." Ganz in diesem Sinne gab Schiller dem vorstehenden Distichon, als er es seinen Votivtafeln beifügte, die Ueberschrift: „der gelehrte Arbeiter."

452. Das ungleiche Schicksal.

Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm. Du, himmlische Muse,
Trägst die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens Schooß.

Sch.

Mnemosyne, die Mutter der Musen, ist zugleich die Göttin des Gedächtnisses und als solche personificirt sie den Nachruhm. In Schiller's Votivtafeln heißt das Epigramm: „die Gunst der Musen."

453. Pflicht für jeden.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

Sch.

Dieß Distichon ist in Schiller's Werke übergegangen und auch Goethe nahm es in den Herbst (Nr. 45) auf. Der Inhalt findet seine Erklärung durch den sechsten Brief über ästhetische Erziehung. Dort zeigt Schiller, daß jeder einzelne Grieche sich zum Repräsentanten seiner Zeit qualificirt habe, wogegen bei uns die Totalität der Gattung bruchstückweise in den Individuen verstreut liegt. „Ich verkenne nicht die Vorzüge," sagt er, „welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verstandes, vor dem besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten?"

* 434. Der ſchöne Geiſt und der Schongeiſt.

Nur das Leichtere trägt auf leichten Schultern der Schöngeiſt,
Aber der ſchöne Geiſt trägt das Gewichtige leicht.
(Sch.)

* 453. Philiſter und Schongeiſt.

Jener mag gelten, er dient als fleißiger Knecht noch der Wahrheit,
Aber dieſer beſtiehlt Wahrheit und Schönheit zugleich.
(Sch.)

Vergl. die Anmerk. zu Xen. 451.

436—37. Die Uebereinſtimmung

Wahrheit ſuchen wir beide; du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und ſie findet ſie jeder gewiß.
Iſt das Auge geſund, ſo begegnet es außen dem Schöpfer.
Iſt es das Herz, dann gewiß ſpiegelt es innen die Welt.
Sch.

Dieſe ſchönen Verſe, welche Schiller nachmals wieder abdrucken ließ, ſind unverkennbar an Goethe gerichtet. Sie drücken poetiſch daſſelbe aus, was Schiller dem edlen Miſtrebenden am 23. Auguſt 1794 in Proſa ſchrieb, als er ihm ein herrliches Gemälde vom Gange ſeines Geiſtes entwarf. Dort heißt es: „Was Sie aber ſchwerlich wiſſen können (weil das Genie ſich immer ſelbſt das größte Geheimniß bleibt), iſt die ſchöne Uebereinſtimmung Ihres philoſophiſchen Inſtinkts mit den reinſten Reſultaten der ſpekulirenden Vernunft. Beim erſten Anblick zwar ſcheint es, als könne es keine größeren Oppoſita geben, als den ſpekulativen Geiſt, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erſte mit keuſchem und treuem Sinn die Erfahrung und ſucht der letzte mit ſelbſtthätiger, freier Denkkraft das Geſetz, ſo kann es gar nicht

fehlen, daß beide auf halbem Wege einander begegnen werden." Auf obige Tabula Bezug nehmend, äußert W. Aßmann in seiner Schrift: „Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung" (1849): „Wie Schiller, der mehr in der Welt seines Innern lebte, sich durch stille Studien der Philosophie und Geschichte läuterte, so mußte Goethe durch reiche Lebenskenntniß auch in der Außenwelt zur Selbstbefriedigung kommen."

428—30. Natur und Vernunft.

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande die Ideale zu fassen,
O so verehrtet ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.
Wär't ihr, Philister, im Stand, die Natur im Großen zu sehen,
Sicher führte sie selbst euch zu Ideen empor.

G. (Sch.)

In seinen Aphorismen über Kunst sagt Goethe (Bd. 2, S. 262), mit vollster Uebereinstimmung: „Natur und Idee läßt sich nicht trennen, ohne daß die Kunst, so wie das Leben zerstört werde." Er nahm die Anfangszeilen des Epigramms in den Herbst Nr. 52 auf, und also kann die Autorschaft bei denselben wohl kaum zweifelhaft seyn. Aber Schaefer glaubt, die beiden andern Verse Schillern zuschreiben zu müssen, indem er sich auf folgende treffende Bemerkung stützt: „Von einem solchen Parallelismus der Epigramme, wodurch die Grundidee in verschiedener Auffassung variirt wird, finden sich in den Votivtafeln mehrere Beispiele, auch scheint dieß uns der wahre Sinn jener oben erwähnten Goetheschen Aeußerung (s. S. 75) zu seyn." (Prup. litterarhistorisches Taschenbuch 1846, S. 451.)

440. Der Schlüssel.

Willst du dich selbst erkennen, so sieh, wie die andern es treiben;
Willst du die andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

Sch.

Das Distichon steht jetzt in Schiller's Votivtafeln.

461. Das Beſte.

Wichtig wohl iſt die Kunſt und ſchwer, ſich ſelbſt zu bewahren,
Aber wichtiger iſt dieſe, ſich ſelbſt zu entfliehn.

(Sch.)

462. Glaubwürdigkeit.

Wem zu glauben iſt, redliche Freunde, das kann ich euch ſagen:
Glaubet dem Leben, es lehrt beſſer als Redner und Buch.

G.

Goethe hat Nro. 462—64 in ſeine „vier Jahreszeiten" (Herbſt, 53. 55 und 56) verwebt.

463. Was nutzt

Schädliche Wahrheit, wie zieh' ich ſie vor dem nützlichen Irrthum!
Wahrheit heilet den Schmerz, den ſie vielleicht uns erregt.

G.

464. Was ſchadet.

Iſt der Irrthum wohl ſchädlich? Nicht immer, aber das Irren,
Immer iſt's ſchädlich, wie ſehr, ſieht man am Ende des Wegs.

G.

Der Grundgedanke dieſer beiden Epigramme bezieht ſich zunächſt auf jene naturhiſtoriſchen Theoreme, welche Goethe ſo lebhaft beſtritt, und derſelbe kehrt in ſeinen Schriften häufig wieder. So heißt es Bd. 3, S. 296: „Einer neuen Wahrheit iſt nichts ſchädlicher als ein alter Irrthum."

465. Zucht.

Wahrheit iſt niemals ſchädlich, ſie ſtraft — und die Strafe der Mutter
Bildet das ſchwankende Kind, wehret der ſchmeichelnden Magd.

(Sch.)

Schaefer zählt a. a. O. dieß Diſtichon denjenigen bei, welche „unzweifelhaft" Schiller zum Verfaſſer haben, der alſo das von Goethe angeſchlagene Thema hier auf ſeine Weiſe ausführt.

466. Das Schoßkind.

Fremde Kinder lieben wir nie ſo ſehr als die eignen;
Irrthum, das eigene Kind, iſt uns dem Herzen ſo nah.

G.

Dieſe Zeilen finden ſich jetzt in Goethe's Herbſt, Nr. 57, und der Dichter ſagt an einer andern Stelle (Bd. 3, S. 192): „Die Wahrheit widerſpricht unſerer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem ſehr einfachen Grunde: die Wahrheit fordert, daß wir uns für beſchränkt erkennen ſollen, der Irrthum ſchmeichelt uns, wir ſeyen auf ein oder die andere Weiſe unbegrenzt."

467. Troſt.

Nie verläßt uns der Irrthum, doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan.

G.

Dieß Diſtichon iſt jetzt dem Herbſt (Nr. 58) eingeſchaltet, doch könnte es wohl von Schiller herrühren und durch Goethe nur aufgenommen worden ſeyn, weil es ſich an das vorhergehende anſchließt.

468. Die Zergliederer.

Spaltet immer das Licht! wie öfters ſtrebt ihr zu trennen,
Was, euch allen zum Trutz, Eins und ein Einziges bleibt.

(S.)

Bezieht ſich auf die Anhänger der Newton'ſchen Theorie, denen Goethe in ſeinen „Beiträgen zur Optik. Weimar 1791—92. 2 Stücke“ heftig opponirt hatte, und der Inhalt ſteht in naher Verbindung mit N. 164: „Triumph der Schule.“ Die Tabula befindet ſich auch unter den neun „Diſtichen“ der Quartausgabe, wo unmittelbar darauf das Epigramm folgt:

469. [Bloße Wiederholung.]

Neu iſt der Einfall doch nicht; man hat ja ſelber den höchſten
Einzigſten reinſten Begriff Gottes in Theile getheilt.

(G.)

In den tabulis votivis des Musenalmanachs fehlt dieſer Doppelvers. Wahrſcheinlich wurde derſelbe unterdrückt, weil die Beziehung auf das Dogma von der Dreifaltigkeit, welche im vorhergehenden Diſtichon nur angedeutet iſt, hier unverhüllt zur Ausſprache kommt.

470. Metaphyſiker und Phyſiker.

Alles will jetzt den Menſchen von innen, von außen ergründen;
Wahrheit, wo retteſt du dich hin vor der grauſamen Jagd?

Sch.

471. Die Verſuche.

Dich zu greifen, ziehen ſie aus mit Netzen und Stangen,
Aber mit leiſem Tritt ſchreiteſt du mitten hindurch.

Sch.

Goethe war mißtrauiſch gegen naturwiſſenſchaftliche Verſuche, weil ſie ſo oft zu Trugſchlüſſen verlocken. „Ich wage nämlich zu behaupten“ — ſagt er (Bd. 40, S. 394) — „daß Ein Verſuch, ja mehrere Verſuche in Verbindung nichts beweiſen, ja daß nichts gefährlicher ſey, als irgend einen Satz unmittelbar durch Verſuche beſtätigen zu wollen, und daß die größten Irrthümer eben dadurch entſtanden ſind, daß man die Gefahr und die Unzulänglichkeit

dieſer Methode nicht eingeſehen (1793)." — Trotz der Uebereinſtimmung dieſer Zeilen mit Tab. 470—71 tritt uns daraus Schiller's Dichtungsweiſe ſehr lebendig entgegen und die Autorſchaft der beiden Diſtichen kann um ſo weniger zweifelhaft ſeyn, da Schiller ſie unter dem Titel: „die Forſcher," als ein Ganzes in ſeine Votivtafeln aufgenommen hat.

472. Die Quellen.

Treffliche Künſte dankt man der Noth und dankt man dem Zufall,
Nur zur Wiſſenſchaft hat keines von beiden geführt.
(Sch.)

Zwar bemerkt Nicolai (Anhang. S. 69) hiezu: „Alſo ward Newton wohl nicht durch den Zufall, daß er einen Apfel vom Baume fallen ſah, zu ſeinem Syſteme von der Schwere geführt?" Aber Viehoff ſagt, anſcheinend ohne jenen Einwurf zu kennen, ſehr richtig: „Nicht der Fall des Apfels, wie die bekannte Anekdote erzählt, ſondern ſeine Liebe zur Wiſſenſchaft führte Newton zu den bekannten Forſchungen." — Auch Schaefer hält a. a. O. Schiller für den Verfaſſer des Epigramms.

473. Empiriker.

Daß ihr den ſicherſten Pfad gewählt, wer möchte das läugnen?
Aber ihr tappet nur blind auf dem gebahnteſten Pfad.
(G.)

474. Theoretiker.

Ihr verfahrt nach Geſetzen, auch würdet ihr's ſicherlich treffen,
Wäre der Oberſatz nur, wäre der Unterſatz wahr!
(G.)

* 475. Letzte Zuflucht.

Vornehm schaut ihr im Glück auf den blinden Empiriker nieder,
Aber, seyd ihr in Noth, ist er der delphische Gott.
(G.)

* 476. Die Systeme.

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man,
Nun er so königlich erst wohnet, den Irrthum heraus.
(G.)

Diese Tabula ist unter den „Distichen" in der Quartausgabe von Goethe's Werken, Bd. 1. S. 203 abgedruckt.

477. Die Philosophien.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen? Ich weiß nicht,
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll immer bestehn.
Sch.

Das Epigramm hat in Schiller's Votivtafeln Platz gefunden.

* 478. Die Vielwisser.

Astronomen seyd ihr und kennet viele Gestirne,
Aber der Horizont decket manch Sternbild euch zu.
(Sch.)

Steht in Verbindung mit N. 180 und Tab. 592 f., weshalb die dort beigefügten Anmerkungen nachzulesen sind.

479. Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst! „Und warum keine?" Aus Religion.
Sch.

Von Schiller wieder aufgenommen. — In der Vorrede zur fünften Auflage von Nicolais Schriften äußert Ludwig Tieck: dieſer Wahlſpruch dürfte wohl überhaupt der Glaube eines jeden freien Mannes ſeyn.

880—82. Moraliſche Schmutzer.

Wie ſie mit ihrer reinen Moral uns, die ſchmutzigen, quälen!
Freilich, der groben Natur dürfen ſie gar nichts vertraun!
Bis in die Geiſterwelt müſſen ſie fliehn, dem Thier zu entlaufen,
Menſchlich können ſie ſelbſt auch nicht das Menſchlichſte thun.
Hätten ſie kein Gewiſſen, und ſpräche die Pflicht nicht ſo heilig,
Wahrlich ſie plünderten ſelbſt in der Umarmung die Braut.
(Sch.)

Kant's Moralphiloſophie hielt ſich an den zwei Angelpunkten Vernunft und Sinnlichkeit feſt; durch dieſe wollte ſie alle Erſcheinungen des Menſchenlebens erklären. Aber ſie verirrte ſich auf der einen Seite ins rein Geiſtige und riß das Gebiet ganz von dem animaliſchen los. Die ſchroffen Reſultate, zu denen ſolche Trennung führen mußte, ſind bei K. 388 in der Anmerkung mitgetheilt. Deutlich empfand Schiller, daß hierdurch eine unausgefüllte Kluft entſtand, und er ſtrebte, dieſelbe durch das rein Menſchliche zu überbrücken. Darum ſagt er in der Abhandlung über Anmuth und Würde: „Der Menſch darf nicht nur, ſondern ſoll Luſt und Pflicht in Verbindung bringen; er ſoll ſeiner Vernunft mit Freuden gehorchen.“ So gelangte Schiller zu dem ſchönen, wenn auch philoſophiſch nicht probehaltigen Satz: „Die Tugend iſt nichts anderes als eine Neigung zur Pflicht.“ Und dieſe Grundidee bildet die Säule, um welche ſich der nun folgende Epigrammencyklus wie Blüthenranken emporzieht.

483—84. Meine Antipathie.

Herzlich iſt mir das Laſter zuwider, und doppelt zuwider
Iſt mir's, weil es ſo viel ſchwatzen von Tugend gemacht.
„Wie, du haſſeſt die Tugend?“ — Ich wollte, wir übten ſie alle,
Und ſo ſpräche, will's Gott, ferner kein Menſch mehr davon.

Sch.

Dieſe Diſtichen finden ſich in Schiller's Werken.

* 485—86. Der Strengling und der Frommling.

Jener fordert durchaus, daß dir das Gute mißfalle,
Dieſer will gar, daß du liebſt, was dir von Herzen mißfällt.
Muß ich wählen, ſo ſey's in Gottes Namen die Tugend,
Denn ich kann einmal nicht lieben was abgeſchmackt iſt.

(Sch.)

Die überſtrenge Tugendlehre, welche Kant aufgeſtellt hatte und der widerliche Pietismus eines Lavater, Stolberg, Schloſſer ꝛc. Weßhalb ich mich berechtigt glaube, die Epigramme, welche gegen die Frömmler gerichtet ſind, vorzugsweiſe Schillern zuzuſchreiben, habe ich oben in der Anmerkung zu Tab. 451 dargethan.

* 487. Theophagen.

Dieſen iſt alles Genuß. Sie eſſen Ideen und bringen
In das Himmelreich ſelbſt Meſſer und Gabel hinauf.

(Sch.)

Viehoff bemerkt: „Der Ausdruck Theophagen (Gotteſſer) ließe an das Abendmahl-Myſterium denken und das Epigramm an den Schlußvers des vorigen reihen. Allein ein ſolcher Angriff auf ein beſonderes Dogma ſtände wohl etwas zu iſolirt.“ Vielleicht geht das Diſtichon auf die platt ſinnliche Auffaſſung der Unſterblichkeit.

* 488. Fratzen.

Fromme, gesunde Natur! wie stellt die Moral dich an Pranger!
Heil'ge Vernunft! wie tief stürzt dich der Schwärmer herab!

(Sch.)

Während Kant's grelle Moralphilosophie die schönsten Regungen des Herzens verdächtigte, wurde die Vernunft von Lavater's Sekte zum Zerrbild gemacht.

* 489—91. Moral der Pflicht und der Liebe.

Jede, wohin sie gehört! Erhabene Seelen nur kleidet
Jene, die andere steht schönen Gemüthern nur an.
Aber Widrigers kenn' ich auch nichts, als wenn sich durch Bande
Zarter geistiger Lieb' Grobes mit Grobem vermählt;
Und verächtlicher nichts, als die Moral der Dämonen
In dem Munde des Volks, dem noch die Menschlichkeit fehlt.

(Sch.)

Dieß Epigramm richtet seinen Stachel gegen die Stimmen der Demokratie, welche von Frankreich herübertönend, in Deutschland bereits einen Widerhall gefunden hatten, der allgemeine Menschenrechte und Menschenliebe verkündigte. Wie sehr Schiller's für die Freiheit geschaffenes Gemüth durch die Pariser Schreckensherrschaft eingeschüchtert war, haben wir schon bei den Xenien gesehen. Vergl. die Anmerk. zu X. 348.

* 492. Der Philosoph und der Schwärmer.

Jener steht auf der Erde, doch schauet das Auge zum Himmel;
Dieser, die Augen im Koth, recket die Beine hinauf.

(G.)

193. Das irdiſche Gewebe.

Himmelan flögen ſie gern, doch hat auch der Körper ſein Gutes,
Und man packt ihn geſchickt hinter dem Seraph noch auf.

(G.)

194. Der wahre Grund.

Was ſie im Himmel wohl ſuchen, das, Freunde, will ich euch ſagen:
Vor der Hand ſuchen ſie nur Schutz vor der hölliſchen Gluth.

(G.)

Die Votivtafeln 492—94 mag wohl Goethe den Frömmlern dargebracht haben.

195. Die Treibfedern.

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eiſernem Stabe:
Freunde, führe du mich immer am reſigten Band.

Sch.

Körner nahm dieß Diſtichon nachträglich in Schiller's Werke auf, wo er es aber nicht zu den Votivtafeln ſtellte.

196. An die Myſtiker.

Das iſt eben das wahre Geheimniß, das allen vor Augen liegt, euch ewig umgiebt, aber von keinem geſehn.

Sch.

Die Fabula findet ſich jetzt in Schiller's Gedichten.

197. Licht und Farbe.

Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich Einen!
Farbe, du wechſelnde, komm' freundlich zum Menſchen herab!

Sch.

Auch dieß liebliche Epigramm nahm Schiller auf und man kann ſich eben ſo wenig entſchließen, jemand anders für deſſen Verfaſſer zu halten, als überhaupt der Gruppe 497—99 einen verſchiedenen Urſprung zuzugeſtehen. Hoffmeiſter deutete dieſelbe (Schiller's Leben, III. 184) in folgender Art: „Das Licht iſt die Wahrheit, und das heitere Reich der Farben, wie man ſchon aus der Klage der Ceres weiß, ein Sinnbild der Schönheit.“ Es könnte aber wohl auch eine poetiſche Mahnung an Goethe's Farbenlehre in dem ſchönen Symbol liegen.

* 498. Wahrheit.

Eine nur iſt ſie für alle, doch ſiehet ſie jeder verſchieden:
Daß es Eines doch bleibt, macht das Verſchiedene wahr.
(Sch.)

Schaefer zählt Tab. 498 und 99 zu den „unzweifelhaft“ Schiller'ſchen.

* 499. Schönheit.

Schönheit iſt ewig nur Eine, doch mannigfach wechſelt das Schöne,
Daß es wechſelt, das macht eben das Eine nur ſchön.
(Sch.)

500. Aufgabe.

Keiner ſey gleich dem Andern, doch gleich ſey Jeder dem Höchſten!
Wie das zu machen? Es ſey Jeder vollendet in ſich.
Sch.

Schiller benutzte den Doppelvers für ſeine Votivtafeln, aber auch Goethe hat ihn in den Herbſt (Nr. 59) eingeſchaltet.

* 501. Bedingung.

Ewig ſtrebſt du umſonſt, dich dem Göttlichen ähnlich zu machen,
Haſt du das Göttliche nicht erſt zu dem Deinen gemacht.
(Sch.)

502. Das eigene Ideal.

Allen gehört, was du denkſt; dein eigen iſt nur, was du fühleſt.

Soll er dein eigen ſeyn, fühle den Gott, den du denkſt.

Sch.

Schiller hat Epp. 502—504 in der Gedichtſammlung wieder abdrucken laſſen.

503—4. Schöne Individualität.

Einig ſollſt du zwar ſeyn, doch Eines nicht mit dem Ganzen.

Durch die Vernunft biſt du eins, einig mit ihm durch das Herz.

Stimme des Ganzen iſt deine Vernunft, dein Herz biſt du ſelber.

Wehl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.

Sch.

* 505. Der Vorzug.

Ueber das Herz zu ſiegen iſt groß, ich verehre den Tapfern,
Aber wer durch ſein Herz ſieget, er gilt mir doch mehr.

(Sch.)

* 506. Der Erzieher.

Bürger erzieht ihr der ſittlichen Welt, wir wollten euch leben,

Strebt ihr ne nur nicht zugleich aus der empfindenden aus.

(Sch.)

Die Diſtichen 503—506 kämpfen gegen den Kantiſchen Rigorismus und enthalten die Grundzüge der Ideen, welche Schiller in ſeinen Briefen über äſthetiſche Erziehung ſo herrlich entwickelt hat.

507—9. Die Mannigfaltigkeit.

Viele ſind gut und verſtändig, doch zählen für Einen nur Alle,
Denn ſie regiert der Begriff, ach nicht das liebende Herz.
Traurig herrſcht der Begriff, aus tauſendfach ſpielenden Formen
Bringet er dürftig und leer immer nur Eine hervor.
Aber von Leben rauſcht es und Luſt, wo liebend die Schönheit
Herrſchet, das ewige Eins wandelt ſich tauſendfach neu.
(G.)

In Schiller's Votivtafeln.

510—11. Das Göttliche.

Wäre ſie unverwelklich, die Schönheit, ihr könnte nichts gleichen,
Nichts, wo die Göttliche blüht, weiß ich der Göttlichen gleich.
Ein Unendliches ahndet, ein Höchſtes ſchafft die Vernunft ſich;
In der ſchönen Geſtalt lebt es dem Herzen, dem Blick.
(Sch.)

Die nun folgenden Epigramme bis 518 hat Charlotte v. Schiller mit G. unterzeichnet. Hoffmeiſter erklärt, es werde ihm ſehr ſchwer, ihr in Bezug auf dieſe pſychologiſch-äſthetiſchen Diſtichen Glauben zu ſchenken, und ich theile vollſtändig ſeine Meinung. Goethe gedenkt der Votivtafeln, als ob ſie faſt ganz Schiller's Werk wären; er rühmt ihn, die großen Verhältniſſe der Natur mit ſo viel Adel, Freiheit und Kühnheit dargeſtellt zu haben, und Schiller bekennt dem entfernten Freunde: Goethe ſelbſt habe ſehr wenig Antheil daran. Auf ſolche unzweideutige Ausſagen hin dürfen wir wohl dieſe Gedichte, in denen Schiller's innerſtes Leben rauſcht, ihrem wahren Urheber zurückgeben.

* 312. Verſtand.

Bilden wohl kann der Verſtand, doch der todte kann nicht beſeelen;
Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.
(Sch.)

* 313. Phantaſie.

Schaffen wohl kann ſie den Stoff, doch die wilde kann nicht geſtalten:
Aus dem Harmoniſchen quillt alles Harmoniſche nur.
(Sch.)

* 314. Dichtungskraft.

Laß dein Leben Geſtalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft ſtets auch die bildende ſeyn.
(Sch.)

315—16. Der Genius.

Wiederholen zwar kann der Verſtand, was da ſchon geweſen,
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere,
Du nur, Genius, mehrſt in der Natur die Natur.
Sch.

Lab. 315—320 ſind von Schiller aufgenommen.

317—18. Der Nachahmer und der Genius.

Gutes aus Gutem, das kann jedweder Verſtändige bilden,
Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfſt du, Nachahmer, dich üben;
Selbſt das Gebildete iſt Stoff nur dem denkenden Geiſt.
Sch.

Die Ueberſchrift lautet jetzt in Schiller's Werken nur: „der Nachahmer."

519—20. Genieſtreit.

Wodurch giebt ſich der Genius kund? Wodurch ſich der Schöpfer

Kunſt giebt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar iſt der Aether und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verſtand bleibt er doch ewig geheim.

(Sch.)

Körner ſuchte durch dieß Gedicht, namentlich durch deſſen zweiten Doppelvers, ſein Urtheil über „Wilhelm Meiſter" auszudrücken. Briefw. mit Schiller. III. 388.

* 521. Witz und Verſtand.

Der iſt zu furchtſam, jener zu kühn; nur dem Genius ward es,

In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freiheit zu ſeyn.

(Sch.)

* 522. Aberwitz und Wahnwitz.

Ueberſpringt ſich der Witz, ſo lachen wir über den Thoren,
Gleitet der Genius aus, iſt er dem Raſenden gleich.

(G.)

* 523. Der Unterſchied.

Lächelnd ſehn wir den Tänzer auf glatter Ebene ſtraucheln,
Aber auf ernſtlichem Seil, wer mag den Schwindelnden ſehn?

(G.)

Die letzten beiden Epigramme ſind gewiß Goethe's Eigenthum; ſie erinnern durch ihren Ausdruck lebhaft an den Cyklus, welcher ſpäter unter dem Titel: „die Eisbahn" (Tab. 602 f.) abgeſondert wurde.

524. Die ſchwere Verbindung

Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieſes verachtet den Zaum.
(G.)

Schiller fügte das Diſtichon ſeinen Votivtafeln bei, und auch Goethe hat es für den Herbſt (Nr. 60) benutzt.

525. Correctheit.

Frei von Tadel zu ſeyn, iſt der niedrigſte Grad und der höchſte,
Denn nur die Ohnmacht fühlet oder die Größe dazu.
(Sch.)

In Schiller's Votivtafeln aufgenommen.

* 526. Lehre an die Kunſtjünger

Daß du der Fehler ſchlimmſten, die Mittelmäßigkeit, meiden,
Jünglina, ſo meide doch ja keinen der andern zu früh'
(G.)

* 527. Das Mittelmäßige und das Gute.

Willſt du jenem den Preis verſchaffen, zähle die Fehler,
Willſt du dieſes erhöhn, zähle die Tugenden ab.
(Sch.)

* 528. Das Privilegium

Blößen giebt nur der Reiche dem Tadel, am Werke der Armuth
Iſt nichts Schlechtes, es iſt Gutes daran nicht zu ſehn.
(G.)

* 529. Die Sicherheit.

Nur das feurige Roß, das muthige, ſtürzt auf der Rennbahn:
Mit bedächtigem Paß ſchreitet der Eſel daher.
(G.)

530. Das Naturgeſetz.

So war's immer, mein Freund, und ſo wird's bleiben.
Die Ohnmacht
Hat die Regel für ſich, aber die Kraft den Erfolg.
(S.)

Das Epigramm knüpft ſich an Tab. 525. und Schiller lieſs es gleichfalls wieder abdrucken.

531. Vergebliches Beſtreben.

Aertzupflanzen die Welt, ſind alle vernünft'gen Diſcurſe
Unvermögend, durch ſie kommt auch kein Kunſtwerk hervor.
(S.)

Goethe hat das Diſtichon in die „vier Jahreszeiten.“ Herbſt 61. aufgenommen.

532—33. Geheimliche Kraft.

Alle Schöpfung iſt Werk der Natur. Von Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erſchüttert die Welt.

* Pflanzet über die Häuſer die leitenden Spitzen und Ketten,
Ueber die ganze Natur wirkt die allmächtige Kraft.
(S.)

Auch von dieſem Sinngedicht finden ſich die Anfangsverſe in Goethe's Jahreszeiten. Herbſt 42.

* 534. Delicateſſe im Tadel.

Was heiſst zärtlicher Tadel? Der deine Schwäche verſchonet?
Nein, der deinen Begriff von dem Vollkommenen ſtärkt.
(S.)

„Ein Grundſatz,“ ſagt Hoffmeiſter, „welchen Schiller beſonders bei ſeiner Beurtheilung Bürger's bis zum Uebermaſs angewandt hatte.“ Nun empfangen wir aber durch die Quartausgabe

von Goethe's Werken. Bd. 1. S. 203. eine höchst interessante Variante dieses Distichons, welche also lautet:

Was heißt schonender Tadel? Der deinen Fehler verkleinert?
Irrecht? Nein, der dich selbst über den Fehler erhebt.

Düntzer macht die Bemerkung: „Wir haben hier ohne Zweifel die älteste Gestalt des Epigramms. Die Aenderung mag von Schiller seyn, aber das Epigramm selbst muß von Goethe seyn, obgleich Charlotte Schiller es mit Sch. bezeichnet." Zwar bin ich ganz mit ihm einverstanden, allein nicht der Abdruck in der Quartausgabe, sondern innere Gründe überzeugen mich, und ich will nur noch auf die sorgfältige Bearbeitung der Distichen hinweisen, wovon uns obige Tabula ein Beispiel gibt.

535. Wahl.

Kannst du nicht Allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach' es Wenigen recht: Vielen gefallen, ist schlimm.

Schiller, der das Distichon für die Votivtafeln auswählte, gab dieselbe Lehre schon 1791 in seiner Recension über Bürger's Gedichte. Dort heißt es: „Ein Volksdichter für unsere Zeiten hätte also bloß zwischen dem Allerleichtesten und Allerschwersten die Wahl: entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu thun, oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen."

536. Sprache.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr.

Hier geht Schiller zur Betrachtung der Sprache über und wiederholt einen schönen Gedanken, der früher im Carlos stand, woraus er aber mit der ganzen Szene, zu welcher er gehörte, fortgelassen wurde. Die bezügliche Stelle findet sich mehrfach in Schiller's Briefen, unter andern in einem Schreiben an seine nachherige Gattin Lottchen v. Lengefeld; dort lautet dieselbe:

„Schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Worte rohe Elemente
Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen ꝛc."

Vergl. Karoline von Wolzogen, Schiller's Leben II. Im Anhange: Briefw. mit Körner, I. 55 und mit Humboldt, S. 411.

337. An den Dichter.

Laß die Sprache dir seyn, was der Körper den Liebenden:
Ist's, der die Wesen trennt und der die Wesen vereint.

Xab 336—39 nahm Schiller in seine Gedichtsammlung auf.

338. Der Meister.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er aussprecht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Style.

Hoffmeister erinnert hierbei, daß Dalberg im Jahre 1795 an Schiller schrieb: Jeder Schriftsteller oder Redner müsse dem Leser, Zuhörer ꝛc. eine gewisse Mitwirkung offen lassen. Der Genuß derselben bestehe namentlich im Bewußtseyn eigener, durch das Kunstwerk geweckter und nun selbst angewandter Kräfte. So gefalle der Dichter und so erkläre er sich Voltaire's Ausspruch: le secret d'ennuyer est celui de tout dire. (Karoline v. Wolzogen, Schiller's Leben, II. 145.) Vergl. X. 317.

[illegible]

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu seyn?

Gr.

Dem Anschein nach hat Schiller hier die Lanze für Goethe ergriffen. Der letztere sagte im 29. Epigramm aus Venedig: er habe sich in Kupferstich, Oelmalerei und Modelliren versucht, ohne etwas zu leisten; nur das Talent „deutsch zu schreiben" habe er der Meisterschaft nahe gebracht. „und so verderb' ich unglücklicher Dichter in dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst." Das durfte ein Goethe wohl aussprechen, der nur allzuoft die hemmende Schranke fühlte, welche die Sprache dem freien, vollen Drange seiner Seele entgegenwarf (s. Lah. 336), der rastlos danach rang, die Sprache fortzubilden und neuen Gedanken neue Worte zu schaffen. Aber die Kleinmeister der Literatur hielten sich an das Aeußerlichste jenes Gedichtes und schlugen mit plumper Waffe auf den Dichter los; darum brachte Schiller diesen Dilettanten vielleicht das obige Distichon als Antwort dar. Selbst Klopstock hatte Goethe mißverstanden, denn er ließ in's Berliner Archiv der Zeit (November 1796) folgendes Epigramm einrücken:

Die deutsche Sprache an Goethe

„Goethe, du bauerst dich, daß du mich schreibest? Wenn du mich kenntest,
Wäre dieß dir nicht Gram: Goethe, du dauerst mich auch."

* 340. Der berufene Richter

Wer ist zum Richter bestellt? Nur der Bessere? Nein, wem das Gute
Ueber das Beste noch gilt, der ist zum Richter bestellt.
(G.)

Ein Paradoxon, das Goethe im genialen Uebermuth allenfalls hinwerfen, das aber der philoſophiſch durchgebildete Schiller nimmermehr niederſchreiben konnte. Wenn man ſich auch „das Gute“ hier als in der höchſten Vollendung gedacht verſtellt, ſo muß es doch natürlich wieder mit dem „Beſten“ zuſammentreffen.

541. Der berufene Leſer.

Welchen Leſer ich wünſche? den unbefangenſten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.
(G.)

Die Diſtichen 540—41 ſind ſchon durch ihre Ueberſchriften als Seitenſtücke bezeichnet und Goethe nahm das letztere in den Herbſt Nr. 62 auf.

542. An ....

Du vereinigeſt jedes Talent, das den Autor vollendet;
O entſchließe dich, Freund, nichts als ein Leſer zu ſeyn.
(Sch.)

Ich möchte behaupten, in dieſem Epigramm ſey Wilhelm v. Humboldt gemeint. Derſelbe hatte 1793 ſeinen Wohnſitz nach Jena verlegt, er gehörte zu den Vertrauten beider Dichter und ſie ließen ſelten etwas drucken, ohne zuvor ſein treffendes Urtheil einzuholen. Humboldt beſaß die gediegenſten Kenntniſſe, war beſonders im klaſſiſchen Alterthum zu Hauſe und hatte Sprache und Poeſie zur Hauptaufgabe ſeiner Forſchungen gemacht. Geiſt, Geſchmack und Scharfſinn erhoben ihn zu einem Kritiker, welcher wahrlich „den Autor vollenden“ konnte. Hierauf würde ſich der erſte Vers des Diſtichons beziehen. Aber nicht eben ſo bedeutend war Humboldt's produktive Fähigkeit; deßhalb ſchrieb Schiller (7. November 1794) an Körner: „Ich fürchte wirklich, er hat zum Schriftſtellern kein rechtes Talent und er wird dieſen Mangel durch Kunſt nicht viel verbeſſern. Die Qualität des Ideals, das er ſich vorlegt, iſt fehlerhaft, darum kann ihm nicht leicht

geholfen werden." Das möchte wohl der Stoff zum zweiten Verſe ſeyn, denn Humboldt hatte die Horen mit Beiträgen beſchenkt, welche Schiller und Goethe nicht billigen konnten. — An den Koadjutor von Dalberg zu denken, iſt weniger Urſache vorhanden. Zwar hatte dieſer Schiller's Redakteurgemüth durch einen „unendlich elenden Aufſatz" in Schrecken geſetzt, doch war demſelben, als er im fünften Stück der Horen erſchien, bereits die Nachricht beigefügt, daß Dalberg's Berufsgeſchäfte ihn verhinderten, ferner Beiträge zu liefern.

* 543. Das Mittel.

Willſt du in Deutſchland wirken als Autor, ſo triff ſie nur tüchtig,
Denn zum Beſchauen des Werks finden ſich Wenige nur.
(G.)

Dieſe Fabula verletzte das Publikum und wurde lebhaft angegriffen. Es iſt charakteriſtiſch, daß gerade Goethe, der doch viel vorſichtiger als Schiller auftrat, durch mehrere Epigramme den Unwillen der Leſewelt erregte (vergl. X. 177 und 242).

* 544. Die Kaberufenen.

Tadeln iſt leicht, erſchaffen ſo ſchwer. Ihr Tadler des Schwachen,
Habt ihr, das Treffliche denn auch zu belohnen, ein Herz?
(Sch.)

Hoffmeiſter citirt hierzu eine Parallelſtelle aus dem Briefw. mit Goethe, Thl. 5. S. 57, wo Schiller mehrere Jahre ſpäter ſagt: „Es iſt freilich leichter tadeln, als hervorbringen. Dabei fällt mir mein eigenes Penſum ein, das noch immer ſehr ungeſtaltet daliegt. Wüßten es nur die allezeit fertigen Urtheiler und die leichtfertigen Dilettanten, was es koſtet, ein ordentliches Werk zu erzeugen."

· 345. Die Belohnung.

Was belohnet den Meiſter? Der zart antwortende Nachklang
Und der reine Reflex aus der begegnenden Bruſt.
(Sch.)

· 346. Das gewöhnliche Schickſal.

Haſt du an liebender Bruſt das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechſelbalg nur giebt dir der Leſer zurück.
(Sch.)

Ganz im Sinne der Epp. 345—46 ſchrieb Schiller, als er mit der Vollendung des Wallenſtein beſchäftigt war, an Körner: „Ich muß geſtehen, daß Ihr, Humboldts, Goethe und meine Frau die einzigen Menſchen ſeyd, an die ich mich gern erinnere, wenn ich dichte, und die mich dafür belohnen können; denn das Publikum, ſo wie es iſt, nimmt einem alle Freude.“ (Briefwechſel IV. 82 f.)

· 347. Der Weg zum Ruhme.

Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beifall
Findet, der deutſche muß nieder ſich bücken dazu.
(Sch.)

„Nämlich ſie meinen in Deutſchland wäre niemand, der ihr unermeßliches Genie recht fühlen kann, ſo wie ſie es ſelbſt fühlen, ſogar wenn ſie auch nur ein Diſtichen machen; daher ſie ſich herablaſſen müßten, den Weihrauch ihrer Klienten einzuſchnuppern, die doch auch halbe Philiſter ſind!“ So urtheilt Nicolai im Anhang zu Schiller's Muſenalmanach S. 83 über dieß Epigramm, doch kein verſtändiger Leſer wird ſeine platte Auffaſſung theilen.

345. Bedeutung.

„Was bedeutet dein Werk?“ ſo fragt ihr die Bildner des Schönen:
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin geſehn.

(Sc)

349—51. An die Moraliſten.

Lehret! das ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte,
Aber die Muſe läßt ſich nicht gebieten von euch.
Nicht von dem Architekt erwart' ich melodiſche Weiſen,
Und, Moraliſt, von dir nicht zu dem Epos den Plan.
Vielfach ſind die Kräfte des Menſchen, o daß ſich doch jede
Selbſt beherrſche, ſich ſelbſt bilde zum Herrlichſten aus!

(a)

Die erſten beiden Zeilen hat Goethe in den Herbſt Nr. 40 eingeflochten, und ſchon Hoffmeiſter erkennt ihn (Schiller's Leben, III. 194) als Verfaſſer des Ganzen. Dieſer Biograph hält Hermann und Dorothea für das Epos, wovon hier die Rede iſt, doch daſſelbe war weder vollendet, noch paßt überhaupt der Sinn des Epigramms darauf. Mir ſcheint alles auf Reineke Fuchs (X. 270) hinzuweiſen und in dem „Moraliſten“ begegnet uns wohl wieder Herzog Ernſt von Gotha. Der Dichter erzählt in ſeinen Annalen beim Jahre 1794 (Werke, Bd. 27. S. 28), daß er mehrere Exemplare des Scherzgedichtes — mit phyſikaliſchen Inſtrumenten, welche er von dem Fürſten entliehen, zuſammen verpackt — nach Gotha geſendet habe, ohne ihrer im Briefe zu erwähnen. Man öffnete die Kiſte nicht ſogleich und Goethe machte ſich tauſend Grillen, „bis endlich nur Entſchuldigungen, Anklagen, Bedauerniſſe, wiederholt ausgedrückt, mir ſtatt einer heitern Theilnahme unglücklicherweiſe zu Theil wurden.“ Zwiſchen dieſen Zeilen kann man deutlich genug den eiskalten Empfang der Dichtung leſen, und muthmaßlich war es der dritte Geſang, worin die Scene

zwischen Reineke und Frau Gieremund vorkommt, welche des Herzogs Mißfallen erregt hatte. Dadurch erklärt sich die Gereiztheit Goethe's, wie er sie hier und in X. 127 aussprach.

332. An die Muse.

Nimm dem Prometheus die Fackel, o Muse, belebe den Menschen,
Nimm sie dem Amor, und rasch quäl' und beglücke, wie er.
G.

Auch dieß Distichon ließ Goethe a. a. O. Nr. 41 wieder abdrucken.

333. Die Kunstschwätzer.

Gutes in Künsten verlangt ihr? Seyd ihr denn würdig des Guten,
Das nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt?
G.

Hat in Schiller's Votivtafeln eine Stelle erhalten.

* 334—35. Deutsche Kunst.

Habe von ebenher ist, was wir Schönes in Künsten besitzen,
Wahrlich, von unten herauf bringt es der Grund nicht hervor.
Muß der Künstler nicht selbst den Schößling von außen sich holen?
Nicht aus Rom und Athen borgen die Sonne, die Luft?
(G.)

* 336. Todte Sprachen.

Todte Sprachen nennt ihr die Sprache des Flaccus und Pindar,
Und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt!
(G.)

357. Deutſcher Genius.

Ringe, Deutſcher, nach römiſcher Kraft, nach griechiſcher Schönheit!
Beides gelang dir, doch nie glückte der galliſche Sprung.

Ex.

Körner nahm das Epigramm unter beſonderem Titel in Schiller's Werke auf.

358. Guter Rath.

Freunde, treibet nur alles mit Ernſt und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutſchen ſo ſchön, den ach! ſo vieles entſtellt.

Findet ſich in Goethe's Herbſt Nr. 43.

Einzelne Votivtafeln.

Nachdem die ganze Xenienmasse aufgelöst war, dann aber theilweise wieder zusammengefügt wurde, berichtet Schiller unter'm 1. August 1796 an Goethe: „Da nach dem neuen Plane diejenigen politischen Xenien von Ihnen, welche bloß Lehren enthalten und gar niemand treffen, von den satyrischen ganz getrennt sind, so habe ich unter jene Ihren Namen gesetzt. Er gehört dazu, weil sich viele Confessionen an die Epigramme vom vorigen Jahr und selbst an den Meister anschließen und in Form und Inhalt unverkennbar Ihren Stempel tragen." Die hier bezeichneten sechzehn Distichen wurden im Musenalmanach S. 28—31 abgedruckt, und sie lauten:

359. Vaterlichster Rath.

Willst du frei seyn, mein Sohn, so lerne was Rechtes und halte
Dich genügsam und sieh niemals nach oben hinauf.

360. Der Biedermann.

Wer ist der edlere Mann in jedem Stande? der immer,
Welchen Vortheil er hat, stets sich zum Gleichgewicht neigt.

361. Würde des Kleinen.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine
Recht, der Große begehrt just so das Große zu thun.

362. Der Würdigste.

Wer iſt das würdigſte Glied der Regierung? Ein wackerer Bürger,
Und im deſpotiſchen Land iſt er der Pfeiler des Staats.

363. Der Erſte.

Wer iſt denn wirklich ein Fürſt? Ich hab' es immer geſehen,
Der nur iſt wirklich Fürſt, der es vermochte zu ſeyn.

364. Ultima ratio.

Fehlt die Einſicht von oben, der gute Wille von unten,
Führet ſogleich die Gewalt oder ſie endet den Streit.

365. Wer will die Beſte.

Republiken hab' ich geſehn, und das iſt die beſte,
Die dem regierenden Theil Laſten, nicht Vortheil gewährt.

366. Zum ewigen Frieden.

Bald, kennt jeder den eigenen Vortheil und gönnet dem andern
Seinen Vortheil, ſo iſt ewiger Friede gemacht.

367. Zum ewigen Krieg.

Keiner beſcheidet ſich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und ſo habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

368. Unterſchied.

Zweierlei Arten giebt es, die treffende Wahrheit zu ſagen,
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürſten geheim.

369. Urſache.

Wenn du laut den Einzelnen ſchiltſt, er wird ſich verſtocken,
Wie ſich die Menge verſteckt, wenn du im Ganzen ſie lehrſt.

570. An den Selbstherrscher.

Du bist König und Ritter und kannst befehlen und streiten,
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei.

571. Der Minister.

Klug und thätig und fest, bekannt mit allem, nach oben
Und nach unten gewandt, er sey Minister und bleib's.

572. Der Hofmann.

Welchen Hofmann ich ehre? den klärsten und feinsten: das andre,
Was er sonst noch besitzt, kommt ihm als Menschen zu gut.

573. Der Rathgeber.

Ob du der klügste seyst: daran ist wenig gelegen;
Aber der biederste sey, so wie bei Rathe, zu Haus.

574. Der Nachtwächter.

Ob du wachst, das kümmert uns nicht, wofern du nur singest:
Singe, wie mehrere thun, schlafend wo möglich dein Lied.

Goethe.

Goethe nahm später die vorstehenden Distichen in seine Werke auf, wo sie unter der Rubrik „Herbst" Nr. 73—75 und 78—90 zu finden sind. Dort haben sie indeß durch Hinweglassung der Ueberschriften von ihrer charakteristischen Bedeutung verloren, und es wird deßhalb um so nothwendiger seyn, ein paar erläuternde Worte hinzuzufügen. Die Epigramme sind vorzugsweise gegen Immanuel Kant gerichtet. Einige Aufsätze des letzteren hatten über seine politische Denkungsart Zweifel erregt; da trat er plötzlich mit einer Klarheit und Bestimmtheit hervor, welche rasch alle Anfeindungen verstummen machte. Dieß geschah durch seine

Schrift: „Zum ewigen Frieden. Ein philoſophiſcher Entwurf. Königsberg 1795.“ Hierin ſtellte ſich Kant auf den hohen Standpunkt reiner Humanität und zeigte den Völkern, wie ſie dahin gelangen könnten, daß ein ewiger Friede ihre Länder umſchlänge. Als hauptſächlichſte Bedingung zu demſelben fordert er: „die bürgerliche Verfaſſung in jedem Staat ſoll republikaniſch ſeyn,“ und dieſer Satz wird dann weiter ausgeführt: „die Art der Regierung iſt allemal — wie auch die Form der Beherrſchung beſchaffen ſey — entweder republikaniſch oder deſpotiſch. Der Republikanismus iſt das Staatsprincip der Abſonderung der ausübenden Gewalt von der geſetzgebenden; der Deſpotismus das der eigenmächtigen Vollziehung von Geſetzen, die der Regent ſelbſt gegeben hat. Demokratie kann nicht nur eben ſo gut Deſpotismus ſeyn, als Monarchie, ſondern die eigentliche Demokratie iſt nothwendig Deſpotie. Der weſentliche Charakter der Republik iſt die Repräſentation des Volks in ſeiner geſetzgebenden Qualität; alle Regierungsform, die nicht repräſentativ iſt, iſt eigentlich eine Unform ꝛc.“ Die Schrift: „Zum ewigen Frieden“ wurde bald nach ihrem Erſcheinen in's Franzöſiſche überſetzt und fand auch dort große Bewunderung. Dieſelbe war urſprünglich für Schiller's Horen beſtimmt, doch Humboldt meinte, ſie würde ſich nur inſofern zur Aufnahme geeignet haben, als es eine Arbeit von Kant geweſen. Jener geſteht in ſeinem Brief an Schiller zwar, daß ſie ſtellenweis ſehr genialiſch und mit vieler Phantaſie und Wärme geſchrieben ſey, allein er ſetzt hinzu: „Ein manchmal wirklich zu grell durchblickender Demokratismus iſt nun meinem Geſchmack nicht recht gemäß, ſo wenig als gewiß auch dem Ihrigen.“ (Briefw. S. 272.)

*

Hieran ſchließt ſich nun eine Reihe politiſcher Xenien von Schiller, die im Almanach gleichfalls auf einander folgten. Für die Lostrennung der einzelnen Diſtichen gab Schiller, neben andern Gründen, auch dieſen an, „daß ſie jetzt, wo ſie unter eigenen Titeln im Regiſter laufen, dem Almanach einen weit größeren Anſchein von Reichthum geben.“ (Briefw. mit Körner, III. 352.)

575—76. Politiſche Lehre.

Alles ſey recht, was du thuſt, doch dabei laſſ' es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, alles was recht iſt, zu thun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne vollkommen
Sey, der falſche will ſtets, daß das Vollkommene ſey.

Von Schiller in die Votivtafeln aufgenommen.

577. Die beſte Staatsverfaſſung.

Dieſe nur kann ich dafür erkennen, die jedem erleichtert,
Gut zu denken, doch nie, daß er ſo denke, bedarf.

Hoffmeiſter tadelt dieß Epigramm; er ſagt: „Iſt unter dem gut denken die anhängliche Geſinnung oder die Intelligenz der Staatsbürger zu verſtehen? Weder der einen noch der andern wird eine Staatsform entbehren können, ſonſt iſt auch die beſte unwirkſam und ephemer.“

578. An die Geſetzgeber.

Setzet immer voraus, daß der Menſch im Ganzen das Rechte
Will, im Einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

Lab. 577 und 578 hat Körner der Geſammtausgabe hinzugefügt.

579. Würde des Menſchen.

Nichts mehr davon, ich bitt' euch. Zu eſſen gebt ihm, zu wohnen;
Habt ihr die Blöße bedeckt, giebt ſich die Würde von ſelbſt.

In dieſen Zeilen wollte Schiller gewiß nur die exaltirten Politiker angreifen, welche phantaſtiſche Staatsformen aufbauen, ohne ſich um das materielle Wohl des Volkes zu kümmern. Aber der Gedanke war ſehr zweideutig ausgedrückt; Schiller empfand

ließ ſpäterhin wohl ſelbſt, und ließ daher das Diſtichon aus ſeinen Gedichten zurück.

580—81. Majestas populi.

Majeſtät der Menſchennatur! dich ſoll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur haſt du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle ſind blinde
Nummern; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

In den Votivtafeln. — Hierzu bemerkt Hoffmeiſter: „Früher hatte Schiller ganz ohne Ironie von der Majeſtät des Volkes geſprochen, ſo noch in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. „Jetzt, da die Nation ihre Majeſtät zurückgenommen hatte ꝛc."

582. Das Ehrwürdige.

Ehret ihr immer das Ganze, ich kann nur Einzelne achten,
Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.
Schiller.

Tab. 582 wurde durch Körner eingeſchaltet. — Die Diſtichen von 575 bis 582 ſind politiſche Pfropfreiſer, welche Schiller auf ſeine Briefe über äſthetiſche Erziehung zu pflanzen verſuchte, aber die rauhen Fichtenzweige wollten nicht gedeihen auf dem milden Roſenſtamm (vergl. Tab. 435—37). Wir finden hier, zugleich mit einer Unklarheit des Ausdrucks, eine Schroffheit der Ideen, die wir bei unſerm Dichter niemals gewohnt waren, und die uns darum unnatürlich erſcheinen. Uebrigens ließ Schiller nachmals den Leo Sapieha im Demetrius ganz in demſelben Sinne ſagen:

„Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn;
„Verſtand iſt ſtets bei Wenigen nur geweſen. —
„Man ſoll die Stimmen wägen, und nicht zählen;
„Der Staat muß untergehn, früh oder ſpät,
„Wo Mehrheit ſiegt und Unverſtand entſcheidet."

583—84. Das Heilige und Heiligste.

Was iſt heilig? Das iſt's, was viele Seelen zuſammen
Bindet, bänd' es auch nur leicht, wie die Binſe den Kranz.
Was iſt das Heiligſte? Das, was heut und ewig die Geiſter,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.
Goethe.

Goethe nahm dieſe ſchönen Diſtichen in die „vier Jahreszeiten," Herbſt 76 und 77, auf.

585. Jetzige Generation.

War es ſtets ſo wie jetzt? Ich kann das Geſchlecht nicht begreifen,
Nur das Alter iſt jung, ach! und die Jugend iſt alt.

In Schiller's Votivtafeln. — „Die Kultur ſelbſt war es, die uns dieſe Wunde ſchlug," heißt es im ſechsten Brief über äſthetiſche Erziehung.

586. Falſcher Bildtrieb.

O wie viel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele,
Seh' ich das Eulengeſchlecht, das zu dem Lichte ſich drängt.
Schiller.

Das Epigramm ſteht jetzt in Schiller's Gedichten, wo es aber erſt von Körner nachgetragen wurde. Es geht auf die unfähigen Köpfe, welche ſich, durch Jakob in Halle und Andere angelockt, dem neuen Lichte der Kantiſchen Philoſophie entgegenſtürzten, und die nun glaubten, in aller Eile Philoſophen geworden zu ſeyn.

587. Jugend

Einer Charis erfreuet ſich Jeder im Leben, doch flüchtig,
Hält ihn die himmliſche nicht, eilet die irdiſche fort.

Viehoff erläutert: die „eine Charis“ ſey die eigentliche phyſiſche Jugend, welche den Namen einer Charitin verdient, weil ſie dem Menſchen für alles Gute und Edle mehr Empfänglichkeit verleiht. Aber dieſe Jugend iſt flüchtig, und wer die himmliſche ſey, wodurch jene gefeſſelt wird, das hat der Dichter bereits in Tab. 510–11 verkundet. — Dieß Diſtichon fehlt in allen Ausgaben von Schiller's Gedichten.

588. Quelle der Verjungung

Glaubt mir, es iſt kein Mährchen: die Quelle der Jugend, ſie rinnet
Wirklich und immer: ihr fragt wo? In der dichtenden Kunſt.

Schiller

Körner nahm das Epigramm in die Geſammtausgabe auf.

589 Der Aufpaſſer.

Strenge wie mein Gewiſſen bemerkſt du, wo ich gefehlet;
Darum hab' ich dich ſtets wie — mein Gewiſſen geliebt.

Schiller

Später durch Schiller den „Votivtafeln“ einverleibt.

590. Der Freund.

Dieſer iſt mir der Freund, der mit mir Strebenden wandelt:
Läd't er zum Sitzen mich ein, ſag' ich ihm dießmal: Leb wohl!

Goethe.

Vier Jahreszeiten. Herbſt 63. — „Der iſt mein Freund,“ erklärt Goethe hier, „der mich zu raſtloſem Fortſchreiten anregt; wenn er mich aber zur unthätigen Ruhe verleiten will, dann müſſen ſich unſere Wege trennen.“ Uebereinſtimmend äußerte er gegen Eckermann: „Jacobi's Verhältniß zu mir war eigener Art. Er hatte mich perſönlich lieb, ohne an meinen Beſtrebungen Theil zu nehmen, oder ſie wohl gar zu billigen. Es bedurfte daher der Freundſchaft, um uns an einander zu halten. Dagegen war mein Verhältniß mit Schiller ſo einzig, weil wir das herrlichſte Bindungsmittel in unſern gemeinſamen Beſtrebungen fanden und es für uns keiner ſogenannten beſondern Freundſchaft weiter bedurfte.“ (Geſpräche I. 343.)

*

591. Der Naturkreis.

Alles, du ruhige, ſchließt ſich in deinem Reiche; ſo kehret
Auch zum Kinde der Greis, kindiſch und kindlich, zurück.

Schiller.

Nachträglich durch Körner aufgenommen.

*

592—93. An die Aſtronomen.

Prahlt doch nicht immer ſo mit euren Nebelgeſtirnen;
Iſt der Schöpfer nur groß, weil er zu zählen euch giebt?
Euer Gegenſtand iſt der erhabenſte freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Schiller.

Schiller hat dieß Epigramm ſeinen Votivtafeln beigefügt. Es möchte wohl auch auf den Herzog von Gotha zu deuten ſeyn, wenigſtens erinnert es lebhaft an N. 180. — Vergl. Lab. 478.

*

594. Innerer Werth und äußere Erscheinung.

„Gott nur siehet das Herz.“ — Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas erträgliches sehn.

595. Freund und Feind.

Theuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen,
Zeigt mir der Freund was ich kann, lehret mich der Feind was ich soll.

Schiller.

Die Distichen 594 und 595 ließ Schiller in seinen Gedichten unter den Votivtafeln abdrucken, doch heißt die Ueberschrift des ersteren dort: „Inneres und Aeußeres.“

•

596. Erwartung und Erfüllung.

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.

Schiller.

•

597. Das gemeinsame Schicksal.

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennet uns Neigung und Meinung,
Aber es bleichet indeß dir sich die Locke wie mir.

Schiller.

•

598. Menschliches Wirken.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engsten Kreis höret der Weiseste auf.

Schiller.

•

599. Der Vater.

Wirke so viel du willst, du stehest doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft.

Schiller.

Alle Leistungen, mögen sie künstlerisch oder moralisch seyn, entbinden den Menschen nicht vom Gefühl der Einsamkeit, welches erst schwindet, wenn er sich als Vater in seinen Kindern fortblühen sieht.

600. Liebe und Begierde.

Recht gesagt, Schlosser! Man liebt was man hat, man
begehrt was man nicht hat,
Denn nur das reiche Gemüth liebt, nur das arme begehrt.

Dieß Epigramm bezieht sich auf einen Ausspruch Johann Georg Schlosser's, geb. 1739, gest. 1799 als Syndikus zu Frankfurt am Main. Derselbe war Goethe's Jugendfreund und *heirathete dessen Schwester; er machte sich auch als Schriftsteller* bekannt, doch schadete ihm der leidenschaftliche Eifer, mit dem er gegen Kant's Philosophie zu Felde zog. Schiller versicherte in seinem Brief an Goethe, vom 31. Juli 1796: Schlosser solle in den Xenien nie genauer bezeichnet werden, als eine allgemeine Satyre auf die Frommen erfordere. Als er später über Herder schrieb, es müsse indigniren, daß eine so große, außerordentliche Kraft für die gute Sache ganz verloren gehe, fügte er hinzu: „Schlosser giebt mir zuweilen auch eine ähnliche Empfindung." (Briefw. mit Körner, IV. 29.)

601. Güte und Größe.

Nur zwei Tugenden giebt's, o wären sie immer vereinigt!
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

Schiller.

Da Schiller die Distichen 596 — 601 von seinen Gedichten ausgeschlossen hatte, so fand Körner sich mit Recht veranlaßt,

ſie in der Geſammtausgabe nachzuliefern. Der letztere fällte in ſeinem Schreiben vom 11. Oktober 1796 über diejenigen Epigramme, welche hier als „Einzelne Votivtafln“ bezeichnet ſind, folgendes prägnante Urtheil: „Der didaktiſche Theil der Xenien erinnert an die Gnomen der Alten. Einzeln haben ſie ihren Werth für den Verſtand, und es iſt gewiß verdienſtlich, die Reſultate des ernſten Nachdenkens klar und beſtimmt in einer ſolchen Form darzulegen. Aber zum Gedicht werden ſie, däucht mich, nur durch ihre Verknüpfung. Aus einer Reihe ſolcher Denkſprüche geht ein Charakter hervor, und durch den Gedanken erſcheint uns der Denker.“

*

602—617. Die Elemente.

602.

Waſſer iſt Körper und Boden die Welle. Das neuſte Theater
Thut, in der Sonne Glanz, zwiſchen den Ufern ſich auf.

603.

Wahrlich es ſcheint nur ein Traum! bedeutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernſt, über die Fläche dahin.

604.

Eingefroren ſahen wir ſo Jahrhunderte ſtarren,
Menſchengefühl und Vernunft ſchlich nur tief unten im Grund.

605.

Nur die Fläche beſtimmt die kreiſenden Bahnen des Lebens.
Iſt ſie glatt, ſo vergißt jeder die nahe Gefahr.

606.

Alle ſtreben und eilen, und ſuchen und fliehen einander,
Aber alle beſchränkt freundlich die glättere Bahn.

607.

Alles gleitet unter einander, die Schüler und Meiſter,
Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte ſich hält.

608.

Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und nicht Tadel
Hielte dieſen zurück, förderte jenen zum Ziel.

609.

Euch Präconen des Pfuſchers, Verkleinrer des Meiſters, euch wünſcht' ich,
Blaß und im Ohnmachtsgefühl ſtumm hier am Ufer zu ſehn.

610.

Lehrling, du ſchwankeſt und zauderſt, und ſcheueſt die glättere Fläche!
Nur gelaſſen! du wirſt einſt noch die Freude der Bahn.

611.

Willſt du ſchon zierlich erſcheinen? und biſt nicht ſicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

612.

Fallen iſt der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schüler
Wie der Meiſter, doch ſtürzt dieſer gefährlicher hin.

613.

Fällt auf dem Eise der rüstigste Läufer, so lacht man am Ufer,
Wie man bei Bier und Tabak sich über Feldherr'n erhebt.

614.

Gleite fröhlich dahin, gieb Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meisters dich, und so genieße des Tags.

615.

Siehe, schon nahet der Frühling, das strömende Wasser verzehret
Unten, der sanftere Blick, oben, der Sonne, das Eis.

616.

Dieses Geschlecht ist hinweg, zerstreut die bunte Gesellschaft:
Schiffern und Fischern gehört wieder die wallende Fluth.

617.

Schwimme nur hin, du mächtige Scholle! und kommst du als Scholle
Nicht hinunter, du kommst doch wohl als Tropfen ins Meer.

Goethe.

Von diesen Epigrammen, welche gegenwärtig in Goethe's vier Jahreszeiten den Winter bilden, wissen wir mit Bestimmtheit, daß sie ursprünglich den ernsten und würdigen Xenien angehörten. Als aber die große Fülle derselben sich nicht zu einer wahrhaften Einheit gestalten wollte, als Schiller sie aus einander trennte, da rückte er „die zur Eisbahn gehörigen Xenien" in ein Gedicht zusammen. Nur zwei Distichen: „Mittelalter" und „Individualität," ließ er fort, und überhaupt wurden die einzelnen Ueberschriften gestrichen. Goethe schrieb hierauf am 13

August 1796: „Könnten Sie nicht, da Sie doch einige Blätter umdrucken laſſen, auch gleich die Eisbahn mitnehmen? Wie ſie jetzt ſteht, verſpricht ſie ein Ganzes zu ſeyn, das ſie nicht leiſtet, und die zwei einzelnen Diſtichen am Ende machen den Begriff davon noch ſchwankender. Ich ſchicke Ihnen hierbei, wie ich wünſchte, daß ſie abgedruckt würden. Die Diſtichen würden durch einen kleinen Strich getrennt, und da ich noch einige hinzugethan habe, ſo machten ſie eine Art von Folge, und leiteten die künftigen ein, die auf eben dieſe Weiſe ſtehen werden.“ Schiller traf ſogleich Anſtalt, dem Verlangen des Freundes zu genügen, doch ſind im Almanach die Doppelverſe nicht durch Striche, ſondern nur durch Zwiſchenräume getrennt. Mit den „künftigen,“ welche ſie einleiten ſollten, meinte Goethe ohne Zweifel dieſelben, welche uns nun zunächſt begegnen werden. Beim Erſcheinen des Almanachs wurde Wilhelm von Humboldt durch die Eisbahn, die er noch nicht kannte, vorzüglich erfreut (Briefw. zwiſchen Schiller und Goethe, II. 231), und Körner berichtete darüber am 11. Oktober: „Hier iſt wieder die Charakterdarſtellung in der Wahl der Bilder, die ich ſo ſehr liebe; und eine ſolche Verknüpfung von mannigfaltigen Bildern iſt es eben, die uns ein Bild des Dichters giebt, wo Reichthum und Lebensfülle ſich mit Harmonie vereinigt. Denn der Dichter iſt es, däucht mich, der in der lyriſchen Poeſie erſcheinen ſoll; aber freilich nur ſeine idealiſirte Natur.“

Xenien für weibliche Gäste.

Im Musenalmanach finden wir einen Epigrammen-Cyklus, „Vielen“ betitelt. Derselbe gehörte zu den „gefälligen Xenien,“ welche in Gruppen abgesondert wurden, und steht jetzt als Frühling in Goethe's Jahreszeiten. Die Distichen bezogen sich auf junge Mädchen oder Frauen, welche damals die Musenstadt Weimar schmückten, und deren Namen theils durch Anfangsbuchstaben in der Ueberschrift bezeichnet, theils hinter Blumenmasken versteckt waren. Es scheinen diese selamartigen Sinngedichte im Blüthenmonat 1796 entstanden zu seyn, denn am 10. Juni schickte Goethe neue Xenien, von denen Schiller rühmte: so überwiegend auch der Haß daran Theil habe, so lieblich sey das Contingent der Liebe dazu ausgefallen. Dann schreibt der letztere am 18. Juni nach Weimar: „Gar zu gern hätte ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende gesetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir sind einige in dieser Gattung gelungen, und wenn jeder von uns noch ein Dutzend in dieser Art liefert, so werden die Xenien sehr gefällig endigen.“

Die Blumendistichen sind im Almanach, gleich den Votivtafeln, „G. und S.“ unterzeichnet, so daß wir, besonders wenn wir Schiller's obige Worte in Betracht ziehen, wohl sicher annehmen können, auch er sey hier betheiligt. Seine Gattin hat diese Gruppe durchgängig mit Chiffren versehen, und sie legitimirt ihn als den Verfasser von sechs Distichen. Diesmal muß ihre Autorität unangefochten bleiben, denn die Epigramme auf bekannte Damen erregten gewiß ihr vollstes Interesse, und man

zeigte ihr dieſelben, ſobald ſie entſtanden waren. Hätte Charlotte aber ein Alter von hundert Jahren erreicht, ſie würde keinen Umſtand vergeſſen haben, der ſich daran knüpfte, oder ſie müßte keine Frau geweſen ſeyn. Deßhalb dürfen wir ſie hierbei für eine untrügliche Chorizontin gelten laſſen, und Hoffmeiſter bemerkt zu ihrer Sonderung ſehr richtig, daß faſt in allen Epigrammen, welche Goethe den Mädchen oder Frauen widmet, ein beſonders zarter und lieblicher Ausdruck herrſcht, während Schiller auch hier mehr den ſtrengrichtenden Xenienſinn geltend macht.

Es würde eine anmuthige Zugabe ſeyn, wenn uns jemand die ſichere Deutung dieſer abendländiſchen Blumenſprache überliefert hätte. Schon Wieland ſagte in ſeinem Geſpräch über den Almanach: „Manche Sinngedichte ſind wahre Räthſel für mich, und ich bin leider kein Oedipus. Unter dieſe Rubrik gehören wohl auch für die meiſten Leſer die Diſtichen, „Vielen“ gewidmet, worin, wie es ſcheint, individuelle, meiſtens mit Anfangsbuchſtaben bezeichnete Damen unter dem Bilde von Blumen charakteriſirt, oder komplimentirt, oder ſatyriſirt werden. Da die meiſten dieſer kleinen Miniaturbildchen nur für den, der das Geſicht kennt, Intereſſe haben, ſo iſt die Zierlichkeit und Zartheit des Pinſels alles, was uns übrigen daran behagen kann.“

Ich darf wohl ſagen, daß ich mich redlich bemüht habe, den Sinn des lieblichen Selams zu ergründen. Zuvörderſt wendete ich mich an Frau Ottilie von Goethe, des Dichters geiſtvolle Schwiegertochter. Sie bedauerte, keine Auskunft geben zu können, und ſchrieb dabei die bedeutenden Worte: „Uebrigens hat Ihr Brief mir wieder eine Empfindung von Neue, was ich alles verſäumt habe zu fragen und zu lernen, wach gerufen. Ich war viel zu vergnügt, und lebte nur dem Moment, und was der mir im Zuſammenleben mit dem Vater Reiches brachte. Mein Gefühl habe ich nicht anzuklagen, denn es erfaßte das Glück, ihm nahe zu ſtehen, immer ganz; mein Kopf aber vergaß oft das Einſammeln.“

Dr. Eckermann erklärte gleichfalls: es ſey ihm nicht möglich, den geringſten Beitrag zur Löſung der Räthſel darzubringen.

denn — „das liegt alles gar zu weit zurück.“ Sogar die Eigenninnen des Weimariſchen Muſenhofs, an deren Gedächtnißthür ich beſcheidentlich anpochte, wollten im Anfang nichts von der Sache wiſſen; eine hochverehrte Frau, welche einſt zu den Zierden des Goethe'ſchen Cirkels gehörte, und jetzt acht und ſiebzig Jahre zählt, ſchrieb mir: „Als der Schiller'ſche Almanach erſchien, herrſchte in den geſelligen Kreiſen Weimars eine ſo große Aufregung, daß man die Blumendiſtichen wenig beachtete und ſie bald gänzlich vergaß. Hierzu möchte wohl der Umſtand beigetragen haben, daß niemand ſehr neugierig war zu erfahren, wer unter dem Schleier verborgen ſey, den der Dichter über die „Vielen“ geworfen hatte. Die Erklärung des Warum? werden Sie mir gewiß erlaſſen; ich will daher nur noch hinzufügen, was einigermaßen dazu dienen kann, Sie über die Unkenntniß der Namen jener Damen zu beruhigen. Die meiſten derſelben leben wahrſcheinlich nicht mehr, und würden wohl ſchwerlich ſehr erfreut darüber ſeyn, *ohne Hülle* vor dem Publikum zu erſcheinen. Jedenfalls iſt die Geſellſchaft *viel zu gemiſcht*, als daß die noch Exiſtirenden wünſchen könnten, in Gemeinſchaft mit den übrigen öffentlich genannt zu werden.“

Aus dieſen Zeilen ging mir deutlich hervor, daß man die Beziehungen der Epigramme doch zum Theil gekannt habe, und daß ſie wohl auch der Verfaſſerin des Briefes noch erinnerlich ſeyn müßten. Es gelang mir, derſelben Intereſſe für die Angelegenheit einzuflößen, und ſie eröffnete mir, mit unmittelbarer Lebendigkeit, was ſie irgend davon wußte. Auch auf anderem Wege ließen ſich einzelne Deutungen wieder herſtellen, ſo daß ich nun wenigſtens im Stande bin, diejenigen Diſtichen aufzuklären, deren Sinn damals enthüllt war. Eine unumſtößliche Evidenz, wie bei den literariſchen Xenien, wo dem Commentar ſo viele Anknüpfungen zu Hülfe kommen, darf man hier freilich nicht erwarten. Man kann immer nur ſagen: ſo und ſo hat man dieß oder jenes Diſtichen 1796 in Weimar ausgelegt — eine Erläuterungsart, mit der wir uns, in Ermangelung urkundlicher Quellen, ſchon begnügen müſſen.

Vielen.

618.

Auf, ihr Diſtichen, friſch! Ihr muntern lebendigen Knaben!
Reich iſt Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbei!

Sch.

Hoffmeiſter bemerkt, dieſer muntere, raſche Anfang habe viel Aehnlichkeit mit den erſten Xenien, die ebenfalls von Schiller ſind.

619. Mannigfaltigkeit.

Reich iſt an Blumen die Flur, doch einige ſind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur ſchön; wähle dir, Leſer, nun ſelbſt.

Sch.

620. L. G.

Roſenknoſpe, du biſt dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die herrlichſte ſich, als die beſcheidenſte zeigt.

G.

Man rieth hierbei auf die Gräfin Lina von Beuſt. Goethe hatte dieſelbe ſchon früher kennen gelernt, wo ſie noch in reizender Entfaltung ſtand. Als ſie 1797 zum dauernden Aufenthalt nach Weimar kam, waren die Eigenſchaften, welche das Epigramm rühmt, und mit ihnen die Roſenfriſche, bereits erblichen. Aber die welkende Centifolie wußte auch dann noch manchen Papillon anzulocken; ſie wurde ſcherzweiſe „Frifri“ genannt, und nur eine Weimariſche Toleranz konnte ihr allzufreies Benehmen entſchuldigen. Goethe begünſtigte ſie, ſonſt hätte er ſie gewiß nicht als Repräſentantin der „Kunſt“ in dem Feſtſpiel auftreten laſſen, welches er 1798 zum Geburtstag der Herzogin Louiſe veranſtaltete (vergl. Briefw. zwiſchen Schiller und Goethe, IV. 54. und Goethe's Werke, VI. 198). Später fing ein alter, wunderlicher Herr v. Scharbi ſich in den Netzen der muntern

und geiſtreichen Dame; er fand Erhörung, und deckte alles Vergangene mit dem Mantel der Ehe zu.

621. C. O.

Viele Veilchen binde zuſammen! Das Sträußchen erſcheinet
Erſt als Blume; du biſt, häusliches Mädchen, gemeint.
C.

Der Sinn des Diſtichons iſt: die ſtilleren Tugenden der Häuslichkeit fallen nicht prunkend ins Auge; man muß ſie einzeln finden, wie Veilchen, und erſt wenn man ſie vereint überſchaut, erkennt man ihren ganzen Werth. Goethe zog die Veilchen faſt allen andern Blüthen vor, darum empfing er zum Jubelfeſte vielfache „Stickereien von Gewinden ſeiner Lieblingsblumen, der Veilchen und Mohne" (ſ. Goethe's goldener Jubeltag, S. 24). Auf dieſe Anzeichen geſtützt, leſe ich die Chiffren der Ueberſchrift: Chriſtiane Goethe, welche damals eigentlich noch Chriſtiane Vulpius hieß, und erſt ſpäter des Dichters Gattin wurde. Sie war die Tochter eines Kanzlei-Archivars, deſſen Vermögen ihm nicht geſtattete, ihr eine beſondere Ausbildung geben zu laſſen. Als junges Mädchen hatte ſie ein reizend naives Geſicht mit langen Locken, friſchen Lippen und außerordentlich ſchönen Augen; ihr Wuchs war klein, aber ebenmäßig, und von blühenden Formen. Bald nach ſeiner Rückkehr aus Italien (1788) ging Goethe eines Tages im Park ſpazieren, da trat ſie zu ihm heran, um eine Bittſchrift für ihren Vater zu überreichen. Er lernte ſie näher kennen und faßte eine innige Neigung zu ihr. Wie Riemer berichtet, nahm er ſie nicht ſogleich zu ſich ins Haus, ſondern ſie beſuchte ihn nur, und leiſtete ihm bei ſeinen botaniſchen und chromatiſchen Arbeiten anmuthige Geſellſchaft. Auch hatte ſie anfangs nichts mit ſeiner Wirthſchaft zu thun, deren ſie ſich erſt in der Folge aus eignem Antrieb und Liebe zu ihm muſterhaft annahm. Die Elegie: „Metamorphoſe der Pflanzen," ſchildert das Verhältniß beider zu einander, ihn als belehrenden

Freund, ſie als lernbegierige Geliebte, die ſich bereits für immer angehören. Goethe ſagt (Bd. 36. S. 101 f.): „Höchſt willkommen war dieſes Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf ſich zu beziehen; und auch ich fühlte mich glücklich, als das lebendige Gleichniß unſere ſchöne vollkommene Neigung ſteigerte und vollendete.“ Chriſtiane gebar dem Dichter mehrere Kinder, welche bis auf den einzigen Sohn Auguſt (geb. 25. December 1789) früh dahinſtarben. In Goethe's Brief an Schiller, vom 13. Juli 1796, heißt es: daß er an dieſem Tage eine Epoche erlebe, indem ſein Eheſtand acht Jahre alt ſey (Riemer: Briefe von und an Goethe. S. 138). Als er 1797 nach der Schweiz reiſte, nahm er Chriſtiane und den Sohn bis Frankfurt zu ſeiner Mutter mit; Frau Aya empfing ſie voll Herzlichkeit und rühmte ihr Weſen ſehr. Aber erſt am 17. Oktober 1806, drei Tage nach der Schlacht bei Jena, führte er ſie zum Traualtar. Chriſtiane hatte ihm während der ſtürmiſchen Ereigniſſe treulich zur Seite geſtanden, und das Gefühl der Dankbarkeit reifte im Herzen des Dichters wohl den längſt gefaßten Entſchluß. Seine Vermählung machte damals großes Aufſehen in Weimar; man hatte dort eine ſo eigene ſittliche Anſchauungsweiſe, daß man glaubte, dieſen Schritt vertheidigen zu müſſen, und Johanna Schopenhauer ſagte: „Goethe habe doch keine Frau finden können, welche würdig geweſen wäre, daß er ihr ſeine Hand reichte“ (Aus Goethe's Leben. Von W. G. 1849. S. 63). Uebrigens blieb Chriſtiane auch nach der Trauung ganz in den gewohnten Verhältniſſen; beſcheiden und dankbar, genügte es ihr, die Gattin des verehrten Mannes zu ſeyn, den ſie immer nur „der Geheime Rath“ nannte. Bei ihrem Tode, am 6. Juni 1816, weihte Goethe ihr die Verſe, welche in ſeinen Werken, Bd. 6. S. 137, abgedruckt ſind:

Du verſuchſt, o Sonne, vergebens
Durch die düſtren Wolken zu ſcheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Iſt ihren Verluſt zu beweinen.

Während Weimar Christianens Aeußeres mit übertriebenen Glanzfarben malt, sagt Böttiger: sie sey eine kleine, unansehnliche Person gewesen, die mit dem wohlgewachsenen, männlich schönen Goethe nicht wenig kontrastirt habe (Literarische Zustände, I. 48). Ihr Bild ist eben, nach guten Quellen, ohne Liebe und ohne Haß, entworfen worden; lange blieb ihr eine jugendliche Frische bewahrt, sie tanzte gern, war eine rüstige Schlittschuhläuferin, und kutschirte im Schlitten selbst. Später wurde sie allzu stark, und man verglich sie dann nicht mehr einem Veilchenstrauß, sondern einer „Päonie," die im weiblichen Kranze auf den Bällen glänzte. (Das Büchlein von Goethe, S. 32.)

622. L. D.

Eine kannt' ich, sie war wie die Lilie schlank, und ihr Stolz war
Unschuld; herrlicher hat Salome keine gesehn.

L.

Ein freundlicher Berichterstatter spricht die Vermuthung aus, daß uns hier Lenchen De-Ahna aus Meiningen begegne. Dieselbe heiß einen zierlich feinen Bau, lichtblaue Augen und ein sehr bescheidenes, stilles Wesen. Im Jahre 1800 heirathete sie den Bibliothekar Vulpius, und gehörte dann zu den Mitgliedern jenes Kreises, welcher sich allabendlich bei Goethe versammelte. Von der ungetheilten Achtung ihrer Mitbürger geehrt, floß ihr Daseyn ruhig vorüber, und die edle Frau lebt noch gegenwärtig in Weimar. Aber ich kann mich mit dieser Auslegung, welche gewiß eine nachträgliche ist, nicht einverstanden erklären. Die bezeichnete Dame war zu klein, um unter dem Bilde einer Lilie aufgeführt zu werden, und sie kam auch erst 1801 nach Weimar, so daß es überhaupt zweifelhaft wird, ob Goethe sie 1796 schon gesehen hatte. Außerdem scheinen die Worte „Eine kannt' ich" genügend zu beweisen, daß den Dichter eine Erinnerung aus früherer Zeit umschwebte. Man fand in der Ueberschrift den Namen: Louise von Darmstadt, welchen

Weimars Herzogin (geb. 30. Januar 1757, geſt. 14. Februar 1830) vor ihrer Vermählung führte, und das Diſtichon würde alſo deren Bild wiederſpiegeln, wie es einſt, in reiner mädchenhafter Schönheit, dem jungen Goethe erſchienen war. Er kannte die Prinzeſſin nur von Anſehen (Goethe's Werke, Bd. 22. S. 404), bis er ſie 1774, als Carl Auguſts Braut, in Carlsruhe traf. Dort hatte er die gemüthlichſten Unterredungen mit dem Fürſtenpaar, woran ſich beim Abſchied die Einladung knüpfte, recht bald nach Weimar zu kommen. Louiſe zeichnete ſich durch einen hohen, ebenſchlanken Wuchs vorzüglich aus, und noch in ſpätern Jahren werden wir durch Frau v. Staël (Oeuv. vol X. p. 136) an den beſcheidenen Stolz der Lilie erinnert, indem ſie die Herzogin folgendermaßen ſchildert: „La duchesse Louise de Saxe-Weimar est le véritable modèle d'une femme destinée par la nature au rang le plus illustre. Sans prétention comme sans faiblesse, elle inspire au même dégré la confiance et le respect; et l'héroisme du temps chevaleresque est entré dans son âme, sans lui rien ôter de la douceur de son sexe." (Vergl. I. 635.)

623. G. W.

Schön erhebt ſich der Aglei und ſenkt das Köpfchen herunter;
Iſt es Gefühl? oder iſt's Muthwill? Wir wiſſen es nicht.

G.

Aglei (Aquilegia), auch Glockenblume genannt. — Hier haben wir ein vollſtändig gelöſtes Räthſel, denn alle Weimaraner ſtimmten überein, daß Henriette von Wolfskeel, Hoffräulein der Herzogin Amalia, deutlich bezeichnet ſey. Das gewählte Blumenbild paßte ganz vortrefflich zu ihrem Weſen, denn ſie war ſehr hoch und ſchlank gewachſen, auch trug ſie das Haupt ein wenig geneigt, doch ließ ſich ſchwer entſcheiden, ob aus Sinnigkeit oder Schalkheit. Goethe huldigte dem ſchönen Mädchen gern; ſie trat 1798 gleichfalls in dem oben erwähnten Maskenzug

auf, und zwar als „Friede.“ Nachmals wurde ſie die Gattin des Miniſters von Fritſch in Weimar; ihr ſtattlicher Wuchs machte ſie zur würdevollen Erſcheinung, und ſie ſenkte nun das Köpfchen nicht mehr ſo ſchüchtern herab. Noch wandelt ſie unter den Lebenden; Witwen und Waiſen ſegnen die Wohlthäterin, denn ſie hat ſich bei der Gründung des Frauenvereins im Weimariſchen Kreiſe hochverdient gemacht.

626. R. J. S. O. N D.

Viele duftende Glocken, o Hyacinthe! bewegſt du,
Aber die Glocken ziehn, wie die Gerüche nicht an.

Sch.

Es iſt hier, wie bei 628 und 629, ein Dreiblatt junger Damen zuſammengezogen. Wo aber die Blumenbilder nicht als eigene Species hingeſtellt, ſondern nur unter gewiſſe Gattungen rangirt wurden, da mangelte es an Intereſſe, ihre Beziehungen zu erforſchen und ſich dieſelben einzuprägen.

627. N. E.

Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber,
Doch bei der Nachtigall Schlag haucheſt du köſtlichen Geiſt.

Sch.

In Weimar fand ſich keine Perſönlichkeit, bei welcher die Chiffren mit der bezeichneten Eigenſchaft zuſammentrafen, doch ſagte man, daß die talentvolle Tochter (oder Anverwandte) des Bergrath und Profeſſor Lenz in Jena gemeint ſey.

628. Tuberoſe.

Unter der Menge ſtrahleſt du vor, du ergötzeſt im Freien,
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern.

Sch.

Die Tuberoſe (Polyanthes) hat einen außerordentlich ſtarken Geruch, der im Zimmer ſogar läſtig wird. Muthmaßlich ſollte

ſie die Frau Dr. Böhmer in Jena ſymboliſiren (vergl. N. 273 und die Anmerkung), denn trotz ihres glänzenden Witzes und ihrer geſelligen Talente war dieſe Dame für Schiller ein Gegenſtand der Abneigung, weil er alles tiefere ſittliche Gefühl bei ihr vermißte.

627. Klatſchrose.

Weit von fern erblick' ich dich ſchon, doch komm' ich dir näher,
Ach! ſo ſeh ich, zu bald, daß du die Roſe nur lügſt.

Sch.

Der rothe Feldmohn (Papaver Rhoeas) heißt in manchen Gegenden Deutſchlands: Klatſchrose. Weimars Bewohner, und noch mehr die Bewohnerinnen, glaubten hier Louiſe von Göchhauſen zu erkennen. Dieſelbe war ſchon ſeit 1778 Hofdame der Herzogin Amalia, von der ſie gewöhnlich „Aboneida" genannt wurde. Sie beſaß Geiſt und ausgebreitete Kenntniſſe, nebſt einem raſtloſen Hang zu Neckereien und tollen Streichen, weßhalb man ihr 1780 den Stolbergiſchen Centaurenorden (ſ. die Note zu N. 125) verliehen hatte. Zur Zeit, als die Blumendiſtichen entſtanden, lag nicht bloß der Frühling des Lebens, ſondern beinahe auch der Sommer hinter ihr, aber noch immer pflegte ſie gern das ausgelaſſene Mädchen zu ſpielen. Die verwittwete Herzogin war ganz ihrem Einfluß unterworfen; kein Geheimniß, keine Intrigue vermochte ſich vor ihrem Scharfblick und vor ihrer Eſpionage zu verſtecken. Was ſie erforſcht hatte, zog bald wie ein Lauffeuer durch das Schloß und die Wohnhäuſer von Weimar; jeder haßte ſie, aber jeder ſchonte ſie, weil er ſie fürchtete. Selbſt Goethe befand ſich in dieſer Lage, und während er manches von ihr erdulden mußte, machte er dennoch gute Miene zum böſen Spiel, damit ſie nur nicht ſeine offen erklärte Gegnerin wurde.

628. Tulpen.

Tulpen, ihr werdet geſchätzt von ſentimentaliſchen Kennern,
Aber ein luſtiger Sinn wünſcht auch ein luſtiges Blatt.

G.

629. WILD.

Nelken! wie ſind' ich euch ſchön! Doch alle gleicht ihr einander,
Unterſcheidet euch kaum, und ich entſcheide mich nicht.
G.

Vergleiche die Anmerkung zu Nr. 624.

630. Oreaden.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Aſters,
Hier iſt ein dunkles Blatt, das euch an Duft beſchämt.
G.

Man bezog das „dunkle Blatt" auf Charlotte von Seebach, geboren 1781. Sie war nicht ſchön, wie ihre ältere Schweſter (ſ. Briefw. zwiſchen Schiller und Goethe, IV. 54), und wurde deßhalb im Hauſe der Mutter mit großer Zurückſetzung, „wie ein Aſchenbrödelchen," behandelt. Dieß gab ihr eine unbeſiegbare Scheu und Schüchternheit nach außen hin, während ſich im Innern ihre Gemüthswelt deſto reicher entwickelte. Früh und in tiefſter Stille entwarf ſie poetiſche Verſuche, denen Goethe's aufmunternder Beifall zu Theil wurde (Damen-Converſationslexikon, I. 114). Als ſie im Jahre 1796 den Roman „Liebe und Trennung" ſchrieb, der durch Natürlichkeit und Wärme überall anſprach, war ihr Talent den meiſten Weimaranern noch ein Geheimniß, und wenn ſie jetzt auch die Geſellſchaften beſuchen konnte, da ſie ſich das Geld zu ihren Kleidern ſelbſt erwarb, ſo blieb ſie dennoch ſtets ängſtlich und ſchweigſam. Verſchiedene Erzählungen und Gedichte folgten nun, ſie wurden gern geleſen, aber nur Wenige kannten die Verfaſſerin, weil ſie unter fremdem Namen ſchrieb. Durch ihre Familie gedrängt, heirathete ſie 1798 einen reichen Gutsbeſitzer von Ahlefeld aus Holſtein, und es entſtand ein unglückliches Bündniß, das ſich bald wieder löſen mußte. Arm, wie zuvor, kehrte ſie nach Weimar heim, wo der Ertrag ſchriftſtelleriſcher Arbeiten ihr die Mittel gab, ſchutzloſen

Waisen eine Mutter und Pflegerin zu werden. Körperliche Leiden zwangen sie im Sommer 1849 nach Töplitz zu reisen, und dort starb sie, von vielen Menschen geliebt und beweint. — Andere Ausleger wollten nicht zugeben, daß ein so junges unscheinbares Mädchen, wie Charlotte v. Seebach, hier gemeint sey, sondern deuteten das Blumenräthsel auf Henriette von Knebel, welche als Hofmeisterin der Prinzeß Caroline Louise in Weimar lebte. Sie konnte ebenfalls nicht schön genannt werden, und ihr Charakter neigte sich mehr zum Ernst, als zur Fröhlichkeit. Aber ihr Wesen hatte etwas ungemein Einnehmendes, und im engern Kreise entfaltete sich leicht die Fülle ihres reichen, feingebildeten Geistes. Wegen dieser Eigenschaften wurde Fräulein Knebel vom ganzen Hofe geschätzt, und Goethe widmete ihr stets die ehrerbietigste Aufmerksamkeit.

631. Nemophila.

Keine lockt mich von euch, ich möchte zu keiner mich wenden,
Aber im Verein vermischt, sieht euch das Auge mit Lust.

Sch.

Dieß Genion ist ganz allgemein gehalten, und widerstrebte jeder individuellen Deutung.

632. M. S.

Sagt, was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reicha,
Farblos, ohne Gestalt, stilles und zierliches Kraut.

G.

Die bescheidene Blumenfee, welche hier symbolisirt ist, hatte sich so gut zu verbergen gewußt, daß sie nicht erkundet wurde; wahrscheinlich lebte sie in Jena.

633. Sonnblume.

Zierde wärst du der Gärten, doch wo du erscheinest, da sagst du:
Ceres streute mich selbst aus mit der goldenen Saat.

G.

Der Sinn des Distichons ist: sie wäre durch ihre persönliche Erscheinung der besten Gesellschaft eine Zierde gewesen, hätte sie es verleugnen können, daß ihre Erziehung und Bildung ganz der Natur überlassen geblieben sey. Man errieth damals in Weimar sehr leicht die Heldin dieses Epigramms; es war Ernestine Vulpius, Christianens jüngere Schwester. Sie war eine lebhafte, heitere und hübsche Person, hielt sich beständig im Goethe'schen Hause auf, und half dort die Wirthschaft besorgen. Außerdem bildete sie ein wandelndes Album der Musenstadt, und referirte alle Neuigkeiten recht unverblümt, zur großen Ergötzung des Dichters, dem sie gewöhnlich die Zeit verplauderte, wenn ihre Schwester in Gesellschaften war. — J. W. Schaefer hält das Distichon für ein Schiller'sches (Prutz's Taschenbuch. 1846. S. 450), doch kann seine Vermuthung wohl nur auf zufälligen Anklängen beruhen.

634. C. f.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, sie sagen
Immer: vergiß mein nicht! immer: vergiß nur nicht mein!
G.

Mehrfach wurde dieß Distichon, besonders von den Antirenisten, auf Christiane Vulpius bezogen, doch war das eine Verwechslung, welche dadurch entstand, daß die angegebenen Merkmale auch zu Christianens Persönlichkeit ziemlich paßten. Es ist hier ohne Zweifel die Gräfin Constanze von Fritsch gemeint; dieselbe hatte sich damals eben zur Jungfrau entfaltet, und wenn auch Weimar noch nicht ihr eigentlicher Wohnsitz war, so hatte Goethe doch auswärts ihre Bekanntschaft gemacht. Ihr kleiner, zierlicher Wuchs und ihr feines Antlitz, dessen außerordentlich zarte Färbung mit den leuchtend blauen Augen anmuthig harmonirte, machten sie zu einer elfenartigen Erscheinung. Später wurde die Gräfin Fritsch Hofdame und endlich Oberhofmeisterin bei der Großherzogin Maria Paulowna, in deren Gefolge sie mehrere Reisen nach Petersburg unternahm. Solche Gelegenheiten

benutzte Goethe gern, sie durch freundliche Verse zu geleiten oder zu empfangen (s. Goethe's Werke, Bd. 6, S. 80 f.), und vom Jahre 1814 finden wir ein Stammbuch, mit dem er ein Veilchenbouquet an Constanze überreichte. Dasselbe erinnert wieder an obiges Blumenreimen; es lautet:

Die deutsche Sprache wird nun rein,
Veilchen darf künftig nicht mehr gelten;
Doch wenn man sagt: Gedenke mein!
So hofft ich soll uns niemand schelten.

Constanze von Arnim lebt, in einem Alter von etwa siebzig Jahren, noch jetzt am Hofe zu Weimar.

635. C. M.

Schwänden dem innern Auge die Bilder sämmtlicher Blumen,
Gleemere, kein Bild brächte das Herz sich hervor.
G.

Ich glaube mit Sicherheit aussprechen zu dürfen, daß der Dichter diese Zeilen an die Herzogin Louise von Weimar gerichtet hat. Eine geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt (s. o. Xenien 622 und die Anmerkung), vermählte sie sich 1775, im Alter von achtzehn Jahren, mit Karl August, und bald darauf kam Goethe nach Weimar. Täglich sah er die lieblich holde Fürstin, und zu der Bewunderung für sie gesellte sich ein tieferes, heißeres Gefühl. Louise war sehr zurückhaltend, aber Concordia Durot, ihre vertraute Kammerfrau, erzählte: „Wenn die Herzogin in der ersten Zeit ihrer Anwesenheit zu Weimar einige Schüchternheit zeigte, so hatte sie doch keineswegs einen so ernsten Charakter, als von ihr vermuthet worden; sie konnte sich nur nicht sogleich in das Leben und Treiben finden, welches am Weimarischen Hofe herrschte, und lehnte es zuweilen ab, an Gesellschaften Theil zu nehmen, weil sie besorgte, es möchte ihrer Würde Eintrag thun" (Aus Goethe's Leben. Von W. G. 1949. 2. 66 f.). — Daß Goethe die Herzogin geliebt, bezweifelt

niemand; ob er ihr diese Liebe aber jemals gestanden hat, das ist eine Frage, die wohl unbeantwortet bleiben wird. Seine Empfindungen für sie, sein Verhältniß zu ihr waren das heiligste Geheimniß seines Herzens, und er nahm es schweigsam mit ins Grab. Es ist dieß die zarteste Stelle im Leben des großen Dichters. Wäre meine Voraussetzung richtig, so würde der Name „Eleonore" eine Anspielung auf Tasso seyn, denn Louise gab das Urbild zu der Prinzessin in dem schönen Lebensdrama. Noch in späten Jahren äußerte Goethe über die Entstehung des abstoßenden und doch so anziehenden Stückes: „Ich hatte das Leben Tasso's, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand in mir das Bild des Tasso, dem ich, als prosaischen Contrast, den Antonio entgegenstellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weiteren Hof-, Lebens- und Liebesverhältnisse waren übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht von meiner Darstellung sagen: sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch." (Eckermann: Gespräche mit Goethe, III. 171.)

Einer.

Auch der nun folgende Distichenkranz trägt im Inhaltsverzeichniß des Musenalmanachs die Chiffren „G. und S.," und er wurde später in Goethe's Jahreszeiten als Sommer aufgenommen. Es darf ihm hier sein Platz nicht entgehen, denn er schließt sich unmittelbar an die blumistischen Xenien an, und Schaefer macht dazu die Bemerkung: „Obwohl in diesen Gedichten der Charakter der Goethe'schen Poesie vorwaltet, so ist doch nicht anzunehmen, daß Schiller sich würde mitunterzeichnet haben, wenn er überhaupt gar keinen Antheil daran gehabt hätte." — Charlotte von Schiller hat den Cyklus nicht gesondert, doch darf die Kritik sich wohl getrauen, an ihre Stelle zu treten, selbst wenn sie keine anderen Entschuldigungsgründe

beibringen könnte, als Hoffmeiſter's Wort: „Ungeſchieden gehören die Verſe entweder beiden Dichtern, oder keinem.“

636.

Grauſam handelt Amor mit mir! O ſpielet, ihr Muſen,
Mit den Schmerzen, die er, ſpielend, im Buſen erregt!
(G.)

Hoffmeiſter findet das Diſtichon „ganz Goethe'ſch,“ und erinnert an X. 127.

637.

Manuſcripte beſitz' ich, wie kein Gelehrter noch König,
Denn mein Liebchen, ſie ſchreibt, was ich ihr dichtete, mir.
(G.)

638.

Wie im Winter die Saat nur langſam keimet, im Frühling
Lebhaft treibet und ſchießt, ſo war die Neigung zu dir.
(G.)

Auch dieſe beiden Doppelverſe laſſen den Dichter der venetianiſchen Epigramme nicht leicht verkennen.

639.

Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machſt ſie, Geliebte, zum Ort.
(Sch.)

640.

Raum und Zeit, ich empfind' es, ſind bloße Formen des Denkens,
Da das Gechen mit dir, Liebchen, unendlich mir ſcheint.
(Sch.)

Hier offenbart ſich deutlich Schiller's Denk- und Dichtungsweiſe. Schon die Mitlebenden haben ſie darin wiedergefunden, und Nicolai citirt die vorſtehenden Epigramme (Anhang zu Schiller's Muſenalmanach, S. 12), als Beleg, daß Schiller die trockenſte Terminologie der Kantiſchen Philoſophie ſogar in ſeinen Gedichten anwende. Er ſpöttelt über dieſe Verſe, „welche die mächtigen G. und S. ihrer Einen Schönen — die ſie alſo vermuthlich gemeinſchaftlich haben — ſo herzbrechend philoſophiſch vorſingen.“ Wieland äußerte ſcherzend: „dieſe niedlichen Diſtichen könnten das Gute ſtiften, unſere Schönen zur Kantiſchen Philoſophie zu bekehren, wenn ſie ſehen, daß die Kritik der reinen Vernunft auch zum Tändeln mit einem Liebchen nütze iſt“ (Deut. Merkur, Februar 1797). Schaefer erklärt Nr. 639 für Schiller's Eigenthum, und Hoffmeiſter ſpricht ihm auch Nr. 640 zu, auf die „Sprüche des Confucius“ hinweiſend, wo der Dichter Raum und Zeit ebenfalls zu poetiſchen Bildungen benutzt hat.

641.

Sorge! ſie ſteiget mit dir zu Pferde, ſie ſteiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet ſich Amor mir auf.
(G.)

642.

Schwer zu beſiegen iſt ſchon die Neigung, geſellet ſich aber
Gar die Gewohnheit zu ihr, unüberwindlich iſt ſie.
(G.)

643.

Welche Schrift ich zweimal, ja dreimal hinter einander
Leſe? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir ſchreibt.
(G.)

644.

Wer mich entzückt, vermag mich zu täuſchen. O Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab.
(G.)

645.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erschaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeisterte, mit.
(G.)

646.

Ein Epigramm sey zu kurz, mir etwas Herzlich's zu sagen?
Wie, mein Geliebter, ist denn nicht noch viel kürzer der Kuß?
(G.)

Die Distichen 641—46 spiegeln ganz Goethe's Bild zurück, und niemand wird Schiller für ihren Verfasser halten.

647.

Kennst du den herrlichen Gift der unbefriedigten Liebe?
Es versengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.
(G.)

Hier regt Goethe einen Gedanken an, den Schiller in den folgenden Versen auf seine Weise ausführt.

648.

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.
(Sch.)

Der Inhalt dieses Distichons erinnert an Tab. 537.

649.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.
(Sch.)

Die letzten beiden Epigramme ſind höchſt wahrſcheinlich von Schiller. Scherer hat dieß zuerſt ausgeſprochen, und er findet mit Recht in ſolchem Paralellismus der Diſtichen den wahren Sinn jener Worte, welche Goethe über die Entſtehungsart der Xenien gegen Eckermann äußerte. (Siehe oben, S. 75.)

650.

Alles wünſcht' ich zu haben, um mit ihr alles zu theilen,
Alles gäb' ich dahin, wär' ſie, die Einzige, mein.
(G.)

651.

Kränken ein liebendes Herz und ſchweigen müſſen! Ge-
ſchärfter
Können die Qualen nicht ſeyn, die Rhadamant ſich er-
ſinnt.
(G.)

In Nr. 650 — 51 iſt Goethe's Individualität vollſtändig ausgedrückt.

652.

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? ſo fragte die Schön-
heit.
Macht dich doch, ſagte der Gott, ſchon das Vergängliche
ſchön.
(Sch.)

653.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend
vernahmen's;
Alle gingen ſie weg, weinend, von Jupiters Thron.
(Sch.)

Dieſe beiden Epigramme muß man, in Uebereinſtimmung mit Hoffmeiſter, unbedingt für Schiller's Eigenthum anerkennen.

da ſie nur den Inhalt ſeiner Votivtafel „das Göttliche“ (Tab. 510—11), umfaſſender entwickeln.

654.

Leben muß man und lieben; es endet Leben und Liebe!
Schnitteſt du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich!
(G.)

„Der Sinn dieſer Zeilen erinnert an: ‚Thekla, eine Geiſterſtimme, doch ſind ſie zu unſchuldig hingeſagt, als daß ich ſie Schillern zuſchreiben möchte.“ (Hoffmeiſter.)

655—58. Macht des Weibes.

Mächtig ſeyd ihr, ihr ſeyd's durch der Gegenwart ruhigen Zauber;
Was die ſtille nicht wirkt, wirket die rauſchende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Geſetzes Würde behaupt' er,
Aber durch Anmuth allein herrſchet und herrſche das Weib.
Manche zwar haben geherrſcht durch des Geiſtes Macht und der Thaten,
Aber dann haben ſie dich, höchſte der Kronen, entbehrt.
Wahre Königin iſt nur des Weibes weibliche Schönheit:
Wo ſie ſich zeige, ſie herrſcht, herrſchet bloß weil ſie ſich zeigt.
Schiller

Die Diſtichen von Nr. 655 bis zum Schluß ſind eine zuſammenhängende Folge, und Schiller ſchildert darin das Ideal der Weiblichkeit, wie er es früher ſchon in ſeinen äſthetiſch-philoſophiſchen Schriften entwickelt hatte. Gegen dieſe Entwickelung war Friedrich Schlegel mehrfach aufgetreten. Zuerſt mit dem

Aufſatz: „Darſtellung der weiblichen Charaktere in den griechiſchen Dichtern," worüber Schiller an Wilhelm v. Humboldt den 14. Decbr. 1795 ſchreibt: derſelbe gehe ihn und deſſen Lieblingsarbeiten nahe an; er ſelbſt ſey indeß dadurch nicht bekehrt worden, weil die griechiſche Weiblichkeit und das Verhältniß beider Geſchlechter zu einander bei dieſem Volk doch immer ſehr wenig äſthetiſch und im Ganzen ſehr geiſtleer erſcheine. — Schlegel's zweiter, unmittelbarer Angriff geſchah in jener bittern Recenſion über die Würde der Frauen, welche bei X. 305 mitgetheilt iſt, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich das vorſtehende und die folgenden Epigramme für Schiller's würdevolle Antwort auf ſolche kritiſche Plänkeleien halte.

659—660. Tugend des Weibes.

Tugenden brauchet der Mann, er ſtürzet ſich wagend ins Leben,
Tritt mit dem ſtärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib, ſie iſt da, ſie erſcheinet,
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erſcheine ſie ſtets.

Was Schiller in der Abhandlung über Anmuth und Würde von der ſchönen Seele ſagt, wird hier auf deren verkörperte Erſcheinung in einer vollendeten Weiblichkeit angewendet: „Nicht die einzelnen Handlungen ſind bei ihr ſittlich, ſondern der ganze Charakter iſt es; man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienſt anrechnen, weil eine Befriedigung der Neigung nicht verdienſtlich ſeyn kann. Die ſchöne Seele hat kein anderes Verdienſt, als daß ſie iſt." Vergl. 440—42 und 444.

661. Weibliches Urtheil

Männer richten nach Gründen, des Weibes Urtheil iſt ſeine
Liebe; wo es nicht liebt, hat ſchon gerichtet das Weib.

662. Forum der Weiber.

Frauen, richtet mir nie des Mannes einzelne Thaten,
Aber über den Mann sprechet das richtende Wort.

Zur Erläuterung dieser Distichen dient eine Stelle aus Schiller's Aufsatz über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen; dort heißt es: „Das weibliche Geschlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrschte, schon allein deswegen das schöne Geschlecht heißen müßte, weil es durch Schönheit beherrscht wird, zieht alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und was nicht zu dieser spricht oder sie gar beleidigt, ist für dasselbe verloren."

663—68. Das weibliche Ideal.

An Amanda.

Ueberall weichet das Weib dem Manne, nur in dem Höchsten
Weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann.
Was das Höchste mir sey? Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie sie von deiner Stirn, holde Amanda, mir strahlt.
Schwimmt auch die Welke des Grams um die heiter glänzende Scheibe,
Schöner nur malt sich das Bild auf dem vergoldeten Duft.
Dünke der Mann sich frei! Du bist es, denn ewig nothwendig
Weißt du von keiner Wahl, keiner Nothwendigkeit mehr.
Was du auch giebst, stets giebst du dich ganz, du bist ewig nur Eines;
Auch dein zärtester Laut ist ein harmonisches Selbst.
Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

Schiller.

In Wieland's Oberon (VI. 102.) ſchwört der Elfenkönig, er wolle ſich nicht eher wieder mit Titania vereinen, als bis ein liebendes Paar den Flammentod vorziehen würde, um ſich gegenſeitige Treue zu bewahren, während es durch Untreue einen Thron gewinnen könnte. Hüon und Amanda löſen (ebend. XII. 56.) die ſchwere Beſtimmung, und Schiller fragt in ſeiner Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden: „Wenn wir Hüon und Amanda an den Marterpfahl gebunden ſehen, beide aus freier Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu ſterben, als durch Untreue gegen das Geliebte ſich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl dieſen Auftritt zum Gegenſtand eines ſo himmliſchen Vergnügens? Der Widerſpruch ihres gegenwärtigen Zuſtandes mit dem lachenden Schickſale, das ſie verſchmähten, und die anſcheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend durch Elend lohnt, müßten unſre Seele eigentlich mit Schmerz erfüllen, wenn nicht der moraliſche Eindruck Sieger bliebe. Uebereinſtimmung im Reich der Freiheit ergötzt uns unendlich mehr, als alle Widerſprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen." — Auf ſolche Weiſe knüpft ſich das Epigramm an X. 274: „Almanſarie und Amanda," worin die Erſtere den Gegenſatz zu der Letzteren bildet. Almanſarie iſt ein ſogenanntes „ſtarkes" Weib; ſie kennt die Treue nicht, und Sinnlichkeit triumphirt in ihr über die Sittlichkeit. Dadurch wird denn auch X. 273 in den Kreis gezogen: es wird dort ein Prototyp jener Sibyllen-, Parzen- und Furien-Weiblichkeit vorgeführt, welche die Schlegel rühmten, und der Schiller nun das eigne reine Ideal gegenüberhält. Vielleicht gab ihm die Züge zur „Amanda" ſeine gleichfühlende Gattin, die ihn ſtets als ein ſchirmender Genius umſchwebte. Charlotte dachte wie er von der Beſtimmung des Weibes, und äußerte ihre Zufriedenheit, daß ihr ein Sohn ſtatt einer Tochter geſchenkt worden. „Es würde mir recht viel Aufopferung koſten," ſchrieb ſie, „eine große Tochter um mich zu ſehen, weil ich zu hohe Begriffe habe von dem, wie unſer Geſchlecht ſeyn könnte, und durch alles, was die Frauen umgiebt, wird ihre Bildung verhindert.

so zu seyn wie meine idealische Weiblichkeit seyn sollte. Und ich mag immer lieber das hohe Bild in mir herumtragen und selbst danach streben, als ein Wesen, das so nahe mit mir zusammenhinge, den gewöhnlichen Weg ohne Rettung wandeln zu sehen." (Briefe von Goethe ꝛc. an Friedr. v. Stein. Leipzig 1846. S. 135.)

Das wäre also Schiller's Beitrag zu dem Nachspiel der Xenien, welches wie beruhigende Klarheit auf Sturm und Wetter folgen sollte. Nr. 659—68 bilden im Almanach eine ungetrennte Reihe, und diese schönen Dichtungen stehen zu den Epigrammen „Vielen" und „Einer — welche an bestimmte Personen gerichtet sind — in ähnlichem Verhältniß, wie die Votivtafeln zu den polemischen Xenien: sie wollen lehren, anstatt daß jene tadeln oder rühmen. Schiller ließ die Distichen großentheils aus der Gedichtsammlung zurück, und erst Körner konnte ihnen eine Stelle in den Werken geben. Der Letztere sagt über den Cyklus: „In diesen Gedichten übt die männliche Behandlung mit der Zartheit des Stoffes einen reizenden Kontrast. Gern verweilt man beim Anblick der Kraft, die, ohne geschwächt zu seyn, durch die höchste Empfänglichkeit gebändigt ist." (Briefw. III. 367.)

Berichtigungen und Zusätze.

Seite 39, Zeile 9 u. ff. Hierzu gesellt sich die Versicherung: „mehrere der Verfasser wären ihren Landesherren und Obrigkeiten, auch andern guten und großen Fürsten Deutschlands, schon jetzt bekannt, die ihre redliche, uneigennützige Absicht wohl zu würdigen wüßten.“ Das Journal war mit niedrigen Entstellungen und bösartigen Angebereien gefüllt; so zählte es Schiller's Räuber nicht bloß zu den Verboten, sondern geradehin zu den Vorbereitungen der blutigen Revolution, welche bald nach dem Erscheinen des Stückes in Frankreich ausbrach. Wir müssen bedauern, daß es, wegen eines prosodischen Bedenkens, aus den Xenien zurückgelassen wurde ꝛc.

*

Unter X. 277, 288, 309—318, 320—322, 329—331 und 366—412 müßten die Chiffren, statt mit lateinischer, mit deutscher Schrift gedruckt sein (vergl. S. 48).

*

Zu X. 75. Späterhin, bei Gelegenheit der Voß-Stolbergischen Fehde, äußerte Claudius: „Der griechische Leu, der im Xenienalmanach von Goethe und Schiller vorkommt, hat jetzt einen Hühnerhof, weil seine Fabel von Geflügel handelt. Immer noch sinnreicher, als Frösche, Seekälber, Kreuzspinnen und ähnliches Gezieser, mit Schreibfedern gedacht.“ (Claudius' Werke, VI. 128.)

*

Zu X. 80. Schiller ſchreibt, unter'm 16. October 1796. an Goethe, mit Bezug auf Reichardt: „Das Inſekt hat das Stechen wieder nicht laſſen können."

Zu X. 125. Unter der Vignette mit den Centauren ſtand das Motto:

Ceu duo nubigenae quum vertice montis ab alto
Descendunt Centauri. Virg. Aen. VII, 674.

Zu X. 154. In meinen Nachträgen zu Schiller's Werken (1839. Bd. 1. S. 131) bezog ich das Epigramm auf Ernſt Theod. Joh. Brückner; Hoffmeiſter wiederholte dieſe Notiz, und Prutz legte ihr (Göttinger Dichterbund, S. 221) ein gewiſſes Gewicht bei. Da nun jene Deutung von mir ſelbſt herrührt, fühle ich mich um ſo mehr zu der ausdrücklichen Erklärung verpflichtet, daß ſie ganz unhaltbar iſt.

Zu X. 171. Der kühne Reformator Johannes Huß wurde bekanntlich 1415 zu Coſtnitz auf dem Scheiterhaufen verbrannt, weil er ſeine Lehren, von deren Wahrheit er überzeugt war, nicht widerrufen wollte. Als Luther, ein Jahrhundert ſpäter, das angefangene Werk vollendete, nannte man dieſen „den ſächſiſchen Schwan" und jenen „die böhmiſche Gans."

Zu X. 211. Der „demokratiſche Spitz" iſt Reichardt. Goethe ſchreibt an Schiller: „Den Spitz von Giebichenſtein müſſen wir nun eine Weile bellen laſſen." (Briefwechſel, II. 223.)

Zu X. 258. Ewald ließ ſeine Klagen über Goethe's Angriff niemals drucken, doch äußerte er ſie wiederholend gegen Varnhagen

von Gute, mit dem er in den Jahren 1816 bis 1819 zu Karlsruhe verkehrte. Einer brieflichen Mittheilung des Letzteren verdanke ich die Auskunft, daß Ewald selbst von Goethe's Autorschaft fest überzeugt war.

*

Zu X. 262. Der Aufsatz über Martial's Xenien, im Journal des Luxus und der Moden, rührte von Böttiger her, und man wagte wirklich die Vermuthung auszusprechen: unsere Dichter wären dadurch erst auf Martial's Sinngedichte und auf den Versuch, sie in ihren Xenien zu erneuern, geführt worden (s. Thl. II. S. 200).

*

Zu X. 270. Glaubwürdige Zeitgenossen berichten: Herzog Ernst von Gotha, der sich über Goethe's „Reineke Fuchs" so sehr entrüstet zeigte (vergl. die Anmerk. zu Tab. 549—551), habe selbst die Frauen und die galanten Abenteuer ungemein geliebt. In diesem Fall wäre das Xenion wohl auf ihn zu deuten (s. auch X. 127), und nicht Schiller, sondern Goethe würde dessen Verfasser seyn.

*

Zu X. 275. Mich dünkt, Bernhardi war damals noch zu wenig bekannt, als daß die Xeniendichter ihn gemeint haben sollten, und ich möchte eher an Friedrich Bouterwek (geb. 1766, gest. 1828) denken. Ein schwärmerischer Hang trieb ihn zur Poesie, er entsagte jeder einfach natürlichen Lebensanschauung; Schiller's Räuber und Rousseau's Heloise richteten vollends einen argen Wirrwarr in seinem Kopfe an, und er besaß nicht den Götterfunken, der aus solchem Wirrwarr neue Welten schaffen kann. Sein Roman „Graf Donamar" (1791—93) erwarb ihm eine gewisse Anerkennung, trotz der starren Unnatur, welche noch mehr zur Entfaltung kam in den „Miscellen, oder Gedichte, Philosopheme und Erzählungen. 1794," im „Paulus Septimus, 1795" (vergl. die Anmerk. zu X. 316) u. a. m. Nachmals erkannte Bouterwek dieß poetische Treiben selbst für Verirrung; er trat dann in die Reihen der Kantischen Philosophen, und erhielt einen Lehrstuhl zu Göttingen, den er bis an sein Ende ehrenvoll bekleidete.

*

Zu X. 281. Die Deutung auf Wieland's Geſpräche „unter vier Augen" erſcheint mir jetzt etwas gezwungen. Das Xenion möchte wohl von Schiller ſeyn und auf die Frau Dr. Böhmer, geb. Michaelis, zielen (ſ. X. 273 und 626). Der Sinn würde dann lauten: „Wenn ſie auch nur für denjenigen, den ſie jedesmal liebt, unter vier Augen Verſtand beſitzt, ſo können dennoch Viele ihren Verſtand rühmen, da ſie ſchon Viele geliebt hat."

Zu X. 282. Der Held des Räthſel-Epigramms könnte wohl Chriſtian Gotthilf Salzmann ſeyn (vergl. die Anmerk. zu X. 148). Dann lautet die Auflöſung: „nur das Salz fehlt ihm, ſo wäre dieſer Mann genießbar, aber Salzmann iſt ohne Salz und Geſchmack." Für den Fall, daß die vorſtehende Deutung richtig ſeyn ſollte, würde man auch, mit ziemlicher Sicherheit, Schiller für den Verfaſſer halten dürfen, an den ohnehin der Ausdruck des Xenions mehr, als an Goethe, erinnert.

Zu X. 406. In dem Aufſatz: „Ueber den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt," vergleicht Schiller Iffland's und Schröder's Stücke, die hier bezeichnet ſind, mit einander. Er ſagt: „Bei einem ſchweren und ſchrecklichen Verbrechen werden wir von der Qualität deſſelben abgezogen und auf ſeine furchtbaren Folgen aufmerkſam gemacht. Die ſtärkere Gemüthsbewegung unterdrückt alsdann die ſchwächere. Wir ſehen nicht rückwärts in die Seele des Thäters, ſondern vorwärts in ſein Schickſal, auf die Wirkungen ſeiner That. Sobald wir aber anfangen zu zittern, ſo ſchweigt jede Zärtlichkeit des Geſchmacks. Daher iſt der Diebſtahl des jungen Ruhberg in Verbrechen aus Ehrſucht (ein ernſthaftes Familiengemälde in 5 Akten von Iffland. Leipzig 1784) auf der Schaubühne nicht widrig, ſondern wahrhaft tragiſch. — Es iſt ſonderbar, daß dieſer wirklich begangene Diebſtahl des jungen Ruhberg nicht ſo viel Widriges hat, als der bloße unbegründete Verdacht eines Diebſtahls in einem andern Schauſpiel (der Fähndrich, oder der falſche Verdacht. Luſtſpiel in drei Akten von Schröder. Hamburg 1785). Hier wird ein junger Offizier unverdienterweiſe beſchuldigt, einen

silbernen Löffel eingesteckt zu haben, der sich nachher findet. Das Niedrige ist also hier bloß eingebildet, bloßer Verdacht, und doch thut es dem unschuldigen Helden des Stücks in unserer ästhetischen Vorstellung unwiderbringlich Schaden. Die Ursache ist, weil die Voraussetzung, daß ein Mensch niedrig handeln könne, keine feste Meinung von seinen Sitten beweist, da die Gesetze der Convenienz es mit sich bringen, daß man einen so lange für einen Mann von Ehre hält, als er nicht das Gegentheil zeigt. Traut man ihm also etwas Verächtliches zu, so sieht es aus, als ob er doch irgend einmal zur Möglichkeit eines solchen Argwohns Anlaß gegeben hätte, obgleich das Niedrige eines unverdienten Verdachts eigentlich auf Seiten des Beschuldigers ist. Dem Helden des angeführten Stücks thut es noch mehr Schaden, daß er Offizier und Liebhaber einer Dame von Erziehung und Stande ist. Mit diesen beiden Prädikaten macht das Prädikat des Stehlens einen ganz erschrecklichen Contrast, und es ist uns unmöglich, uns nicht augenblicklich daran zu erinnern, wenn er bei seiner Dame ist, daß er den silbernen Löffel in der Tasche haben könnte."

*

Seite 210, Zeile 5. Statt der Stelle: „Da nun aber jene Nachlese Ein Epigramm enthält, dessen Verfasser nicht Goethe war, mit welchem Recht wollte man die übrigen unbedingt für sein Eigenthum gelten lassen?" muß es heißen: „Dadurch, daß Charlotte dieß Xenion (150) mit der Chiffre ihres Gatten bezeichnet hat, wird ihre Glaubwürdigkeit nicht vermindert, sondern bedeutend erhöht."

*

S. 211. Nach X. 423 ist einzuschalten: Wie im Goethe'schen Nachlaß sich ein Xenienblatt vorfand, das den Flammen glücklich entgangen, so erhielt sich auch unter Schiller's Papieren ein ähnliches. Der Sohn des Dichters übergab dasselbe im Original an Hoffmeister; es war mit drei Distichen beschrieben, von denen

das eine zu den Votivtafeln gehört, während die beiden andern offenbar Xenien sind. Wir finden diese Epigramme, mit der Jahrzahl 1796 bezeichnet, in Hoffmeister's Nachlese, Thl. 3. S. 70.

Sokrates.

Dich erklärte der Pythia Mund für den weisesten Griechen.
Wohl! der Weiseste mag oft der Beschwerlichste seyn.

Derselbe.

Weil er unwissend sich rühmte, nannt' ihn Apollo den Weisen.
Freund, wie viel weiser bist du! Was er bloß rühmte, du bist's.

Ich glaube, wir haben hier zwei Stacheln auf Friedrich Schlegel vor uns, der den Dichtern durch seine, noch nicht vollständig verdaute, griechische Weisheit oft „beschwerlich" wurde (s. X. 320—331), und Schiller spricht auch im Briefwechsel mit Goethe von dessen „Unwissenheit" (Xenienkampf, Thl. 2. S. 287).

S. 224—240. Alle Chiffren, mit denen die Tabulae votivae unterzeichnet sind, hätten deutsch gedruckt werden sollen.

S. 270. Nach Xen. 601 einzuschalten: Folgendes Distichon, mit der Jahrzahl 1796 versehen, theilte Hoffmeister (Nachlese, III. 70) nach Schillers Handschrift mit. Dasselbe stammt jedenfalls aus dem großen Kreise der Votivtafeln:

Poet, Erdichtung und Wahrheit.

Wozu nützt denn die ganze Erdichtung? Ich will es dir sagen,
Leier, sagst du mir erst, wozu die Wirklichkeit nützt.

S. 283. Unter dem Blumenxenion „Klatschrose" (Nr. 627) steht irrthümlich Sch; die Chiffre muß dort G. heißen.

Alphabetisches Register der Personen, auf welche in den Xenien hingedeutet wird.

Adelung (Joh. Christoph): 86. 105.
Archenholz (Joh. Wilh. v.): 261.
Aristoteles: 372.
Baggesen (Jens): 128 (?). 249.
Becker (Rud. Zachar.): 71. 252. 309.
Becker (Wilh. Gottl.): 132. 276.
Berkeley (Georg): 377.
Bernhardi (Aug. Friedr.): 275.
Bertuch (Friedr. Justin): 262.
Beust (Lina Gräfin v.): 620.
Bibra (Frhr. v.): 250.
Biester (Joh. Erich): 81.
Böhmer (Frau, nachher Frau v. Schlegel): 273. 274. 626 (?).
Böttiger (Karl Aug.): 155. 441. 445.
Bouterweck (Friedr.): 316.
Bürger (Gottfr. Aug.): 345.
Büsch (Joh. Georg): 236.
Campe (Joach. Heinr.): 87. 140. 141. 151. 152.
Carstens (Asmus Jakob): 135.
Claudius (Matth.): 18.
Cloetz (Baron v. Anacharsis): 235.
Cramer (Karl Friedr.): 230. 231. 235.
Cronegk (Joh. Friedr. v.): 315.
Dalberg (Theod. Ant. Maria v.): 430. 431.
Descartes (René): 371.
Diderot (Denys): 113.
Dülon (Ludw.): 290 (?).
Dyk (M. Joh. Gottfr.): 45. 46. 292. 314. 339.

Ebeling (Christoph Daniel): 236
Ernſt II. (Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg): 127 (?) 180 438 549—551. 592—593 (?).
Eſchenburg (Joh. Joachim): 86 139 390 391.
Ewald (Joh. Ludw.): 256.
Feßler (Ign. Aurelius): 316.
Fichte (Joh. Gottlieb): 380.
Forſter (Joh. Georg Adam): 162 163 347 348
Fritſch (Conſtanze v.): 634
Garve (Chriſtian): 156
Gellert (Chriſt. Fürchtegott): 314
Genz (Friedr. v.): 256.
Gleim (Joh. Wilh. Ludw.): 343 344.
Goethe: 137 270. 396 (?) 447 436. 457.
Goethe (Chriſtiane): 621.
Göchhauſen (Louiſe v.): 627.
Göſchen (Georg Joachim): 284
Gottſched (Joh. Chriſtoph): 346.
Haller (Albrecht v.): 353.
Haſchka (Lorenz Leop.): 413.
Heinrich (Prof. in Jena): 299
Henninge (Aug. Mr. Friedr. v.): 50. 257.
Herder (Joh. Gottfr. v.): 448
Hermes (Joh. Timoth.): 13. 14. 25.
Heydenreich (Karl Heinr.): 122. 123.
Heyne (Chriſtian Gottlob): 366—370
Huber (Ludw. Ferd.): 49. 149. 150.
Humboldt (Alex. v.): 161. 163.
Humboldt (Wilh. v.): 542.
Hume (David): 385.
Jakob (Ludw. Heinr. v.): 54. 70. 253. 296. 297. 419
Jakobi (Friedr.): 69
Jean Paul, ſ. Richter.
Jeniſch (Daniel): 178. 268. 269. 295.
Iffland (Aug. Wilh.): 120. 121. 406
Joſeph II. (der Kaiſer): 286.
Jung (Joh. Heinr., Stilling): 19
Kant (Immanuel): 53. 63. 379. 399. 480—482. 485. 486. 488. 503—506. 559—574
Kleiſt (Franz Alex. v.): 133
Klopſtock (Friedr. Gottlieb): 349
Klos (Chriſtian Adolph): 351

Knebel (Henriette v.): 630 (?).
Körner (Chriſtian Gottfr.): 126 (?).
Kosegarten (Ludw. Theobul): 126 (?).
Kotzebue (Aug. v.): 271. 404. 406.
Kramer (Karl Gottlob): 363.
Langbein (A. F. C.): 300.
Lavater (Joh. Caspar): 11. 12. 20. 21. 22 (?). 422 (?). 485. 486. 488.
Leibniz (Gottfr. Wilh. v.): 378.
Lenz (R.): 625.
Leſſing (Karl Gotthelf): 314. 356.
Leſſing (Gotthold Ephraim): 338. 394.
Lewe (Joel): 179.
Louiſe (von Darmſtadt): 622.
Louiſe (Herzogin von Weimar): 635.
Manſo (Joh. Caspar Friedr.): 33. 34. 35. 38. 42. 89. 335.
Martial (Marc. Valer.): 364. 365.
Meißner (Aug. Gottlieb): 363.
Meinerd (Chriſtoph): 265.
Meiſter (Leonh.): 266.
Mendelsſohn (Moſes): 354.
Meyer (Friedr. Ludw. Wilh.): 255.
Meyer (Heinr.): 420. 447 (?).
Newton (Iſaak): 164—167. 170. 172. 173.
Nicolai (Chriſtian Friedr.): 9. 10. 24. 73. 128 (?). 142—144. 184—206. 218. 238. 254. 334. 355. 415—418.
Nicolay (Ludwig Heinr. v.): 131.
Orleans (Louis Joſeph Philipp. Herzog v.): 380.
Pfeffel (Gottl. Conr.): 6.
Platner (Ernſt): 64—66. 285. 289.
Pufendorf (Samuel v.): 387.
Rackniz (Joſ. Friedr. v.): 17. 27. 28.
Ramdohr (Friedr. Wilh. Baſilius v.): 110.
Ramler (Karl Friedr.): 74. 106. 359.
Reichardt (Joh. Friedr.): 50. 80. 145—147. 208—217. 219—229. 251. 421.
Reinhard (Karl v.): 295.
Reinhold (Karl Leonh.): 381.
Richter (Jean Paul Friedr.): 41. 424—428.
Rudiger (Joh. Chriſtoph): 179.
Salzmann (Chriſtian Gotthilf): 148.
Schelling (Friedr. Wilh. Joſeph): 181. 182.

Schiller: 138. 249. 260. 406.
Schink (Joh. Friedr.): 272. 391.
Schlegel (Joh. Elias): 315. 341.
Schlegel (Aug. Wilh. v.): 342.
Schlegel (Friedr. v.): 302. 305. 308. 310. 320. 331. 342. 391. 392.
Schlichtegroll (Nd. Heinr. Friedr.): 44. 77.
Schleffer (Joh. Georg): 63. 485. 486. 600.
Schmid (Christian Erhard): 383.
Schmidt (Friedr. Wilh. Aug.): 246.
Schneider (Eulogius): 337.
Schröder (Friedr. Ludw.): 404. 406.
Schütz (Christ. Gottfr.): 82.
Seebach (Charlotte v.): 630 (?).
Stralbing (Joh. Joachim): 293.
Spinoza (Baruch Benedict): 376.
Stahl (Georg Ernst): 170.
Stilling: s. Jung.
Stolberg (Christian, Graf zu): 23. 72. 125. 357.
Stolberg (Friedr. Leopold, Graf zu): 16. 20. 52. 72. 116. 118. 125. 278. 279. 357. 485. 486.
Sulzer (Joh. Georg): 88. 352.
Thummel (Aug. Moritz): 154 (?).
Voß (Joh. Heinr.): 75. 120. 121. 129. 130. 248.
Vulpius (Corneline): 633.
Weiße (Christ. Fel.): 45. 46. 314. 330.
Wieland (C. M.): 40. 76. 183. 259. 280 — 284. 300 — 302. 390. 446.
Wieland (Ernst Karl): 207.
Wolf (Friedr. Aug.): 264.
Wolfskeel (Henriette v.): 623.
Wolke (Christian Heinr.): 287.
Woltmann (Karl Ludw. v.): 157.
Wunsch (Christian Ernst): 175.
Wurz (Heinr.): 267.

Schiller und Goethe

im

Xenienkampf.

Von

Eduard Boas.

Zweiter Theil.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1851.

Universitäts-
München
Bibliothek

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt.

		Seite
Eindrücke und Urtheile		1
Anti-Xenien		21
I.	Becker's Reichsanzeiger	22
II.	Oberdeutsche Literaturzeitung	24
III.	Hamburger neue Zeitung	28
IV.	Reichardt's Deutschland	35
V.	N. allgem. deutsche Bibliothek	41
VI.	Campe's Beiträge	44
VII.	Genius der Zeit	47
VIII.	Archiv der Zeit	50
IX.	Der Kosmopolit	58
X.	Wieland's Merkur	59
XI.	Erlanger gelehrte Zeitung	68
XII.	Annalen der leidenden Menschheit	69
XIII.	Blätter aus dem Archiv der Toleranz ꝛc.	70
XIV.	Neues Archiv der Schwärmerei ꝛc.	70
XV.	Gegengeschenke	74
XVI.	Beilage zur Hamburger Zeitung	87
XVII.	Recensien von Schiller's Musenkalender	87
XVIII.	Urian's Nachricht	87
XIX.	Verlecken	92
XX.	Dornenstücke	102
XXI.	Reakus	119
XXII.	Regalien	129
XXIII.	Nicolai's Anhang	146
XXIV.	Kraft und Schnelle des alten Peleus	158
XXV.	Parodien	168
XXVI.	Literarische Spießruthen	179
XXVII.	Mückenalmanach	189
XXVIII.	An die Xenienheren	193
XXIX.	Ein paar Worte zur Ehrenrettung	198
XXX.	Die Ochsade	208
XXXI.	Allgem. literarischer Anzeiger	214
XXXII.	Der Kosmopolit	222

Seite

XXXIII. Oberdeutſche Literaturzeitung 225
XXXIV. Gothaiſche gelehrte Zeitungen 228
XXXV. N. allgem. deutſche Bibliothek 531
Nachklänge 240
Zuſätze 293

Alphabetiſches Verzeichniß der wider die Xenien gerichteten Schriften.

Aeakus. XXI. 119.
Annalen der leidenden Menſchheit. XII. 69.
Anzeiger, allgemeiner literariſcher. XXXI. 214.
Archiv, Berliniſches. VIII. 50.
Archiv, neues, der Schwärmerei und Aufklärung. XIV. 70.
Beilage zu Schillers Muſenalmanach für 1797. XVI. 97.
Beiträge zur weitern Ausbildung der deutſchen Sprache. VI. 44.
Berlocken an den Schiller'ſchen Muſenalmanach. XIX. 92.
Bibliothek, neue allgemeine deutſche. V. 41. — XXXV. 231.
Blätter aus dem Archiv der Toleranz und Intoleranz. XIII. 70.
Correſpondent, der unparteiiſche. III. 26.
Deutſchland, von Reichardt. IV. 35.
Dornenſtücke. XX. 102.
Gegengeſchenke an die Sudelköche ꝛc. XV. 74.
Genius der Zeit. VII. 47.
Kosmopolit. IX. 59. — XXXII. 222.
Kraft und Schnelle des alten Peleus. XXIV. 158.
Literaturzeitung, oberdeutſche allgemeine. II. 24. — XXXIII. 225.
Merkur, neuer deutſcher. X. 59.
Mückenalmanach für 1797. XXVII. 180.
Nicolai, Anhang zu Fr. Schillers Muſenalmanach für 1797. XXIII. 146.
Ochſiade. XXX. 206.
Parodien auf die Xenien. XXV. 168.
Recenſion von Schillers Muſenkalender. XVII. 87.
Reichsanzeiger, herausgegeben von Becker. I. 22.
Spießruthen, literariſche. XXVI. 170.
Tregalien zur Verdauung der Xenien. XXII. 129.
Uriane Nachricht von der neuen Aufklärung. XVIII. 87.
Worte, ein paar, zur Ehrenrettung unſerer deutſchen Martiale. XXIX. 198.
Xenienherrn, an die. XXVIII. 193.
Zeitung, Erlanger gelehrte. XI. 68.
Zeitung, Gothaiſche gelehrte. XXXIV. 228.

Die Gegenwehr.

Eindrücke und Urtheile.

Am 29. Sept. 1796 überschickte Schiller seinem Freunde Körner den fertigen Almanach. Er hatte den Druck und die Versendung der zweitausend Exemplare von Jena aus besorgt, hatte dabei seine „Buchhalterlehrjahre" bestehen müssen und war kaum im Stande, die lästig drückende Arbeit zu bewältigen. Bald fehlten Titelblätter, bald Umschläge, und die verzögerte Ankunft der Musikbeilagen machte wieder eine Masse neuer Pakete nothwendig. Sich in sein Schicksal fügend, schrieb er (9. Oktober) an Goethe: „So sehe ich mich frühe für das Böse gestraft, das wir den schlechten Autoren erzeigt haben."

Endlich, nach langer Mühseligkeit, ordnete sich das Ganze; die J. G. Cotta'sche Buchhandlung verkündigte, daß der Almanach erschienen sey, und bemerkte zugleich: „Außer etwa 200 Seiten Gedichte von verschiedenen berühmten Verfassern, enthält derselbe noch einen Anhang von mehr als 400 Epigrammen, die sich auf den neuesten Zustand der Literatur beziehen und eine in ihrer Art ganz neue Erscheinung sind." Nun brach der Tumult los; bis zum nächsten Frühjahr konnte neben dem Xenienkalender kein anderes Buch Raum gewinnen; er nahm alles Interesse der literarischen Welt vollständig in Anspruch. Um die Eindrücke desselben in ihrer Mannigfaltigkeit auffassen zu können, wollen wir ihn, so gut es geht, auf seiner Reise durch Deutschland begleiten.

Aus Weimar meldete Göthe am 8. Oktober, die „mordbrennerischen Füchse" (X. 43) hätten schon angefangen ihre Wirkung zu thun. Des Verwunderns und Rathens sey kein Ende; der Sinn dieser Räthsel werde tausendfach, und Schiller möchte

deßhalb ja kein zweifelhaftes gestiehen. Jedermann fand sich auf's Aeußerste überrascht durch das Phänomen, und jedermann nahm sich zusammen, um mit anscheinender Unbefangenheit, mit mehr oder weniger Behagen von den Xenien zu sprechen. Johannes Falk, der Satyriker, erklärte die Bezeichnung Wieland's als zierliche Jungfrau für sehr charakteristisch;[1] dagegen soll Wieland geäußert haben: er bedauere nur, daß ...[2] in den Xenien gelobt sey, weil so viel andere ehrliche Leute mißhandelt wären. Auch den Angriff auf Gleim billigte er nicht; obgleich er zugeben mußte, die jetzige Poesie des Dichtergreises sey außerordentlich schwach, so war es ihm doch unbehaglich, daß demselben sein Alter vorgeworfen worden. „Denn welcher Dichter darf es nun wagen, alt zu werden?“ fragte er in der gewohnten naiven Weise. Herder's Gattin, eine große Verehrerin von Gleim, stimmte ganz mit Wieland überein; sie sprach voll Heftigkeit über die Ausfälle wider den würdigen Veliäs. Herder selbst war durch die wilde Epigrammenherrschaft höchlich erzürnt; bei einer gewissen Gelegenheit meinte er: die Horen müßten sich fortan mit n schreiben, und noch nach Jahresfrist, als Böttiger ihm neue Xenien mitgetheilt hatte, gab er zur Antwort: „Ich hasse die ganze verdammte Gattung und wünschte, daß dieß die letzten in unserer Sprache wären. Jeder ehrliche Mann, der seines Weges fortgeht, kann eine Klette an's Kleid oder einen Schandfleck in's Gesicht geworfen bekommen, und man sagt: es war eine Xenie.“ Böttiger betrachtete die Sache von seinem eigenen Standpunkt aus und fürchtete namentlich den Schaden, welchen die Xenien wegen der Gesinnungen der Höfe und Höflinge über die Gelehrten anrichten könnten.[3]

Einige Wochen nach dem ersten Briefe schreibt Goethe (26. October) an Schiller: „Mit dem Weimar'schen Publikum bin ich im Ganzen wegen des Almanachs ziemlich zufrieden, doch ist der Gang noch immer eben derselbe; die Xenien verkaufen die

[1] Böttiger, literar. Zustände, I. 137.
[2] Muthmaßlich: Voß.
[3] Böttiger's Leben, S. 56, 133 und 137.

tabulas votivas und was sonst Gutes und Ernsthaftes in dem Büchlein stehen mag." — Goethe selbst fühlte eine innere Genugthuung, als der stechende Xenienschwarm nun wirklich in's Freie entlassen war; das sieht man aus seinem Bericht (30. Oktober) an Meyer in Italien: „Es ist mir sehr lieb, daß Ihnen die vortreffliche reisende Dame * aufgestoßen ist und daß Sie durch dieses Musterbild einen Begriff von dem christlich-moralisch-ästhetischen Jammer bekommen haben, der sich an den Ufern der Ostsee in der unmächtigsten Aufgeblasenheit versammelt. Es ist weder ein Bund noch eine Gesellschaft, sondern der höchste Grad von Schwäche, Armuth, Verworrenheit und Eigendünkel, der sie verbindet; denn im Grunde sind sie mit einander gar nicht einig, als darin, daß sie gern Alles, was sich über den Niveau ihrer Misère erhebt, dem Erdboden gleich machen möchten. Wir haben in dem Schiller'schen Musenalmanach eine sehr lebhafte Kriegserklärung gegen das Volk gethan und sie so gewürzt, daß sie wenigstens jedermann lesen wird. Denn da die Gesellen mit ihrer Druckerei, Schmeichelei und heiligen Kunstgriffen aller Art immer theils im Stillen fortfahren, theils auch sich gelegentlich mit einem vernehmen Christenblick öffentlich sehen lassen, so bleibt nichts übrig, als ihnen hartnäckig und lebhaft zu zeigen, daß man in der Opposition verharren werde. — — Ich hoffe, wir sollen uns bei unserem bösen Ruf erhalten und ihnen mit unserer Opposition noch manchen bösen Tag machen. Sie haben zwar eine Menge für sich, aber es wird ihnen doch immer weh, wenn man auf ihre Schattengötzen auch nur mit der Laterne zugeht; und dann ist es das Lustigste, daß, wie bei andern Parteiverhältnissen, die Familien unter sich nicht einig sind, und ehe man sich's versieht, einmal ein Sohn oder eine Tochter sich zu unserem credo herüberneigt."

Hieran schließt sich eine spätere Mittheilung vom 19. Januar 1797, ebenfalls für Meyer bestimmt: „Da wir voraussehen, daß wir uns durch diese Aeußerungen uns Feinde und Widersacher

* Vielleicht die Gräfin Auguste Bernstorff, geb. Stolberg. Vergl. Goethe's Briefe an dieselbe. Leipzig 1839.

genug zuziehen würden, so hielten wir für das Beste, gleich auf einmal dem Hasse den Boden auszustoßen und in ungefähr vierhundert und fünfzig Distichen Baven und Mäven, den Phantasten und Heuchlern, theils namentlich, theils mit leichter und schwerer Deutung zu Leibe zu gehen, worüber ein fürchterlicher Lärm entstanden ist, woron Sie seiner Zeit mehr vernehmen sollen, wenn ich nur erst selbst das corpus delicti in die Hand gebracht habe." — Varius und Mävius sind ein Paar elende Dichter, die bei Virgil und Horaz vorkommen.

In Jena, am Quell des reißenden Stromes, scheint es ziemlich ruhig geblieben zu seyn. Schiller schrieb den 11. Oktober an Goethe: „Unterdessen habe ich nichts mehr vom Almanach gehört, als daß unsere gute Freundin S** hier die auf Manie gerichteten Xenien abgeschrieben und an Gottern geschickt hat." Sicher ist die Gattin A. W. Schlegel's (K. 273) gemeint, denn dieselbe Dame hatte auch die gedruckten Bogen des Wilhelm Meister früher als der Dichter in Händen. Goethe erwiederte mit ungestörtem Humor: „Heil unserer S., daß sie unsere Gedichte abschriftlich verbreiten und sich um unsere Aushängebogen mehr als wir selbst bekümmern will! Solchen Glauben habe ich in Israel selten funden." — Körner sich von fernher seine kräftig ermunternde Stimme vernehmen, auch Humboldt, welcher seit Anfang August eine Reise in's nördliche Deutschland unternommen hatte, gab durch Briefe Nachricht. Woltmann wußte mancherlei zu erzählen, und Schlegel, so eben von Leipzig zurückgekehrt, wo er mit Reichardt zusammengetroffen war, brachte mündliche Nachrichten. Schiller äußerte: man sollte über alle schriftlichen und gedruckten Urtheile ordentlich Acta halten, um einmal, wenn es der Mühe werth sey, daraus referiren zu können. Uebrigens hatte Schlegel noch mehreren Wochen die „jungen Nereiden" (K. 341) noch nicht ergründet und fragte den Dichter ausdrücklich darnach. In der allergrößten Verlegenheit aber befand sich Schütz, weil er nirgend einen Ausweg sah, die Xenien in der allgemeinen Literaturzeitung zu besprechen, ohne

[1] Riemer, Briefe von und an Goethe, 2. 43 f. u. 49

auf dieſer oder jener Klippe zu ſtranden. Endlich kam ihm in ſeiner Rathloſigkeit ein Strahl von oben; er dachte wie König Salomo: „wenn Reden Silber iſt, iſt Schweigen Gold,“ und recenſirte die Xenien gar nicht.

Von hoher Bedeutung muß es uns ſeyn, zu erfahren, wie Charlotte v. Schiller den wilden Epigrammenſtreit betrachtete. Dieſe treffliche Frau erkundigt ſich bei ihrem Jugendfreund, Friedrich von Stein, was Hermes zu den Xenien ſage, und fährt dann fort:[1] „Sie werden wohl gedacht haben, daß die beiden Dichter mitunter etwas unartig waren, aber es iſt im Ganzen nicht ſo böſe gemeint. Alles was noch dagegen geſagt werden, gibt einen neuen Beweis, daß ſie manches Wahre geſagt haben, nämlich über die Fähigkeit und Art des gelehrten Publikums die Dinge aufzunehmen. Manche haben platte Deutungen gemacht, die ſie erſt ſelbſt hinein gelegt haben, manche haben es moraliſch zu ernſtlich genommen, keiner hat aber den Reichthum von Witz aufweiſen können, den die Beiden verſchwendet haben, und es iſt noch nichts erſchienen, was dagegen aufkommen könnte. Ich bin nicht parteiiſch, ſo lieb und werth mir beide Verfaſſer ſind, dieß Urtheil muß jeder unbefangene Leſer fällen.“

Die Nachbarſtadt Gotha hielt noch feſt an den Formen des franzöſiſchen Geſchmacks, und Herzog Ernſt hatte niemals ſonderliche Vorliebe für deutſche Poeſie gezeigt. Ein ganzer Kreis von Männern, denen die Xenien übel begegneten, ſtand zu dieſer Reſidenz in naher Beziehung: Friedrich Jacobs, Schlichtegroll und Rudolf Zacharias Becker hatten dort ihren Wohnſitz. Thümmel pflegte Monate lang dort zu verweilen und Manſo war erſt ſeit einigen Jahren nach Breslau übergeſiedelt. Gotha gerieth deshalb in große Bewegung ob der Tollkühnheit unſerer Dioskuren; vorzüglich wurde der alte Gotter ſehr erſchreckt und er lamentirte gewaltig über ſolchen Xenienſcandal. Der Herzog

[1] Eben von Kahlert, Briefe an Stein. S. 130 ff. — Das Schreiben iſt dort vom 3. März 1798 datirt, was aber auf einem Irrthum beruhen muß, da aus ſeinem ganzen Inhalt hervorgeht, daß es dem Jahre 1797 angehört.

selbst war äußerst ungehalten, weil man Schlichtegroll, seinen Günstling, so ironisch behandelt hatte, aber Goethe meinte (26. Oktober 1796): das sey recht gut. „Man hat in Goethe mit der größten Gemüthsruhe zugesehen, wenn man mir und meinen Freunden höchst unartig begegnete, und da das literarische Faustrecht noch nicht abgeschafft ist, so bedienen wir uns der reinen Befugniß, uns selbst Recht zu verschaffen und den nekrologischen Schnabel zu verrufen, der unserem armen Moritz[1] gleich nach dem Tode die Augen aushackte. Ich erwarte nur, daß mir jemand etwas merken läßt, da ich mich denn so lustig und artig als möglich expektoriren werde." (Vergl. A. 127 und Tab. vol. 349—351.)

Drei Tage später berichtete er selbst von der Gothaischen Aufgeregtheit und theilte dem Freunde ein Dutzend Distichen von — mit, der die Sache noch artig genug nahm. Schiller gab zu, die Epigramme wären ganz liberal aufgefallen, aber er mußte dennoch gestehen, daß ihm diese Auffassungsweise am äußersten lag. „Es blickt nichts daraus hervor," sagte er, „als eine Schonung der Leerheit und Flachheit, und ich weiß nichts Impertinenteres, als von einer Seite dem Erbärmlichen nachzulaufen und dann, wenn jemand demselben zu Leibe geht, zu thun, als ob man es bloß geduldet hätte; erst es dem Guten entgegen zu setzen und dann sich zu stellen, als ob es genium wäre, es mit demselben vergleichen zu wollen. Der Pentameter:

„Unser Wasser erfrischt ꝛc."

ist merkwürdig und ganz erstaunlich expressiv für die ganze Klasse."

Der Danziger Herausgeber hält, durch offenbare Verwechslung, den Koadjutor Dalberg für den Verfasser der fraglichen Distichen; wenn Düntzer aber die Stachelverse Gotter zuschreibt, der das Schwert für Manie ergriffen haben soll, so ist es gleichfalls ein Irrthum. Dieselben rührten ohne Zweifel von Friedrich

[1] Karl Philipp Moritz, Professor der „Antou Reiser," geb. 1756, † 1793 als Professor an der Akademie der Künste zu Berlin.

Jacobs her; er vertheidigte sich darin gegen X. 88 (s. die Anmerkung), wo er mit Manso und Schatz als Fischlein vorkommt, und das „erfrischende Wasser“ bezog sich auf Sulzer's Cisterne.

In Erfurt war es der Koadjutor von Dalberg, welcher den Xenien lebhafte Theilnahme zuwendete. Schiller erhielt von ihm einen Brief, der darauf Bezug nahm, und schickte denselben (13. November) an Goethe, indem er Folgendes hinzufügte: „Sie sehen daraus, daß man viel sündigen kann, wenn man sich nur erst in einen recht moralischen Ruf gesetzt hat. Noch lege ich Ihnen ein Blättchen Hexameter (!) bei, welche in Breslau von einem Champion des Herrn Manso, gegen Sie oder mich, gedichtet worden sind. Es ist doch sonderbar, daß unsere bisherigen Angreifer im Sylbenmaße schon verunglücken.“ Goethe ließ die Aktenstücke sogleich zurückgehen und begleitete sie mit den Worten: „Bei dem einen ist es wirklich merkwürdig, daß unsere Gegner bis jetzt das Element nicht finden können, worin wir uns bewegen; bei dem andern zeigt sich eine gewisse höhere Vorstellungsart, die denn auch ganz gut ist, sähe nur nicht die Neigung zu dem „erquicklichen Wasser“ auch hier so klar mit durch.“

Die bezeichneten Hexameter mögen entweder Manuscript oder ein gedrucktes Flugblatt gewesen seyn. In Breslau erschienen damals nur zwei Journale: die Schlesische Zeitung und die Provinzialblätter, welche beide keine Spur der satyrischen Verse enthalten. Uebrigens hatte das Xenienwetter dort tüchtig eingeschlagen. Der alte Garve zürnte, obwohl er selbst gelobt worden; auf Fülleborn deutete man X. 282; Hermes war durch schwere Angriffe verletzt und Manso brütete Rache. Außerdem fehlte es nicht an jungen Schöngeistern, von denen die epigrammatische Epistel wohl herrühren konnte, aber etwas Bestimmteres läßt sich nicht ermitteln. Dagegen erhielten sich einige Antixenien von Garve, welche ihrer Zeit nicht zur Oeffentlichkeit gelangt sind. Als der Kampf entbrannt war, als Manso die Gegengeschenke schon publicirt hatte, schrieb der arme Kranke (14. Januar 1797) an Christian Felix Weiße:[1]

[1] Garve's Briefe an Weiße, Breslau 1803. II., 249 f.

„Ich muß Ihnen von einer Erscheinung Nachricht geben, die ich, wenn ich stolz genug wäre, mich mit Sokrates zu vergleichen, für ein Zeichen meines herannahenden Endes halten könnte. Ist es nicht auch vielleicht der letzte Zoll, den ich den Musen abzutragen habe, wenn ich, ein so ganz prosaischer Mann, in meinem Alter Verse, und noch dazu Xenien mache? — Dieß habe ich in der That gethan, — an einigen Abenden, wo der Schmerz an meinem Auge mich zu allem Lesen und Schreiben unfähig machte und die Einsamkeit mir doch nicht erlaubte, mich mit etwas anderem, als meinen eigenen Gedanken zu beschäftigen. Noch voll von dem Unwillen, den sowohl der Angriff als die Vertheidigung jener poetischen Streiter bei mir erregt hatte, versuchte ich, ob ich nicht meine Empfindungen eben so gut, wie ein anderer in einen Hexameter und Pentameter zwingen könnte; und siehe da, es ging. Ich feilte noch ein wenig daran; ein Paar meiner poetischen Freunde feilten auch ein wenig, und so sind denn folgende Distichen entstanden, in denen ich, was in- und außerhalb Troja gesündigt worden ist, gleich freimüthig gerügt habe. Das erste bezieht sich auf das wirklich gute Distichon in Schiller's Musenalmanach, wo den Deutschen empfohlen wird, alles mit Ernst und Liebe zu thun, weil dieß ihnen allein gut stehe." (Tab. vot. 550.)

Die Selbstverdammung.

Ernst und Liebe, sie kleiden, so sagt ihr, einzig den Deutschen.
Deutsche seyd ihr; drum stehn Spotten und Hassen euch schlecht.

Die freiwillige Erniedrigung.

Seht, wie der Strahl des Genies im Nebel der Schmähsucht erlischet;
Auch dem Adler im Schlamm helfen die Flügel zu nichts.

Aufschlaß über das Schreckensystem

Wohl begreif' ich es nun, wie Staatsparteien sich morden,
Da die Partei'n des Parnaß tödtliche Feindschaft entflammt.

Die unerlaubte Darstellung

Heuchlerisch leben, was man im Herzen verachtet, ist schändlich.
Ist's denn, in Versen zu schmähn, was man doch achtet, erlaubt?

Die Gerechtigkeit der Muse

Ihrem Günstlinge selbst versagt die Muse den Beistand,
Wenn er, schmähend, den Vers, oder sich rächend, entweiht.

Die erlaubte Rache.

Eine Rache ist süß, die nimm an dem hämischen Tadler.
Kränke, wenn du es kannst, ihn durch ein Meisterwerk todt.

„Denken Sie sich, um die Mittheilung dieser meiner Verse zu entschuldigen, das darunter geschrieben, wodurch Friedrich Wilhelm der Erste seinen Gemälden einen Werth gab: In doloribus pinxit."

Wer kann dem braven Garve ob dieser schwachen Distichen zürnen, welche ihn sein Schmerzenslager auf eine kurze Zeit vergessen ließen? Trieb er doch die Unparteilichkeit so weit, daß er, nachdem er drei Epigramme gegen Schiller und Goethe gerichtet hatte, auch seinen Freund Manso — für dessen „Gegengeschenke" (Anti-Xenien Nr. XV.) — mit einer gleichen Anzahl bedachte. Weiße fand außerordentliches Wohlgefallen an den Doppelversen und wollte sie in Becker's Erholungen abdrucken lassen, doch das

war nicht nach Garve's Sinn, weshalb derselbe einen feierlichen Protest dagegen einlegte. Sein Brief an Weiße vom 8. Febr. 1797 beginnt:[1] „Ich eile, Sie zu bitten, daß Sie ja von meinen kleinen Spielereien nichts aus Ihrer Hand, und besonders sie ja nicht an Beckern zum Einrücken in seine „Erholungen“ schicken: Sie wissen, daß nie der Autor einer gedruckten Sache unbekannt bleibt, sobald man sich die Mühe geben will, ihn zu erforschen. Hier habe ich mehreren Freunden ebenfalls aus Scherz diese Spätlinge meiner bis in's Alter unfruchtbaren Muse vorgelesen. Hier würde man also den Autor mit Gewißheit erkennen und von hier aus würde sich die Nachricht gleich überall verbreiten. Je unbedeutender die Dinger sind, desto lächerlicher würde die Eitelkeit scheinen, daß ich mit denselben vor's Publikum geeilt sei. Und nun ist es mir von äußerster Wichtigkeit, bei diesem lokalen Gezänke gar nicht mehr genannt zu werden. Schon das mir günstige Epigramm hätte ich aus Schiller's Almanach herausgewünscht — und eben so, daß Nicolai in seinem Nachtrage nicht diese Schonung gegen mich relevirt hätte.[2] Sollte ich bei solchen Gesinnungen nun noch muthwillig mich auf den Kampfplatz stellen? Ein Paar von meinen Xenien sind gegen den Musenalmanach gerichtet, welcher mich nie beleidigt hat, ein Paar gegen die Antixenien, deren Verfasser Manso mein Freund ist. Und schon der Umstand, daß alle Welt jetzt Xenien macht und es so leicht findet, deren zu machen, würde meine Eitelkeit abhalten, mit den meinigen hervorzutreten.“ Garve bittet also dringend, falls Weiße die Distichen an Becker gesendet haben sollte, sie sich zurückgeben zu lassen.

Berlin bildete damals ein mächtiges Triebrad deutscher

[1] B. a. C. S. 283 f.

[2] In Nicolai's „Anhang“ (Nr. XXIII.), S. 100, heißt es von den Xenienmachern: „Gegen Einige, welche ihnen ein wenig hart und kurz angebunden zu sein scheinen, [illegible] die [illegible], und endlich, wenn sie sehen, daß die Andern nichts Arges meinen, werfen sie [illegible] einem Gast wie Garve im Vorbeigehen eine [illegible] aus ihren [illegible] Tabaksdosen zu. — Danken [illegible] gewesen.“

Literatur und Kritik; es konnte den verbündeten Dichtern nicht gleichgültig seyn, wie man die Xenien an der Spree aufnahm. Zufällig befand sich Wilhelm v. Humboldt eben dort und folglich durften sie unbefangene Berichte erwarten. Humboldt selbst war durch den Almanach bedeutend überrascht worden; er schwelgte recht darin, und die Xenien machten auf ihn den heitersten Eindruck. Vor den tabulis votivis hatte sowohl er als Friedrich Gentz einen großen Respekt, aber eine Auseinandersetzung des Schiller- und Goethe'schen Eigenthums an diesen gemeinschaftlichen Produktionen fand Humboldt sehr schwierig. In Berlin gab es ein gewaltiges Reißen um den Kalender, doch ließ sich weder Interessantes noch Kurzweiliges darüber verlauten. Die Meisten kamen mit Gemeinplätzen angeflogen, oder sie belachten alles ohne Unterschied, wie eine literarische Hatze. Sämmtliche Xenien schob man Goethen in die Schuhe, worin die Berliner durch Hufeland noch mehr bestärkt wurden, da dieser behauptete, er habe sie alle in Goethe's eigener Handschrift gelesen.

Um von den einzelnen Schriftstellern zu sprechen, so verdient Nicolai wohl den ersten Platz, weil er, wenn auch nicht in der Literatur, doch in den Xenien die hervorragendste Rolle spielte. Er nannte das schreckliche Buch den Furienalmanach. Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, Redakteur des Archivs der Zeit, war überzeugt, die Dummern hätten sich in den Xenien selbst heruntergerissen und Schiller habe das Distichon: „Wohlfeile Achtung" (N. 92), auf Goethe gemacht. Johann Erich Biester, königlicher Bibliothekar und Mitglied der Akademie, äußerte sich ganz entzückt über die Satyren, nur fand er sie noch zu mäßig geschrieben. Johann Friedrich Zöllner, Oberconsistorialrath und auch als Schriftsteller bekannt, theilte diese günstige Meinung, während ein Anderer seufzend erklärte: jetzt sey wieder eine Landplage mehr in der Welt, weil man sich jedes Jahr vor dem Almanach zu fürchten habe.

Karl Friedrich Zelter, der Componist des Almanachs, mußte innerlich laut auflachen über die Xenien, worin seine Freunde, Nicolai, Reichardt u. A., wie lebende Schatten citirt

waren, aber nach außen durfte er sein Vergnügen nicht merken lassen. Er sollte den Blitz verfluchen, der eingeschlagen, und war froh, dessen Leuchten zu sehen. Man zürnte schon auf ihn, weil er, als Märker, Goethe's Musen und Grazien in der Mark componirt hatte, besonders konnte ihm sein Schwager Spener[1] das nimermehr verzeihen. Eines Tages, als er bei diesem zu Tische geladen war, trank er in dessen Wein die Gesundheit — der Xenien. Was keiner leugnete, was auf jeder Zunge lag, war heraus, und nun ging's an ein Rathen: „diese Xenie ist von Ihm (Goethe)!" „Nein, die muß vom Andern (Schiller) seyn!" u. s. w. Zelter, der uns die drollige Scene schildert,[2] fügt treuherzig hinzu: „Bewahre Gott, daß ich mich hätte ergötzen sollen an der Züchtigung guter Männer! ich war froh gewesen und blieb wie ich gewesen; sie lebten ja alle und tobten auf ihre Art, was sollte ich nicht leben auf meine Art?"

Wenden wir uns nach Halle, so sehen wir mehrere berühmte Lehrer der Universität durch die Xenien in große Zufriedenheit versetzt, obgleich dem Professor Jacob arg mitgespielt worden, derselbe mochte sich also wohl keiner sonderlichen Liebe bei den Collegen zu erfreuen haben. Das helle Auge Friedrich August Wolf's erblickte schon die Klarheit, welche auf den düstern Schauer folgen mußte; Johann August Eberhard, der scharfe Denker und geistvolle Erzähler, hatte ebenfalls seine Lust daran, und selbst Ernst Friedrich Klein, Professor der Rechtswissenschaften, ein naher Verwandter Nicolai's, stimmte in das Lob der Xenienbichter ein.

Unterdeß benahm sich Reichardt in Giebichenstein sehr sentimentalisch bei den bittern Gastgeschenken und war nur getröstet, als Schlegel versicherte, Goethe habe an den wider ihn gerichteten keinen Antheil. Er glaubte bei diesem noch immer etwas zu gelten, hob dessen Stücke im Almanach besonders hervor, und W. v. Humboldt, der am 1. November in Jena ankam,

[1] Ein bekannter Buchhändler und Verleger von Schmitt's Kalender der Musen und Grazien.

[2] Briefwechsel mit Goethe, V. 215 f.

meinte ſogar, Goethe ſey vor ſeinem Beſuch keineswegs ſicher. Eigentlich hatte Reichardt mit Humboldt reiſen wollen; dieſer war ihm nur durch Liſt entſchlüpft, doch durfte man ihn vierzehn Tage ſpäter in Jena erwarten, denn er beabſichtigte, Friedrich Schlegel von dort weg und nach Giebichenſtein zu nehmen. „Das heiß' ich recht vom Teufel geholt werden!“ bemerkte Schiller hierzu.

Goethe war zur Zeit in Ilmenau und hoffte dort ſein epiſches Gedicht ein wenig vorwärts zu bringen. Schiller ſendete ihm Grüße in dieß einſame Thal, wo er leicht das Städtchen ſeines Hermann finden und wo auch ein Apotheker und ein grünes Haus mit Stuckaturarbeit nicht fehlen würde. Der Dichter erwiederte aus der ſtillen Bergſtadt am 12. November: „Ihre beiden Briefe, wertheſter Freund, habe ich erſt ſpät in Ilmenau erhalten, wohin, wie nach Cimmerien, die Boten langſam gehen, die Sonne ſelten in dieſer Jahreszeit dringt, der Almanach aber doch früh genug den Weg gefunden hat. Ich ſtehe vorerſt dabei ſtille, daß wir mit beiden Werklein im Ganzen den gehörigen Effekt gethan haben; einzelne Aeußerungen können dem Autor ſelten wohlthun. Man ſteht denn doch am Ziel, es mag nahe oder fern geſteckt ſeyn, wenn einen der Leſer gewahr wird. Nun kommen ſie, gehen, rennen und trippeln wohl auch herbei, andere bleiben unterwegs ſtehen, andere kehren gar um, andere winken und verlangen, man ſolle wieder zu ihnen zurückkehren in's platte Land, aus dem man ſich mit ſo vieler Mühe herausgearbeitet. So muß man die allgemeine Aufmerkſamkeit für das Reſultat nehmen und ſich ganz im Stillen mit denjenigen freuen, die uns Neigung und Einſicht endlich am reinſten nähert; ſo habe ich Ihnen das nähere Verhältniß zu Körnern und Humboldt zu verdanken, welches mir in meiner Lage höchſt erquicklich iſt.“

Jetzt erfuhr man auch, daß Alexander v. Humboldt, damals Oberbergmeiſter in den Fürſtenthümern Ansbach und Baireuth, über die Xenien recht entzückt ſey. „Das iſt doch wieder eine neue Natur, die ſich dieſen Stoff aſſimiliren kann,“ ſagte Schiller freudig.

Dresden hatte zu jener Zeit nur eine geringe Bedeutung für deutſches Schriftenthum. Aber Körner, der edle feinſinnige

Freund, war dort zu Hause und sein Urtheil mag schwer, denn es kam immer frisch aus Geist und Herz. Gleich nach Empfang des Almanachs hatte er (5. Oktober) an Schiller geschrieben: „Ich habe gesucht, mir die Xenien fremd zu machen und alles Persönliche dabei zu vergessen, und es sind nur wenige unter den polemischen, die ihren Werth nicht behaupteten. Eine gewisse vis comica, wovon es im Deutschen so wenig Beispiele gibt, herrscht bei weitem in dem größten Theile und macht sie zu einem bedeutenden Kunstwerke für jeden, der für das Komische Sinn hat, er mag sich nun für literarische Streitigkeiten interessiren oder nicht. Freilich ist der Sinn für's Komische selten in unseren Tagen und mancher möchte seine Stumpfheit gern für Gutherzigkeit verkaufen. Manchem fehlt es auch an Unbefangenheit, weil er irgend einen werthen Bekannten gegeißelt findet. Darum wundere Dich nicht, wenn diese Produkte auch von dem nicht interessirten Theile des Publikums anders aufgenommen werden, als sie sollten."

Schon am 11. Oktober erfolgte ein neuer ausführlicher Brief Körner's über den Almanach, welcher die beiden Streiter wahrhaft erquickte. Darin hieß es zum Schluß: „Und nun zu den Xenien im weiteren Sinn, nämlich mit Inbegriff der tabulae votivae und derer, die auf Amor's Schicksale folgen („Vielen" und „Einer"). Für mich ist es ein herrlicher Genuß, eine solche Reihe von Kindern vor mir zu sehen, die Eure geistige Heirath zur Welt gebracht hat. Eben aus der Verschiedenheit Eurer Naturen sind die köstlichsten Mischungen entstanden: hier Klarheit bei tiefem Sinne, dort Innigkeit bei froher Laune; hier üppige Kraft bei strenger Zucht, dort zarte Empfänglichkeit für die Natur bei dem höchsten Streben nach dem Ideale. — Was ich bei diesen Produkten vorzüglich ehre, ist das Spiel im höheren Sinne. Spielend behandelt Ihr die fruchtbarsten Resultate des schärfsten Nachdenkens und der geprüftesten Erfahrung, die lieblichsten Bilder der Phantasie, die süßesten Empfindungen, die widerlichsten Albernheiten; und gleichwohl verliert der Gedanke nichts an seinem Gehalt, der Stachel der Satyre nichts an

Schärfe. In dem polemiſchen Theile der Xenien iſt vielleicht manchmal noch zu viel Ernſt. Gern möchte ich noch manches über manche Diſtichen ſagen, aber wo ſoll ich aufhören? Ganze Bogen ließen ſich über einige Zeilen ſchreiben."

Schiller erwiederte hierauf: „Von dem Schickſale unſeres Almanachs in der Welt habe ich noch nicht viel in Erfahrung bringen können. Für das Komiſche darin iſt in der jetzigen Leſewelt zu wenig Humor und für das Ernſthafte zu wenig Tiefe. Von der einen Seite haben wir alſo an der Schwerfälligkeit und von der andern an der Flachheit einen unüberwindlichen Feind zu erwarten.

In Leipzig, wo Dyk die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften herausgab, wo Platner und Heydenreich lebten, mußte die Erbitterung beſonders heftig ſeyn. Ende Decbr. 1796 reiſte Goethe in Begleitung des Herzogs dorthin und beſuchte einen großen Ball. Hier traf er den Magiſter Dyk, nebſt einer Schaar von deſſen Mitarbeitern, welche ſämmtlich bemüht waren, dem Xenienſchleuderer durch entrüſtete Blicke ihre Aufmerkſamkeit kundzuthun.

Aus Süddeutſchland erfuhr man wenig oder nichts vom Almanach, denn Stuttgart, Mannheim, Frankfurt und andere namhafte Städte waren mit fremden Truppen überſchwemmt; der kriegeriſche Lärm ließ die bunten Epigramme nicht durchdringen.

M. A. v. Senkenberg ſchrieb im November 1796 aus Gießen an Goethe's Jugendfreund, den geheimen Tribunalrath Höpfner: „Bei Gelegenheit des Schimpfens fällt mir ein, Sie zu fragen, ob Sie auch den Schimpf-Muſenalmanach, d. i. Schiller's ſeinen und die hinten angehängten Xenien geleſen haben? Doch was hat Freund Höpfner wohl im Fach der ſchönen Wiſſenſchaften nicht geleſen? Aber traurig iſt, daß denn auch in Verſen geſchimpft wird. Wo iſt das Didicisse fideliter artes, emollit mores? Welche Muſe hat wohl die Diſtichen auf Jakob, auf Nicolai u. ſ. w. eingegeben?"[1]

[1] Briefe aus dem Freundeskreiſe von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, herausgegeben von Dr. Wagner. Leipzig 1847. S. 360 f.

In Wien geſchah, was dort gewöhnlich zu geſchehen pflegte: der Xenienalmanach wurde verboten. Uebrigens konnte man ſich damit tröſten, daß auch den ganz unſchuldigen Jahrgang 1796 dieß Schickſal ereilt hatte. Goethe hielt ſchon ein Epigramm für's künftige Jahr bereit, welches in der Quartausgabe ſeiner Werke, Bd. 1. S. 203 unter der Aufſchrift: „Zu den Xenien 1797" abgedruckt iſt und alſo lautet:

„Eines ſoll mich verdrießen für meine lieben Gedichtchen:
Wenn ſie die Wiener Cenſur durch ihr Verbot nicht bekränzt."

Anders ſah es oben an der deutſchen Meeresküſte aus. In der freien Stadt Hamburg und im grünen Holſtein, beſonders in Altona, mußten die Xenien ſehr aufregend wirken, denn dort lebte mancher ſchwergetroffene Autor, nebſt einem ſtarken pietiſtiſchen Anhang der Stolberge. Schiller erwartete deßhalb, daß in jenen Gegenden der Abſatz des Almanachs bedeutend ſeyn werde. Im November ſchrieb Friedrich Heinrich Jacobi „einen fulminanten grünen Brief" (an Humboldt?) über Schlegel's Recenſion ſeines Woldemar, und ſprach ſich darin auch über die Xenien aus.[1] Ganz außerordentlich erbittert zeigte ſich Voß in Eutin, obwohl ihn die Gaſtgeſchenke auf eine wahrhaft glänzende Weiſe gefeiert hatten. Erneſtine Voß erzählt: „Der Xenienalmanach machte einen ſehr üblen Eindruck auf Voß, den er lange nicht verſchmerzte, ſo viel anziehendes für ihn ſie auch enthalten mochten; nur fühlte er, Witz und Laune dürften nicht angewandt werden, andern wehzuthun, oder gar zu ſchaden; es ſey unrecht, Gleim, der einen Halladat gedichtet, Kriegslieder geſungen, die eine Zeit lang im Munde Aller geweſen, und Fabeln geliefert, die zum Theil ſchwer zu übertreffen ſeyen, ſo an ſein Alter zu erinnern, weil ſeine Lieder nicht mehr den für ächt gehaltenen Ton anſtimmten, obgleich ſelbſt dieſe Lieder auf einen großen Theil der Leſer zum Guten wirkten. Die erſte lärmende Wirkung dieſer Menſchenausſtellung war ihm ſehr unangenehm."[2]

[1] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, II. 268.
[2] Briefe von J. H. Voß, III. 49.

Uebereinstimmend äußerte sich Voß in seinem Briefe an Friedrich August Wolf vom 3. November 1796: „Der Schiller'sche Musenalmanach treibt es doch etwas zu arg. Gegen die überstrenge Gerechtigkeit sticht die Parteilichkeit für die Nachbarn ab und die Personen hätten nicht berührt werden sollen: der alte Gleim, der Schulmeister Manso." Auffallen muß es, daß Voß sich gegen Schiller selbst gerade entgegengesetzt ausgesprochen zu haben scheint. Dieser sendete am 9. December ein Briefchen des eutinischen Leuen an Goethe, worin derselbe muthmaßlich sein Urtheil über den Xenienstreit niedergelegt und seinen nahen Besuch angekündigt hatte, denn Goethe erwidert: „Die Art, wie Voß sich beim Almanach benimmt, gefällt mir sehr wohl, auf seine Ankunft freue ich mich recht sehr." Allein unter'm 27. März 1797 berichtet Voß an Nicolai: er werde von Weimar und Jena zurückgehalten, wo nach Erscheinung der Xenien gewiß noch weniger Freude und Herzlichkeit wohne, als er vor drei Jahren dort gefunden. Daß sich hier eine arge Doppelzüngigkeit kund gibt, beweist Vossens eigene Schilderung seines früheren Lebens in den genannten Städten, wo durchaus keine Klage über die Aufnahme zu entdecken ist.[1]

Am allerschlimmsten sah es drüben in Kopenhagen aus. Dort war der Sinn für deutsche Literatur sowohl durch Mangel einer einheimischen, als durch Friederike Brun's und Baggesen's Bemühungen rege erhalten. Nun zeigte sich die frömmelnde Aristokratie Dänemarks „ganz grimmig" über die Behandlung, welche ihre Lieblinge, die Grafen Stolberg, in den Xenien erfahren hatten. Beide Brüder standen dem dänischen Hofe nah: Christian war königl. Kammerherr, Friedrich Leopold hatte längere Zeit als Botschafter dort gelebt, und Auguste Stolberg, Goethe's ehemalige Geliebte, war an den Minister Bernstorff verheirathet. Wilhelm v. Humboldt traf auf seiner Reise den Grafen Leopold Stolberg nicht in Eutin, weil er gerade in Kopenhagen war,[2] und dessen Gegenwart mußte natürlich die Flammen noch heftiger anfachen.

[1] A. a. O. II., 200. IV., 130. II., 285 f.

[2] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, II. 231.

Schiller empfing von theilnehmender Hand Nachricht über das Unwetter in der Dänenhauptstadt, nämlich von der Gemahlin des Grafen Schimmelmann, der im Jahre 1791 mit dem Prinzen von Holstein-Augustenburg vereint, die bedrängte Lage des Dichters auf eine so feinfühlende Art zu lindern wußte. Die Gräfin gehörte keineswegs zu den Mystikern und sie wäre gern gerecht gewesen, hätte sie nur nicht mitten unter den empörten Kopenhagenern gewohnt. Schiller referirte aus ihrem Brief an Goethe (18. November) und fügte hinzu: „Daran dürfen wir überhaupt gar nicht denken, daß man unser Produkt seiner Natur nach würdigt; die es am besten mit uns meinen, bringen es nur zur Toleranz. Mir wird bei allen Urtheilen dieser Art, die ich noch gehört, die miserable Rolle des Verführten zu Theil: Sie haben doch noch den Trost des Verführers." — Goethe antwortete mit jener homerischen Götterlaune, die uns an ihm so wunderbar entzückt: „Ich hoffe, daß die Kopenhagener und alle gebildete Anwohner der Ostsee aus unsern Xenien ein neues Argument für die wirkliche Existenz des Teufels nehmen werden, wodurch wir ihnen denn doch einen sehr wesentlichen Dienst geleistet haben. Freilich ist es von der andern Seite sehr schmerzlich, daß ihnen die unschätzbare Freiheit, leer und abgeschmackt zu seyn, auf eine so unfreundliche Art verkümmert wird."

Goethe's Prophezeihung, die Xenien würden den Almanach verkaufen, erfüllte sich übrigens außerordentlich rasch. Zur Michaelismesse wurden vierzehnhundert Exemplare nach Leipzig geschickt und der Buchhändler Böhme schrieb, daß sie reißend vergriffen würden. Das Einzige, was Schiller neben aller Qual und Noth hiebei gewann, blieb die klare Uebersicht der Verbreitung, und sein aufmerksamer Sinn wußte dieselbe sogleich in ein System zu bringen. Am 10. Oktober waren in Jena zwei und siebzig Almanache abgegeben; er glaubte, Weimar werde das Hundert voll machen, doch hatten beide Orte mit etwa zwölftausend Menschen schon am 17. Oktober hundert und acht gebraucht, obgleich dort über ein Dutzend Freiexemplare curirten. „Es wird interessant seyn," sagt Schiller, „den aktuellen Zustand der poetischen

Lektüre in deutschen Städten aus diesen Beispielen zu erheben. Ich bin überzeugt, daß in Thüringen und im Brandenburgischen, vielleicht noch in Hamburg und umliegenden Orten, der dritte Theil unserer Leser und Käufer sich finden wird."

Aber die andern Gegenden des Vaterlandes zeigten sich nicht minder zeitenverlangend; Ende Oktober hatte Schiller den ganzen Vorrath, „selbst die schadhaften, bis auf ein einziges Exemplar," abgesetzt. Es mußte also eine neue Auflage gemacht werden, wobei er seine buchhändlerischen Erfahrungen benutzte. Besonders starker Begehr war nämlich nach Exemplaren auf Schreibpapier gewesen, so daß es „zugleich an Almanachen für die Käufer und an Käufern für die Almanache fehlte," denn — das sind Schiller's eigene Worte — „auch der elendeste Lump will nicht mehr mit Lumpen vorlieb nehmen." Er ließ daher diesmal nur fünfhundert Abdrücke auf lauter gutem Papier machen, weil er nicht sicher war, ob nicht aus den entfernteren Theilen Deutschlands viele zurückkommen könnten. Goethe unterstützte den schwergeplagten Freund und schrieb am 14. December recht wohlgefällig: „Hier sende ich noch Titelkupfer; mag die flinke Xenyschore, zum Verdruß ihrer Widersacher, weiter in die Welt hineinspringen."

Auch auf diese zweite Edition fanden sich Bestellungen genug, und selbst um Jena herum, wo schon so viele Exemplare zerstreut waren, wurde immer noch nachgekauft. Eine privilegirte Freibeuterei säumte nicht, sich der Xenien als eines guten Fangs zu bemächtigen; Jenisch gab die literarischen Spießruthen heraus, und suchte durch seine Anmerkungen den Schein der Berechtigung zu retten. Trotzdem reichten die rechtmäßigen zwei Auflagen nicht hin, um der fortdauernden Nachfrage Genüge zu leisten, und es mußte wirklich eine dritte veranstaltet werden, so daß der Xenienalmanach, auf Grund eines alten deutschen Sprüchwortes, sich gewiß den „guten Dingen" zuzählen durfte.

Um nun den Eindruck, welchen die dreiste That der beiden Dichter hervorbrachte, noch einmal im Ganzen zu überschauen, möge die Schilderung eines Mannes, der das Ereigniß in seiner besten Jugend miterlebt hatte, diesen Abschnitt beschließen. Franz

Horn berichtet:[1] „Ich erinnere mich jener Zeit noch sehr genau, und darf, der völligen Wahrheit gemäß, erzählen, daß vom November 1796 bis etwa Ostern 1797 das Interesse für die Xenien in den gebildeten Ständen, bei Lesern und auch bei sonstigen Nichtlesern, auf eine Weise herrschte, die alles andere Literarische überwältigte und verschlang. Es war, als erschölle nicht bloß auf dem deutschen Parnasse, sondern durch das ganze, auf Bildung Anspruch machende Deutschland ein furchtbarer Feuerruf, Trommelschlag, Schwertergeklirr u. s. w., und selbst unschuldige Seelen, die kein Wasser trüben und sonst nur lesen, um die Zeit zu vertreiben, wurden erhitzt oder ängstlich. An eine ruhige Würdigung war nicht zu denken, es folgte eine Recension, eine Gegenschrift auf die andere, ja es glaubte mancher nicht ruhig schlafen zu können, wenn er nicht seinen Unmuth über die unartigen Dichter durch den Druck bekannt gemacht hätte. Es war ein ganz eigenes Schauspiel. Beinahe das gesammte ästhetisch-philosophische, schreibende Deutschland, mit ungeheuren Papierballen bewaffnet gegen zwei Männer, die nur ein paar kleine Streifchen vom Berge herab in das Thal geworfen hatten. Je ungeberdiger aber man sich anstellte, je eifriger man bemüht war, den ganzen Haß auszusprechen, je mehr zeigte sich die Wirkung der Xenien, und während auch nicht eine einzige Schrift unter den hunderten (oho!) für die Xenien erschien, feierten diese dennoch einen stillen Sieg bei der gesammten geistreichen und muthwilligen deutschen Jugend. Was die Dichter gewollt hatten, war geschehen; die Opposition, die längst in manchen Gemüthern lebte, war auf eine gewaltige und glänzende Weise konstituirt, und hatte eine anlockende Fahne gefunden."

[1] Dichtercharaktere, S. 57 f.

Anti-Xenien.

Kaum war der Almanach erschienen, so brausten plötzlich, wie aus einer geöffneten Schleuse, die Erwiederungen, Recensionen und Angriffe hervor, in Versen oder in Prosa, von namhaften Schriftstellern oder von anonymen Nachteulen; Journalartikel, Flugblätter und ganze Bücher. Beleidigte und Nichtbeleidigte — die letzteren mit verdoppeltem Ingrimm, weil man sie übergangen hatte — zogen in hellen Haufen gegen die beiden Dichter daher und suchten sie schonungslos zu verunglimpfen. Schiller schrieb unter'm 12. December 1796 an Goethe: „Ich werde, wenn der Streit vorbei ist, Cotta vermögen, alles, was gegen die Xenien geschrieben worden, auf Zeitungspapier drucken zu lassen, daß es in der Geschichte des deutschen Geschmacks ad Acta kann gelegt werden."

Dieser Plan kam nicht zur Verwirklichung, und es möchte weder ausführbar noch rathsam seyn, nachträglich eine solche vollständige Sammlung zu veranstalten. Schiller hatte damals noch keine Ahnung, welche unglaubliche Höhe die literarisch-polemische Springfluth erreichen würde, und als er dieselbe dermaßen anschwellen sah, daß eine kleine Bibliothek daraus entstand, ließ er seinen Vorsatz wieder fallen. Um aber den Xenienkampf gehörig abzuschließen, dürfen wir auch dessen zweiten Theil, die Anti-Xenien, nicht außer Acht lassen. Es wird mein Bestreben seyn, dabei alle schleppenden Wiederholungen möglichst zu vermeiden, welche nicht fehlen konnten, wo der Stoff sich immer gleich blieb, und wo der kritische Gesichtskreis im allgemeinen ein

beſchränkter war. Ich will verſuchen, aus den Gegenſchriften einen Extrakt des Eigenthümlichſten und Witzigſten, des Pikanteſten und Boshafteſten zu ziehen, aber das Gemeine, Platte und Unſaubere ſo ſehr zu vermeiden, als es irgend thunlich iſt, ohne die charakteriſtiſchen Züge des entflammten Streites auszulöſchen. So würde nicht nur Schiller's Abſicht erreicht, ſondern auch ein deutliches Bild jenes Zeitalters entworfen werden, das durch ſeine literariſchen, politiſchen und kulturgeſchichtlichen Verknüpfungen auf unſere Theilnahme jedenfalls ſehr großes Anrecht hat.

Wir wollen mit den Journalartikeln beginnen und dann die eigenen Xenienbüchlein muſtern. Eine ſtrenge chronologiſche Reihefolge wird ſich hiebei wohl nicht feſthalten laſſen, doch handelt es ſich im Ganzen nur um den Zeitraum von acht bis zehn Monaten. Der Kampf beginnt mit Ende des Oktobers 1796; im Januar und Februar 1797 ſteht er auf dem Gipfel des Ungeſtüms: alle Zeitſchriften wimmeln von Aufſätzen über die Xenien, und wöchentlich erſcheinen ein paar Libelle wider Goethe und Schiller. Im Mai legt ſich allmälig das Schlachtgetümmel, und nur einzelne Marodeurs ſchleichen dann noch dem wilden Heere nach.

1. Kaiſerlich privilegirter Reichs-Anzeiger, herausgegeben von A. J. Becker. Jahrgang 1796. Nr. 251.

Die bezeichnete Nummer, vom 28. Oktober, enthält folgende Zeilen des Herausgebers: „Im Schiller'ſchen Muſenalmanach ſteht unter vierhundert Epigrammen von verſchiedenem Gehalt, welche eine Art von Muſterung der deutſchen ſchönen Geiſter und literariſchen Journale ausmachen, auch eins auf den Reichsanzeiger (X. 252), der in dieſe Geſellſchaft kommt, wie Saul unter die Propheten. Darauf möchte ich, im Namen der Herren Einſender, die es eigentlich gilt, wohl antworten:

Schallen heraus, wie hinein, iſt des Dinges Natur.
Tön'tes nur immer was nützt, kein hämiſcher Satyr aus ihnen.

Schon am 28. Oktober referirte Schiller dem Verbündeten: „Endlich iſt denn der erſte gedruckte Angriff auf die Xenien geſchehen, und wenn alle dem gleich ſind, ſo haben wir freilich nichts dabei zu thun. Dieſer Angriff ſteht in — dem Reichsanzeiger. Schütz hat mir ihn communicirt; er beſteht aus einem Diſtichon, wo aber der Pentameter — vor dem Hexameter ſteht. Sie können ſich nichts Erbärmlicheres denken. Die Xenien werden hämiſch geſcholten."

Ein Vierteljahr ſpäter brachte der Reichsanzeiger (1797. Nr. 34, vom 9. Februar) einen Brief von Johann Timotheus Hermes, d. d. Breslau, 21. Januar 1797. Zwar wollte derſelbe eigentlich nur eine Preisermäßigung ſeiner Predigten ankündigen, aber die Proſa iſt mit Reimen durchwebt, und unerwartet begegnet man der Stelle:

Nie war die Umfahrt um den Zoll
So rechts und links gebahnt, und niemals quoll
Die lock're Felswand unter'm Fuß dem Steiger
Aus ſo viel Adern, als, den Xenien zum Groll,
Gemiſcht die Dinge ſtehn im bunten Reichs-Anzeiger."[1]

Solch kleines Tirailleurfeuer war übrigens nicht im Stande, aus Becker's Herzen die Liebe zu entfernen, die er für Schiller empfand, den er 1788 im Lengefeld'ſchen Hauſe kennen gelernt hatte. Als dieſer ſtarb und ſeine Familie faſt ganz ohne Vermögen zurückblieb, da erließ Becker einen Aufruf an alle deutſchen

[1] Sechs Jahre ſpäter machte Hermes ſeinem Aerger über die Xenien in ſchroffer Proſa Luft. Damals ſagte ein rüſtiger Kritiker: „Er hätte das nicht thun ſollen. Auch die Anhänglichkeit an das Vermeint-Anſtändige kann man zu weit treiben. Darf man witzigen Dichtern einen Scherz übel nehmen? Oder darf man von Epigrammatiſten begehren, ſie ſollen ſchreiben wie ein Schmolke? — Durchaus iſt es nöthig, daß manche Leſer ſich mit der Bemerkung vertraut machen: unter dem Gewande des Witzes iſt wenigſtens nicht ſtets ein Bandit verborgen. Du biſt der Bandit, Du, der die kleine Nadel des Witzes für einen Dolch der Bosheit ausgibt. Gerade die Epigrammatiſten ſind gewöhnlich diejenigen Menſchen, welche es am wenigſten dulden können, wenn der Uebermuth die Unſchuld kränken will." (Zeit. f. d. eleg. Welt. 1803. Nr. 134.)

Bühnen, durch Beneſizvorſtellungen ihre Dankbarkeit gegen den Dichter zu bethätigen. Für den Ertrag ſollte ſodann ein Landgut gekauft werden, und — unter dem Namen „Schillershain“ — den Erben des Unvergeßlichen als Eigenthum überlaſſen bleiben. Mehrere Bühnen gingen ſogleich auf dieſen Vorſchlag ein, aber bald darauf tobten kriegeriſche Stürme durch Deutſchland und verhinderten die weitere Ausführung des würdigen Plans.

II. Oberdeutſche allgemeine Literaturzeitung. 1796. Stück 132.

Dies Blatt, im fernen Salzburg, am Fuße der Alpen erſcheinend, war in X 78 mit groben Häuſten verglichen worden, die einen eiſernen Kamm führen, um das lichte Sternenhaar der Poeſie auf ihre Weiſe zu ſchlichten. Dennoch beſaß der Redakteur Lorenz Hübner Selbſtverleugnung genug, dem Almanach größere Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, als irgend ein anderer Journaliſt. Zwar kann es ſeyn, daß ihm damals die Bedeutung von „Berenice's Locken“ noch gar nicht bekannt war, aber mindeſtens gehörte ein moraliſcher Muth dazu, die verrufenen und bedrohten Xenien öffentlich in Schutz zu nehmen. Schon am 4. November 1796 trat in der oberdeutſchen Literaturzeitung eine Kritik auf, deren Eingangsworte alſo lauten: „Eine ſo angenehme Erſcheinung im vorigen Jahre Schiller's Almanach unter ſeinen Brüdern war, eine ſo merkwürdige iſt er dieſes Jahr; angenehm und merkwürdig zugleich. Schiller hat wirklich die Blumen zu dieſer Leſe ſo ſorgfältig geſammelt, daß man mit der größten Gewiſſenhaftigkeit ſagen kann: es befindet ſich nichts in dieſer Sammlung, das ganz ſchlecht iſt, und nichts, das äußerſt mittelmäßig genannt werden kann. Aber freilich füllen die größte Bogenzahl nur Goethe's und Schiller's Gedichte ſelbſt. Das heißt mit dem Publikum gewiſſenhaft umgehen!“

Hierauf folgen kurze Probeſtücke, und dann geht Recenſent zu den Xenien über, welche nicht etwa bloß entſchuldigt, ſondern geradehin gelobt werden. „Dieß wäre der erſte Theil des Muſenalmanachs. Den zweiten Theil nehmen etliche hundert Gedichte ein, welche die Ueberſchrift: Xenien führen, und in unſerer

jetzigen Literatur eben sowohl eine neue Erscheinung sind, als sie auf den größten Theil des Publikums einen entscheidenden Eindruck machen werden. Die Verfasser — denn allem Anscheine nach haben Mehrere hier Hand an's Werk gelegt — haben sich nicht genannt; und wohl ihnen, daß sie es nicht gethan haben, denn, bei dem Schatten des erhabenen Archilochus! sie haben ein wenig stark in's Wespennest gestört. Die Leser können nicht begierig und aufmerksam genug auf diese Xenien gemacht werden, denn sie beschließen nicht allein einen sehr großen Theil unserer neueren Literatur, sondern sie sind auch in ihrer Art eben so kühn, als unterhaltend. Recensent nimmt keine Partei; er ist nur Referent. Die Parteien mögen ihre Sache selbst ausfechten, und die Getroffenen haben Gelegenheit, nun auch ihren Witz an den Verfassern der Xenien zu probiren."

Zu X. 49: Guerre ouverte, macht der Beurtheiler die Anmerkung: „Dieses offene und öffentliche Bekenntniß beweiset nicht allein, daß Mehrere Verfasser der Xenien sind, sondern auch, daß dieselben aus Nothwehr zur Entstehung kamen. Der Handschuh liegt also in der Bahn. Wer wird ihn aufheben, um offene Fehde zu beginnen? Zugleich rechtfertigt diese Erklärung auch die Anonymität der Xenienschreiber, und sie scheinen dadurch sagen zu wollen: „Wenn ihr, unsere heimtückischen Feinde, mit offnem Visir in die Schranken treten wollt, werden wir euch auch unser Gesicht zeigen, unsere Namen nennen und den Kampf beginnen." — Ob dieser Kampf wohl ungleich seyn würde?"

Der Artikel schließt mit einer Weissagung, die sich nur allzusehr erfüllt hat: „Aber welch ein schreckliches Ungewitter steht Recensent an dem literarischen Himmel sich aufthürmen! Zeus lenke es gnädig ab, und eine gnädige Juno nehme sich der schöngeharnischten Griechen an, wenn die rachschnaubenden, wilden Trojer nicht Platz gewinnen sollen. Eine solche Krisis in unserer Literatur war beinahe mit Gewißheit vorauszusehen; aber so plötzlich vermuthete man sie wohl nicht. Ein Glück ist es, daß bei diesem Kampfe mehr Tinte als Blut fließen wird. Ob aber

nicht Gallenfieber ꝛc. hier und da entſtehen werden, das iſt eine andere Frage. Gewöhnlich läßt der Krieg Seuchen hinter ſich. Und wenn nun peſtartige Krankheiten in der literariſchen Welt entſtehen ſollten, würden die Xenien nicht reſponſabel gemacht werden können? — Indeſſen, wenigſtens der lieben Unterhaltung wegen, zugegriffen, gekauft und geleſen!"

Unterzeichnet hat ſich der Verfaſſer dieſer Kritik: „— ſm," und wenn ſein Name auch längſt verſchollen iſt, ſo wird er doch für ewige Zeiten als ein weißer Rabe unter allen ſeinen Genoſſen daſtehen.

Goethe fand den Aufſatz, er hatte Freude daran, und ſäumte nicht, ihn an Schiller mitzutheilen. In ſeinem Briefe vom 13. November heißt es: „Die oberdeutſche Literaturzeitung lege ich bei, und erbitte ſie mir bald zurück. Eine ſolche leichte, oberflächliche, aber wohlmeinende Behandlung des Ganzen kommt nicht unerwünſcht. Der Recenſent iſt wenigſtens von vorn bis hinten à son aise, ein Fall, in dem nicht jeder ſeyn möchte. Die Druckfehler in den angeführten Gedichten ſind luſtig genug." Wirklich hatten ſich in die abgedruckten Verſe einige komiſche Irrthümer eingeſchlichen; ſo lautete z. B. der Pentameter von N. 69: „Aus den Dykiſchen Pferden ſpringet er trotzig hervor."

III. Der unparteiiſche Correſpondent. Hamburger neue Zeitung. 1796. — Beiträge von gelehrten Sachen. Stück 3.

Eine Recenſion des Muſenalmanachs in Diſtichen begegnet uns hier, doch waren die Verszeilen ohne Abſatz wie Proſa gedruckt. Unter dem ganzen großen Wuſt der Antixenien trug dieß Opusculum den Kranz des allgemeinen Lobes davon. Die Zeitgenoſſen rühmten es als ein Muſterbild gefälliger Satyre, feinen Witzes und geiſtreicher Verſifikage. Nicht nur das Intelligenzblatt zur Neuen allgem. deutſchen Bibliothek fühlte ſich gedrungen, die verſificirte Kritik ihren Leſern mitzutheilen, ſondern auch im Archiv der Zeit erſchien ein Abdruck derſelben, und außerdem förderte die Buchhändlerſpekulation zwei Editionen unter verſchiedenem Titel (Nr. XVI. und XVII.) zu Tage. Es wird

deßhalb nothwendig seyn, das vielbewunderte Produkt vollständig zu wiederholen, wobei den Distichen ihr ursprüngliches Recht nicht entzogen werden soll.

Tübingen: Cotta verlegt auf vierzehn geglätteten Bogen
(Ungerechnet ein Bild, schön gestochen von Bolt)
Musenalmanach, herausgegeben von Schiller,*
Nur für's künftige Jahr, aber der Ewigkeit werth!
Alles in allem enthält der Band fünfhundert und funfzehn
Meisterstücke, gewiß auf den Kauf nicht gemacht.
Wir bedauern gar sehr, daß unser Raum so beengt ist:
Sonst zergliederten wir jeden einzelnen Vers.
Eine Venus zerlegt der Zergliederer Nerve für Nerve,
Bis sein verfolgender Blick hascht im Gehirne den Geist.
Aber wir müssen uns nur mit dem Anschau'n des Ganzen
begnügen;
Doch der Leser besitzt bald das Meisterstück selbst.
Um vorläufig indeß zum herrlichen Gastmahl zu reizen,
Heben wir einiges doch vom Vortrefflichsten aus.
Nur beim Kupfer erlauben wir uns, unmaßgeblich zu fragen:
Tanzt die Muse da nicht mit verrenketem Fuß,
Schief aufspringend? Doch dieß ist kein bedeutendes Omen:
Jeder Vers widerspräch' einem so thörichten Wahn. [1]

Die genannten Verfasser sind Goethe, Steigentesch, Langbein,
Madame Sophie Mereau, Rosegarten und Conz,
Reyer, Reuffer, Woltmann, Pfeffel, Matthisson, Schlegel,
(Goethens Panegyrist) [2] und der Herausgeber selbst.

* Dieses ist eingesandt. Wir waschen die Hände in Unschuld.
Denn von Versen verstehn unsere Zeitungen nichts.

[1] S. 128.

[2] Das Archiv der Zeit gibt hierzu die Berichtigung: „der heißt Friedrich, dieß ist August Wilhelm." Ueber den Anlaß, wodurch der Irrthum entstanden war, siehe die Note zu S. 228.

Wir übergehen zuerſt viel meiſterhaft ſchöne Gedichte,
Voll Gefühls, wie Kleiſt, witzig, wie Leſſing ſie ſang.
Solche findet man ja in Voßens Almanach auch noch,
Aber wir halten uns beim Originellen nur auf.
Deſſen iſt hier auch ſo viel voll überſchwenglicher Hoheit,
Voll durchdringender Kraft, großen, reellen Genies.
So was hat Deutſchland noch nie geſehen, und ſieht es nie wieder;
Marcard [1] und Kotzebue ſind dagegen wie Staub.
Englands Stolz ſteht beſchämt, und das anarchiſche Frankreich
Weicht ohnmächtig dem Strahl deutſcher Geiſteskraft.
Es ſey nun, daß Sprüche der Weisheit die Dichter begeiſtern,
Oder auch Politik, oder ſatyriſcher Scherz;
Aber vor allem, wenn ſie die Geißel züchtigend ſchwingen,
„Feurig ſtößt Schlag dann auf Schlag, Witz auf treffenden Witz,"
Und der gewaltige Vers ſtürzt über die eigenen Füße,
Wie über Wohlſtand und Fug das allerneuſte Genie.
Unſere Leſer ſehn leicht, daß wir jetzt von den Xenien reden,
Welche dem Almanach gütigſt angehängt ſind.
Wo wir nicht irren, ſo ſind derſelben über vierhundert,
Jedes ein Diſtichen, doch das Epopöen aufwiegt.
Die neun Muſen haben ſich wahrlich Herrn Schiller und Goethen
Ganz zum Wonnegenuß ſammt und ſonders verliehn.
Dieſe Xenien ſind die Kinder der heimlichen Ehe,
Aber mit Herkules Kraft und con amore gezeugt.

[1] Heinrich Matthias Marcard, Brunnenarzt zu Pyrmont, geb. 1747, geſt. 1817, hatte ſich, bei Gelegenheit des Pasquills: „Bahrdt mit der eiſernen Stirn," an Kotzebue angeſchloſſen.

Nicht gemeine Natur ſieht man hier, nur Göttergeſtalten,
Kein alltäglich Geſicht, keinen geiſtloſen Blick.
Hört man reden, ſo hört man unerhörte Gedanken,
Wie ſeit Seculen nie Menſchengehirn ſie gedacht.
Bald (zum Beiſpiel des Hohen) wird Jakob zum Eſel verwandelt,
Oder weicht man nicht aus, ſtößt uns der Halliſche Ochs.
Dann des Kühnen: da wird der Blitz nach Hauſe geleuchtet,
Der, wie Luther einſt that, ſtickende Dünſte vertreibt,
Die (das beweiſet ja Schmidt) [1] viel beſſer ſich ruhig vertheilten; [2]
Roſenwaſſer heilt ja immer am beſten den Krebs.
Dann des Originellen: die ſämmtlichen Flüſſe in Verſen,
Und der Thierkreis dazu, ſo wie der ganze Donat.
Dann des Edlen: der höfiſche Scherz vom ſeynwollenden Dichter,
Welcher ſich Graf und Chriſt jetzo zu ſeyn noch erfrecht.
Auch mit gerechtem Maß wird der Puriſte gemeſſen,
Der doch nicht einmal weiß, wie man Pedant uns verdeutſcht. [3]
Selbigem möchten wir noch zur Ueberſetzung empfehlen:
Arrogant, inſolent, impertinent und niais.
Voller Beſcheidenheit ſind auch die Xenien, denn ſie vergleichen
Sich mit Komma und Punkt [4], ſie, die Gedankenſtrich ſind!

[1] Michael Ignaz Schmidt, geb. 1736, erwählte zuerſt die geiſtliche Laufbahn, zeichnete ſich dann aber als Hiſtoriker aus, wurde kaiſerl. Hofrath und Archivar in Wien, und ſtarb dort 1794. Die Anſpielung geht auf ſeine „Aeltere Geſchichte der Deutſchen“ (1788—1793), worin er zu beweiſen ſuchte, daß die Kirchenverbeſſerung ohne Luther ſicherer und glücklicher vollendet worden wäre.

[2] X. 93.

[3] X. 116 und 152.

[4] X. 159.

Seite zweihundert und vierzig und folgende ſehen wir Newton
Als einen neblichten Stern weichen dem ſtrahlenden — Mond,
Der gleich darauf mit Gurkenſalat die Optik beleuchtet,
Aber „in Verſen!“ es ſagt, weil man die Proſe nicht hört. [1]
Auch die Gerechtigkeit wird durchgängig auf's Beſte gehandhabt:
Tros Rutulusve fuat, alles wird wacker gebläut.
Voller Urbanität, nur auf Akademien zu lernen,
Welche das platte Land nun und nimmer begreift,
Faßt nun der Satyr die Geißel, und züchtigt die Scribler: vor allen
Den, der ſo leer als quer, kurz, aber pöbelhaft ſchreibt.
Leſſing's und Ramler's unwürdiger Freund, wie wird er zum Nickel,
(Glas, das wäre zu fad') o wie zum Nickel geprägt! [2]
Ihm geſchieht, wie uns dünkt, nicht Unrecht. Er ſchmähte die Horen,
Dieſes unſterbliche Werk, er, der plumpe Geſell.
Dieſe geſitteten Mädchen gehn ja ſo duldſam und weiſe
Auf dem Pfad der Natur, den ſie zuerſt uns gebahnt.
Schimpft dann der Tumme, [3] ſie ſchweigen. Wen rührt nicht ihr: „Poete non dolet!“
Wenn ſie aus ihrer Bruſt ziehn den vergifteten Dolch!
Doch faſt zu verſchwendriſch ergießt ſich das Weltmeer der Laune,
Denn es überſchwemmt ja nur ein häßlich Inſekt,

[1] S. 184 f. 175 und 176.
[2] S. 189. 191 und 199.
[3] S. 190.

Solches Witzes nicht werth. Es stürbe vom frostigsten Wortspiel, [1]
Doch dergleichen entfuhr Schillern und Goethen noch nie!
Weiter wird noch viel Sündern die schwache Seite gerieben,
Aber mit Höllenstein nie, sondern mit attischem Salz.
Viel liegt im Hinterhalt noch für den Schächer, welcher dem Stäuper *
Statt demüthigen Flehns trotzig den Rücken entblößt; [2]
Stehendes Fußes schießt zu tausenden renische Pfeile
Vom Katheder herab Jena's erzürneter Zeus.
Auch Kunstkenntniß verräth, nicht ohne Schalkheit, der Dichter,
Der armselig Geschwätz niemals in Verse gebracht.
Wie vortrefflich wirft nicht der Spötter die Gäuche zu Boden,
Die unsre goldene Zeit (welche Blindheit!) nicht sehn;
Die nicht jegliches Wort der Meister vergöttern, und leugnen,
Unser Lucan sey Virgil, unser Florus Sallust!
Noch lucianischer singt der schalkhafte Dichter den Wettstreit
Um die göttingische Wurst, die er mit Pfeffer bestreut. [3]

Einer Vortrefflichkeit noch muß hier Erwähnung geschehen:
Tiefe Politik herrscht auch auf jeglichem Blatt.
Doch wer vernimmt zu Ohren die hohen Lehren der Weisheit,
Die das Franzthum nicht kennt, deutsche Dummheit nicht faßt.

[1] X. 238.
* Im Originale stand hier ein anderer Ausdruck:
Doch den strichen wir weg, weil er zu heftig uns schien.
[2] X. 242.
[3] X. 364—370.

Zweierlei Art lernt man hier „die treffende Wahrheit zu sagen,
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürſten geheim.“ [1]
Rath im geheimen Conſeil, von geheimen Räthen gegeben,
Findet viel beſſere Statt, als des Menſchenrechts Tand.
„Wenn man laut den Einzelnen ſchilt, er wird ſich verſtocken,
Wie ſich die Menge verſtockt, wenn man ſie öffentlich lobt.“ [2]
Daraus erhellet, warum ſich Pharao trotzig verſtockte,
Weil die Plagen ihm einſt öffentlich Moſes geſandt.
„Willſt du frei ſeyn, mein Sohn, ſo lerne was Rechtes, und halte
Dich genügſam, und ſieh niemals nach oben hinauf.“ [3]
Weiſe geſagt, denn von oben kommt Hagel und Wolkenbrüche,
Aber von unten kommt nichts auf die Völker herab.

Doch wir fühlen, daß uns das Meiſterwerk, wie wir es leſen,
Mit anſteckender Gluth faſt zu Dichtern entzückt;
Darum brechen wir ab, das Große, das Schöne zu ſchildern,
Den gutmüthigen Scherz, den nie hämiſchen Witz,
Der den ſtolzen Stümper nur ſtraft, der prahlt, er ſey Meiſter,
Doch aus Menſchengefühl ſtets den Menſchen verſchont.
Nichtſinn oder Sinn, das iſt hier niemals die Frage,
Denn ein jegliches Wort wird zum Gedanken der Kraft.

[1] Tab. vot. 368
[2] Tab. vot. 369.
[3] Tab. vot. 339.

Alles iſt meiſterhaft hier, nichts Plattes, Schales, Geſuchtes;
Kein ſcurriliſcher Spaß, alles männlich und ſtark!
Würde doch jeder Monat zum Jahr, und gäb' uns Herr Schiller
Zwölfmal in jedem Jahr ſo ein Ambroſiafeſt!
Ja, erlebten wir es, wir würden niemals ermangeln,
Unſerer Pflicht gemäß, dieſes Feſt zu begehn.

F. *

Schiller las die ironiſche Lobeserhebung, und ſchrieb darüber an Goethe (9. December 1796): „Wie wenig man ſeinen Köcher gegen uns noch erſchöpft habe, werden Sie aus beiliegendem Zeitungsblatte, das der Hamburgiſchen neuen Zeitung angehängt und mir von Hamburg überſchickt worden iſt, erſehen. Die Verfahrungsart in dieſer Repartie wäre nicht ungeſchickt ausgedacht, wenn ſie nur nicht ſo ungeſchickt wäre ausgeführt worden. Ob vielleicht Reichardt — oder Baggeſen? — dahinter ſteckt?" Goethe erwiederte nur: „Von dem edlen Hamburger, deſſen Exercitium ich hier zurückſchicke, wird es künftig heißen:

Auch erſcheint ein Herr F*, rhetoriſch, grimmig, ironiſch;
Seltſam geberdet er ſich, plattdeutſch, im Zeitungsformat."

Es folgt hieraus, daß Goethe den Vorſatz hegte, die Gegner mit neuen Gaſtgeſchenken zu bewirthen. Wir hätten alſo den Anfang einer zweiten Xenienſalve, welcher jedoch einſam daſteht, denn der Almanach für 1798 war durchaus friedlicher Natur.

Was den angeblichen Herrn F* betrifft, ſo vermuthete ich, nicht ohne vielfache Anzeichen, daß Profeſſor Ebeling (ſ. die Anmerk. zu X. 236) dahinter verborgen ſey. Derſelbe war in den Xenien angegriffen, hatte den Ruf eines ſatyriſchen Humors, lebte in Hamburg, und die politiſchen Aeußerungen der Recenſion paſſen ganz zu denen ſeines Werkes über die vereinigten Staaten von Nordamerika (1793—96). Außerdem gehörte er

zu den festen Mitarbeitern der Hamburger neuen Zeitung, darum heißt es auch im Archiv der Zeit (1797. St. 1. S. 47 f.), bei Gelegenheit der vorstehenden Kritik: „Wir glaubten nur etwas zurückgehen zu dürfen, um den Verfasser zu errathen, und trifft diese Vermuthung nicht ganz nebenbei, so hat er uns längst berechtigt, Beiträge von ihm zu erwarten, womit er in einem Fache, das nicht weniger Geisteskräfte erfordert und bewährt, als das Gebiet ernster Wissenschaften, von jeher zu karg und zu geheimnißvoll war." Kriegsrath Cranz, selbst ein Bewohner der Elbestadt, nennt in seiner Ochsiade (s. Nr. XXX.) den Recensenten geradezu einen „Hamburger Dichter," und sagt dort, S. 31: „Dieses Gedicht wird einem Gelehrten von Verdienst beigemessen, der auf das seltene Talent, Unarten auf eine eben so fühlbare als anständige Weise zu persifliren, nicht stolz seyn muß, da man bis dahin ein solches Talent in diesem achtungswürdigen Manne niemals geahnt hatte."

Gegen alle andern Zeugen tritt aber Böttiger auf, denn er berichtet (Leben, S. 133): der Verfasser jener Xenienrecension — die selbst Mad. Schlegel witzig gefunden habe, obgleich ihr Mann als Goethe's Panegyrist darin vorkomme — sey Trapp in Wolfenbüttel. Ernst Christian Trapp, geb. 1745 in Holstein, war ein ernster, stiller Pädagoge, von dem wir nur Erziehungsschriften besitzen. Er bekleidete eine Stelle am Dessauer Philanthropin, ging dann als Professor nach Halle, und privatisirte seit 1786 in Wolfenbüttel, ohne irgend eine Anlage zur Satyre zu verrathen. Böttiger stellt jedoch die Sache so unumstößlich hin, daß ich schwankend wurde, bis mir Varnhagen von Ense, dem das Ganze aus seiner Knabenzeit noch erinnerlich ist, Gewißheit gab. „Die Recension des Schiller'schen Musenalmanachs in Distichen," schreibt mir der Treffliche, „ist unzweifelhaft von Ebeling; in Hamburg wurde er mit Bestimmtheit als Verfasser genannt, und ich kenne andere scherzhafte Anzeigen von ihm, die ebenfalls diese Art von Spottlaune haben." Ebeling war übrigens ein sehr freisinniger und gutmüthiger Mann, der trotz seiner Taubheit die scharfe Lanze des Witzes noch rüstig zu führen verstand.

Seine Mitbürger liebten und ſchätzten ihn, allein die moderne Philoſophie und Poeſie blieb ihm zuwider, weil ihm deren Verſtändniß durchaus abging.

IV. Deutſchland. (Herausgegeben von Johann Friedrich Reichardt.) Berlin 1796. Stück 10.

Wir haben früher geſehen, wie Reichardt, der bis dahin zu Goethe in recht freundlichen und künſtleriſchen Verhältniſſen geſtanden, von beiden Dichtern zu einem ſtrengen Xeniengericht kondemnirt wurde, weil er ſich gegen die Horen verſündigt hatte. So ſchroff, ſo bitter wurde kaum ein anderer Autor behandelt, und man fühlt gar wohl, daß hier eine politiſche Parteileidenſchaft die Feder geführt hat. Bei Goethe erſcheint das natürlicher, denn ſeine ganze Weltauffaſſung widerſtrebte dem demokratiſchen Princip, dem ſich Reichardt hingab, und er geſteht in den Annalen auch offenherzig: dieſe Richtung des Liederkomponiſten, welchem er ſonſt dankbar ſeyn mußte, habe ſie von einander getrennt (ſ. die Anmerk. zu X. 208). Mit Erſtaunen ſieht man dagegen, wie Schiller plötzlich ſo zornentbrannt jene Freiheitsideen verfolgte, denen er in Gedichten und Trauerſpielen vormals einen glühend begeiſterten Ausdruck verliehen. — Reichardt nahm den Angriff ſo, als ob er einzig von Schiller herrühre, und das Novemberſtück ſeines Journals brachte (S. 83—102) eine umfangreiche Kritik des Almanachs, worin die muthmaßlichen Erfolge der Xenien geſchildert werden:

„Die heilige Majorität wird dieſe Xenien oft belachen, und zuweilen verſtehen. Der gelehrte Geck weiß von allen alle wahren und alle falſchen Beziehungen, wußte ſie ſchon, ehe ſie noch vorhanden waren. Seine bedeutenden Winke verrathen, daß er noch mehr weiß: es gäbe eine geheime Geſellſchaft des Muthwillens, man ſähe hier nur einige Fäden eines unermeßlichen Gewebes; die Verſchwörung der Luſtigkeit ſey reif, man werde eheſtens das Unglaubliche erfahren. Dem Metaphyſiker ſind die Xenien eine erwünſchte Veranlaſſung, über die nothwendigen Grenzen der

Ungezogenheit [1] bücherlang a priori zu vernunften. Der Kunst- und Sprachkenner wird den leichtfertigen Späßen die Sylben einzeln nachwiegen, und gelegentlich die Orthographie einer oder der andern geschriebenen Ohrfeige ernsthaft billigen, oder gründlich berichtigen. Für den Freund der Alten wird diese antike Frechheit ein köstlicher Leckerbissen seyn; ich sehe ihn mit wahrer Ueppigkeit in den klassischen Grobheiten schwelgen. Wenn sie nur thun, wie die Alten auch thaten, so fragt er weiter nicht, ob es etwas sey, was nur dort Uebermuth freier und starker Naturen war, hier nur als ein Mittelchen der spekulirenden Eitelkeit gebraucht werde. Er würde auch einer Prügelei begierig zusehen, wenn sie nur ächt attisch wäre, und wäre treuherzig genug, sich an einem solchen Gastmahle, wie das gegenwärtige, höchlich zu ergötzen, wenn auch vier Fünftheile der salzigen Küchenpräsente an ihn adressirt wären. Manche gutherzige Seele hingegen wird, weil sie in einigen bloß aus Galle und Erde zubereiteten Xenien nur den nackten Haß zu hören glaubt, alle unbedingt verwerfen; vor ihnen drei Kreuze machen, wie vor dem kleinen A zu einem langen Alphabet häßlicher Zänkereien; mit Unwillen und Abscheu bemerken, daß hier nichts geschont sey, auch das Schonenswürdigste nicht, daß hier ein hohnlachendes Zeichen an das Grab eines edlen Unglücklichen gesteckt sey, [2] der wenigstens verdient hätte, daß die Erde auf seiner unbesudelten Asche leicht ruhe. Die Chorizonten werden den Kenner fragen, ob denn nicht wenigstens das an sie gerichtete Distichon: „die Aufgabe" (X. 91) ein vollkommenes Beispiel eines naiven Epigramms sey? Denn wenn die Trojaner auch überall sonst in Gefahr wären, den für sein Heil zu dreisten Patroklus, [3] der geborgten Rüstung wegen, mit dem großen Peliden [4] zu verwechseln, so erkennt doch jeder leicht die Stimme dessen, der hier

[1] Anspielung auf Schiller's Abhandlung: „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen."

[2] Der Recensent bezeichnet hier die Epigramme gegen Herder, X. 347 f.

[3] Schiller.

[4] Goethe.

frohlockt, daß er der Andere ſcheinen kann. Zu dieſer ungleichartigen Geſellſchaft interpretirender, moraliſirender und jubilirender Beurtheiler tritt endlich wohl auch noch ein Prophet (es gibt ihrer ja genug in Deutſchland), mit den kurzen Worten: „Heuer ſpaniſchen Pfeffer, über's Jahr Asa foetida.“

Unmittelbar nach dieſer Recenſion ließ Reichardt ſeine Antwort auf die Xenien vernehmen (S. 103—106), und er erſuchte alle Journal-Redaktionen, dieſelbe durch Wiederabdruck möglichſt zu verbreiten. Sie war mit größerer Schrift gedruckt und lautete:

Erklärung des Herausgebers an das Publikum über die Xenien im Schiller'ſchen Muſenalmanach. 1797.

Die Dichter der Xenien haben ſich an den Urtheilen dieſes Journals über ihren Antheil in den Horen und dem vorjährigen Schiller'ſchen Muſenalmanach durch die boshafteſten Verleumdungen und Grobheiten zu rächen verſucht. Schimpfworte zu erwiedern, hält der Herausgeber weit unter ſich; jene Verleumdungen zu widerlegen, wäre hier um ſo überflüſſiger, da dieſes Journal, und das eben ſo hämiſch behandelte „Frankreich,“ vor Aller Augen daliegen, ſo daß jeder Unbefangene leicht entſcheiden kann, ob jene Urtheile freimüthig, aber gerecht, dieſe Beſchuldigungen hingegen die plumpſten Verleumdungen ſind, oder nicht.

„Kein Angriff wird je den Muth des Herausgebers, überall der Wahrheit zu huldigen, einen Augenblick erſchüttern können, am wenigſten ein Pasquillantenunfug, der ſo offenbar aus empörter Eitelkeit herſtammt. Ja, er würde kein Wort darüber verloren haben, wenn die Xenien ihn bloß als Schriftſteller beleidigt hätten, und wenn ſie nicht, nach der löblichen Weiſe der Verleumder, noch mehr zu verſtehen gäben, als ſie namhaft ſagten. Er iſt es ſich ſchuldig, dem Publikum laut und feierlich zu verſichern, was er im Nothfall durch den Abdruck der freundſchaftlichſten und achtungsvollſten Briefe, die bis an die Erſcheinung des erſten Stücks von „Deutſchland“ reichen, urkundlich erweiſen kann — daß nur jene Urtheile allein dieſe

Schmähungen veranlaßt haben. Ueberdem konnte er die Schändlichkeiten ſchon um deßwillen nicht ganz ungerügt laſſen, da Herr Schiller ſich in ſeinem drolligten Dünkel ſo weit vergißt, die Beleidigten, wenn ſie antworten, in der vom Recenſenten des Almanachs angeführten „Warnung“ (X. 242), mit härterer Züchtigung zu bedrohen.

„Nichts könnte für den Herausgeber ſchmerzlicher ſeyn, als wenn das wahr wäre, was er ſich nicht als nur möglich denken kann, ohne mit innerem Schauder zurückzutreten — wenn ein Mann, deſſen einziges Genie er immer dankbar verehren wird, ſeine Größe ſo entweiht, und ſich bis zur Theilnahme an einer abſichtlichen Verleumdung erniedrigt haben ſollte. Doch würde auch dieß die Sache nicht ändern. Kein Name iſt ſo groß, daß er eine Ungerechtigkeit adeln könnte. Den Antheil hingegen, welchen Herr Schiller als Verfaſſer daran haben mag, kann der Herausgeber Deutſchlands ſehr leicht verſchmerzen. Seine herzliche Verachtung gegen Schiller's nichtswürdiges und niedriges Betragen iſt ganz unvermiſcht, da deſſelben ſchriftſtelleriſche Talente und Anſtrengungen keineswegens auf derſelben Stufe mit jenem ächten Genie ſtehen, welches auch ſelbſt dann, wenn es ſich durch Unſittlichkeit befleckt, noch Anſprüche an Ehrfurcht behält. — Er hält ſich an ihn, als den Herausgeber des Almanachs, und fordert ihn hierdurch laut auf, den Urheber der Verleumdungen anzugeben, oder, falls er ſich ſelbſt dazu bekennt, ſeine Beſchuldigung öffentlich zu beweiſen. Kann er dieß nicht, ſo iſt er für ehrlos zu achten. Ehrlos iſt jeder Lügner: zwiefach aber der Feigherzige, der ſich und die Beziehungen ſeiner Injurien nicht einmal ganz zu nennen wagt. Auch gibt es unter unſeren Mitbürgern noch wackere Männer genug, denen die Gerechtigkeit mehr gilt, als ein Spaß. Dieſe werden alle, ſo hofft er mit Zuverſicht, den Mann, der ſich ehrloſer Lügen ſchuldig machte, eben ſo ſehr verachten, als wäre er gerichtlich beſchimpft.“

Die Invektiven, welche uns aus dieſen Zeilen entgegentreten, machen einen um ſo verletzenderen Eindruck, als man ſich ſagen muß, daß auch Schiller in den Xenien hier zu weit gegangen

war. Reichardt's ehrenrührige Schreibart versetzte ihn in große Aufregung, und im Augenblick der frischen Beleidigung brachte er eine hastige Antwort zu Papier. Am ersten Weihnachtstage schickte er dieselbe dem Bundesgenossen nach Weimar, und fügte Folgendes hinzu: „Reichardt hat sich nun geregt, und gerade so wie ich erwartet hatte; er will es bloß mit mir zu thun haben und Sie zwingen, sein Freund zu scheinen. Da er sich auf dieses Trennungssystem ganz verläßt, so scheint's mir nöthig, ihn gerade durch die unzertrennlichste Vereinigung zu Boden zu schlagen. Ignoriren darf ich seinen insolenten Angriff nicht, wie Sie selber sehen werden; die Replique muß schnell und entscheidend seyn. Ich sende Ihnen hier das Concept, ob es Ihnen so recht ist. Sowohl Ihre Abreise,* als die Nothwendigkeit, bald mit der Gegenantwort aufzutreten, macht die Resolution dringend; daher bitte ich Sie um recht baldige Antwort. Wollen Sie selbst noch etwas thun, so wird es mir desto lieber seyn und ihm desto sicherer den Mund stopfen."

Goethe, vorsichtig und besonnen, suchte den gereizten Freund zu beruhigen. Um zu verhindern, daß derselbe in der ersten Hitze eine Erwiederung drucken ließ, übernahm er es, Reichardt's bösen Angriff zurückzuschlagen. Am Neujahrstage schrieb er von Leipzig aus an Schiller: er habe dort über die Wirkung der belletristischen, positiven und polemischen Schriften manche gute Bemerkung machen können, und das versprochene Gegenmanifest werde nicht um desto schlimmer ausfallen. Inzwischen kühlte Schiller sich ab, und er sagt in seinem Briefe vom 11. Januar: „Die Reichardtische Sache habe ich mir diese Zeit über aus dem Sinne geschlagen, weil ich mich darin mit Freuden in Ihren Rath ergeben will. Sie überfiel mich in einer zu engen Zimmerluft, und alles, was zu mir kommt, muß noch dazu beitragen, mir diese Widrigkeiten noch lastender zu machen." Am 17. Januar erinnerte er Goethe: „Freund Reichardt's Abfertigung bitte auch nicht ganz zu vergessen," worauf nächsten Tages die Antwort erfolgte: „der versprochene Aufsatz ist so reif, daß ich ihn

* Nach Leipzig.

in einer Stunde dictiren könnte, ich muß aber nothwendig vorher mit Ihnen noch über die Sache sprechen, und ich werde um so mehr eilen, bald wieder bei Ihnen zu seyn."

Trotzdem unterblieb jede Entgegnung auf die verunglimpfenden Worte, welche Reichardt an Schiller gerichtet hatte. Es scheint fast, als habe sich Goethe — von dem doch die meisten und bittersten jener Epigramme herrührten — die Brücke zu einer möglichen Wiedervereinigung mit dem Componisten nicht ganz abbrechen wollen. Vier Jahre später sehen wir denn auch das gute Einverständniß zwischen ihnen von neuem erwachen. Goethe war bedenklich krank, war dem Tode nahe gewesen, und bei seiner Genesung empfing er ein sehr inniges Glückwunschschreiben von Reichardt. Darauf antwortete der Dichter am 11. Februar 1801:[1] „Nicht jedermann zieht von seinen Reisen solchen Vortheil, als ich von meiner kleinen Abwesenheit. Da ich von der noch fernen Grenze des Todtenreichs zurückkehrte, begegneten mir gleich so viele Theilnehmende, welche mir die schmeichelhafte Ueberzeugung gaben, daß ich sonst nicht allein für mich, sondern auch für andere gelebt hatte. Freunde und Bekannte nicht allein, sondern auch Fremde und Entfremdete bezeigten mir ihr Wohlwollen, und wie Kinder ohne Haß geboren werden, wie das Glück der ersten Jahre darin besteht, daß in ihnen mehr die Neigung, als die Abneigung herrscht, so sollte ich auch, bei meinem Wiedereintritt ins Leben, dieses Glücks theilhaftig werden, mit aufgehobenem Widerwillen eine neue Bahn anzutreten. — Wie angenehm Ihr Brief mir in diesem Sinne war, sagen Sie sich selbst, mit der Herzlichkeit, mit der er geschrieben ist. Ein altes gegründetes Verhältniß wie das unsrige konnte nur, wie Blutsfreundschaften, durch unnatürliche Ereignisse gestört werden; um so erfreulicher ist es, wenn Natur und Ueberzeugung es wieder herstellt." ꝛc.

In den Annalen erzählt Goethe beim Jahre 1802, wo er des Aufenthalts in Lauchstädt und Halle gedenkt: „Die Nähe von Giebichenstein lockte zu Besuchen bei dem gastfreien Reichardt;

[1] Voss, Nachträge zu Goethe's Werken, II. 281 ff.

eine würdige Frau, anmuthige schöne Töchter, sämmtlich vereint, bildeten in einem romantisch ländlichen Aufenthalte einen höchst gefälligen Familienkreis, in welchem sich bedeutende Männer aus der Nähe und Ferne kürzere oder längere Zeit gar wohl gefielen, und glückliche Verbindungen für das Leben anknüpften."[1]

V. Neue allgemeine deutsche Bibliothek. Band 31. Stück 1.

Sowohl der Redakteur Hermann (S. 73 und 254), als sein Vorgänger Nicolai, dessen Einfluß noch immer fühlbar war, hatten in den Xenien sehr scharfe Dinge hören müssen, und die Bibliothek rüstete sich deßhalb zum Kampf. Am bezeichneten Orte, S. 235—240, zog „der Bär von Kiel" gegen den Bienenstock des Almanachs aus, aber leider fehlte es ihm gänzlich an Geist und Witz, so daß nur eine kahle, absprechende Recension zu Tage gefördert wurde. Darin heißt es: „Den Mückenschwarm von Distichen gar nicht in Anschlag gebracht, der zeitig schon zu summen anfängt, weiter hinein immer lästiger wird, und am Ende jeden Lustwandler im Haine der Musen blutgierig anpackt, gibt es in der ganzen Sammlung vielleicht keine sechs Stücke, die durch innern Gehalt, reizende Farbengebung, Wohlklang oder Korrektheit sich ein besseres Schicksal als ihre ephemeren Nachbarn versprechen dürfen."

Nach einer parteilichen und plumpen Beurtheilung der übrigen Beiträge kommt Recensent zu den einzeln stehenden Epigrammen. Er spottet, daß die beiden Dichter „ihre kürzern und kürzern Flügel" so oft versuchen, und meint, wenn das Ding so fortgehe, würden sie bald nicht anders als in Distichen denken. „Noch eine possierliche Erscheinung! Zwei dieser Gönner der zweizeiligen Versart, G. und S., haben ihre Distichen zusammengespannt, und unter dem Titel: „Tabulae votivae, Vielen und Einer" und Quodlibete herbeigeschleppt, wo es sehr sonderbar zugehen müßte, wenn unter hundert bunten Einfällen nicht ein Paar wenigstens für die Langweiligkeit der übrigen schadlos

[1] Goethe's Werke, Bd. 27. S. 116.

hielten. Was für Eitelkeit aber, und wie viel Egoismus, wenn das Dichterpaar ſich einbildete, man werde ſich den Kopf darüber zerbrechen, welcher von ihnen dieß oder jenes Diſtichon ausgeheckt habe? Wirklich gibt dieſe höchſt müßige Vorausſetzung ihnen Stoff zu einem Doppelverß, der in den Xenien, unter der Aufſchrift: „die Chorizonten," zu dergleichen Zeitvertreib den Leſer förmlich einladet."

Nun tritt der furchtbare Kritiker aus der Vorhölle in die eigentliche Teufelsküche, und ſchildert, was er dort erblicken mußte: „Unter der Aufſchrift Xenien hat der Herausgeber einen Schweif von mehr als vierhundert Diſtichen angehängt, die großentheils für eben ſo viel Verſündigungen an Geſchmack und Humanität gelten können. Hätte die ſchamloſe Sammlung auf Gerathewohl und ohne andere Geſellſchaft ſich in's Publikum geſchlichen, ſo bliebe nichts Klügeres zu thun, als in öffentlichen Blättern gar keine Notiz von dem Unrath zu nehmen, und ſeine Schmutzköche ſtillſchweigender Verachtung preiszugeben. Da ſolche aber liſtig genug ſind, ihn hinter der Larve eines unſchuldigen Muſenalmanachs in die Leſewelt zu ſpielen, wird es Pflicht, über ein ſo heilloſes Betragen eben ſo öffentlich Unwillen zu äußern. Sehr gern übrigens würde Recenſent die Anzeige dergleichen Unfugs Andern überlaſſen. Der Umſtand, keiner von denen zu ſeyn, woran die Diſtichendrechsler ihre Bolzen verſucht, macht ihn indeſſen zu einem deſto unparteiiſchern Beurtheiler. Als ein ſolcher darf und will er nicht ableugnen, daß unter dem Schwarm der Doppelverſe es allerdings ein paar Dutzend gebe, die durch neue Wendung, reichen Sinn, treffenden Witz und durch Schnitt in arge Geſchwüre unſerer Literatur nicht ohne Verdienſt ſind. Was aber will dieſe kleine Zahl gegen ſo viel Schock anderer ſagen, wo Plumpheit, Wortſpiel, Anzüglichkeiten, Argliſt und Zuchtloſigkeit jeder Art mit einander wetteifern! Und weßhalb die ganze Klopffechterei? Etwann, weil man die beiden Diſtichenſchreiber nicht beſſer behandelt? ihren Werth verkannt, oder dergleichen? Im Gegentheil: verzogen hat das Publikum ſie, aufs ärgſte verzogen, und hier ſind die ſchönen Früchte davon:

Von ein paar optischen Wahrnehmungen berauscht, will der Eine durchaus mehr als Newton seyn, und der Andere, der ein ästhetisches Spinnengewebe zu fädeln anfing, mehr als Aristoteles oder Leibnitz. Jenen glaubte man durch Stillschweigen wieder nüchtern zu machen, und bei dem Fliegennetze des zweiten schüttelte man bloß den Kopf. Mehr indeß war nicht nöthig, sie beide um alle Besonnenheit zu bringen; denn unbesonnen im höchsten Grade ist es doch, links und rechts auszuschlagen, und wo es hintreffen mag, mit Koth und Steinen um sich zu werfen."

Sich mit Einzelheiten zu befassen, ist dem großen Kritiker viel zu klein, deßhalb charakterisirt er die ganze Xenienmasse nur durch X. 124 und 242; dann schließt er: „Trotz der herrschsüchtigen Miene, womit G. und S. die volle Blüthe unsers ästhetischen Fruchtgartens nur von ihrer Pflanzung an datirt wissen wollen, und jeden für einen Schwach- und Querkopf ausschreien, der etwa das bessere Zeitalter unserer schönen Literatur schon vorüber gestrichen glaubt, wird diese Vermuthung doch leider nur immer gegründeter. Nimmermehr kann ein Zeitraum der goldne seyn, wo Schriftsteller, denen es ganz und gar nicht an Lesern fehlt, zu Hülfsmitteln vorliegender Art greifen, bloß um der Gaffer sich noch mehr zu verschaffen! Zugegeben, daß die Wassersuppen, womit man die Leiewelt häufiger als je bewirthet, ihr endlich den Magen verdarben; was aber bringt Pfeffer und Wermuth aus der Küche der Distichenschreiber für eine Wirkung hervor? Kaum ist der saubere Almanach abgedruckt, und schon wimmelt es von Recensionen, Gegenrecensionen, ja wohl noch gröberen Nachäffungen der Xenien selbst, die endlich unser Literaturwesen in eine Garküche und Kneipschenke der verächtlichsten Art umzuwandeln drohen."

Dieser Recensent, welcher auf den spärlichen Ruhm rechnet, von den Xenien unverletzt geblieben zu seyn, unterzeichnet sich „Jb.," doch in Wahrheit hieß er Langer, und war Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel, also ein Nachfolger Lessing's, was man ausdrücklich sagen muß, weil es sonst gewiß niemand merken würde.

VI. Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache, herausgegeben von einer Gesellschaft von Sprachfreunden. (Braunschweig.) Stück 7.

Joachim Heinrich Campe, durch die Xenien 87, 141, 151 und 152 angegriffen, ließ in die „Beiträge“ seine Abwehr einrücken. Dieselbe besteht aus zwei Theilen. Zuerst finden wir (S. 168—178): „Bemerkungen über des Hrn. Geheimen Raths von Goethe Bemühungen, unsere Sprache reinigen und bereichern zu helfen.“ Hier wird vor allen Dingen die Ansicht ausgesprochen, daß von den Verfassern der „berühmten Xenien“ Ausdrücke wie Puristen, Kleiderbürster, Waschfrauen und Pedanten als — ein höflicher Scherz gebraucht worden sind. Haben sie doch würdige deutsche Gelehrte Ochsen und Esel genannt, und auch das nur im Spaß. Jeder Stand besitzt ja seine eigene Sprechweise; „wie kann der bürgerliche und provinzielle Mensch wissen, was die Wörter Ochs und Esel in den höhern Kreisen der Höfe und am Parnasse bedeuten mögen.“ Um darzuthun, daß die Benennungen Purist ꝛc. im Musenalmanach eher eine schmeichelhafte als schimpfende Bedeutung haben, zeigt Campe auf Goethe's eigene Bemühungen hin, die deutsche Sprache von Fremdwörtern säubern zu helfen; derselbe dünkt sich dabei nicht einmal immer an die Regeln der Vernunft und Sprachähnlichkeit, sondern weiß ihnen mitunter kühnlich Trotz zu bieten. Eine Reihe von Beispielen aus Wilhelm Meister folgt hierauf, und daran schließt sich das Resultat: der Xeniendichter werde über den Sprachgebrauch wohl wie Herr von Goethe denken. „Er schwang sich daher, wie dieser, kühn über denselben empor, und sagte:

> Ochs und Esel für — verdienter Mann, Purist, Kleiderbürster, Waschfrau und Pedant, für — Leute, die, wie der Hr. G. R. von Goethe, unsere Sprache nach Vermögen zu reinigen, zu bereichern und auszubilden beflissen sind.“

Der zweite Theil von Campe's Entgegnung (S. 179—182) führt den Titel:

Doppelverse (Distichen), ein Gegengeschenk für die Verfasser der Xenien.

Die Sprachfreunde bemerken zu X. 151:

Mit Erlaubniß.

Euere Gnaden vergönnen, daß wir dürften Hoch Ihnen
Auch ein Federgen ab, sehn Sie: Federchen heißt's!

Im Musenalmanach war das Wort, nach damals noch sehr üblichem Gebrauch, mit einem g gedruckt.

Vergebliche Arbeit.

Aber wir dürften umsonst, denn alles an dir ist Feder,
Weil du als Phönix dir selbst, Andern als Gimpel erscheinst.

Anmerkung des Verfassers: „Gimpel oder Dompfaff, der kunstreichste Sänger unter den Vögeln.“ — Dann erwidert der Purist auf X. 152:

Antwort.

Sieh, auf meine Gefahr, ihm seinen eigenen Namen;
Trifft er nicht jegliche Art, Eine trifft er gewiß.

Dieß Distichon ist wohl das witzigste, was Campe beigebracht hat.

Allegorie.

Spottisch nennt ihr Puristen, die, welche sorglich euch dürften;
Wißt ihr Herren denn auch, wie euch der Dürftende nennt?
Weil ihr menget die Sprachen, besudelnd das Deutsche durch Fremdes,
Nennt er — zwar altdeutsch, doch rein — nennet er Allerlei euch.

A. d. V.: „Von al. fremd. und fanzen, reden." — Endlich antwortet auch die Waschanstalt am Eridanus, welche in X. 87 vorkommt:

Erläuterung.

Seyd ihr rechtliche Männer, so habt ihr nichts zu befahren;
Diesen zeiget man nur, selbst sich zu waschen, den Quell.
Seyd ihr aber von jenen, „die über und über beschlabbert,
Bis an die Ohren im Koth, liegen auf faulendem Heu:" *
Dann vermeidet den Ort, denn solcher wartet die Lauge,
Wartet der reibende Sand, wartet der striegelnde Kamm!

Anmerk. d. Verf.: * „S. die Familie der Meerkatzen in Goethes Reineke der Fuchs."

An die Zuschauer.

Gebet, ihr Herren und Frauen, nur Acht, von wannen Geschrei kommt;
Da ist der Knabe, den's schmerzt: hüben, wo's still bleibt, der Mann.

Dieß Distichon ist ebenfalls der „Waschfrau" in den Mund gelegt.

Abschied.

Nimm es nicht übel, daß nun auch deiner gedacht wird; verlangst du
Das Vergnügen umsonst, Anderer Necker zu seyn?
Alles war nur ein Spiel: Gottlob! du bist ja noch munter.
Hier ist dein Bogen zurück, hier der geliehene Pfeil.

Der erste Doppelvers bezieht sich auf X. 14[illegible], der letzte auf X. 414.

Campe hatte die Epigramme, welche gegen ihn gerichtet waren, sämmtlich beantwortet, doch war er bescheiden und klug genug, außerdem keinen Angriff zu wagen. „Haben Sie gelesen," fragte Schiller in seinem Schreiben an Goethe (Briefw. IV. 16).

„was Campe auf die Xenien erwiedert hat? Es geht eigentlich nur Sie an, und er hat sich auch höflich benommen, aber den Pedanten und die Waschfrau aufs neue bestätigt."

Für Schiller bewahrte Campe fortdauernd eine freundliche Gesinnung, und sendete ihm im Jahre 1798 das französische Bürgerdiplom, von Roland unterzeichnet. Schon fünf Jahre zuvor hatten die Zeitungen davon berichtet, doch weil der Name falsch geschrieben, auch weder Stadt noch Provinz auf der Adresse bemerkt war, so konnte es den Weg zu Schiller nicht finden. „Ich weiß nicht, wie es jetzt noch in Bewegung kam," schreibt der Letztere (2. März 1798) an Goethe, „aber kurz, es wurde mir geschickt, und zwar durch — Campe in Braunschweig, der mir bei dieser Gelegenheit die schönsten Sachen sagt."

VII. Genius der Zeit, herausgegeben von Aug. Wilh. Friedr. v. Hennings. (Altona.) 1796, Stück 12. 1797, Stück 1 u. 3.

Hennings war dänischer Kammerherr, Obercommerz- und Handelsintendant in Schleswig-Holstein und Oberbeamter zu Bloen und Ahrenskol; er war von Adel, aber dennoch huldigte er den Ideen der französischen Revolution. Gegen die Uebergriffe der Höfe, des Adels und der Beamten richteten sich seine Schriften; deßhalb hegte Goethe für den „Genius" schon längst eine gründliche Abneigung (vergl. die Anmerk. zu X. 257). — Nun gab Hennings in dem genannten Journal, Jahrgang 1796, St. 12, S. 434 — 436, seine „Gedanken über die Xenien im Schiller'schen Musenalmanach" kund, und sagte dabei: er verkenne das poetische Talent Goethe's und Schiller's nicht, „aber daß sie, untreu ihrem hohen Berufe, durch Rachsucht, durch Plumpheit, durch Plattheit, durch Persönlichkeit, durch Armseligkeiten, wohl gar durch Schadenfreude ihre Muse schänden konnten, das wirft den Trauerflor über den Genius der Zeit."

Er erklärt „diesen Musenalmanach, wegen seiner Anspielungen und persönlichen Beleidigungen solcher Männer, welche allgemeine Achtung verdienen, für ein Pasquill, das, nach Bahrdt mit der eisernen Stirn, das schändlichste in der deutschen Literatur

iſt; das beſonders unerſchöpflich iſt in Perſonalitäten gegen den Herausgeber des Journals Deutſchland, der ſich freilich der undankbaren Arbeit unterzog, den Prüden, oder précieuses ridicules, die Larve abzuziehen." Henning's beklagt es ſehr, daß Goethe zu früh verdorben worden ſey, und daß er, aus Stolz, ſich nie habe überwinden können, der gegründeten Kritik Gehör zu geben. „Er würde dann ſorgſamer geſucht haben, den regelmäßigen Weg der ſchönen Künſte einzuſchlagen, und die Ehrerbietung für Sittlichkeit nie aus den Augen zu ſetzen, nicht ſo oft wie jetzt mit dem Publikum ſeinen Spaß zu treiben, und ſo ſeinen Muthwillen nicht zu der Höhe der Immoralität, Inurbanität und Geſchmackloſigkeit ſteigen zu laſſen, die im Schillerſchen Muſenalmanach herrſcht."

Im Januarſtücke von 1797 folgen hierauf ein paar poetiſche Angriffe gegen die Verbündeten. „An einige Dichter in Schiller's Muſenalmanach," und „An die Delatoren" ſind unbedeutend, aber die dritte Piece erregte Aufſehen wegen ihres Klopſtockiſchen Tones. Sie lautet:

Schlichtegrolls Nachricht ans Publikum fürs Jahr 1797.

Weinet, Töchter des Zeus, des Geſangs ſich freuende Jungfraun,
Weine, Germaniſches Volk, Schiller und Goethe ſind todt.
Aber vor allen erſchall dein Trauerlied, Chriſtus Gemeine,
Denn ſie erwürgten den Geiſt, aufzuerſtehen im Fleiſch.*

Der Verfaſſer machte hierzu die Anmerkung: * „Das Fleiſch ohne Geiſt iſt todt. Jakobi 2, 26. Verglichen mit Paulus an die Galater 5, V. 19 — 22. Die Werke des Fleiſches ſind: Ehebruch, Hurerei, Unzucht, Unreinigkeit, Abgötterei, Zauberei, Feindſchaft, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, Haß, Mord, Saufen, Freſſen und dergleichen. Die Frucht des Geiſtes aber iſt: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuſchheit. D."

Hennings, als Redakteur, fügte seinerseits noch folgende Zeilen hinzu: „Diese göttliche Lehre hat mich bewogen, vorstehendes, von unbekannter Hand empfangenes Epigramm aufzunehmen, da ich übrigens weit entfernt bin zu glauben, daß man so sündigen müsse, als Schiller und Goethe gesündiget haben; und mir nichts tadelnswürdiger erscheint, als der epigrammatische Kitzel der Dichter, die einzelne Männer, oder ganze respektable Klassen ehrwürdiger Schriftsteller angreifen, daher ich selbst die wohlverdiente Retorsion nicht liebe, sondern gerade Wahrheit vorziehe."

Der giftige Dolchstich in jenen Versen gewann das Wohlgefallen mancher Leute, sie machten eine scheinheilige Miene zu der bibelfesten Malice, und Crantz äußerte in der Ochsiade, S. 51 f.: „So etwas in so einem Ton gesagt, läßt einen Eindruck zurück, den der witzigste Spötter nicht auslischt, so wenig als ein wegen einer notorischen Niederträchtigkeit empfangenes Brandmal." Man rieth hin und her, wer wohl der Verfasser seyn möchte, und fiel auch auf Schlichtegroll selbst. Dieß veranlaßte den Ehrenmann, im Reichsanzeiger 1797, Nr. 34 (vom 9. Februar) nachstehende Erklärung abzugeben:

„In dem Genius der Zeit, Jan. 1797, ist Nr. VI eingerückt: „Schlichtegrolls Nachricht ans Publikum fürs Jahr 1797." Die Note ist mit Y unterzeichnet, und der Herausgeber des Genius sagt, es sey ihm dieß Epigramm von unbekannter Hand zugeschickt worden. Ich erkläre hiermit, was meine Freunde so schon wissen, daß ich an diesem Epigramm, so wie an nichts, was gegen die Xenien erscheint, weder direkt noch indirekt, den mindesten Antheil habe.

Gotha, den 6. Febr. 97.

Fr. Schlichtegroll."

Außer den erwähnten Artikeln enthielt der „Genius der Zeit," 1797, im 3. Stücke, S. 429, eine gelehrte Erörterung über das Wort Xenien und dessen Bedeutung bei den Griechen. Der Autor, ohne Zweifel ein Philologe, blieb aller Satyre oder Polemik fern, und unterzeichnete sich: Xenophilos.

VIII. Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, herausgegeben von Friedr. Ludw. Wilh. Meyer. (Berlin.) 1797. Stück 1 u. 5.

Im Januar schreibt Schiller an Goethe (Briefw. IV. 16): er werde wohl schon gelesen haben, was das Archiv des Geschmacks und der Genius der Zeit zu Markte gebracht. Meyer gehörte eigentlich zur gemäßigten Partei, und sein Blatt forderte Reformen, um den Revolutionen vorzubeugen. Aber es hatte sich eine Fehde zwischen ihm und Goethe entsponnen, welche in der Note zu X. 255 näher angedeutet worden. Jetzt zog auch er gegen die Xenien heran, und man muß seinen Aeußerungen, bei aller kritischen Unfruchtbarkeit, eine gewisse schonende und anständige Haltung nachrühmen.

Das Januarstück, S. 30 ff., enthielt einen Artikel: „die neuesten Musenalmanache," worin natürlich Schiller's Kalender die Hauptrolle spielte. Von den einzelnen und in Gruppen geordneten Distichen heißt es dort: „Viele betreffen unbekannte Frauenzimmer einer kleinen Stadt, Sylbenmaße und Privatangelegenheiten, so daß man, durch ihre herablassende Mittheilung, den Dichtern gleichsam befreundet wird. Andere sind politisch, und zwar orthodox. Unter den besonders durch die Tabulae votivae neugeadelten Worten haben wir besonders das Wort Philister bemerkt, welches freilich zuweilen unentbehrlich scheint. Nun wird man z. B. forthin sagen dürfen: er ist der größte Philister unter den Genies und das größte Genie unter den Philistern, ohne befürchten zu müssen, daß man einen niedrigen Ausdruck gebraucht habe."

Endlich, S. 35, beginnt das Gericht über die Kinder des Feuers, und nimmt achtzehn große, engbedruckte Seiten in Anspruch. Meyer referirt: den Beschluß des Almanachs mache ein Bündel Pfeile, unter der Aufschrift Xenien, welche, nach der Vermuthung einiger Chorizonten, von Herrn Vulpius herrühren. Wir finden hier also die erste Spur jener kläglichen Verdeckungsmanier, wodurch die Namen der beiden Dichter aus der Xenienhölle erlöst werden sollten. Zugleich lag darin ein

hämiſcher Angriff auf Goethe, für deſſen Schwager Vulpius ſchon damals galt (ſ. die Anmerk. zu X. 396). Derſelbe war 1763 zu Weimar geboren, wo er die Stelle eines Theaterſekretärs bekleidete, bis er ſpäterhin Oberbibliothekar und Aufſeher des Münzkabinets wurde. Eine große Maſſe von Büchern, namentlich Ritterromane, floſſen aus ſeiner Feder, und der Rinaldo Rinaldini (1799) iſt allgemein bekannt. Vulpius mag eine ſehr komiſche Erſcheinung geweſen ſeyn, denn Schiller beſchreibt das Zuſammentreffen mit ihm, im Juli 1787, auf folgende Weiſe:

„Eben hatte ich eine gar liebliche Unterbrechung, welche ſo kurz war, daß ich ſie euch ganz herſetzen kann.

Es wird an meiner Thür geklopft.

„Herein.“

Und herein tritt eine kleine dürre Figur in weißem Frack und grüngelber Weſte, krumm und ſehr gebückt.

„„Habe ich nicht das Glück, den Herrn Rath Schiller vor mir zu ſehen?““

„Der bin ich, ja.“

„„Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu ſehen, von deſſen Don Carlos ich eben komme.““

„Gehorſamer Diener. Mit wem habe ich die Ehre?“

„„Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu ſeyn. Mein Name iſt Vulpius.““

„Ich bin Ihnen für dieſe Höflichkeit ſehr verbunden — bedaure nur, daß ich mich in dieſem Augenblick verſagt habe und eben (zum Glück war ich angezogen) im Begriff war auszugehen.“

„„Ich bitte ſehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie geſehen habe.““

„Damit empfahl ſich die Figur und ich ſchreibe fort.“[1]

Wir kehren zu unſerm Archivar zurück. Derſelbe ſagt: „Xenien hießen bei den Griechen gaſtfreundliche Geſchenke. Die Deutſchen erklären ſie für Küchenpräſente, für Pfeffer und Wermuth zum Weſten ſolcher Magen, die von wäſſrigten Speiſen geſchwächt ſind. Wie es ſcheint, war ihr Geber bei vielen Leuten

[1] Briefwechſel mit Körner, I. 195 f.

zu Gaste, und ladet jetzt seine Bewirther wieder zu sich. Er erklärt es für eine Speise voll Ekel, wenn die gemeine Natur sich zum Genusse aufdringt, nennt Phantasie, Witz, Empfindung und Urtheil das Desideratum eines Dichterwerkes, und schüsselt dennoch, seinen eigenen Forderungen zum Trotz, den Tod in Töpfen auf, wogegen sich ein allgemeines Geschrei erhebt.' Wir vermehren es ungern, doch sind wir der Wahrheit und Gerechtigkeit schuldig, auch unsere Meinung über einen Gegenstand zu sagen, der sich, ohne leicht durchschaute Verstellung, nicht übersehen läßt."

Hierauf sucht Meyer die Stückkugeln der Xenien zu fangen, und schleudert sie dann den Dichtern wieder hin: „Ja der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, aber eben das will man vergessen, wenn man den Lockungen des Dichters folgt; es ist ja nicht Poesie, daß er sie erbärmlich fand. Rein sey er von der Eitelkeit, die Niederes mit Hohem verbindet. Deutschland fragt ohnehin nach Gedichten nicht viel, und sie werden schwerlich in seiner Meinung gewinnen, wenn auf einen kurzen Lärm, den sie erregen, Neugierige sich wundernd ans Fenster begeben. Die Muse richtet den herrschenden Stab auf Leben und Handeln, verfolgt, wenn es Noth thut, schlechte Regenten mit harten Worten, und schmeichelt zwar schlechten Autoren nicht, führt aber auch keinen offenbar pasquillantischen Krieg gegen sie. Ist es ein Philister, ein Schwärmer, ein Heuchler, so werd' er durch lebhafte, Abscheu erregende Darstellung seiner Gebrechen und Laster gequält; aber hundertfaches, mit Namenaufruf verbundenes Schelten ermüdet den geduldigsten, parteilosesten Zuhörer. Laune und Geist müssen die schwache Seite ihres Gegners aufdecken, wenn sie Lächeln erregen soll, da hingegen, wer zu hitzig heran rückt, sich selbst Schultern und Rücken entblößt. Nach diesen, größtentheils von den Xenien eingestandenen, und in ihren Worten aufgestellten, unleugbaren Grundsätzen, welchen Dank mag der Verfasser derselben für diese Gaben erwarten, die es ihm herzlich zu nennen beliebt (X. 263), nach denen er folglich, da sich nicht ableugnen läßt, daß er seine Worte zu wählen weiß, die Eigenschaften seines Herzens bestimmt wissen will?"

Man ſieht, die Rezenſion zeichnet ſich, mitten im Schlachtgetümmel, durch gehaltene Sprache vor ihresgleichen vortheilhaft aus. Beſonders wird Schiller rückſichtsvoll behandelt, während es von Goethe heißt: Newton's Geiſt ließe ſich nicht durch ſchlechte Sprüche citiren (X. 33) oder durch gebratene Gänſe widerlegen (X. 171). Dann fährt der Xenienrichter fort: „Auch das mag gebilligt werden, daß Schriftſteller und Werke, welche das Publikum achtet, heftige Angriffe und ſogar verächtliche Begegnung erfahren: wiewohl der Herr Geheimrath von Goethe, deſſen Wort in unſerer Gelehrtenrepublik von ſo großem Gewicht iſt, ungleich beſcheidenere Aeußerungen gegen ungenannte Schriftſteller und Werke höchlich mißbilligt, und im fünften Stück der Horen 1795, S. 50 — 56, als literariſchen Sanscülottismus, bei Strafe ſeiner Ungnade unterſagt, auch Herr Hofrath Schiller wider derſelben Verfahren mehr als einmal geifert hat. Denn bei aller Ehrfurcht für die edlen Bewegungsgründe dieſer großmuthigen Pfleger und Schutzherren jeglichen Verdienſtes, ſcheint es dennoch, als könne man ein einzelnes Werk eines verdienſtvollen Schriftſtellers, oder einzelne Theile eines verdienſtvollen Werkes, dem Verſuch der Lächerlichmachung unterwerfen, ohne deßwegen die anderweitigen Verdienſte des Meiſters oder des Werkes abzuleugnen. Eine ſolche Strenge kann ſogar erſprießlich werden, weil der große Haufe der Leſer ſich zu leicht vom Anſehen des Ruhmes blenden läßt, und der vernachläſſigten Arbeit eines einmal mit gerechtem Beifall aufgenommenen Künſtlers den nämlichen Preis ertheilt, welche ſeinem Meiſterſtücke gebührte, wodurch allmählig Kunſt und Publikum gefährdet werden."

Der Archivar fragt nun: „Wie verfährt aber die Partei der Grünen auf der pieriſchen Rennbahn?" und es folgt dann ein langes, ſchweres Sündenregiſter der Xenien. Wir werden uns begnügen müſſen, ein paar Beiſpiele daraus zu geben. „Ein elendes Wortſpiel bemüht ſich, den Namen deſjenigen verächtlich zu machen, deſſen Stand über die Verächtlichkeit der Vorurtheile erhaben iſt, und verfolgt einen leidenſchaftlich-gutmüthigen Mann jenſeits der Grenzen ſeines Vaterlandes (X. 230. 231). Kann

Leichtſinn ſo weit gehen, ſo ſollte das arglose Herz, in Stunden der Beſonnenheit, erſchrecken, ſich durch Nachgiebigkeit gegen ſeine Launen der Thorheit gleichzuſtellen. Selbſt das Geſchlecht, welches zu ſchonen eine Eigenthümlichkeit neuerer Sitten iſt, bleibt nicht verſchont. Eine Dame, deren Name, damit man ihn ja errathe, mit ſeinem Anfangsbuchſtaben bezeichnet iſt, wird eine Sibylle geſchimpft, die bald Parze ſeyn und mit ihren Schweſtern gräßlich als Furie aufhören muß (X. 273). Man ertreiſtet ſich einen Mann aus uraltem edlem Stamme, der ſeinen Stand nie geltend machte, welches auch bei verjährtem, angeerbtem Adel ſeltener als bei neuerkauftem der Fall iſt; der in Aufwand fordernden Staatsbedienungen am liebſten unter Gelehrten und Künſtlern, als einer ihres Gleichen, lebte; dem Glanze früh entſagte, um ganz den Muſen zu gehören; immer zu lernen fortfuhr und Talente an den Tag legte, die den Sohn des Staates verherrlichen würden, auf eine burleske Weiſe zugleich nach ſeinem Stande, nach dem Fache, in welchem er ſich hervorthat, und nach ſeinem Glauben zu benennen (X. 116). Witz dieſer Art iſt herzlich wohlfeil. Bei den mancherlei, zum Theil widerſprechend ſcheinenden Beſchäftigungen, welche das verzärtelnde Glück, die vielbetreibende Raſtloſigkeit und das begehrliche Gelüſten des Menſchen oft einem Einzigen aufbürden, ließen ſich wohl noch ungleich längere ariſtophaniſche Zuſammenſetzungen erfinden."

„Endlich ſcheint es, als müſſe ſogar der gefeierte, vielumfaſſende Geiſt, dem das Gebiet des Parnaſſes und ſelbſt die Grenzen ſeiner Mutterſprache zu eng ſind, da er ſich dauert, daß er ſie ſchreibt; der in früheren Jahren Orthodoxie und gothiſche Baukunſt vertheidigte, und in neueren Zeiten die Knochenlehre, die Pflanzenkunde und die Wiſſenſchaft von Erſcheinung der Farben, ſobald er ſolche ſeiner Anſicht würdig fand, mit Entdeckungen bereicherte; der Ironiſche und Charaktere mit gleicher Geſchicklichkeit zergliedert, den Neckereien des kühnen Spötters zum Ziele dienen, weil es ihm zuweilen beliebt hat, dem leſeluſtigen Publikum hingeworfene unvollendete Bruchſtücke Preis zu geben, oder alltägliche Charaktere, Begebenheiten, Bemerkungen und Gefühle

in dem nämlichen Lichte aufzustellen, welches beim Lesen auf sie fällt. Wenigstens haben manche Leser das Sinngedicht: Wohlfeile Achtung (X. 92) auf ihn bezogen.“ [1]

Nachdem auch die Scene im Tartarus, mit Herkules-Shakespeare, gerügt worden, heißt es weiter: „Ist alles Angeführte nur ein Spiel, weil der, den man mit Worten todt schlägt, am Leben bleibt? Waren wir zu strenge gegen Ausbrüche der Laune? Bietet der Dichter nicht selbst seinen Bogen und Platz zum Ringen an? Das thut er freilich, und wir fühlen überdem, in welches gefährliche Spiel der sich einläßt, der dem scharfen, vielschneidigen, leidenschaftlichen Spott mit Gründen des Ernstes und kalter, einfacher Mäßigung begegnet; wir erkennen, daß nichts leichter ist, als auf einer Kampfstätte Wunden davon zu tragen, wo besser geharnischte Männer unterlagen. Aber die Wahrheit durfte, der Gefahr wegen, welcher sie ausgesetzt wird, nicht verleugnet werden, und eben weil es noch Zeit ist, vor einem gefährlichen Beispiel zu warnen, das, wie wir wissen, viele anlockt, hielten wir uns für verbunden, dieser, wie die Buchhändler-Anzeige sie nennt, neuen Erscheinung umständlicher zu gedenken, damit wir, nach unserm schwachen Vermögen, dazu beitrügen, sie zu keiner alltäglichen zu machen.“

„Wir begnügten uns, unter einer Menge tadelnswürdiger Ausfälle nur einige, die bei flüchtigem Lesen auffielen, bemerklich zu machen. Jeder wird mehr als einen Gegner finden. Wehe ihnen, sollte der Mann ihre Kunde vernehmen, welchen sie für den alten Peleus halten, der uns aber vielmehr, bei seiner unablässigen Wanderung durch alle Gefilde des Wissens, dem Könige Odysseus zu gleichen scheint. [2] Erkennt er an ihnen die Begegnenden, welche das schöngeglättete Ruder auf seiner Schulter für eine Wurfschaufel nehmen, und sich weigern, mit Salz

[1] Schon im October 1796 schrieb Humboldt, Meyer sey überzeugt, Schiller habe dieß Xenion auf Goethe gemacht. (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. II. 240.)

[2] Hier waltet offenbar ein Mißverständniß ob; Meyer scheint Herder für den Peleus (X. 343. 344.) zu halten.

gewürzte Speiſe zu genießen, ſo weiß der Himmel, ob er, der Lehre des Tireſias eingedenk, nicht ſie ſelbſt dem Meerbeherrſcher opfert. Denn wiewohl Verblendete wähnen mögen, es mangle ihm die ſpannende Kraft und die Schnelle, ſo hat Athene ihm dennoch, ſo oft er deſſen bedurfte, Bruſt und Schultern geſtärkt: niemand warf ihn bisher ungeſtraft, und das Gelächter ohne Maß, die verwirrten Gedanken, das wildverzerrte Antlitz, das blutbeſudelte Mahl und die mit Thränen erfüllten Augen dieſer Freier ſind ein wahrſagendes Zeichen, daß bald der unter ſie treten werde, der es vollendet."

„Aber freilich bedarf es ſeiner Ankunft nicht, da ſo mancher aus dem Volk gegen die Uebermüthigen ſich rüſtet. Möchten alle Streiter bedenken, daß ſie ihre Mißbilligung eines beleidigenden Tons nicht beſſer an den Tag legen können, als wenn ſie niemals in denſelben einſtimmen! Möchten ſie ihren Gegnern, die an Wahrheitsliebe und Billigkeit ſo leicht zu übertreffen ſind, an Scharfſinn, Witz und Kürze keinen Fuß breit weichen! Denn in der That ſind die Xenien nicht ſo arm an Witz, als ihre Entſchuldiger uns überreden möchten, obgleich Bitterkeit nicht ſelten deſſen Stelle vertritt, und bei dem Haufen unbedachter Leſer nicht ſelten ſeine Stelle erſetzen kann. Wir haben einige Verſuche unterdrückt, die uns dieſen Forderungen nicht zu genügen ſchienen, ſchmeicheln uns, den Urhebern derſelben damit einen Dienſt geleiſtet zu haben, und ergreifen dieſe Gelegenheit, denen, welche ſich uns nicht zu erkennen gaben, die Urſache unſers Verfahrens bekannt zu machen."

Hiermit endigt die eigentliche Kritik, und es folgt noch eine kurze, tadelnde Notiz über Manſo's Gegengeſchenke, wobei der Archivar ſehr erſchreckt thut, daß „zwei hochverdiente Männer" als Xenienverfaſſer genannt werden. Ganz zum Schluß wird die Recenſion aus der neuen Hamburger Zeitung (Nr. III.) verſtümmelt abgedruckt, und zwar unter dem Vorwande, dieſelbe könnte als einzelnes Blatt leichter verloren gehen.

Die „Verſuche," welche Meyer unterdrückt haben will, müſſen aber in Wahrheit außerordentlich ſchwach geweſen ſeyn, wenigſtens

nach denen zu urtheilen, die er ſpäter in ſein Archiv (Mai S. 410 ff.) aufnahm. Hier erſcheint zunächſt das Bruchſtück eines Briefes über die Xenien, mit dem Motto: »Audiatur et altera pars!« Daſſelbe beginnt: „Der Schiller'ſche Muſenalmanach, der ja leider in Deutſchland nicht ruhen kann, iſt auch bis zu meinem Winkel an der Oſtſee gekommen. Wie ich die unheiligebärenden Xenien geleſen hatte, ſagte ich:

Richtig iſt der Kalender, wie deutſchem Fleiße gebühret;
Aber der häufige Witz! Iſt der in Deutſchland gedruckt?

Das Intereſſe, das ich an Aglajen zu nehmen, nur mit dem Ende meines Lebens aufhören werde, hat, wie Sie wiſſen, mir das Archiv der Zeit lieb gemacht. Und jede Stellung, die eine Grazie annehmen kann, iſt für mich ſchön. Wenn die Aglaja auf dem Umſchlage des Archivs der Zeit oder dem Schiller'ſchen Almanach ſelbſt ſprechen wollte — denn zu dem Almanach ſagt ſie ja gewiß nichts — könnte ſie ſich ungefähr ſo ausdrücken:

Was an Venus Urania Smollet, der grämliche, lobte,
Zeige lächelnd ich euch. Seht es, ich lächle dazu.

Sie ſind unter allen Schriftſtellern der erſte, dem ich es geſtehe, daß mir die Xenien Freude gemacht haben. Boshaft bin ich, ſo viel mir bekannt iſt, nicht, aber leider noch immer hypochondriſch.“ — Jetzt, denkt man, werde ein luſtiger Angriff auf die Diſtichen, oder eine ſarkaſtiſche Vertheidigung derſelben folgen, doch fühlt man ſich ſehr getäuſcht. An die gelehrte Erklärung von Xenophilos im Genius der Zeit (ſ. o. S. 49) anknüpfend, gibt uns der Verfaſſer ein plattes, philologiſches Wiſchiwaſchi, welches wohl nur er ſelbſt für witzig halten konnte. Darin iſt die Rede von dem Worte ξενον, von Penelope und Odyſſeus, von Halle, Horaz und der Allgemeinen Literaturzeitung, ohne daß ſich ein vernünftiger Zuſammenhang ermitteln ließe. Ein Epigramm, welches dieſer Briefſchreiber zu Markte bringt, paßt am beſten auf ſeine eigene Perſon:

Der Pedant.

Wie man Pedant uns verdeutſcht, beſcheid' ich mich gerne zu fragen.
Ueberſetze das Wort, wer es von Hauſe aus kennt!

In demſelben Stücke des Archivs, S. 420 f., finden ſich auch fünf ſogenannte „Sinngedichte," welche aber ohne Sinn und keine Gedichte ſind. Nur dem letzten dieſer Epigramme kann hier ein Platz vergönnt werden.

Troſt für Schlichtegroll's Nachricht an das Publikum.

Weinet, Töchter des Zeus, des Geſangs ſich freuende Jungfraun!
Weinet, o weinet nicht mehr! ſeyd ja ſo lange ſchon todt.
Chriſtus Gemeinde, geduldige! ſey auch getröſtet und fürchte,
Fürchte nur ihn, der verdirbt neben dem Leibe den Geiſt.

Ein ſchwaches Seitenſtück zur Elegie im Januarſtück des Genius der Zeit (ſ. o. S. 48), und gleichfalls mit einer langen bibliſchen Anmerkung verſehen, die ich dem Leſer jedoch erlaſſen will.

IX. Der Kosmopolit, eine Monatsſchrift zur Beförderung wahrer und allgemeiner Humanität. (Halle.) 1797. Stück. 1.

Der Herausgeber, Rath Voß in Halle, eröffnete die Schranken ſeiner Zeitſchrift einem wilden Xenienfeinde. Im Januarſtück, S. 23 ff., ſteht ein Artikel: „Die Xenien in Schiller's Almanache. (Aus einem Briefe an einen Freund.)" Der Verfaſſer ſchreibt ſo ſchülerhaft, ſo geiſtleer, daß ſein Machwerk kaum genannt zu werden verdient. Zuerſt wendet er ſich gegen die Cotta'ſche Buchhandlung, wegen ihrer Ankündigung. Er erklärt die Epigramme, obgleich ſie dem Publikum von einem der vornehmſten Günſtlinge dargeboten werden, für giftige Scorpionenſtiche, welche verdienſtvolle Männer heimlich verwunden ſollen; er findet die „neue und merkwürdige Erſcheinung" großentheils plump oder hämiſch, flach oder ſinnlos, und faſt durchgehends

ohne poetiſchen Werth. Man würde Schiller nur für den Sammler oder Herausgeber halten können, wenn nicht auf dem Titel ausdrücklich „Schiller's Almanach" ſtände; dieß muß, in Bezug auf die Xenien, als eine offenbare Eigenthumserklärung gelten." Die letzteren bilden einen widerlichen Contraſt mit dem Ausdruck von Genie und veredelter Humanität, der ſich in andern Werken des Dichters kund gibt. Seine Gaſtgeſchenke ſind „Auswürfe des gröbſten Egoismus," welcher unmöglich in einer zurückſtoßendern Geſtalt erſcheinen und die Achtung vor dem Publikum gefliſſentlicher aus den Augen ſetzen kann.

Ein paar Dutzend Beiſpiele ſollen beweiſen, daß die Xenien für gebildete und Bildung ſchätzende Leſer eben ſo arm an Witz als an Humanität ſind. Das Einzige, was den Recenſenten über die Erſcheinung dieſer „unglücklichen Verslein" tröſtet, iſt die Gewißheit, daß ſie ſehr bald in Vergeſſenheit verfallen werden, und er wünſcht: „der Dichter möge ſolche Vergeſſenheit durch den Rauſch des Entzückens über ein neues Meiſterſtück von ihm — eine neue Huldigung der Humanität — ſelbſt befördern." Zum Schluſſe bittet er den Freund, ſeine ihm mitgetheilte Gedanken (?) für ſich zu behalten; „denn ſollten ſie zufällig dem Verfaſſer der Xenien zu Geſicht kommen, ſo dürfte leicht der Schöpfer des nächſten Schiller'ſchen Muſenalmanachs auch einige Donnerkeile dieſer Art auf Ihr und mein Haupt ſchleudern, welche ohne Zweifel keine der leichteſten ſeyn würden."

Dieſe plumpe Polemik iſt „H. K***t in H." unterzeichnet, und wir werden demſelben Autor bei Nr. XXXII. noch einmal begegnen. Janus Eremita bemerkt im Literariſchen Anzeiger über ihn: „Der Verfaſſer ſagt eigentlich nur, was man in der Gegend ſeines Aufenthalts (Halle?) von dieſen Gaſtgeſchenken hält; er urtheilt nicht ſelbſt, ſondern erzählt nur die Urtheile Anderer, und iſt nicht ſowohl Recenſent, als vielmehr Referent."

X. Neuer teutſcher Merkur, herausgegeben von C. M. Wieland. 1797. Stück 2.

Wieland war nicht bloß mit der „zierlichen Jungfrau" fortgekommen, ſondern hatte außerdem noch ein hübſches Päckchen

Xenien (280 — 284. 360 — 362) zu tragen. Darum „ſchmollte“ er nun wieder, und geſchäftige Leute waren bemüht, den Funken ſeines Zorns zur Flamme anzublaſen. Alljährlich pflegte er eine ausführliche Almanachsrevue im Merkur zu halten, und auch dießmal brachte das Januarſtück den Beginn eines Aufſatzes: „Die deutſchen Muſenalmanache für das Jahr 1797. Ein Geſpräch zwiſchen einem Freund und Mir.“ Der Freund fordert Wieland auf, zum neuen Jahre, wie ſonſt, eine Recenſion der poetiſchen Blumenleſen, wenigſtens der vorzüglichſten, zu geben. Wieland ſucht es abzulehnen, und unter den Gründen, welche er nennt, wird auf folgende beſonderer Nachdruck gelegt: Es handle ſich hierbei entweder um anerkannte Dichter, oder um junge, aufſtrebende Talente. Mit den erſteren ſey er großentheils nahe befreundet, und da finde er ſein Gefühl ſehr gut in dem Epigramm (X. 239) ausgeſprochen:

„Warum tadelſt du manchen nicht öffentlich? Weil er ein Freund iſt;
Wie mein eigenes Herz, tadl' ich im Stillen den Freund.“

Dieſem Grundſatz könne man aber, ſobald man vor dem ganzen Volk urtheile, nicht immer treu bleiben. Außerdem würde er lieber einen Dichter von anerkanntem Verdienſte mit der Strenge des Höllenrichters recenſiren, als die Mängel eines angehenden Kunſtjüngers ohne Schonung rügen.

Da ſich Wieland von dem Freunde doch endlich zu der Kritik überreden läßt, und da das Geſpräch mit dem drohenden Worte ſchließt: „Die Fortſetzung nächſtens,“ ſo folgerte Schiller, ſein Almanach würde im zweiten Stücke vor- und mitgenommen werden. Er ſchrieb deßhalb (11. Januar 1797) an Goethe: „Wieland wird nun auch gegen die Xenien auftreten, wie Sie aus dem erſten Stück des Merkur erſehen werden. Es wäre doch unangenehm, wenn er uns zwänge, auch mit ihm anzubinden, und es frägt ſich, ob man nicht wohl thäte, ihm die Folgen zu bedenken zu geben.“

Ganz anders hatte Garve jene Zeilen verſtanden; in ſeinem Brief an Weiße, vom 8. Februar, heißt es: „Der Anfang von Wieland's Recenſion der Muſenalmanache im erſten Merkurſtück zeigt, daß er es mit der Partei der Xenien-Macher nicht verderben will. Die Strenge, mit welcher er das Manſo'ſche Stück: „die Inſeln der Seligen“ kritiſirt, kontraſtirt gewaltig mit der äußerſten Gelindigkeit, mit welcher er oft ſehr mittelmäßige poetiſche Produkte behandelt.“ [1]

Während Wieland ſich mit der Recenſion beſchäftigte, las er in den „Berlocken“ (Nr. XIX.) das Diſtichon, welches an ihn gerichtet war:

Gegen ſich ſelbſt iſt er ſtreng, nur gegen Andre voll Nachſicht!
Was er ſich ſelbſt nicht erlaubt, findet an Andern er ſchön.

Nun meinte er: „Ich will ihnen doch einmal zeigen, daß ich kein Honi Jule (ſüßer Julius), wie die Schweizer ſagen, bin.“ Es lag in Wieland's Art, an jeder Arbeit fortdauernd zu feilen und zu corrigiren, wodurch oft eine neue Abſchrift nöthig wurde. Namentlich äußerte er von dieſer Kritik: „Ich muß immer ſo viel ausſtreichen, daß ich es dann noch einmal abſchreiben muß. Aber durch dieß Abſchreiben und Lecken wird es erſt gut. Ohne dieſe wiederholte Abſchreiberei wird von mir nichts Erträgliches hervorgebracht.“ Wirklich ſchrieb er den Aufſatz dreimal in's Reine, und jederzeit mildernte und ſänftigte er vieles, was ihm noch zu hart ſchien. [2]

Am Ende kam das ſchwergeborne Kindlein zur Welt, und zeigte ſich den erwartungsvollen Leſern im Februarſtück des deutſchen Merkur, S. 178—204. Es war eine Fortſetzung der Unterhaltung über das am Literaturhimmel erſchienene Meteor. Der Freund iſt darob hoch erzürnt, Wieland ſelbſt ſpielt den Verſöhnenden, Parteiloſen, vertheidigt aber die Xeniendichter auf ſo zweideutige Weiſe, daß ſeine Defenſion zur Anklage wird.

Als anfangs von dem Muſenalmanach überhaupt die Rede

[1] Garve's Briefe an Weiße. II. 249 f.
[2] Böttiger's literar. Zuſtände I. 204 f. und 233.

iſt, äußert Wieland: „Ich finde hier eher des Lebens als des Stoffs zu viel, und das erſte, was ich an dieſem Taſchenbuche auszuſetzen habe, iſt, daß ein Theil des Stoffs in eine zu große Menge lebendiger Geſchöpfe von der kleinſten und zum Theil von der beſchwerlichſten Art ausgebildet iſt. Die hier und da einzeln ſtehenden großen lieblichen Götter- und Menſchengeſtalten werden von einem ſo großen Gewimmel von Schmetterlingen, Bienen, Hummeln, Weſpen, Horniſſen, Schrötern und Laubkäfern umſchwirrt und umſumſet, daß man ſich kaum Platz vor ihnen machen kann, um des Anſchauens jener herrlichen Gebilde recht froh werden zu können."

Er. (Der Freund.) Sie treffen ſogleich auf das rechte Fleck. Ohne Gleichniß zu reden, es iſt mir ärgerlich, ein ſo liebliches Götterkind des Genius und der Kunſt, wie Goethe's Idylle „Alexis und Dora," von der ich Horazens decies repetita placebit bereits an mir ſelbſt erfahren habe, und ſo auserleſen ſchöne Stücke, wie Schiller's Klage der Ceres, das vollendetſte Muſter von Harmonie, das ich kenne, oder wie das novem Musis coelatum opus, ſein Pompeji und Herculanum, mit einer ſo xylographiſchen Rhapſodie, wie die Xenien, in Einem und demſelben Bande zu ſehen.

Ich. (Wieland.) Und ich geſtehe Ihnen offenherzig, ſo wenig ich mich auch darüber beklagen kann, daß mir dieſe Xenien, die ſo viel Lärms und Scandals — um nichts erregt haben, Langeweile gemacht hätten, ich wünſchte ſie lieber gar nicht geſehen zu haben.

Er. Wer ein Freund der Verfaſſer iſt, kann ſich dieſes Wunſches ſchwerlich enthalten.

Ich. Sie ſagen das ja mit einem Ton, als ob Sie gewiß wären, die Verfaſſer zu kennen?

Er. Wie ſollte ich nicht? Ganz Deutſchland nennt ſie laut und öffentlich. Schon allein die vornehme, ariſtokratiſche, oder vielmehr duumviraliſche Miene, die ſie ſich geben, indem ſie mit einer Leichtfertigkeit und einem Uebermuth, wovon ſchwerlich ein Beiſpiel in irgend einer Sprache exiſtirt, über alles Fleiſch

herſtellen, läßt ſich nur von einem Paar poetiſcher Titanen präſumiren, die im ſtolzen Gefühl ihrer höhern Natur und überwiegenden Kraft, bei einer ſtarken Doſis Verachtung gegen uns andere Menſchlein, ſich in Augenblicken einer wilden bachiſchen Geiſtestrunkenheit Alles erlauben, weil ſie nichts reſpectiren noch ſcheuen, und überdieß, falls etwa das gewöhnlich ſo geduldige und alles zum Beſten kehrende deutſche Publikum wider Vermuthen muckiſch würde, ſich damit tröſten, daß es nur auf ſie ankomme, uns, wenn ſie es einmal gar zu arg getrieben haben, durch irgend eine zierlich-goldene Schale voll Nepenthe, die ſie uns freundlich darreichen, wieder unter den unwiderſtehlichen Zauber ihres Genius zu ſetzen; eines Alles wagenden und vermögenden Dämons, der uns (wie ſie zum Theil aus Erfahrung wiſſen) dahin bringen kann, nicht nur ſeine naevos für lumina, ſondern ſogar ſeine Unarten für Grazien anzuſehen, und Ungebühren, die wir keinem Andern verzeihen würden, als genialiſche Ergießungen einer fröhlichen Laune zu entſchuldigen, ja wohl gar unſere Freude daran zu haben.

Nach dieſem unerhört weitſchichtigen Satz, der uns darthut, wie wohlgemeint der Geburtstagwunſch in X. 280 geweſen, folgt eine Beſprechung der einzelnen epigrammatiſchen Beſtandtheile des Almanachs. Ueber die Diſtichen: **Tabulae votivae, Vielen und Einer**, ſagt Wieland, daß ſie „einen Schatz von reichhaltigen Gedanken, ſcharfſinnigen Bemerkungen, zarten Empfindungen, oder leichten und feinen Scherzen, von Lebensweisheit, Lebensklugheit und Kritik der Kunſt enthalten, mit welchen keine ähnliche Sammlung von Gnomologen oder Epigrammendichtern, weder unter den Alten noch den Neuern, die Vergleichung aushält.“ Er findet, dieß ſey nicht mehr, als man von ihren Verfaſſern erwarten könne, und jedem werde es ganz natürlich ſcheinen, daß ſie alle Schönheiten und Grazien in ſich vereinigen, deren die verſchiedenen Gattungen des Sinngedichts fähig ſind. „Viele ſind wahre goldene Sprüche, und ſo ſchweren und tiefen Inhalts, daß die Entwicklung ihres ganzen Sinnes zu einem kleinen Buche werden könnte.“

Dagegen beurtheilt er die Xeniendichtung ſelbſt mit bitterböſen Worten: „Daß viele dieſer Xenien ächten Witz und feines, wiewohl ſcharfes Salz in ſich haben, wird wohl niemand leugnen wollen; aber eben ſo wenig iſt zu leugnen, daß die falſchwitzelnden, platten, ſchiefen, leichtfertigen, unartigen und boshaften zuſammengenommen die große Majorität ausmachen, und daß auch nur eines von dieſen letztern einen Mann von Verſtand, Lebensart und achtungswürdigem Charakter, geſchweige denn einen Mann von Anſehen und Namen, dem die öffentliche Meinung nichts weniger als gleichgültig ſeyn kann, zum Urheber haben könnte, credat Judaeus Apella! Ein Mann, der das alles und ein Dichter dazu iſt, kann wohl in einer Stunde, wo Witz und Laune die Oberhand haben, über die menſchlichen Thorheiten in Proſe oder Verſen ſcherzen und lachen. Was immer erlaubt geweſen iſt — einbildiſche Gecken, Pedanten, Witzlinge, Schwärmer, Hypokryten und Prätenſionsmacher von allen Gattungen und Farben mit attiſchem Salze zu reiben — warum ſollte das nicht erlaubt ſeyn? Witz und Laune wollen allerdings einen etwas freien Spielraum haben; aber auch dem Witz und der Laune fehlt, wo nicht Humanität und Güte des Herzens, doch Urbanität, Klugheit und Achtung für ſich ſelbſt, Grenzen, über die ihnen nie auszuſchweifen erlaubt wird.“

Eine lange Anklageakte wider die Xenien ſchließt mit der Frage: „Wer kann ſich auch nur im Traum einfallen laſſen, Männern, deren Namen die ganze Nation ehrt, ſolche Unfertigkeiten und Albernheiten aufzubürden?“ Hierauf ermahnt Wieland den Freund: „Leſen Sie Alexis und Dora zum elftenmal, denken Sie an Iphigenie und Taſſo, und ſagen Sie dann, ohne daß ſich Ihr ganzes Weſen dagegen empört, Iphigenie, Taſſo, Alexis und die Xenien (a potiori fit denominatio) ſind aus demſelben Geiſte hervorgegangen! Mir würde nichts mehr unmöglich heißen, wenn dieß möglich wäre!“

„Sie ſprechen ſo poſitiv,“ meint der Andere hierauf, „daß ich bald glauben möchte, das Publikum könnte zu einer ſehr groben Ungerechtigkeit verleitet worden ſeyn. Und doch — ſind

die Xenien da und ſtehen in Schiller's Muſenalmanach. Wie kamen ſie dahin?"

„Das weiß ich ſo wenig als Sie," erwiedert Wieland. „Aber ich will Ihnen ſagen, wie ich mir die Sache vorſtelle. Es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß der Einfall, die bekannteſten Bewohner unſers Parnaſſes und ſeiner Hügel, Thäler und Sümpfe vor ein ſcherzhaft kritiſches Tribunal zu fordern, und ſich über uns alle ein wenig luſtig zu machen, die beiden Freunde in einer genialiſchen Stunde angewandelt haben kann, und daß ſie ſich ſogleich an die Ausführung machten, und alles, was ihnen ihr Genius eingab, in einer um ſo viel zwangloſeren Freiheit in die beliebte Diſtichenform goßen, weil ihnen damals wohl kein Sinn daran kam, daß das Publikum jemals eines dieſer leichtfertig gezeugten Kinder des Witzes und der Laune, geſchweige etwas von den Bocksprüngen des muthwilligen Geiſtes Capriccio zu ſehen bekommen würde. Kurz, ich glaube den beiden Freunden kein Unrecht zu thun, wenn ich alle diejenigen Diſtichen, ſo viele ihrer ſind, ohne Bedenken auf ihre Rechnung ſchreibe, die (wie es guten Sinngedichten zukommt) Witz, Grazie und Urbanität mit einem Bienenſtachel vereinigen, deſſen Stich zwar mehr oder weniger ſchmerzt, aber wenigſtens keine bedeutende Wunde macht. Aber ſie auch für diejenigen verantwortlich zu machen, worin Männern, die nichts dergleichen um ſie verdienten, übel mitgeſpielt, oder an den Unglücklichen, die gegen die Horen geſündiget haben, eine unedle und grauſame, mit dem Verbrechen in keinem Ebenmaß ſtehende Rache genommen wird, oder worin Eſel, Ochs, Nickel und andere ſolche elegantiae sermonis die Stelle des Witzes vertreten, dieß halte ich für äußerſt unbillig, da ich überzeugt bin, daß ſie ihre eigene Würde zu ſehr fühlen, um über gegründeten Tadel ungehalten zu werden, oder durch unverſtändige Kritteleien ſich beleidigt zu halten, und bittere Rache auszuüben, wo Stillſchweigen und Verzeihen das einzige iſt, was einem edlen Manne ziemt."

„Hören Sie," fährt Wieland fort, „wie ich mir die Sache zu meiner eigenen Befriedigung vorſtelle. Der Vorrath des Herausgebers reichte vermuthlich dießmal bei weitem nicht zu, die

Bogenzahl, die der Verleger erwartete, auszufüllen, denn die Verleger können sich, wie Sie wissen, nicht immer an Wenigem, wenn es gleich desto vortrefflicher ist, genügen lassen. Die Zeit, da der Almanach fertig seyn sollte, rückte heran. Jetzt erinnerte sich Herr Schiller der Distichen, über deren zufällige und absichtlose Zeugung ich Ihnen meine Hypothese mitgetheilt habe, und an welche vielleicht weder er, noch sein Freund ohne eine solche nothdringende Veranlassung wieder gedacht hätten. Ihrer war, wie es scheint, eine große Menge. Sie mußten abgeschrieben und in Ordnung gebracht werden; manche hätten auch wohl der Feile, einige vielleicht des Amboßes nöthig gehabt. Aber es traf sich gerade (ein Unglück, das einem Herausgeber nur zu leicht begegnen kann), daß man zu dem allen keine Zeit hatte. Das Geschäfte kam, zur bösen Stunde, in die Hände irgend eines jungen, lebhaften, von Witz und Muthwillen strotzenden, für G. u. S. enthusiastisch eingenommenen Kunstjüngers, welcher der Versuchung nicht widerstehen konnte, diese Gelegenheit zu benutzen, und, vielleicht weniger in der Absicht, sich ein Verdienst um seine magnos amicos zu machen, als um sie zu rächen und ein schreckliches Exempel an ihren Widersachern zu statuiren, in aller Stille eine gute Anzahl derber, handfester Distichen von seiner eigenen Fabrik hinzuthat. Je mehr ich diese Art, mir die Sache zu erklären, mit den Xenien in der Hand, von allen Seiten betrachte, je mehr finde ich mich selbst überzeugt, daß sie der Wahrheit wenigstens sehr nahe kommen muß. Lassen wir es nun dabei bewenden, und möge dieß das letztemal seyn, daß wir etwas von diesen unheilbringenden Geschenken zu hören oder zu lesen bekommen!"

Somit endet das kritische Gespräch, unter dem zwar ein W. zu lesen ist, worin man aber Wieland's Laune vermißt, welche so sehr erforderlich war, um der platten Hypothese einen gewissen komischen Ernst zu verleihen.

Schon am 1. Febr. heißt es in einem Briefe Böttiger's an Schütz:[1] „Um nicht ganz kahl vor Ihnen ὡς σήπια ἀποτετλμένη

[1] Briefe an Schütz, I. 16.

zu erſcheinen, ſende ich Ihnen das nagelneueſte Scandal, das Februarſtück des Mercurs. — Sobald Sie es geleſen haben, ſenden Sie es, wenn ich bitten darf, an Herrn Rath Schlegel[1] der darauf wartet." Eine geheime Schadenfreude ſieht aus dieſen Zeilen hervor, und Böttiger machte auch dießmal den Colporteur par excellence. Schiller bekam das Opus erſt eine Woche ſpäter zu Geſicht; unterm 7. Februar ſchreibt er an Goethe: „Ohne Zweifel haben Sie jetzt auch die Wielandiſche Oration gegen die Xenien geleſen. Was ſagen Sie dazu? Es fehlt nichts, als daß ſie im Reichsanzeiger ſtünde." Umgehend erwiederte Goethe: „Die Wielandiſche Aeußerung habe ich nicht geſehen, noch etwas davon gehört; es läßt ſich vermuthen, daß er in der heilſamen Mittelſtraße geblieben iſt."

Das Urtheil des Publikums über Wieland's Kritik lautete im Allgemeinen: dieſelbe ſey gerade da abgebrochen, wo man die eigentliche Pointe erwarte, auch fand man es gar zu abſichtlich, daß die Namen der Xeniſten um jeden Preis gerettet werden ſollten. Am ausführlichſten erörterte Knebel die Angelegenheit in einem Briefe an Böttiger.[2] Er ſagt: „Für die Mittheilung der neueſten Mercurblätter danke ich gleichfalls gar ſehr. Sie können glauben, daß ich ſie mit Verlangen und Vergnügen geleſen habe. Im Ganzen wünſchte ich nur, daß Wieland die Sachen weniger genau und ſtreng unterſucht hätte. Ich meine wegen der Xenien. Er hätte die Sache genialiſcher behandeln können. Denn wahrlich, es iſt auf der andern Seite gar oft auch nichts weniger als richtig, und z. B. die Sachen der Herren Nicolai und Reichardt in specie ſind mitunter von der Art, daß ſie auch eine Polizeiaufſicht verdienten. Doch was ſage ich? Leſe ich denn nicht in der neueſten franzöſiſchen Legislatur Ausſagen, daß man Alles, Alles müſſe drucken dürfen. Nun, ſo mögen die Xenien auch hingehen. Jeder mag antworten

[1] Auguſt Wilhelm Schlegel war 1796 zum Schwarzburg-Rudolſtädtiſchen Rath ernannt worden.

[2] Literar. Zuſtände II. 211 f.

auf die Weiſe, wie er es für gut findet, aber den allgemeinen Richter möchte ich nicht machen."

„Ich ſchreibe dieß, weil ich den Hausfrieden liebe, und vorzüglich da, wo er nicht geſpielt wird. Ich fürchte Händel und Feindſchaften unter Perſonen, die ſich nahe zu leben gezwungen ſind. Das iſt mir zuwider, und richtet unſer bischen Exiſtenz völlig zu Grunde."

„Es wäre ohne Zweifel wohlgethan geweſen, wenn dergleichen Aufſatz, wo es einigermaßen auf bloße Beurtheilung des Gemüths und Schätzung der Umſtände ankommt, vorher in einem Cirkel von Freunden wäre geleſen worden. Perſönliche Rückſichten durften hier nicht ganz außer Augen geſetzt werden."

„Ich ſuche dieſe Händel, die leicht in's Perſönliche übergehen können, ſo weit als möglich von mir fern zu halten. Die That der Xenien iſt mir in dieſem Betrachte eine der unbedachtſamſten in dieſen letzten Annalen der Zeit, und das will viel ſagen! Aber man muß deßhalb nicht ſo viel Weſens daraus machen, und Jeden für ſich ſorgen und antworten laſſen, denn ſie ſind in der That nicht ſo böſe gemeint als geſchrieben."

IX. Erlanger gelehrte Zeitung. 1797. Stück 10.

Dieß ſchlaffe Blatt, auf den Stelzen phraſenreichen Philologenthums einherſchreitend, brachte a. a. O., S. 78, eine abſprechende Recenſion der Xenien, und verkündete bei Gelegenheit zugleich ſehr rigoriſtiſche Grundſätze über die Unmoralität der Schriftſteller. Während ſich aber der Recenſent auf S. 78 in den Mantel außerordentlicher Sittenſtrenge einhüllte, ließ derſelbe ſich auf S. 79 über Schiller's Geiſterſeher vernehmen: Es war damals eine Fortſetzung des Werkes von X. Y. Z. (Follenius) erſchienen, wovon es ſogar in der Buchhändleranzeige ausdrücklich hieß, dieſelbe rühre zwar nicht vom Hofrath Schiller her, doch habe der Verfaſſer den Faden der Geſchichte ſehr glücklich fortgeführt." Dennoch beurtheilte jener tugendhafte Kritiker aus Erlangen den zweiten und dritten Band mit einer ſo lobenden, überzeugungsvollen Miene, als wäre Schiller unzweifelhaft deren Autor.

Das Ganze war augenscheinlich eine perfide Maske, wodurch dem Publikum der Glaube eingeflößt werden sollte, die Fortsetzung habe denselben Werth, wie der Anfang, da man nicht unterscheiden könne, ob Schiller oder ein Anderer sie geschrieben. Gegen solchen Mißbrauch trat ein gewisser F. N. (Friedrich Niethhammer?) aus Jena im „Allgemeinen literarischen Anzeiger" auf, und bewies dem ungerechten Richter, daß er den Pfad der Tugend, welchen er in seiner Xenienrecension so zelotisch angepriesen habe, selbst nicht wandeln möge. Der letztere suchte zwar sich gegen diese Anschuldigung zu vertheidigen, aber es gelang ihm schlecht.

XII. Annalen der leidenden Menschheit, in zwanglosen Heften (herausgegeben von Aug. Ad. Friedr. v. Henninge). Altona 1797. Heft 3.

Herr von Henningß war ein sehr reizbarer Mann; das Xenion 257 hatte ihn tief verwundet, und es genügte ihm nicht, daß der „Genius der Zeit" (Nr. VII.) in Prosa und Versen dafür Vergeltung geübt. Nein, die Annalen der leidenden Menschheit mußten das Rachewerk fortsetzen. Im dritten Hefte derselben (März 1797) findet sich ein Artikel: „die neuesten Musenalmanache," S. unterzeichnet, worin den Spöttern zu Weimar und Jena ein mächtiges Sündenregister vorgehalten wird, aus dem besonders „Stolz, Anmaßung und jedes feinere Gefühl empörende Sansculotterie" emporragen.

Schiller berichtete in seinem Brief an Göthe vom 16. Mai: „Das Geschwätz über die Xenien dauert noch immer fort; ich finde immer noch einen neuen Büchertitel, worin ein Aufsatz oder so was gegen die Xenien angekündigt wird. Neulich fand ich in einem Journal: Annalen der leidenden Menschheit, einen Aufsatz gegen die Xenien."

Das einzige Gastgeschenk, welches Henningß empfangen hatte, umschwirrte ihn gleich einer schlangenhaarigen Furie. Es ließ ihm keine Ruhe, und die Rückerinnerung daran tauchte immer wieder aus den Jahrbüchern der „leidenden Menschheit" hervor, so daß er noch 1799 in Schlegel's Athenäum wegen dieser Monomanie gegeißelt wurde. (S. das Capitel: Nachklänge.)

XIII. Blätter aus dem Archiv der Toleranz und Intoleranz. Ein freiwilliger Beitrag zum Archiv der neueſten Kirchengeſchichte. 1797. Zweite Lieferung.

Dieſe Zeitſchrift war wider die bösartige religiöſe und politiſche Angeberei gerichtet, wie ſie ſich ganz beſonders in der „Eudämonia“ (ſ. o. Th. 1, ſ. 38) mit frecher Stirn ans Licht wagte. Sie brachte ſcharf polemiſche Aufſätze gegen Ewald, Stilling, Claudius ꝛc., und die zweite Lieferung, im Mai 1797 erſchienen, enthält einen Beitrag: „An gewiſſe Xenien.“ Ausführlichere Mittheilungen darüber zu machen, bin ich nicht im Stande, weil es mir unmöglich war, das ephemere Werk in irgend einer Bibliothek zu ermitteln.

XIV. Neues Archiv der Schwärmerei und Aufklärung, den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſen. In willkürlichen Heften herausgegeben von F. W. v. Schütz. Altona 1797. Heft 2.

Der Herausgeber, Friedrich Wilhelm v. Schütz, hat etliche werthloſe Bühnenſtücke geſchrieben, ſonſt iſt er in der Literatur kaum bekannt, und die Xenien kümmerten ſich nicht um ſeine Exiſtenz. Dennoch hielt er ſich für berufen, gegen dieſe luftigen Stechfliegen mit plumper Klappe auszuziehen. Das zweite Heft des Archivs überreichte ein paar Gegenpräſente an Schiller und Goethe, obgleich daſſelbe erſt im September 1797, alſo ein rundes Jahr nach dem Almanach, zur Welt kam. Die Blätter für literariſche Unterhaltung, 1846, Nr. 320, haben auf dieſe längſt verſchollenen Antixenien wieder aufmerkſam gemacht.

Numero Eins ſtieß gleich bei der Ueberſchrift in die Poſaune des jüngſten Gerichts, und nannte ſich mit einer Floskel aus dem Vorwort der Parodien (Nr. XXV.): „Große Männer, große Sünder, oder die Xeniendichter.“ Der Verfaſſer prüft zunächſt den Zweck der bittern Gaſtgeſchenke im Schiller'ſchen Almanach, und ſtellt die Frage: „Sollen es ſatyriſche Verſe ſeyn, in welchen man das deutſche Publikum auf ſeine Schriftſteller aufmerkſam machen und elende Autoren nach Verdienſt züchtigen will? Wäre dieß die einzige Abſicht geweſen, ſo würde ein ſolches Unternehmen mehr Lob als Tadel verdienen, denn

der Name der elenden Scribenten heißt Legion, wie von einer Leipziger Meſſe zur andern erweislich iſt, und Züchtigung kann gegen manchen Scribler nicht zu hart vorgenommen werden." Hieran knüpft ſich die Unterſuchung, ob Satyre überhaupt ein angemeſſenes Züchtigungsmittel ſey. Zwar geſteht der Autor zu, man möge, wo die Gründe der Vernunft nicht ausreichen, immerhin ſeiner ſatyriſchen Galle Luft machen; „nur ſollte man glauben, daß es in Deutſchland noch weit wichtigere Gegenſtände gäbe, woran der Deutſche ſeinen Witz üben könne, als diejenigen ſind, welche die Herren Goethe und Schiller in ihren Xenien gewählt haben." Jedenfalls ſey es leichter, über ſeine Collegen zu witzeln, als dieſe oder jene Gebrechen des deutſchen Vaterlandes mit lebhaften Farben zu ſchildern; auch verdenke man es den Xeniendichtern kaum, wenn ſie ſich einen Gegenſtand ausgewählt, der ihrem flüchtigen Genie beſſer zuſage, doch gegen den literariſchen Unfug, wie er in dem famoſen Almanach getrieben werde, müſſe man durchaus Proteſt einlegen.

„Wer wird es leugnen," fährt der ſtrenge Richter fort, „daß Goethe uns manchen Aufſatz geliefert hat, der an poetiſch-lebhafter und dabei ſo einfacher Sprache noch immer ſeines Gleichen, aber vergebens ſucht? Wer verkennt wohl Schiller's Genie in ſo vielen ſeiner Gedichte, in welchen er uns mit neuen und kühnen Bildern, oft auf angenehme Art überraſchte? Aber die Verdienſte dieſer großen Männer wiegen die großen Sünden lange nicht auf, die ſie durch Herausgabe der „Xenien" begangen haben. Der ächte Freund der Muſen muß mit nicht geringer Betrübniß ſolche Blätter zur Hand nehmen, in welchen diejenigen Männer, die man die erſten Köpfe Deutſchlands nannte, jetzt als Fiſchweiber einen Ton angeben, der nur von ihrer Zankſucht und Geſchmackloſigkeit den ſicherſten Beweis abgeben kann. Sie ſetzen alle Geſetze der Rechtſchaffenheit aus den Augen, und bedienen ſich ſolcher Waffen, die von jeher nur dem gemeinen Pöbel eigen waren. Kothwürfe ſind ihre Beweiſe, und die niedrigſten Schimpfwörter ſollen Widerlegungen ſeyn. Die Reinheit keuſcher Muſen ſcheint aus dieſem Muſenalmanache ganz entflohen zu ſeyn." ꝛc. ꝛc.

Es werden nun ſo furchtbare Charakterbilder von Schiller und Goethe entworfen, daß man zurückſchaudert vor dieſen entmenſchten Xenienbichtern. Poſſenreißerei, ſchale Witzelei, Bosheit, Pöbelhaftigkeit und große Unmoralität ſteigen als übeltönende Memnonsſäulen aus dem Regiſter ihrer Sünden auf. Der ſittlich entrüſtete Kritiker legt am Ende, zur Wahrung des guten Geſchmacks und der Moralität, den deutſchen Schriftſtellern die Preisfrage vor: wie dem Treiben der plumpen Nachahmer, „die unter den Fittichen der beiden großen Schutzpatrone wie Ungeziefer hervorkriechen werden, bei Zeiten zu ſteuern ſey?“

Eine Antwort auf dieſe Frage mußte ſich wohl noch nicht gefunden haben, als Schütz für Nummer Zwei die Pforten ſeines Archivs öffnete, denn hier erſcheint im Bettelgewande ſchlotteriger Hexameter und Pentameter ein „Parodienverſuch der Schillerſchen Xenien.“ Der Autor hat zwar der Nachwelt ſeinen Namen verſchwiegen, doch war er unter allen Umſtänden ein höchſt beſcheidener Mann. In ſeinem Vorwort bekennt er nämlich, daß er ſich freilich mit Goethe und Schiller nicht gerade meſſen könne, daß er aber dennoch dem Reize eines Verſuchs nicht habe widerſtehen können. Dazu ſey er ganz beſonders durch ein, jenen Herren dargebotenes „Körbchen voll Stachelroſen“ (Nr. XXV.) aufgefordert worden, welche er vortrefflich gerathen fände, und die ihn ſogar mit den Xenien wieder ausgeſöhnt hätten, obgleich ſie ihm früher ſehr verhaßt geweſen. Nun habe er ſich ebenfalls in Feld und Garten nach einem ähnlichen Geſchenke für die Xenienbichter umgeſehen, und zwar keine wohlduftenden Roſen, aber Dornenhecken gefunden, die ja auch gut ſeyen, um unartige Thiere von den Gärten abzuhalten. Betrachten wir alſo einige Muſterſtücke aus dem parodiſtiſchen Gartenzaun:

Der Mann mit dem Klingbeutel.

(X. 5.)

Die Sammlung, ihr Herren, iſt für die gebrechlichen Dichter;
Legt doch für Goethe was und auch für Schiller was ein!

Hilf Gott.

(X. 6.)

Das verwünſchte Gebettel! Nun gar für Almanachsdichter?
Das wäre ärger als arg! Geben nichts! Kutſcher, fahr' zu!

Das Verbindungsmittel.

(X. 12.)

Wie verfährt die Natur, um Großes und Kleines im Menſchen
Zu verbinden? Sie bringt Goethe und Schiller hervor.

Die Aſſicht.

(X. 20.)

Stille kneteten wir Neid, Stolz und Grobheit zuſammen,
Machten Kugeln daraus, warfen ſie euch an den Hals.

An ***.

(X. 40.)

Treibet das Handwerk nur fort; wir können's euch freilich nicht legen;
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

Dichterpflicht.

(X. 60.)

Rein ſey der Tempel des Ruhmes, in welchem der Dichter zu Hauſe,
Drum verſchließet die Thür, wenn Goethe und Schiller ſich naht.

Ungebuhr.

(X. 61.)

Aber erſcheinen ſie doch, ſich auf den Seſſel zu pflanzen,
Jagt ſie vom Tempel, der nur für edle Dichter gebaut.

Wiederholung.

(S. 166.)

Hundertmal werd' ich's euch ſagen und tauſendmal: Goethe und Schiller
Haben im Almanach ſich als Dichter des Orcus gezeigt.

Einladung

(S. 211.)

Glaubt ihr denn wohl, ihr könntet die ſchwache Seite nur zeigen?
Mit nichten, ihr Herren, denn auch die ſchwarze Seite zeigt ihr.

* * *

Was wir bis jetzt gesehen haben, waren nur die leichten Truppen journaliſtischer Reitjäger, aber nun wird es noch viel toller zugehen; denn das Gros der xenienfeindlichen Armee rückt mit ganzen Flugſchriften und Büchern heran.

XV. Gegengeſchenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen. 1797. (31 Sinn.)

Unter allen Trutzſchriften, welche die Xenien erfahren mußten, gebührt dieſen Gegengeſchenken der vorderſte Platz, nicht nur, weil ſie zuerſt erſchienen ſind, ſondern auch, weil ſie den ganzen Kreis an Bosheit und Grobheit überragen. Hier handelt es ſich kaum noch um literariſche Polemik; jeder Vers iſt eine giftgeſchwollene Natter, und man kann die Gehäſſigkeit faſt nicht weiter treiben. Manſo war der Verfaſſer des Xenotoſſana-Büchleins, doch lieferte außerdem der Verleger, Magiſter Dyk, ſeine Tollen Geiſter dazu. Indem ich nun eine Anzahl von den ſieben Dutzend Epigrammen deſſelben mittheile, will ich ausdrücklich bemerken, daß dieſe noch zu den artigſten und ſauberſten gehören, wonach man ſich die übrigen vorſtellen mag.

Das Echo.

Wie die Stimme der Wald empfängt, ſo gibt er ſie wieder.
Nehmt denn, wir bitten, ihr Herrn, nehmt mit dem Echo vorlieb.

Apoll, im Muſenalmanach blätternd.

Aber ſage mir Schiller, was ſchimpfeſt du denn ſo undankig?
Nur noch ein Schritt und du wirſt Bahrdt mit der eiſernen Stirn.

Kotzebue's berüchtigtes Pamphlet gegen Karl Friedrich Bahrdt (geb. 1741. geſt. 1792), das er pſeudonym als „Freiherr von Knigge" 1790 herausgab.

Schiller, weinerlich.

Ja doch, die Kerls da unten, die wollen mich gar nicht mehr loben,
Und was ich ſchreibe, iſt doch alles im neuſten Geſchmack.
Selbſt mein liebes Journal, das Cotta ſo trefflich bezahlet,
Wird in der Bibliothek ſchöner Scienzen geſchimpft.

Tyk's „Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften" hatte (Bd. 55. St. 2. S. 283) eine feindſelige Kritik der Horen gebracht.

Apoll.

Aber wie kömmt das? Du haſt doch die Beſten im Volke geladen.
Männer, wie Engel und Schütz, werden nur ſelten verkannt.

Schiller.

Ja, die haben bis jetzt nichts oder wenig geliefert:
Bruder Goethe und ich ſchreiben es meiſtens allein.

Apoll.

Bruder Goethe und du? Das macht die Sache begreiflich.
Euer neuster Geschmack mag wohl so keischer nicht sein.

Eine Muse, die Xenien durchblätternd.

Küchenpräsente? Ja wohl! Aus Salz und Galle bereitet.
Aber die Gall' ist so dick, aber das Salz ist so dumm.

Die Xenien zu der Muse.

Wir versichern auf Ehre, wir sind so witzig als möglich:
Denn es hat laut der Papa, als er uns machte, gelacht.

Vergl. X. 292. das gegen Dyk gerichtet ist.

De autor.

Was die Muse versagt, das sollte doch keiner versuchen:
Schiller die schwere Kritik, Goethe das Distichen nicht.

Uebereinstimmung.

Theoretisch bestritten den Sansculottismus die Horen:
Was sie lehreten führt praktisch der Almanach aus.

Goethe's Aufsatz: „Literarischer Sansculottismus." in den Horen, Jahrgang 1795, Stück 5.

Die Schreckensmänner.

Schrecken möchten sie gern und allein auf dem Pindus regieren;
Wenn euch das Wagstück gelingt, habt ihr was Großes vollbracht.

Vergl. X. 215.

Santa Affe in Jena.

Was das Verächtlichste ist von allen verächtlichen Dingen?
Wenn sich ein Affe bemüht, würdig und wichtig zu seyn.

Manso's Erwiederung auf X. 37.

Poetische Einbildung.

Weil ihn Goethe besucht, so dünkt er sich Goethe der Zweite.
Schiller der Erste, mein Freund, bist du und bleibst es gewiß!

Auf eine gewisse Aeußerung.

„Ein Alcide, wie ich, bringt schon die Pygmäen zum Fliehen."
Ja, wie der Esel das Wild, wenn's — für den Löwen ihn nimmt.

Nicolai an Schiller.

Schwaben hab' ich durchreist und manchen Schwaben gesehen,
Aber ein Schwabe, wie du, hat sich mir nirgends gezeigt.

Aufruf.

Auf, ihr Distichen, auf, und mustert die Menge von Schriften,
Welche die rüstige Faust Friederich Schiller's erschuf.

Die Räuber.

„Ist das nicht reine Natur?" Ja wahrlich, Schwätzer, das ist sie.
Bis zum Ekel getreu hast du die rohe copirt.

Don Carlos

Als jüngst Carlos vernahm, wie scheußlich ihn Schiller verbildet,
Sprach er: Was schlachtet der Narr mich denn zum zweitenmal ab?

Die Geschichte der Niederlande

Leere Träume die Menge und abgeschmackte Tiraden
Hat ein kecker Phantast hier für Geschichte verkauft.

Dieselbe

Sieh doch! Das Ding von Genie hat selbst den Strada citiret.
Mach' uns so etwas nicht weiß. Strada ist für dich zu schwer.

Strada ist ein berühmter Historiker, dessen Werk „de bello belgico" Schiller vielfach benutzt hatte. Während Böttiger den Letzteren schmeichlerisch umdrängte, schrieb er hinterrücks in seine Memorabilien: es habe ihm an Schulkenntnissen und einer gebildeten Erziehung gefehlt. „Der Vorwurf in den Gegengeschenken von Manso, daß Schiller nicht einmal den Strada zu seiner niederländischen Geschichte habe lesen können, ist vielleicht sehr treffend." (Literar. Zustände. I. 134.)

Das Reich der Schatten

„Nun, was denkt ihr vom Reiche der Schatten?" Es schattet und schattet,
Daß man vor Schatten umher nichts von den Schatten erkennt.

Unter diesem Titel war Schiller's Gedicht: „Ideal und Leben" ursprünglich in den Horen abgedruckt.

Würde der Frauen.

Laß doch die Frauen in Ruhe mit ihrer Würde, und sorge
Für die deine, mein Freund. Ihre bewahren sie schon.

Die Briefe über ästhetische Erziehung.

Wie? teutsches Volk, so weit ist's mit dir gekommen,
Daß sich Fritzchen sogar dich zu erziehen erkühnt?
Nimm dich in Acht vor dem Schalk; der Knabe ist selbst nicht erzogen,
Und an dem Ort, wo er lebt, wird man ihn ewig verziehn.

Das anatomische Theater.

Stürbe doch Schiller! Mich lüstet's so sehr nach seinem Cadaver.
Halte, Projektor, indeß immer dein Messer bereit.

Der Projektor.

Nicht zu hitzig! Es gibt hier wenig zu schneiden. Sie haben
Bei lebendigem Leib und nach der Kunst ihn zerlegt.

Siehe S. 77 und 179.

Die Archivare der Zeit.

Wollt ihr, ihr züchtigen Herrn, den Theil der Grazie küssen,
Den ihr bescheiden verschweigt, steht er zu eurem Befehl.

Vergl. S. 255. — Das zuchtlose Epigramm veranlaßte den Redakteur des Archivs, seiner Kritikrecension (Januar 1797. S. 46 f.) folgende Nachschrift beizugeben: „Indem dieß Blatt aus der Druckerei zurückkommt, erhalten wir schon den ersten Beweis, wie gegründet unsere Furcht vor einem gefährlichen

Beispiel war. Unter dem Titel: „Gegengeschenke an die Zudringliche ꝛc.“ hat jemand, der wohl einer bessern Arbeit gewachsen wäre, die Mühe übernommen, Ungerechtigkeit und Hohngelächter mit gleicher Münze zu vergelten. Was sich dagegen sagen läßt, wird ihm freilich nicht neu sein; uns aber war an dieser Erscheinung zweierlei neu und schrecklich. Das erste, daß er zwei hochverdiente Männer als Verfasser der Xenien annimmt, welches der Himmel verhüte! Das zweite, daß er den Archivaren eine Grobheit in den Mund legt, dergleichen sie weder geäußert haben, noch äußern werden. Nie! So etwas sagt man nicht: das ist man höchstens so unglücklich zuweilen zu denken.“

Verbrogong.

Jetzo sey er besonders gegrüßt, mein lieber Herr Goethe!
Ehre, heißt es mit Recht, Ehre, dem Ehre gebühret.

Ursache der Verbrogong

Meint denn der Hammel in Jena, wir wären so dumm, daß wir glaubten,
Er nur habe allein in dem Kalender gestutzt?
Ein mitstutzender Bock aus Weimar hat ihm geholfen;
Ohne den stößigen Bock fehlt's dem Eunuchen an Kraft.

Gerechter Zweifel

Aber wie kömmt nur der Hofmann in dieses Kärrners Gesellschaft?
Denn war immer doch nur Gleiches mit Gleichem gepaart.

Conſequenz

Daß der geheime Rath so öffentlich schimpfet, das nimmt euch
Wunder? Er hat ja, als Rath, nie was Geheimes gethan.

Seltsames Benehmen.

Jungenhaft nahm er sich immer, der Goethe, und wird sich so nehmen.
Funfzig ist er, und noch wirft er die Leute mit Koth.

Nachtheilige Wirkung.

Ja die Seelen veredelt die Dichtkunst, aber nicht alle.
Seelen voll Schmutz und voll Rost machet sie schmutziger noch.

Wunder über Wunder.

Welch ein seltnes Genie, o Goethe, bist du! Gelesen
Hast du, wie keiner von uns, ach! und geschrieben so viel:
Hast am Hofe gelebt, im Lager gelebt und in Welschland,
Und die Studentennatur doch so getreu dir bewahrt.

Goethens Aufruf an Deutschland.

Deutsche, vernehmt es, ihr habt nur einen Dichter erzielet.
Dieser Eine bin ich. Drum, wenn ich niese, so klatscht.

Der Grafz-Cophta.

Alles eignet der Deutsche sich an mit mächtiger Urkraft:
Dich, Cagliostro, erkennt sicher der Welsche nicht mehr.

Egmont an Goethe.

Wahrlich, ich liebelte nicht mit Dirnen, als Belgien seufzte.
Glaubst du denn, lockrer Gesell, jedermann fasle, wie du?

Goethens Töchter edler Herkunft.

Töchter edler Herkunft — wer weiß sie, wie Goethe, zu bilden?
Aus dem Inceste, Triumph! gehen die seinen hervor.

Parodie auf X. 13. — Mignon ist die Tochter des Harfenspielers und seiner Schwester. S. Wilhelm Meister. Buch 8. Cap. 9.

Werther.

„Werther, warum so betrübt?“ Ich traure, daß Goethe zum Bruder
Einen so schändlichen Balg mit in den Xenien gab.

Der Polyhistor.

Lachten gleich Mineralogen, Botaniker, Künstler und Aerzte,
Hielt doch Phoebus Apoll über den Dichter sein Schild.
Nun er, trunken von Stolz, die Musen wie Phrynen behandelt,
Stimmt auch der schützende Gott in das Gelächter mit ein.

Die Ilm an Goethe.

Endlich sind sie getrocknet, der Sehnsucht zärtliche Thränen,
Endlich bemerk' ich nicht mehr, Newa, dein kaltes Gestad.
Heil mir, Fremdling! Itzt bist du der meine! Du schreibest und handelst,
Wie mein geliebtester Sohn, wie es mein Kotzebue that.

Kotzebue, bekanntlich ein geborener Weimaraner, ging 1781 nach Petersburg, und lebte später auf seinem Landsitz in Esthland.

Der Hallische Ochse.

Besser stoßen, das ist gewiß, zwei Ochsen als einer;
Somit wißt ihr, warum Goethe sich Schillern verband.

Vergl. X. 70.

Abschied.

Hiermit befohlen, ihr Herrn! Schimpft ihr, so schimpfen wir wieder;
Macht ihr Verse auf uns, machen wir Verse auf euch.

Das Publikum.

Aber was wird denn zuletzt aus diesem Zanken und Schimpfen?
Setzt euch ruhig und schreibt etwas Gescheutes für's Volk.

Antwort des Publikums.

Lieben Leute, verzeiht! Was wir geben, sind wahre Sottisen,
Aber in dem Krieg geht's ohne Sottisen nicht ab.

Der Buchhändler Dyk trug Sorge, diese Schandschrift möglichst zu verbreiten, und das Publikum benahm sich, wie es sich in solchen Fällen fast immer zu benehmen pflegt. Man sagte zwar, es sey zu beklagen, daß ein so roher Ton in der Literatur einreiße, aber Goethe und Schiller trügen die Schuld, weil sie den ersten Anstoß dazu gegeben hätten. Unterdeß freute man sich im Stillen über die Geißelhiebe, welche beide Dichter empfingen, und lobte laut die gutgebauten Verse der Gegengeschenke. Wieland's Urtheil geht aus einigen Stellen seiner Briefe hervor, die er an Göschen (s. N. 284) richtete:

29. November 1796. „Für die mitgetheilten Leipziger Xenien danke ich Ihnen, — sie sind zum Theil grob und schmutzig genug. Ich für meine Person habe so wenig Freude daran, wenn Männer wie G. und S. der Welt eine solche Farce geben, und durch einen Muthwillen, der in ihren Jahren unverzeihlich ist, sich selbst eine so pöbelhafte Behandlung zuziehen, daß ich darüber eher weinen als lachen möchte. Ich werde mich sehr hüten, dieses von der Pleiße zu uns herüberschallende Echo hier jemanden mitzutheilen; ich sorge aber, es werde ohne mich bekannt genug werden." — 5. December: „Dem, was Sie über das Dyk'sche Echo sagen, stimme ich pleno ore bei. Aber hätten die Herren Götterbuben (um mit dem Verfasser des Ardinghello zu reden) nicht vorhersehen sollen, daß man beschmutzt wird, wenn man sich zum Spaß mit Gassenjungen herumbalgt?"

Selbſt der alte Garve, ſonſt Manſo's treuer Anhänger, mißbilligte die rüden Schmähungen, und ſchrieb an Weiße[1] unter'm 6. December: „Was ſagen Sie zu den eben erſchienenen Antixenien? Hätte mein Freund Manſo mich zu Rathe gezogen, ſo hätte er ſie unterdrückt. Der Unwille, nicht die Muſe, hat ſie ihm eingegeben. Sie ſind zuweilen perſönlich beleidigend, und ohne Zweifel nicht einmal alle von ihm. Wie wird er mit Ehren den Beurtheiler dieſer Männer machen können, da er als ihr erklärter Gegner aufgetreten iſt?"

Auf unſere Xenienbichter ſelbſt äußerten die Schmähungen eine ſehr verſchiedene Wirkung. Während Schiller ſie ernſter und bedenklicher nahm, verſetzte der bubenhafte Angriff Goethen in eine Art lachender Stimmung. Er empfand mit Wohlbehagen, daß die Giftpfeile, wie böſe ſie auch gemeint waren, jene Höhe niemals erreichen konnten, auf welcher er mit dem Freunde ſtand, und in großer Seelenruhe machte er pſychologiſche Studien an der fieberhaften Erregung ſeiner Gegner. „Ob ich gleich vermuthe," ſchrieb er unter'm 5. December an Schiller, „daß der böſe Wille unſerer Gäſte auch Exemplare nach Jena geſchafft haben wird, ſo ſchick' ich doch hier das meinige. Es iſt luſtig zu ſehen, was dieſe Menſchenart eigentlich geärgert hat, was ſie glauben, das einen ärgert, wie ſchaal, leer und gemein ſie eine fremde Exiſtenz anſehen, wie ſie ihre Pfeile gegen das Außenwerk richten, wie wenig ſie nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Menſch wohnt, dem es nur irgend Ernſt um ſich und um die Sachen iſt."

Schiller antwortete umgehend: „Das ſchmutzige Product gegen uns, deſſen Verfaſſer M. Dyk in Leipzig ſeyn ſoll, iſt mir ſchon vor einigen Tagen in die Hand gekommen. Ich hoffte, es ſollte Ihnen unbekannt bleiben. Die Empfindlichkeit gewiſſer Leute kann freilich keinen noblern Ausbruch nehmen; aber es iſt doch bloß in Deutſchland möglich, daß böſer Wille und Rohheit darauf rechnen dürfen, durch eine ſolche Behandlung geachteter Namen nicht alle Leſer zu verſcherzen. Man ſollte doch da, wo keine

[1] Briefe, II. 236.

Schaam iſt, auf eine Furcht rechnen können, die dieſe Sünder im Zügel hielte; aber die Polizei iſt ſo ſchlecht beſtellt, wie der Geſchmack. Das Unangenehme an der Sache iſt dieſes, daß die wohlweiſen Herren Moderatiſten, ſo wenig ſie auch ein ſolches Product in Schutz nehmen können, doch triumphiren und ſagen werden, daß unſer Angriff darauf geführt habe, und daß das Scandal durch uns gegeben ſey.' Sonſt ſind übrigens dieſe Diſtichen die glänzendſte Rechtfertigung der unſern, und wer jetzt noch nicht merkt, daß die Xenien ein poetiſches Product ſind, dem iſt nicht zu helfen. Reinlicher konnte die Grobheit und die Beleidigung von dem Geiſte nicht abdeſtillirt werden, als hier geſchehen iſt, und die ganze Tyſ'ſche Partei ſieht ſich nun in dem Nachtheil, daß ſie gerade in dem einzigen, was ſie uns allenfalls hätte vorwerfen können, unendlich weiter gegangen iſt. Ich bin doch begierig, ob ſich nicht von ſelbſt einige Stimmen auch für die Xenien erheben werden; denn wir können freilich auf ſo etwas nichts erwiedern."

Goethe ſchrieb hierauf am 7. December, ohne ſich irgend in ſeiner Ruhe ſtören zu laſſen: „Den Tyſ'ſchen Ausfall habe ich, da ich die Deutſchen ſo lange kenne, nicht beſonders gefunden; wir haben dergleichen noch mehr zu erwarten. Der Deutſche ſieht nur Stoff, und glaubt, wenn er gegen ein Gedicht Stoff zurückgäbe, ſo hätte er ſich gleich geſtellt; über das Sylbenmaß hinaus erſtreckt ſich ihr Begriff von Form nicht. Wenn ich aber aufrichtig ſeyn ſoll, ſo iſt das Betragen des Volks ganz nach meinem Wunſche; denn es iſt eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anſpruch macht, ſeine Zeitgenoſſen zwingen ſoll, alles was ſie gegen ihn in petto haben, von ſich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem beſcheidenen, verdienſtvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit,

' Es iſt überraſchend, durch Wieland's Briefe beſtätigt zu finden, wie ſicher Schiller die Ausdrucksweiſe der „Herren Moderatiſten" vorherſagen konnte.

Unthätigkeit, Schmeichelei, Rücken und Zurechtliegen einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode ſitzt der Advokat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten ſoll, macht gewöhnlich eine klägliche Geberde."

Eine ſolche Auffaſſung war ganz geſchaffen, dem Dichter ſeinen guten Humor zu bewahren, und ſo notirte er denn 1797 mit Befriedigung in ſeine Tages- und Jahreshefte: „Zu Ende des vorigen Jahres machte ich eine Reiſe, meinen gnädigſten Herrn nach Leipzig zu begleiten; beſuchte einen großen Ball, wo uns die Herren Dyk und Compagnie, und wer ſich ſonſt durch die Xenien verletzt oder erſchreckt hielt, mit Appreheuſion, wie das böſe Princip betrachteten."

Bald darauf erfolgten einige heftige Ausfälle gegen Manſo; auch die Allgemeine Literaturzeitung tadelte ihn, und Friedrich Jacobs vertheidigte ihn deßhalb in einem Schreiben an Schütz. „Verzeihen Sie mir meine Wärme!" fügt er hinzu. „Aber ſeit einem halben Jahre ſchlägt von Jena und Weimar aus Alles auf den armen Manſo los, als ob er der elendeſte Stümper wäre. Und warum? Weil er über die Hexen geſprochen hat, wie er denkt." Schütz antwortet am 15. September 1797: er ſchließe aus Jacobs Aeußerungen, derſelbe halte Schlegel für den Recenſenten, doch ſey dieß ein vollſtändiger Irrthum. Dann fährt er fort: „Daß ich übrigens die Procedur der Schiller'ſchen Partei gegen Manſo gar nicht billige, trauen Sie mir gewiß zu; ob ich gleich glaube, man thue ihm nicht Unrecht, wenn man von ihm ſagt, daß er nicht ſowohl ein Dichter, als ein witziger Kopf ſey."

Nachmals verließ Manſo auch wirklich die Irrgewölbe der Poeſie, welche ihm doch kein Obdach darboten, und gründete ſich eine Anſiedelung auf dem fruchtbaren Boden der Hiſtorie. Durch ſeine gründlichen, tüchtigen Werke über Sparta, Conſtantin den Großen, Preußen, das oſtgothiſche Reich tilgte er die poetiſchen Jugendſünden; darum heißt es in dem Büchlein: „Kleine Schwärmer über die neueſte deutſche Literatur. Eine Xeniengabe für 1827." S. 34:

Mauſe.

Was einſt unſere Brüder geſündiget, wollen wir ſühnen.
Klio's Palme ſey dir dankbar gelegt auf die Gruft.

XVI. Beilage zu Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797. Zur allgemeinern Erbauung aus dem dritten Stücke der Beiträge von gelehrten Sachen zum N. Hamburger Correspondenten versartig abgedruckt. 1797. (22 Seiten.)

Ueber den Inhalt und den Verfaſſer ſ. Nr. III. Am Schluſſe ſtehen hier noch folgende lateiniſche Verſe:

An Schiller

Ut jugulent homines, surgunt de nocte latrones.
Ut te ipsum serves, non expergisceris?

M. B — — — an S — —.

— — O toties servus, quae bellua ruptis,
Cum semel effugit, reddit se prava catenis!

Horatius.

Die angedeutete Ueberſchrift ſoll wahrſcheinlich „Manſieß Bulpius an Goethe" heißen.

XVII. Eine Recension von Schillers Musenkalender aus dem Hamburger Blatt, Neue Zeitung genannt. (16 Seiten.)

Ebenfalls ein wörtlicher Abdruck von Nr. III.; der Leſer wird bemerkt haben, daß hier ſogar der Titel ein Diſtichon bildet. Die beiden letztgenannten Flugblätter fehlen in allen Katalogen.

XVIII. Ursians Nachricht von der neuen Aufklärung, nebſt einigen andern Kleinigkeiten. Von dem Wandsbecker Boten. Hamburg 1797. Bei Friedrich Perthes und Comp. (24 Seiten.)

Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, beſaß eine Reizbarkeit, wie ſie nur aus übergroßer Eigenliebe zu entſpringen pflegt. Außerdem ließ er auch nicht gern einen Anlaß entſchlüpfen.

wobei es irgend möglich war, von ſeiner Perſönlichkeit Lärm zu machen. Kaum hatten alſo die beiden Dichter mit dem einzigen Xenion 18 das längſt erſchlaffte Trommelfell ſeiner literariſchen Exiſtenz berührt, da mußte denn auch gleich eine bittere Entgegnung vom Stapel laufen. Zuerſt ſingt Herr Urian, nach bekannter Melodie, den Tönen von der neuen Aufklärung, d. h. von der franzöſiſchen Revolution, die er als den Umſturz aller göttlichen, aller menſchlichen Satzungen bezeichnet. Hiergegen erſchien eine andere Broſchüre: „Herrn Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung, nebſt Antwort, Germanien 1797," worin Wahrmund den Deutſchen getreuere Auskunft über das flammende Meteor zukommen läßt. Einige Bibliographen haben dieß Heftchen irrthümlich unter den Schriften aufgeführt, welche wider die Xenien gerichtet ſind, während es doch mit den letzteren gar nicht im Zuſammenhange ſteht. Eben ſo könnte man die „Blätter aus dem Archiv der Toleranz und Intoleranz" dazu rechnen, deren erſte Lieferung den ſatyriſchen Aufſatz enthält: „Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung, verloren aus dem Schnappſack des hinkenden Boten, nebſt Antiurian's ächter Depeſche über dieſe wichtige Materie. Nicht aus les erreurs."

Unmittelbar auf die Xenien hat Claudius nur die „andern Kleinigkeiten" gemünzt; er eröffnet ſie mit dem Motto: »— Egomet mi ignosco, Maenius inquit. Stultus et improbus hic amor est, dignusque notari! *Horatius*.« und ihr poetiſcher Werth wird aus folgenden Proben hinreichend zu erkennen ſeyn."

Der alte Chevalier.

Wer wird lange klagen?
Wer wird lange ſagen?
Wieder plagen!

Der berühmte Almanach.

Allen iſt der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schiller,
Wie der Meiſter; doch ſtürzt dieſer gefährlicher hin.

Vergl. Tab. 612.

Der Wilhelm.

Wie er ſo leidig ſpielt mit Namen!
Nennt ſeinen Liebling Nickel,
Und ſeine Nickels Damen.

Nicolai in X. 189 und 194; Philine u. a. im Wilhelm Meiſter.

Beſonderer Fall.

Sie ſprechen halter mit Entzücken
Von „Steck und Büttel“ zu Petern und Paul;
Und ſehen ſie im Geiſt „entblößte Schultern und Rücken,“
Läuft ihnen das Waſſer ins Maul.

Mit Beziehung auf X. 177 und 237.

Das Diſtichon.

Im Hexameter zieht der äſthetiſche Dudelſack Wind ein;
Im Pentameter drauf läßt er ihn wieder heraus.

Traveſtie der ſchönen Verſe Schiller's, welche, unter derſelben Ueberſchrift, zuerſt im Muſenalmanach für 1797 abgedruckt waren.

Die Tabulae votivae etc. und die Xenien.

Dieß konnten ſie thun, und Das können ſie ſagen!
Möchte ſie alle zum Teufel jagen.

Wilhelm Meiſter.

Er ſingt und pfeift und ſpielet mit dem Zügel,
Und ſinnt und ſinnt, wohin er will; —
Und fährt durch Dick und Dünn, und über Berg und Hügel...
Und hält bei Vetter Michel ſtill.

Ein politischer Pfeffer.

Mir ſcheint der Pfeffer gar nicht übel,
Doch grade der hat ihm den Tod gethan.
Das andre ginge alles noch wohl an,
Nur — dieſer, dieſer, dieſer Mann! —
Und ſingt nicht mit aus ihrer neuen Fibel.

Claudius meint: ihm ſelbſt behagten Goethe's poetiſche Xenien ganz gut, aber gerade durch ſie habe derſelbe ſich den heftigſten Angriffen bloßgegeben, denn die Revolutionspartei würde ihm alles verzeihen, ſobald er ſich nur zu ihrer Fahne bekannt hätte.

Auch ein literariſcher Thierkreis.

Erſter Centrant.

1. Der Widder.

Ich Widder, der ſentimentale,
Eſſe mein Futter an der Saale.
Ich mache ſo Drama als Gedicht,
Und meine Hörner gehören mir faſt nicht.

2. Der Stier.

Ich, der reale Stier an der Ilm
Bin ein viel ärgerer Schelm.
Meine Hörner und Knochen ſind voll,
Und ich befinde mich recht wohl.

3. Die Zwillinge.

Hier ſind wir nun, mit unſern zweierlei Flammen,
Wie zwei Nadellöcher zuſammen,
Und ſcheinen unſern Zwitterſchein
Von oben ins Gelag hinein.

Der Schriftſteller und der Menſch.

Er ſchrieb. Sie beteten den jungen Schreiber an —
Und es war um den Menſchen gethan!

O, hättest du den Götzen nicht geschrieben,
So wären deine Götter in dir geblieben.

Goethes Götz von Berlichingen.

Klage, oder: die Götter und der Mensch.

Sie liebten ihn, vertrauten ihre Gaben
Ihm an, und hatten ihm ihr Kleinod zugedacht.
Doch er verschmähet sie, will nichts von ihnen haben,
Und glaubt nicht an ihr Glück, an ihre Lieb' und Macht.
Will lieber darben Tag und Nacht;
Will lieber irre gehn und wie die Henne kratzen
In Sand und Spreu, und treibt sich ewig um
In Kunstgespinnst und genialischen Fratzen,
Und schwatzt, und hört nicht auf zu schwatzen —
Du lieber „Chinese in Rom."

Die Schlußzeile ist eine Anspielung auf X. 424 ff. Hiermit endigt Claudius seine Schrift, die, wie wir gesehen haben, vorzugsweise gegen Goethe gerichtet ist, und zwar wohl deßhalb, weil er diesen, nach damals üblicher Annahme, für den Hauptverfasser der Xenien hielt. Aber X. 18: «Erreurs et Vérité,» war von Schiller, der auch schon in einer Note zu dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung wider „Claudius auftreten wollte, wenn ihn Herder nicht bewogen hätte, die betreffende Stelle zu streichen.[1] Schiller charakterisirt die Kleinigkeiten vollständig in seinem Brief an Goethe, wo er sie „des Wandsbecker Boten klägliche Verse" nennt,[2] und als die beiden Freunde 1798 ein Schema über den Dilettantismus entwarfen, wurde Claudius unter der Rubrik: lyrische Poesie, namentlich darin vermerkt.[3]

[1] Böttiger's literar. Zust. I. 135.
[2] Briefwechsel, III. 16.
[3] Goethe's Werke, Bd. 31. 2. 413.

XIX. Berlocken an den Schillerschen Musenalmanach auf das Jahr 1797. Jena und Weimar. (37 Seiten.)

Nicht in Jena oder Weimar kam dieſer Appendix heraus, ſondern im Städtchen Weißenfels, und er ließ ſich durch die öffentlichen Blätter mit folgendem anmaßlichen Trompetenſtoß verkündigen: „Die Leſer des Schiller'ſchen Muſenalmanachs erhalten in dieſer Piece einen intereſſanten Pendant zu Goethe's und Schiller's Xenien, und jeder in der deutſchen Literatur nicht ganz Unbekannte wird den um ſie eben ſo verdienten, als rühmlichſt bekannten Gelehrten an ſeinem wohlklingenden Versbau, dem feinen treffenden Witz, der nie in gröbliche Beleidigung ausartet, gar leicht erkennen und ihm für das angenehme Geſchenk danken.“ Eine ſolche Anzeige bedarf keines weitern Commentars; doch folgte ſpäterhin noch ein zweites Aushängeſchild, welches die Berlocken: „ganz antike und würdige Nachträge zu dem beliebten Muſenalmanach“ nannte.

Unterm 12. December ſendete Schiller an Goethe „etwas von dem Neueſten über die Xenien.“ Zwar läßt ſich nicht beſtimmen, ob dieß gerade die Berlocken waren; doch da ſelbige zu jener Zeit erſchienen ſind, ſo mögen ſie hier vorgeführt werden. Ihr Autor umhüllt ſich mit dem Mantel der Anonymität, man erkennt indeß ohne Mühe den Philologen in ihm. Er entdeckt uns, daß Heyne in Göttingen ſein Lehrer geweſen, gegen den er deßhalb die epigrammatiſche Lanze nicht kehren wolle, und auch die Xenienbichter behandelt er niemals ſo rückſichtslos, wie die meiſten ſeiner Collegen. Auf das Titelblatt folgt eine captatio benevolentiae:

An die Leſer.

Wird etwas in der Eil,
Was euch verdreuſt, geſprochen,
So laßt es ungerochen:
Ein Wort iſt ja kein Pfeil.

Dann eröffnet ſich das Büchlein mit der Hinweiſung, was man von den Xenien ſowohl, als von deren Anhängſeln zu halten habe.

Verfaſſer der Xenien.

Rathet, wer iſt's, der die Xenien ſchrieb? — Es ſchrieb ſie ein Hofmann
Und ein Dichter; doch hat auch ein Baron daran Theil.

Woher weißt du das?

Suchſt du Feinheit in ihnen: du findeſt ſie, findeſt auch Scharfſinn
Und Erfindung und Witz, aber auch Grobheit genug.

Aber wer ſeyd ihr?

Leichte Perlocken ſind wir, von Gold und Silber und Tombak;
Unbeſtändig von ſelbſt, hängen an andre wir uns.

Empfehlung.

Uns hat kein Haß erzeugt: als Kinder fröhlicher Stunden,
Wahrer Empfindung getreu, kommen wir ſcherzend zu euch.

Es erſcheinen hierauf die beiden Dichter, welche höflichſt „liebe Patronen" genannt, und denen die erſten Plätze angewieſen werden. Beſonders gegen Schiller äußern ſich die Perlocken voller Galanterie, indem ſie nur den Horen ihren Beifall verſagen.

Erſter Patron.

Nirgends ſeh' ich dich lieber, als von Thalien begleitet;
In der Horen Gefolg ſcheinſt du mir etwas Pedant.

Derſelbe.

Manches verkauft ſein Name, doch die äſthetiſchen Briefe,
Auf der Drei-Göttinnen-Poſt geben ſie meiſtens retour.

Die Horen.

Göttinnen ewiger Jugend war't ihr den Griechen: uns Deutſchen
Werdet ihr — ach, wie bald! — runzlichte Spukdirnen ſeyn.

Deutſcher Originalgeiſt.

Schnell, mit Horen-Eile, biſt du den Horen entflogen;
Britten und Griechen leihn zur Unterhaltung ſich ſchon.

Adieu.

Deinen Genius ſchütze die deutſche Sprache; und wieder
Sey auch von deinem Geiſt unſere Sprache geſchützt!

Ein wenig ſchärfer iſt Goethe recommandirt:

Der zweite Patron.

Seinen Genius zeigt uns G. in jeglicher Stellung;
Bald ſiehſt du, Publikum, ihn, wie er zum Baden ſich ſchickt.

Wilhelm Meiſter.

Goethe's Werk iſt er, ſo dacht' ich, und las ihn mit Andacht;
Da floh der Meiſter davon, kaum daß der Lehrling mir blieb.

Shakeſpear's Geiſt.

Shakeſpear's Geiſt! dich hetzten in Deutſchland und Engelland viele,
Aber mit glücklicher Hand faßte nur Goethe dich auf.

Daran ſchließt ſich ein Verlock für A. W. Schlegel, der in den Horen einen Aufſatz über Poeſie, Sylbenmaß und Sprache geliefert hatte:

Schlegel.

Während er Jamben zählte und ihre Füße beſchaute,
Flog er mit leichtem Tritt ihm an den Fingern vorbei.

Die wider Schiller und Goethe gerichteten Epigramme ſind überhaupt nun zu Ende, und es werden einzelne andere Literatur-Intereſſen berührt. Es iſt nicht unſere Aufgabe, den ganzen Kreis einer ſolchen Stachelleſe zu verfolgen, doch wollen wir diejenigen Diſtichen auswählen, welche in einiger Beziehung zu dem Xenienſtreite ſtehen. Der Verfaſſer gibt ſein literariſch-politiſches Glaubensbekenntniß:

Literariſche Jacobiner-Clubs.

Freiheit tödten die Clubs, und Freiheit erzeuget nur Wohlſtand;
Meiſterwerke gedeihn nie, wenn ein Nero gebeut.

Er meint, man brauche die Philoſophen zur Zeit bloß für's Katheder, denn „der Welt philoſophiret das Schwert.“ Fichte wird, unter der Maske eines billigen Wortſpiels, mit folgenden Geſchenken bedacht:

Pinus.

Leiden ertragen, lehrten die Stoiker; ſie zu verhüten
Iſt das Werk der Vernunft; Pinus zeigt, wie man ſie flieht.

An denſelben.

Welchem Princip der Moral ſind deine Jünger gefolget,
Als ſie mit ſtürmiſcher Hand dich aus dem Hauſe gejagt?

Dieß ſind unpaſſende Anſpielungen auf einen Tumult im Auditorium Fichte's, gegen welchen die feilen Denunciationsblätter fortwährend aufzuwiegeln ſuchten.

Ueber männliche und weibliche Formen.

Ei, bald hätt' ich vergeſſen, was männlich' und weibliche Form ſey,
Hätt' ich länger auf dich, dunkeler H—b— t, geſehn.

Wilhelm v. Humboldt hatte in den Horen (1795. St. 3—4) einen Aufſatz einrücken laſſen, der den obigen Titel führte. (Vergl. Tab. 542.)

Madam M— n.

Rocken und Spinnrad beſang Erinna voll häuslichen Fleißes:
Auch Madam ſingt, doch ein Rad ſah ihre Muſe wohl nie.

Therbie Mereau, geb. 1761 zu Altenburg, lebte damals in Jena, wo ihr Gatte Profeſſor war. Sie hat manche poetiſche Beiträge zu den Horen und zu Schiller's Muſenalmanachen geliefert. Später vermählte ſie ſich mit Brentano, und ſtarb 1806 zu Heidelberg.

Heyne.

Keinen Wolf erzogſt du an mir, noch Eutiniſchen Löwen:
Was du mich lehrteſt, nie werd' es ein Pfeil gegen dich!

Profeſſor Heyne in Göttingen (X. 366 ff.), deſſen ehemalige Schüler, Johann Heinrich Voß (der „eutiniſche Leu", X. 75) und Friedr. Aug. Wolf (X. 264), nun ſeine philologiſchen Gegner geworden waren.

K— — —t.

Immer hat er zu beichten, der arme Sünder! Die Sünden
Kennet das Publikum längſt, aber die Beſſerung fehlt.

Auguſt von Kotzebue, X. 271.

Euripides an J.

Höre auf zu ſorgen um mich, mein Lieber! Denn ich befinde
Beſſer mich, wenn du nicht ſorgſt, als wenn du ſorgend mich quälſt.

Friedr. Jacobs (X. 69), deſſen Forſchungen über Euripides genügend bekannt ſind.

Iffland.

Einheit, das iſt doch wahr, iſt in Jfflands ſämmtlichen Stücken,
Einheit der Zeit und des Orts und der Perſonen dazu.

Fortſetzung.

Nur der Handlung nicht, denn man ſiehet viel dumme Streiche
In einem einzigen Stück, und ſie ſind alle ſich gleich.

Hier ſchließen die Berlocken ſich dem Urtheil der Xenien (404 ff.) an.

Einer von der deutſchen Sprachpolizei.

Fremde Wörter verdeutſche uns nicht mehr; verfremde uns lieber,
Was du als deutſch uns giebſt, ſo wird der Sprache gedient.

Die bekannten „Puriſten," und namentlich Campe; vergl. X. 87. 152 ꝛc.

§. 9.

Nennt mir den Mann nicht anders, als ehrfurchtsvoll! Güte des Herzens
Und ein vortrefflicher Kopf machen der Ehre ihn werth.

Nach Einigen würde dieß Diſtichon auf Heinrich Stilling (ſ. X. 19), nach Anderen auf den Hofrath Schütz (ſ. X. 82) zu beziehen ſeyn.

Berliner.

Aber entfährt euch ein Schimpfwort bei dieſem und jenem Berliner,
Gern ſey's verziehen, ihr habt's erſt von dem Pöbel gehört.

Vorzugsweiſe iſt hier wohl Nicolai gemeint.

Voß.

Nicht auf geflügeltem Pferd ſucht er die Quelle der Muſen,
Die ihn begeiſt're; ſie quillt ihm an des Helikons Fuß.

Derſelbe.

Auch den leiſeſten Laut der Natur belauſcht er, und ſeine
Lieder geben ihn uns, wie er ihm tönet, zurück.

Terpſichore's Laute.

Lange ſann die Muſe, wer ihres Geſchenkes wohl werth ſey:
Balde ſang, und nun gab lächelnd die Laute ſie ihm.

Jakob Balde; geb. im Elſaß 1603, geſt. 1668, war, obgleich er dem Orden Jeſu angehörte, ein edler, für Vaterland und Menſchenglück begeiſterter Sänger. Herder hatte in ſeiner „Terpſichore“ (1795) eine Anzahl von deſſen lateiniſchen Dichtungen überſetzt.

M — o

Pfui! wer kömmt mir in Weg, indem ich die Lieblinge nenne?
M — o iſt es, der Neid treibet ihn keuchend herbei.

Friedrich Manso.

Gerechtigkeit.

Brave, brave, daß man dir endlich das Röckchen zerriſſen,
M — o! Nun ſieht man's doch gleich, von was Gelichter du biſt.

Räthſel.

Ominös iſt ſein Name, er zeigt des Mannes Geſchäfte:
Was er auch lärmet und pocht, füllt ſich doch nie was er ſchafft.

Die Auflöſung dieſes Räthſels, welches X. 238 nachahmt, ſoll wohl unzweifelhaft Böttiger ſeyn.

Hexenrecht.

Unterscheidet mir wohl das Buch von dem Manne, die Worte
Von den Thaten, denn sonst irrt in beiden ihr euch.

Vgl. X. 122.

Theologie.

Es sey kein sichrer Beweis für Gottes Daseyn zu finden —
Nun so ist Theologie Lehre nicht, sondern Geschwätz.

Kant's philosophische Lehrsätze, die damals jeder auf seine eigne Weise behandeln wollte, s. X. 123.

Aesthetik.

Eine Nuß umfaßt' uns sonst die ganze Aesthetik,
Jetzo — Jupiter hilf! — trägt sie kein Herkules fort.

»Les beaux arts reduits à un même principe« von Charles Batteux (geb. 1713, gest. 1780). Um Klopstock's Ansehen dadurch zu erschüttern, übertrug die Gottsched'sche Schule 1754 Auszüge aus diesem Buch, unter dem Titel: „Christoph Ottens Freiherrn v. Schönaich: die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder neologisches Wörterbuch, als ein sicherer Kunstgriff, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden, und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heiligen Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen, und den größten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der sehrafflichen Dichtkunst."

Grammatische Gespräche.

Ausgezischt wird mit Recht des Mummlauts dumpfes Gemumme,
Welcher das Ohr nicht ergötzt und den Verstand nicht belehrt.

Klopſtock's „Grammatiſche Geſpräche" (Altona, 1794), worin ſich lauter Abſtracta: die Buchſtaben, der Sprachgebrauch, der Wohlklang, das Urtheil u. ſ. w. mit einander unterhalten.

Merkur, ein Gott der Lüge

Immer treu bleibt Merkur dem einmal bekannten Charakter:
Jetzo lügt er ſogar Wieland's Namen ſich an.

Der deutſche Merkur enthielt nur ſelten Beiträge von Wieland (ſ. X. 259), weßhalb Goethe noch 1802 auf das neunte Stück folgendes Epigramm machte:

In Teufels Namen,
Was ſind denn eure Namen'
Im deutſchen Merkur
Iſt keine Spur
Vom Vater Wieland.
Der ſteht auf dem blauen Einband,
Und hinter dem verfluchteſten Reim
Der Name Gleim.

B. M. S.

B—ſt—r duſte ja zu! Das Licht des Berliniſchen Mondes
Droht zu verlöſchen, und du leuchteſt nur in dieſem Licht.

Bieſter's „Berliniſche Monatsſchrift" wird, weil man ſie in den Xenien vergeſſen glaubte (ſ. die Anmerk. zu X. 81), hier nachträglich vorgeführt.

Eine Schauſpielerin

Sehr natürlich ſpielt ſie vornehme Damen. Die Urſach'
Liegt am Tage; es macht, daß unausſtehlich ſie ſpielt.

Dieß ſoll wohl dieſelbe Actrice ſeyn, die uns ſchon in X. 298 begegnet iſt.

Verwandtſchaft.

Horen und Muſen ſind nahe verwandt. Wer die Horen
— Etwa auf Reiſen — geſchmäht, wird von den Muſen
— gepeitſcht.

Nicolai's Reiſebeſchreibung und ſeine Strafe in den Xenien.

Wieland.

Gegen ſich ſelbſt iſt er ſtreng, nur gegen Andre voll Nachſicht;
Was er ſich ſelbſt nicht erlaubt, findet an Andern er ſchön.

Wieland las dieſe Verſe, als er eben dabei war, den Xenienalmanach zu recenſiren, und ſie ſpornten ihn an, ſeine Kritik zu vollenden. (Böttiger's liter. Zuſtände I. 204.)

Segengeſchenke an die Sudelköche in Jena und Weimar.

Nehmet zurück, was ihr Schillern gabet und Goethen.
Geſchenke
Von ſo bettliger Hand nehmen die Reichen nicht an.

Die Anti-Xenien von Manſo und Dyk, welche bereits oben (Nro. XV) beſprochen wurden.

Bis dat, qui cito dat.

Es iſt Zeit, daß ich ende, damit dem lieben Geſchenke
Nicht ein Sudelkoch laufe den Vorrang ab.

Chor der Recenſenten.

Selbſt ein Sudelkoch biſt du, und ſchimpft er auf ſeine Geſellen;
Ende, ſonſt hängen wir dir auch ein Berlockchen noch an.

XX. Dornenstücke. Nebst einem Memento mori für die Verfasser der Xenien. Mannheim, in der neuen Kunstverlags- und Buchhandlung. 1797. (VIII. und 101 Seiten in kl. Duodez und farbigem Umschlag.)

Der Autor dieser Schrift war kein Fremdling auf dem Felde der Literatur und hatte sich auch im satyrischen Kampfspiel schon geprüft, wenn gleich seine Vorrede es wegleugnen will. Die letztere, an die Xeniographen gerichtet, gibt folgende bescheidene Erklärung kund: „Meine Herren! Sie haben Ihre Zunftgenossen zu einem Freischießen eingeladen — erlauben Sie mir, mein Glück auch dabei zu versuchen. Freilich werd' ich bisweilen die Scheibe verfehlen, doch dieß ist einem Anfänger im Handwerke zu verzeihen, da selbst geübte Schützen, wie Sie, meine Herren, manchmal ins Blaue schießen. Es ist zum erstenmal, daß ich den Bogen des Archilochus spanne, und es wäre mir in der That leid, wenn einer meiner Pfeile so scharf treffen sollte, als die des griechischen Dichters. Das Ganze ist ja ohnehin nur ein Spaß; man lacht über die Ungeschicklichkeit des einen und andern, und wünscht sich dann allerseits eine ruhige Nacht." Diese Epistel soll „in einem Thale an der Weser, im December 1796" geschrieben seyn, und der Verfasser unterzeichnet sich: Paul Ehrenpreis.

Hierauf folgt noch eine besondere Ansprache an die Kunstrichter, welche also lautet: „Ich ersuche Sie, meine hochvermögenden Herren sammt und sonders, von diesem Büchlein weiter keine Notiz zu nehmen, falls Sie aber doch vi officii davon reden müssen, die Fehler desselben mit dem Mantel der kunstrichterlichen Liebe zu decken — doch nein! (dieser Mantel deckt nicht viel) es bloß nach Namen und Alter in die literarischen Geburtslisten einzutragen. Was den eigentlichen Vater des Kindleins anbelangt, diesen wird der Mann in Erlangen,[1] dem die Anonymität den Markt zu verderben anfängt, schon aufzuspuren wissen. Meine Bitte ist keine Grille. Die Herren im Tribunal haben sich so oft schon über Menschlichkeiten ertappen lassen. Man

[1] Johann Georg Meusel, Hofrath und Professor zu Erlangen, der das „Gelehrte Deutschland" herausgab.

denke nur, wenn man nicht gleich ein anderes Beiſpiel zur Hand hat, an das naive Geſtändniß des ehrlichen Muſäus: und wenn das geſchah am grünen Holz, was wird erſt am dürren werden!"

Die damaligen Kritiker haben des Autors Schelmenzüge unter der Maske wohl erkannt, doch wir müſſen bedauern, daß eine ſonſt ſehr ſchätzbare Discretion ſie zurückhielt, uns deſſen Namen aufzubewahren. Sein Büchlein bringt mehr als es verſpricht, denn zwiſchen den Dornen lachen helle Blüthen und ſaftige Früchte. Daſſelbe zerfällt in zwei Abtheilungen; in der erſten finden wir acht „Dornenſtücke," welche zwar hin und wieder einen leichten Angriff auf die Xenienbichter durchſchimmern laſſen, außerdem aber nur allgemeine Satyren ſind. Der Dichter unternimmt einen „Ausflug" ins lautbewegte Treiben der literariſchen Welt. Er kommt „aus einem kleinen Land, das weder Exposé noch Diſtichon, doch aber Obſt und Korn und Trauben bringt." Was er von den Philanthropen und Philoſophen erfährt, klingt eben nicht erfreulich, drum fragt er zuletzt:

Und eure Dichter? Ein Franzoſe pries
Mir ihre ſeltne Brüdereinigkeit!
„O weh! die liegen in dem ewgen Zwiſt,
„Wie Weib' und Hummel; doch zum Glücke treibt
„Sich ihre Gall' in Epigrammen ab." —
Dieß alſo wären eure Weiſen all'?
„Der Weiſe trägt die Weisheit nicht zur Schau,
„Und wird daher auch ſelten nur bemerkt."
— Die Thorheit mag mir unterdeſſen Stoff
Zum Lachen geben. Kommt ein Weiſer dann,
So folg' ich ihm, und laſſ' die Narren ſtehn.

Ueber den Inhalt ſeines Büchleins gibt uns der Verfaſſer etwas ſarkaſtiſche Auskunft:

Nach Lopez de Vega.

Von unſern Philoſophen ſing' ich nicht'
Wer ſie verſteht, der ſtimm' ein Liedchen an

Zu ihrem Preis — mir ward es nicht ſo gut.
Ich ſinge nicht von unſern ſchwarzen Herrn,
Die uns die Garben nehmen und den Wein,
Und uns mit Wechſeln auf den lieben Gott
Bezahlen — doch, ſie ſingen ſich ja ſelbſt.
Ich ſinge von den Philanthropen nicht,
Die uns die goldne Zeit verkünden, und
Indeß das Gold aus unſern Beuteln ziehn.
Ich ſinge unſre Philologen nicht!
Scharrt einer ja aus einem Haufen Spreu
Ein Körnchen vor, ſo kräht er's ſelber aus.
Ich ſinge unſre zarten Helden nicht,
Die als ein Pathenſtück das Port-d'épée,
Und auf der erſten Wachtparade ſchon
Das rothe Band empfingen; thun ſie einſt,
Was der geringſte unſrer Aerzte thut —
Ja dann Reſpekt! dann, dann beſing' ich ſie.

Aber man darf dem Dornenſammler nicht trauen, wenn er auch die harmloſeſte Miene macht, denn er trägt klingende Pfeile im Köcher. Mag er Leben und Sitten ſchildern, mag er den Blick über Länder und Völker hingleiten laſſen, oder ihn auf einzelne Zeitgenoſſen richten — immer weiß er die Irrthümer, Schwächen und Thorheiten gebührend zu geißeln. Bald iſt ſein Spott nur ſchalkhaft, bald ſteigert er ſich zum ernſten Zorn, doch überall bewegt er ſich in einer edlen und kräftigen Sprache. Im dritten Stücke: „das Reiſen" betitelt, finden wir eine lebensvolle Umſchau durch die Staaten Europa's:

Ja! neidenswerth iſt mir der Glückliche,
Den eigne Wahl hinaus treibt in die Welt.
Die weite Erde iſt ſein Eigenthum,
Und alle Schönheit der Natur und Kunſt.
Ihn ſtören keine Sorgen im Genuß,
Ihn bindet keiner läſt'gen Sitte Zwang,
Ihm fordert niemand Steu'r und Zehnten ab.

Ihn fragt kein Mufti: Glaubſt du an den Gott,
Den ich zum Frühſtück nahm? — — —

O wäre mir dieß ſchöne Loos vergönnt!
Zuerſt beſucht' ich dich, o Vaterland
Der Tell und Geßner, dich, Helvetien,
In deſſen Thälern goldne Freiheit noch
Bei Sitteneinfalt unterm Strohdach wohnt. —
Von dorten pilgert' ich zum Leman hin,
Zu deinem Felſen, Meillerie, wo noch
Der Name Juliens um Mitternacht
Ins Ohr des einſam Wandelnden ertönt.
Ich flög' die Alpen über durch das Land
Der Murmelthiere und der Bettelei,
Hin zu dem Volke, das dem Wanderer
Als Führer dient, und ihm um kleinen Lohn
Die Ueberreſte ſeiner Größe zeigt.
Wie reichlich hat dich die Natur beſchenkt,
Italien! dein milder Boden reift
Die Früchte aller Zonen; nur der Menſch,
Der Menſch allein nur artet aus in dir!
— — — Jetzt winkt mir Albion,
Wo das Geſetz ſelbſt Königen gebeut.
Doch ach! der Kaufmannsgeiſt erſtickt auch da
Das Feuer in der Patrioten Bruſt.
Der Reichthum war noch ſtets der Freiheit Grab! —
Ich eile an dem Bataver vorbei,
Der zweifelhaft bald auf den Freiheitshut,
Den ihm die neuen Franken aufgeſetzt,
Bald auf die leeren Heringstonnen blickt,
Und nehme meinen Weg — doch jetzt, wohin?
Nach Preußen zu des großen Königs Grab?
O nein! mir winkt am Orinokoſtrom
Ein neues Volk, bei dem das Angeſicht
Des Menſchen ſchon Empfehlung iſt, das nicht

Den Fleißigen nach ſeinen Ahnen fragt,
Den Redlichen nach ſeinem Glauben nicht.
Dort zeigt ſich eine neue Schöpfung mir.
Zwar trank auch dort der Boden deutſches Blut —
Wohin, ach! wurde dieſes nicht verkauft!
Doch ausgeſöhnt iſt längſt Amerika
Mit uns; durch ſtarke deutſche Hände fiel
So mancher Wald und blüht ſo manches Feld.
Ich ſelber baute meine Hütte dort,
Wenn eine ſüße, heilge Pflicht mich nicht
Zu Weib und Kind und meinen Freunden rief,
Und wenn die Erde etwas Schön'res mir
Zu geben hätte, als das kleine Thal,
Wo ich geboren wurde, als das Grab,
Wo meines guten Vaters Aſche ruht;
Wo neben meines kleinen Wilhelms Grab
Ein Fleckchen mein und meiner Gattin harrt.
Er finde beim Erwachen wieder ſich
In unſerm Arm, worin er ſanft entſchlief.

Auch der Abſchnitt „Lebensgenuß," eine Epiſtel an Theokles, enthält ſo ſchöne und wahre Stellen, daß ſie gewiß der Aufbewahrung werth ſind:

Was iſt Genuß des Lebens? fragſt du mich.
Dieß, Freund, laß einen Domherrn oder Abt
Dir ſagen, oder meinen Nachbar auch.
Er iſt ein Mann, der Gottes Wort erklärt,
Und ſich an Talge ſammelt was er kann,
Um als ein Licht der Kirche heller ſtets
Zu leuchten. — Freund, in meinen Worten iſt
Der Scherz mit Ernſt vermiſcht. So lange du
Nicht wenigſtens ein Gütchen dir erſchreibſt,
(Daß du es nicht erſchmeichelſt und erkriechſt.
Dafür bewahre dich dein Genius)
So lange — ſtrebe nach Genügſamkeit!

Geh, ſtatt zum Ariſtipp, zum Diogen,
Und lerne — mehr nicht brauchen, als man hat.

Zwar weiß ich wohl, was mancher Dichter ſagt:
„Es blühen Blumen nicht auf Höhen bloß,
Nein, auch im Thal; im dunkelſten Gebüſch
Streut oft ein Veilchen Wohlgeruch umher.
Die Sonne geht für Arm' und Reiche auf,
Die Nachtigall ſingt Jeglichem umſonſt;
Des Bettlers Naſe iſt ſo gut gemacht,
Den Balſamduft der Roſen einzuziehn,
Als die des Marſchalls, ob auch dieſe gleich
In eine ältere Familie ſieht."

Dieß iſt ganz hübſch, und leicht geſagt: allein
Was ſoll der Weinſtock mir mit goldner Frucht,
Wenn ich davon kein Beerchen pflücken darf?
Wie wenig achtet er der Lerche Lied,
Den herber Hunger zu dem Wunſche zwingt:
Hätt' ich ſie doch gebraten in der Hand!
Ja die Natur gab Jeglichem ein Herz,
Das für die Freundſchaft, für die Liebe ſchlägt.
Nur iſt der wahre Freund ein ſeltner Fund.
So viel es auch der guten Freunde gibt,
Und Liebe iſt ein köſtlich Ding — mit Brod.
Doch ohne Brod? Ich danke ſchön dafür!
Es läßt ſich freilich von der Armuth Lob
Ein Bändchen ſchreiben, wenn man hübſch bequem
Im Armſtuhl ſitzt und ſatt gegeſſen hat;
Auch allenfalls um eine Flaſche Wein
Von Hochheim's Hügeln, oder einen Thee
Aus Rußland nur die Schelle ziehen darf.
Jedoch der Arme, der fünf Treppen hoch,
Den Göttern näher als den Menſchen wohnt,
Und unter beiden wenig Freunde hat,
Soll der die Kälte loben, wenn er ſtarrt? ꝛc.

Dieß, Freund, iſt das Geheimniß, froh zu ſeyn:
Erwirb dir einen eignen Herd, ein Feld,
Ein Buch und einen Freund in Noth bewährt!
Such' nicht bei Andern, was du in dir ſelbſt
Viel leichter und viel beſſer finden kannſt;
Iß gern dein Brod im Schweiß des Angeſichts —
Dieß iſt des Schöpfers Segen, nicht ſein Fluch.
Schließ einen ew'gen Frieden mit der Welt,
Beſonders mit den Narren; aber ſprich
Als Mann für Recht und Wahrheit, wo es frommt.

Nun folgt ein guter Rath „An den heiligen Vater,“ und darin heißt es:

Umſonſt verbrannte man die Bücher und
Mitunter auch die neuern Lehrer ſelbſt;
Es knetete noch immer, nach wie vor,
Die tückiſche Natur, als thäte ſie's
Zum Spuk, die Menſchen aus demſelben Thon.
Der Mücke gleich, die, wenn ſie Licht erblickt,
Sich ſelbem nähert, wär' es auch ihr Tod:
So ſtrebt des Menſchen Geiſt der Wahrheit nach,
Was nämlich er, im Wahne der Vernunft,
Für Wahrheit hält, trotz den Concilien
Und aller kirchlichen Unfehlbarkeit.

Das Gedicht ſchließt mit den Worten:

Die Zeit verwiſcht den Namen Pius einſt
Von deiner Sakriſtei, doch brichſt du kühn
Den Fiſcherring entzwei, dann biſt du werth
Und ſicher, daß die Ewigkeit dich nennt.
Nur zaudre nicht, damit nicht etwa gar
Der Muſti dir den Vorſprung abgewinnt.

Im ſechsten Dornenſtück: „die Flucht,“ erklärt der Verfaſſer ſeinen Vorſatz, eine Welt zu meiden, wo ihn die Inſekten

reinigen, die aus dem Sumpf des Wahnes emporſteigen. Wohl gibt es auf dem lauten Markt gar Viele, welche mit erhobener Stimme ausrufen, daß bei ihnen Wahrheit zu finden ſey, aber Einer verachtet die Waare des Andern. Auf die Frage, was ein Laie hier thun ſolle, empfängt der Dichter die Antwort:

„Von keinem kaufen, und ſich einzig nur
An das Orakel halten, welches in
Dem Buſen eines jeden Menſchen wohnt.“

Aber er erwiedert dem Rathgeber:

Und wenn nun dieſer Götterſpruch mich heißt,
Den Hut des Zwingherrn von dem Pfahl herab
Zu reißen, oder der Gerechtigkeit
Die Binde von dem Auge wegzuziehn?
Zwar iſt das Reden freilich keine Pflicht,
Wenn man damit nicht zu dem Ziele kommt;
Doch lieber möcht' ich ſtumm geboren ſeyn,
Als ſchweigen, wo mein Innres ſich empört.
Wer kann es ſehen, wie im Burgverließ
Ein Edler ſchmachtet, weil er kühnen Muths
Dem Mann im Purpur ſagte: ſieh, wir ſind
Aus einem und demſelben Thon geformt!
Du biſt nicht größer, weil du höher ſtehſt.
Und weil man dir um deine Wiege ſchon
Ein Band als Zeichen des Verdienſtes hing! —
Wer kann es ſehn und hören, wie noch ſtets
Der Dienſt- und Menſchenhandel bei uns gilt,
Und ſelbſt ein Schweizer dieſe Schandthat frech
Mit Rednerfloskeln zu bedecken ſucht? ꝛc.

Die Anſpielung in den letzten Zeilen bezieht ſich, wie eine Anmerkung uns ſagt, auf Johannes von Müller, welcher beim Antritt ſeiner Profeſſorsſtelle in Kaſſel (1781) die Zuhörer folgendermaßen apoſtrophirt haben ſoll: „Wenn ihr gierig forſchet,

wie die Heſſen am Aetna, wie ſie auf dem Peloponnes, wie unter Eugen in den Gefilden Hungarns, wie gegen die franzöſiſche Macht, wie ſie in ganz Deutſchland und jenſeits des Weltmeers bald glorreich gefallen, bald ruhmvoll geſiegt, dann ſtammſt du von den alten Katten; deine Adelsprobe iſt — daß du ihnen gleich ſiehſt."

Nun begegnen wir dem „Rath an einen jungen Autor," worin auch dargethan wird, daß es beim Bücherſchreiben gar ſehr auf den Titel ankomme. Hat man dieſen erſt gefunden, und zwar ſo, daß er neu und bunt in die Welt ſchallt, dann gibt ſich das Uebrige von ſelbſt.

Doch hierin neu zu ſeyn iſt freilich ſchwer,
Bei dem Erfindungsgeiſte unſrer Zeit.
Wir haben Mährchen, Sagen, Kunden und
Holzſchnitte, Roſen-, Veilchen-, Eichenblätter,
Frucht ohne Blätter — Blätter ohne Frucht;
Feldblumen, Heideblümchen, Kürbiſſe,
Miniaturgemälde, Arabesken,
Grotesken, Haienſchwanz und Haienfüße.
Ein Kraftmann wand ſogar mit kühner Hand
Der Zeit um ihre Senſe Rosmarin!
Wir haben kleine Reiſen um die Welt,
Und Promenaden nach Amerika;
Durchflüge, Wanderungen, Streifereien,
Hundstage, Sommermorgen, Winternächte
Schon hat der ganze Himmel nach der Reihe
Gevatter ſtehen müſſen, und es ſind
Allmählig ihre Namen ſo gemein,
Daß niemand mehr ſein Kind nach ihnen nennt.
Doch darum darfſt du nicht verlegen ſeyn;
Noch iſt das Reich der Pflanzen nicht erſchöpft,
Noch gibt es Kletten, Diſteln, Wegerich,
Holzäpfel, Schlehen, Knoblauch, Rettiche
Und geht es an das Thierreich erſt, da wird

Der Bär dir seine Tatzen leihen, und
Der Giel seine Ohren, dir der Strauß
Die Federn — doch die nahm Musäus schon.

Die „Hasenschwänz' und Hasenfüße" werden wohl einer kurzen Erläuterung bedürfen. Bei dem Buchhändler M. Georg David Meyer in Leipzig war zu Michaelis 1795 ein Buch: „Haselblätter und Nüsse" erschienen. Dasselbe wurde in der Allgemeinen Literaturzeitung 1796. Nr. 28. besprochen, und der Recensent schlug dafür den Titel „Hasenfüße und Schwänze" vor. Nun machte der Verleger bekannt, das Buch sey fortan unter diesem Titel, nebst einer passenden Vignette, zu bekommen, auch habe er eine Zuschrift an jenen Herrn Recensenten beigefügt.

Aber die Epistel enthält noch manchen andern guten Rath:

Ein von vor eines Autors Namen wirkt
Oft mächtig, wie Herr Marquis Große zeugt.
Er, welcher drei Personen in sich eint.

Carl Große gab seine Schriften theils unter eignem Namen, theils pseudonym als Marquis v. Große oder Graf v. Vargas heraus. — Der Dornensammler warnt seinen literarischen Freund, ja keine Kritiker, und wenn sie noch so klein wären, zu mißachten.

Wohl klug war jenes alte Mütterchen:
Wenn sie dem heil'gen Michel opferte,
So zündete sie auch dem Lucifer,
Der ihm zum Schemel dient, ein Kerzlein an,
Weil er so grimmig ihr die Zähne wies.
Kannst du dahin es bringen, daß du selbst
Beisitzer einer Bücherrehme wirst,
Dann grünt dein Ruhm wie Erlen an dem Bach;
Autoren bitten zu Gevatter dich,
Und Buchermäkler schicken allerlei
Für Weib und Kinder zu dem heilgen Christ.
Verlangst du mehr, und soll die Autorschaft

Zum Mann dich machen, der von Renten lebt,
So geh' nach Weimar oder Gotha hin,
Und lerne dort, was das Genie vermag,
Wenn Induſtrie es an der Leine hält.
Sey Allen Alles! Dieſer goldne Spruch
Führt, wenn auch nicht zu Ruhme, doch zu Gold.
Das Publikum iſt einem Kinde gleich:
Auch zehnmal hintergangen, kommt es doch
Zum eilftenmale neuerdings und kauft.
Greift dir ein Anderer ins Handwerk ein,
So ſey dein erſtes, ihn auf gute Art
Herabzuwürdigen ſammt ſeiner Kunſt.
Der Reichs-Anzeiger iſt der Platz dazu,
Der jedem offen ſteht für die Gebühr.
O ſchöne Blüthe der Philanthropie!
Du duftest ſüß — wie Aſſa foetida.

Das letzte Dornenſtück: „Pegaſus und der Dichter,“ ein Geſpräch, iſt in Proſa geſchrieben. Es enthält ebenfalls geiſtreiche Stellen, aber ich will den Bericht nur enden, denn einzelne Leſer machen mir wohl ohnehin den Vorwurf, die Auszüge, welche ich mitgetheilt habe, gehörten gar nicht zur Sache. Sie werden verzeihen, wenn ich nicht ihrer Meinung bin. Zur Sache gehört alles, was für den damaligen Literaturzuſtand Deutſchlands bezeichnend iſt, denn ohne genaue Kenntniß deſſelben wird immer nur eine oberflächliche Auffaſſung des Xenienkampfes möglich ſeyn. Der Dornenſammler hat aber ſein Zeitalter treu und wahr geſchildert, jenes eigenthümliche Zeitalter, das er ſo treffend anredet:

O du, Jahrhundert der Philoſophie,
Wo man den Scheffel von dem Lichte zog!
Wer aber ſchneuzt den Docht noch — ohne Furcht,
Die Finger zu verbrennen?

Man muß den Dornenſtücken zugeſtehen, daß ſie einen unabhängigen poetiſchen Werth in ſich tragen, und dennoch wurden

ſie ihrer Zeit vom Publikum wenig beachtet. Zwar gab der Verleger 1798 eine zweite Auflage heraus, aber dieß war ganz gewiß nur ein ſpekulativer Verſuch, die vorräthigen Exemplare durch neue Titel in Schwung zu bringen.

Minder bedeutend iſt die zweite Abtheilung der Schrift, das Memento mori für die Xeniendichter, welches aus einer Sammlung von Erzählungen und Epigrammen beſteht. Man merkt wohl, daß dieſe Sinngedichte in großer Haſt vollendet worden ſind, und gegen die Gaben des erſten Abſchnitts treten ſie ſehr in den Schatten. Trotzdem zeigt ſich auch hier noch ein beſſerer Ton, als in den meiſten andern Erwiederungen, und der Verfaſſer macht ſeinen ernſthaften Sinn geltend, indem er ſich mehr an die Votivtafeln, als an die polemiſchen Xenien hält. Eine Auswahl möge das Ganze charakteriſiren:

Die erhörte Bitte.

Zum Götterrater flieht' einſt ein Poet:
Du Aller Schützer und der unſrige
Beſonders, hilf, ich bin ſehr im Gedräng.
Mich neckt der Ariſtarchen kühner Troß —
Und viele Hunde ſind des Haſen Tod.
Drum, Vater Zeus! gieb, ich beſchwöre dich,
Gieb mir die Eigenſchaft des Stinkethiers,
Damit, wenn meine Feinde ſich mir nahn,
Der infernaliſche Geſtank ſie zwinge,
Mit zugehaltnen Naſen zu entfliehn.
„Es ſey!“ erwiedert' lachend Jupiter;
„Wenn dich die Kritik wieder neckt, ſo fahr'
„Ein Qualm von Epigrammen von dir aus,
„Und halten dann die Herren dennoch Stand:
„So — iſt mir's leid! ich kann nichts weiter thun.“

Die poetiſche Hollenfahrt.

Du wunderſt dich, daß er in's Reich der Schatten ſteigt?
Sprich, ob er uns denn mehr als Schatten je gezeigt?

Schiller's Gedicht: „das Reich der Schatten," im neunten Stück der Horen von 1795, und die Xenien aus dem Schattenreiche, 332 u. ff.

Die Kunst zu lieben.

Beim Lieben können wir die Kunst entbehren! —
Hochweise Herrn, erbos't euch darum nicht!
Des Sängers Unterricht
Soll ja Profane nur belehren:
Nur Wen'ge kommen der Natur
So früh, wie ihr, von selber auf die Spur.

Vergl. X. 35.

Der Dichter an die Grazien.

Die ihr oft schon, mit und ohne Röckchen,
Mich in meiner Sudelei besucht,
Huldgöttinnen! seht, ein schwarzes Böckchen
Hab' ich euch zum Opfer ausgesucht.

*

Rad und Galgen schildr' ich — laßt doch edel
Und voll Anmuth meinen Ausdruck seyn!
Dankbar werd' ich meines Helden Schädel,
Wenn er einst gehangen ist, euch weihn.

Wahrscheinlich eine Satyre auf Schiller's Räuber, wie aus folgendem Epigramm hervorgeht.

Der Dichter der Horen.

Dein erstes genialisches Produkt
War schon der Göttin mit dem Strick geweiht:
Und nicht mit Unrecht: deine Helden all',
Die dort erscheinen, sind des Strickes werth.

Dike, eine der Horen, wird auf antiken Bildwerken dargeſtellt, wie ſie die Ungerechtigkeit mit einem Strick erdroſſelt.

Aeſthetiſche Menſchheit.

Vom Himmel holteſt du dein Ideal?
O wärſt du eben doch geblieben!
Wir brauchen keine Flügel hier im Thal,
Und wiſſen ohne dich zu haſſen und zu lieben.

Schiller's Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen.

Unterſchied der Stände.

Sey in der Freundſchaft, in der Liebe treu,
Zerbrich des Wahnes alte Ketten, ſtirb
Für's Vaterland: — du biſt und bleibſt nur ein
Gemeines Weſen in der Geiſterwelt.
Doch ſey ein Dichter, mach' ein Epigramm,
Dann hat die Menſchheit weiter nichts an dich
Zu fordern — bei Dämonen iſt dein Platz.
Du fährſt auf Cherubsfittigen, indeß
Ein Howard hinter dir zu Fuße geht.

Ein herber Stachel gegen den Dichter von Tab. 340, welche gleichfalls „Unterſchied der Stände“ betitelt iſt, und worin der Grundſatz ausgeſprochen wird: nur gemeine Naturen legten ihre Thaten in die Wagſchale. — John Howard, 1727 zu Clapton geboren, war ein Mann, der mit äußerſter Selbſtverleugnung ſein ganzes Leben der Linderung des menſchlichen Elends widmete. Als Liſſabon durch das furchtbare Erdbeben verwüſtet worden, wollte er dorthin, doch ein Kaper nahm das Schiff, auf dem er ſich befand, er kam als Kriegsgefangener nach Breſt, und hatte Gelegenheit, das Schickſal der armen Eingekerkerten in nächſter Nähe kennen zu lernen. Nun wurde es ſein eifriges Streben, dieſen armen Menſchenbrüdern Erleichterung zu verſchaffen; zwölf

Jahre lang reiſte er in Europa umher, um die Gefängniſſe aufzuſuchen; durch Wort und Schrift wirkend, befreite er viele Tauſende aus unſäglicher Qual. Dann trieb es ihn in die Krankenhäuſer, in die Peſtlazarethe Italiens und der Türkei; überall erſchien er als ein guter Genius, bis ihn endlich zu Cherſon in der Krim eine anſteckende Krankheit erfaßte, und ihn (20. Januar 1790) zum Opfer ſeiner edlen Menſchenliebe machte.

Das Werthe

Der Dichter.

Freund, haſt du etwas? ich bezahle dir
Was recht und billig.

Winkelried.

Dreißig Wunden, Freund!
Ich grub mir dreißig Lanzen in die Bruſt,
Um meinen Waffenbrüdern eine Bahn
Zu machen in der Feinde dichte Reih'n:
Sie feſten mir das Leben, doch das iſt
Ein kleiner Preis.

Der Dichter.

Behalte, was du haſt:
Dergleichen Waare kauft ein Dichter nicht,
Nur höchſtens die Beſchreibung: dieſe giebt
Ihm neuen Stoff zu einem Trauerſpiel.

Das Wordige.

Der Dichter.

Freund, biſt du etwas? Laß uns tauſchen!

Der Weiſe.

Hm!
Ich brachte dreißig Jahre damit hin,
Ein Mann zu werden — das vertauſcht ſich nicht!

Die letzten beide Stücke ſind epigrammatiſche Variationen über Tab. 111: „das Werthe und Würdige.“

Der Genius

Das iſt mir, traun, ein Genius!
Er hat ſo ziemlich viel vom Affen.
Da ſieht man ihn ſtehn auf einem Fuß
Und Stunden lang zum Himmel gaffen,
Dann ruft er aus: Kommt Alle her,
Die die Erde nährt und die Luft und das Meer,
Denn ich — muß euch noch einmal ſchaffen.

Vergl. Tab. vot. 315—16.

Derſelbe noch einmal

Aus Schlechtem kann ich Gutes machen!
Rief jüngſt ein Kunſtgenie zum fünften Stockwerk raus:
Ein Bettler hört's, und zieht mit Lachen
Sein ganz zerlumptes Jäckchen aus.
Herr, ſagt er, ſeyd ſo gut, macht mir ein neues draus!

Vergl. Tab. vot. 317.

Der Genius im Antikenſaal

Was willſt du hier? Dieß iſt gebildet ſchon!
Geh du zum Töpfer hin und hole Thon.

Vergl. Tab. vot. 318.

Poetiſche Gerechtigkeit

Seyd ihr ſchon nüchtern kühn, ſo hütet euch vor'm Wein,
Sonſt möcht' Aglaja ſelbſt nicht ſicher bei euch ſeyn.

Anſpielung auf Tab. 321: „Witz und Verſtand.“

Der Sieg.

Dem Adler gleichen eure Diſtichen,
Wenn nämlich ihn ein Pfeil getroffen hat:
Er zappelt, will empor — und fällt zurück.

Menſchenwürde.

Des Menſchen Würde ſoll ſich geben,
Wenn er nur Brod und einen Mantel hat:
So ſind' ich ſie ja in der That
Beim Probſt, der Wein aus Burgunds Reben
Ein Canapee und ſeidne Kleider hat.

Vielleicht veranlaßte dieſe ſarkaſtiſche Auslegung der Tab. 379
den Dichter, das Diſtichon von ſeinen Werken auszuſchließen.

Der Erſatz.

Warum, rief Bav, warum hat die Natur
Nicht Hörner, wie dem Widder, uns gegeben?
Die Kritiker gehn uns auf's Leben
Und lachen unſrer Pelzen nur,
Die freilich kaum die Haut verletzen.
„Mein Kind," fällt ihm ſein Weibchen hier
Ins Wort, „getroſt! ich werde dir,
Was die Natur vergaß, erſetzen!"

Domus.

Du gabſt wohlwollend, in beſcheidner Stille,
Und wär' auch deine Gabe wenig werth,
So iſt es doch dein guter Wille,
Der dich, trotz deines Irrthums, ehrt.
Sie predigen vor dem geſammten Volke,
Und Alles fällt auf's Angeſicht
Und betet an: und recht beim Licht
Beſehn — iſt ihre Göttin eine Wolke.

Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote (i. A. 18), führte auch den Namen Aemus, den er sich selbst beigelegt hatte.

An die Distichen.

So lärmt, damit an euch das Sprüchwort Wahrheit sey:
Bei wenig Welle viel Geschrei.

Der Cotiner Kinn.

Er hätte einen griech'schen Zahn?
Den mocht' er vom Thersites erben:
Drum fällt er jeden stillen Wandrer an,
Und klafft noch in die vorgeworfnen Scherben.

Johann Heinrich Voß in Eutin; vergl. A. 75.

Das verlorene Paradies.

Nach ihm ist's an der Tiber Strand,
Wo er statt Goldes — Feigenblätter fand.

Das Genie.

Als Abenteurer zog er aus,
Und kam — als großer Mann nach Haus.

XXI. Arakus. Oder Fragmente aus den Gerichtsakten der Hölle uber die Xenien. Zum Besten eines Feldlazarethes für Gelehrte herausgegeben von Johann Adolph Rebenstock. Deutschland. 1797. (124 Seiten.)

Zuvörderst begegnen wir der Dedikation: „Dem Beförderer alles Guten, Schönen und Erhabenen, Herrn J. G. Cotta, berühmten Buchhändler in Tübingen, ehrfurchtsvoll zu Füßen gelegt." Dann folgt eine lange Vorrede des pseudonymen Herrn Rebenstock, am Throne Pluto's geschrieben. In derselben wird nicht ohne Laune erzählt, wie der Autor durch einen meuchelmörderischen Recensenten-Dolchstich, der ihm durch die Ehre in's

Herz gedrungen, ſein Leben verlor. Er bedauert wohl, daß er auf ſolche Weiſe verhindert worden, auch eine Lanze in dem Kriege zu brechen, den die kühnen Ritter von der geſpitzten Feder vor Kurzem gegen die ganze Republik der Wiſſer und Dichter unternommen haben, doch nun ſchildert er, was ſich nach der Schlacht im Schattenreiche zugetragen, und ſendet, mit Pluto's Erlaubniß, das Manuſcript zur Oberwelt hinauf.

Der Plan des „Aeakus“ iſt voll Humor entworfen, allein zur Ausführung mangelte dem Verfaſſer das ſchöpferiſche Talent, und ſeine Schwatzluſt trieb ihn in einen Irrgarten, aus dem er ſich kaum wieder herauswinden konnte. Ein gedrängter Bericht über den Inhalt dieſer Schrift wird ihren Charakter am beſten darlegen.

„Die ganze Schaar der Schatten feierte das franzöſiſche Kriegsfeſt, und labte ſich an dem vortrefflichen Chier und Syrakuſer, als Charon ganz athemlos und bleich vor dem Throne des Höllengottes ſich auf die Kniee warf. Großmächtigſter König der Unterwelt! ſprach er, habe endlich einmal Erbarmen mit dem treueſten deiner Diener! Ich werde von Tag zu Tag älter, und mein Amt immer beſchwerlicher. Sieh, ein Haufe der ungeſtümſten Ankömmlinge aus Deutſchland, die ſich ſchöne Geiſter nennen, ſteht vor den Pforten und ſchreit um Einlaß. Ob ſie nun gleich größtentheils mit leeren Händen kommen, ſo würde doch meine allgemein anerkannte Billigkeit kein Bedenken tragen, ſie einzulaſſen; aber ich muß befürchten, daß ihr Gefolge das Reich der Schatten mit einemmale zu Grunde richtet. Mächtig ſtrömet hinter drein der ganze Chor der Flüſſe Deutſchlands, von der reißenden Donau an bis herab zur ſchleichenden Jim, der trockenen Pleiße und der ungeſalzenen Salzach, und ſelbſt die ungeheuren Sybären des himmliſchen Thierkreiſes wälzen ſich mit Ungeduld vor den Pforten. Wie aus Einer Kehle ertönt das Wort „Xenien!“ von den Abgeſchiedenen, und „Xenien!“ rauſchen die Flüſſe, und „Xenien!“ brummet der Baß der himmliſchen Sybären.“

Ehe Pluto noch bis zum Thor der Hölle gelangen kann,

macht man von draußen den Verſuch gewaltſam einzudringen. Der Steinbock (X. 84) ſtürmt mit ſeinen Hörnern dagegen, und einige Flüſſe unterſtützen ihn. Erſt der Anblick und das Gebell des Cerberus bringt ihnen Reſpekt bei, und Pluto fragt: Wer ſeyd ihr?

Wir ſind Profeſſoren, Schriftſteller, ſchöne Geiſter, Comödianten, Philoſophen, Dichter, Recenſenten, Zeitungsſchreiber, Journaliſten, Bibliothekare, Buchhändler, Ueberſetzer! ſchreit der ganze Haufe.

Der Fürſt verlangt nun auch die Urſache ihrer Herkunft zu wiſſen, und wählt ein kleines, hageres Männchen, in dem man Reichardt erkennt, zum Referenten, weil ſeine Stimme vor allen hervorſprang. Dieſer erwiedert: Wir ſind die Opfer eines Muſenalmanachs, der mit löſchpapiernen Eingeweiden, aber ſehr geſunden Zähnen, wie ein wüthender Wolf unter uns herumfuhr. Herr Hofrath Schiller und Herr Geheimrath von Goethe Excellenz hatten den Einfall, ihren Witz in Diſtichen über uns auszugießen. Die Sache kam ſo unerwartet und die Lauge war ſo ſcharf geſalzen, daß wir weniger Schriftſteller hätten ſeyn müſſen, als wir wirklich ſind, um uns nicht auf der Stelle todt zu ärgern.

Plötzlich entſtand ein neuer Lärm, die Schatten bemerkten Schiller und Goethe in der Ferne, und verabredeten, ihnen beim Aeakus den Proceß zu machen. Jene kamen näher. „Willkommen, liebe Brüder!“ riefen ſie, und konnten die Worte vor Lachen kaum von der Zunge wälzen.

Die Schatten traten auf die Seite.

„Nur näher, liebe Geſellen! nur näher!“ fuhren ſie fort. „Ihr ſeyd uns ſämmtlich recht wohl bekannt. Du da, biſt du nicht Nicolai?“

Aber Nicolai ſchwieg.

„Du biſt Manſo, nicht wahr? Aber wer biſt denn du? In der That, dich kennen wir nicht.“[1]

Ich bin der Profeſſor Wolf aus Halle. Nicht wahr, ihr

[1] Vergl. die Anmerkung zu V. 761

habt wenigstens Klauen bei mir gesucht? Nun, da ihr wohlgestaltete Hände sehet, bin ich euch nicht mehr kenntlich.

„Am Ende haben wir wohl dem gar Unrecht gethan," flüsterten sie sich einander zu. „Doch, lassen wir das! Etwas zu viel oder zu wenig Unrecht — daran gehet die Welt nicht unter."

Die Xeniendichter begrüßten alle freundlich, und hießen die Flüsse sammt den Sternbildern nach Hause ziehen. Inzwischen hatte Charon sich ermuntert, und auf Pluto's Befehl fing er an, die Schatten überzusetzen.

Das zweite Fragment zeigt uns Schiller und Goethe, vor Aeakus geladen. „Was willst du von uns, Richter der Unterwelt?" fragen sie ihn.

Euch richten! lautet seine Antwort.

„Wer unterfängt sich, uns richten zu wollen? Wir sind weit über alle Richtersprüche erhaben. Was wir thun, ist recht; und was recht ist, ist in sich schon gerichtet. Hast du denn nicht gelesen, was wir an die Moralisten schrieben:

Lehret! das ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte,
Aber die Muse läßt sich nicht gebieten von euch.[1]

Und diese Muse sind wir!"

Ich bin nicht hier, euch erst durch lange Deductionen zu beweisen, daß ihr euch meinem Ausspruche unterwerfen müßt. Ich werde euch durch die Furien zum Gehorsam bringen lassen' — Aeakus sprach dieß in einem so gesetzten Tone, daß er sich wohl sogar die Freiheit hätte nehmen dürfen, über die Horen zu urtheilen, oder von der neuesten Farbentheorie zu sagen, sie gefalle ihm nicht, was einigen Andern nicht zu Gute hingegangen seyn soll.

Die beiden Angeklagten sahen sich verwundert an, sie schwiegen, und Aeakus hielt ihnen einen Theil ihres Sündenregisters vor: Der göttliche Pluton klagt euch an, daß ihr ihm seinen Uebersetzer, der kritische Aristoteles, daß ihr ihm seine Nachbeter, der liebende Ovid, daß ihr ihm seine Nachahmer geraubt habt. Der

[1] Tab. vot. 549.

Univ. Bibl. München

häusliche Euripides meint, daß sogar das Häusliche und Gemeine im Trauerspiel nicht unangefochten geblieben, und der ehrliche Homer ist ganz untröstlich, daß ihr der Oberwelt die Schnurre mit den Bratwürsten (X. 366 ff.) verrathen habt. Und was soll denn aus dem ganzen ehrsamen Gewerbe der Journalistik und des Buchhandels werden? So viele Schriftsteller mit Einem Schlage zu Boden zu strecken — das ist zu arg!

„Das wäre wohl noch zu ertragen, wenn wir nur nicht selbst den dummen Streich begangen und uns über die Posse zu Tode gelacht hätten! Wir hätten schon eine gute Anzahl Pressen beschäftigen wollen!"

Der strenge Richter will die Veranlassung und Absicht der Xenien wissen. Da antworten die Dichter: „Die Veranlassung ist ein bloßer Einfall, den der Champagnergeist in uns erzeugte, und die Absicht das blanke Geld des Herrn J. G. Cotta in Tübingen. A propos, ist der nicht auch hier?"

Ich habe seinen Namen nicht auf der Liste gesehen.

„Das macht er klug, der Cotta! ... Der Zustand unserer heimischen Literatur hat uns die Xenien abgenöthigt. Wir wollen dabei gar nicht läugnen, daß hier und da aus menschlicher Schwachheit wohl eine kleine oder große Parteilichkeit mag untergelaufen seyn; aber im Ganzen getrauen wir uns, trotz des Geschreies aller Antixenisten, zu behaupten, daß Wahrheit in unsern Distichen sey, insofern wir nämlich unser eigenes Gefühl, das von keinen Nebendingen modificirt wurde, für Wahrheit geben dürfen. Daß es uns nicht bloß um's Tadeln zu thun war, beweisen so manche Xenien, die das überströmende Wohlwollen unseres Herzens verrathen."

Aber warum, unterbrach sie Aeakus, habt ihr ein so gefährliches Mittel zur Heilung gewählt, das die Krankheit mitsammt den Kranken austreibt?

„Halte uns nicht für gewöhnliche Charlatans!" fuhren die Xenisten fort. „Du solltest einmal unsere gelehrten Zeitungen lesen, um nur Titel und Inhalt und Sprache einiger unserer beliebtesten Schriften kennen zu lernen. Es würde dir schwer

werden, keine Xenien zu machen, wenn du ſo viel Anlage dazu hätteſt, als wir beide. Nimm nun das alles zuſammen, von dem Champagnergeiſte an bis auf unſere Anlagen herunter, und ſag', ſind wir ſtraffällig?"

Ich werde aus eurer Vertheidigung ſo wenig klug, als ich es aus euern Anklägern geworden bin.

Kreuzige, kreuzige ſie! ſchrie ein Haufe Schatten, der ſich an die Thüren des Gerichtsſaales gedrängt hatte.

„Ja, kreuzigen und nicht verhören, das wollt ihr! Bringt ihr etwa die Sitte aus der Oberwelt mit herunter? Gebt ſie hier auf; bei uns iſt ſie verachtet."

Weil aber das Geſchrei immer mehr und mehr zunahm, ſchlichen ſich Aeakus und die Xeniſten durch eine geheime Thür aus dem Gerichtsſaal davon.

Im nächſten Fragmente vernehmen wir einen Monolog des Aeakus, bei dem Reinhard ſich bitter beklagt hat, weil er (X. 295) ein „Almanachsritter" genannt worden. Es fehlte wenig, daß der Höllenrichter die beiden Freunde deßhalb auf ein Jahr zur Tantalusqual verurtheilt hätte, doch erfuhr er noch bei Zeiten: man mache in Deutſchland oft unbedeutende Kleinigkeiten zur Sache des Publikums und die Gelehrten benähmen ſich dort zuweilen nicht beſſer, als die Sachſenhäuſerinnen in Frankfurt, oder die Fiſchweiber von Paris. Aeakus meint alſo, es wäre den Xeniſten nicht zu verargen, wenn ſie das Ding hier und da lächerlich gemacht hätten; ja er fühlt ſich ſogar geneigt, ſeinen Richterſpruch umzukehren, und jene Strafe dem Almanachsritter aufzulegen.

Nun eröffnet ſich eine neue Scene, denn Leſſing hat durch Freund Fauſt ein Exemplar der Xenien. Er durchblättert es, und als er an X. 356 kommt, ſenkt ſich ſein Auge zum Weinen, aber die Schatten haben keine Thränen. Er beklagt ſein Schickſal und das Schickſal aller berühmten Leute. Man zieht ihre perſönlichen Schwächen an's Licht, man ſtempelt das Unbedeutendſte zur beſondern Wichtigkeit; „bei den Anbetern wird es ein Strahl in unſerm Kranz, bei den Klaffern ein Dorn." Leſſing ſehnt ſich nicht, Nicolai wiederzuſehen, und der „Geſellſchaft von Sprach-

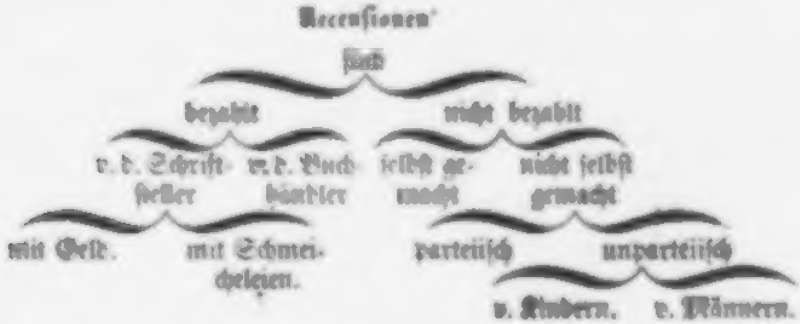
freunden" ſagt er derb ſeine Meinung. Der Xenienalmanach geht unterdeß aus einer Hand in die andere; Schiller und Goethe werden um Erläuterungen beſtürmt, ſogar ein Haufe Griechen verlangt Aufſchluß über X. 320 und 321.

„Wir machen einen Unterſchied," erwiedern die Dichter. „Griechheit ſchätzen wir hoch, Gräcomanie verachten wir. In euern unſterblichen Werken ſpiegelte ſich das Zeitalter, es bildete ſich nach euch, durch euch ward die verlöſchende Flamme des guten Geſchmacks wieder angezündet. Dank euch, ihr Griechen, ihr waret unſere Wohlthäter!"

Unverdienter Dank iſt Spott! ſagen die Griechen ſehr ſarkaſtiſch.

Auch Lucian miſcht ſich in die Unterhaltung, und es wird noch viel über das Studium der Alten geſprochen. Dem Herrn Rebenſtock mangelt es weder an Witz, noch an Urtheilsfähigkeit, aber nicht ſelten verliert er ſeinen Stoff ganz aus den Augen, und im ſiebenten Abſchnitt werden allerhand Fabeln, namentlich politiſche, mitgetheilt, von denen man kaum begreift, wie ſie hierherkommen.

Die beiden folgenden Fragmente knüpfen ſich an X. 330—31 und an die neueſten Kritikproben (302 ff.); ſie nehmen dem Recenſententreiben ſeinen Schleier, damit man es in der vollſten Blöße ſehen kann. Schon die Vorrede ſagte: kein Zeitalter ſey gefährlicher für die Literatur eines Landes, als das Zeitalter der kritiſchen Tag-, Wochen- und Monatsſchriften; auch im Alterthum habe man gerade dort am meiſten geſündigt, wo die meiſten Altäre gebaut wurden. Nun wird das ganze Recenſirweſen Deutſchlands in einer überſichtlichen Tabelle dargeſtellt:



Auch die „praktischen Wissenschaften" geben Anlaß zu einer Reihe von Betrachtungen, und die Xenien sind bereits reinweg vergessen; nur hier und da murrt noch ein Dichter in seinen eigenen Bart. Unterdeß kommt am 28. Februar, mit der reitenden Post des Dr. Faust, die Klageschrift eines oberweltlichen Theaterdichters im Schattenreiche an. Dieselbe eröffnet das eilfte Fragment, und berührt folgende Punkte mit Ausführlichkeit:

1) wird den Xenisten zum Vorwurf gemacht, daß sie sich bei dem blinden Heiden Tiresias erkundigen wollen, wo der gute Geschmack zu finden sey (X. 394). „Es heißt unser Zeitalter auf's Höchste beleidigen, wenn man die Vorwelt über eine Sache um Rath fragt, wo die Gegenwart tausend Orakel in tausenderlei Formen kann sprechen lassen."

2) ist es sehr unbescheiden und indecent, wenn man von der Natur sagt, sie zeige sich auf unsern Bühnen splitternackend, daß man ihr jegliche Rippe zählen könne (X. 396). „Ich will mich hier nicht weitläuftiger über diesen Punkt auslassen, aber das Archiv der Zeit und der Genius der Zeit werden die Stelle schon noch in sich aufnehmen und commentiren."

3) ist es höchst verletzend für alle Pfarrer, Commerzienräthe, Fähndriche, Secretärs und Husarenmajors, daß man sie mit dem Wörtlein „nur" den Cäsaren, Antonen, Oresten und Andromachen entgegensetzt (X. 403—4), daß man sie eine Misère nennt und ihnen allerlei abscheuliche Dinge nachsagt (X. 405—6). „Ich hege das Zutrauen zu Ihnen, Wohlgeborner Herr Justizrath Reace, daß Sie diesen Unfug, diese Beleidigungen, diese Verwerfung so vieler angesehenen und achtbaren Bürger der Oberwelt nicht ohne eine sehr empfindliche Strafe werden hingehen lassen."

4) ist es ganz den Grundsätzen des Glaubens, zu welchem wir uns bekennen, zuwider, das große gigantische Schicksal (X. 407) auf den Bühnen wieder einführen zu wollen. Unverkennbar steht hier die böse Absicht hervor, Türken und Heiden aus uns zu machen.

5) haben die Dichter unsere Natur eine „erbärmliche"

genannt (A. 411). Dieß iſt grundfalſch, und kann unendlichen Schaden ſtiften, denn wenn das Publikum ihnen Glauben ſchenkt, ſo müßte das Theater bald leerer werden, als die Kirche. Der Ankläger hat ſelbſt einige Theaterſtücke geſchrieben, die mit raſendem Beifall aufgeführt wurden, darum vermag er am beſten zu ſagen, wo er ſeine Natur hergenommen und ob ſie erbärmlich ſey. „Meine Charaktere ſind alle aus ſehr vornehmen Häuſern abſtrahirt, und nach den angeſehenſten Männern des Landes gebildet. Unter einen Rath erniedrigt ſich mein Studium gar nicht, und mit Hofräthen gehe ich um, wie mit meines Gleichen. Kann man denn aber wohl nur mit dem geringſten Rechte die Natur eines Rathes oder gar eines Hofrathes, mitſammt den werthen Angehörigen, erbärmliche Naturen nennen? Man muß durchaus gar keine Kenntniß der Naturen haben, wenn man eine Hofrathsnatur eine erbärmliche Natur nennen will. Ein Hofrath kann gar keine erbärmliche Natur haben, denn — vor den Teufel! — wie könnte er ſonſt Hofrath ſeyn? Und wenn ein Hofrath keine erbärmliche Natur hat, ſo iſt es höchſt ungerecht und boshaft, dem Theater vorwerfen zu wollen, daß es nur erbärmliche Naturen ſehen ließe; denn ich wenigſtens habe lauter Hofrathsnaturen in meinen Stücken, und will, ſo ich lebe und geſund bin, mir auch ſelbſt noch eine Hofrathsnatur anſchaffen, damit ich die Hofrathsnaturen bis in den verborgenſten Winkel ihres Weſens aufſpüren kann."

Die ganze Apoſtrophe iſt gegen Schiller gerichtet, welcher ſeit 1790 den Hofrathstitel beſaß. Er meldete damals (13. Januar) an Körner: „Du wirſt künftighin an Herrn Hofrath S. ſchreiben; ich bin ſeit einigen Tagen um eine Sylbe gewachſen — wegen meiner vorzüglichen Gelehrſamkeit und ſchriftſtelleriſchen Ruhms beehrt mich der Meininger Hof mit dem Diplom."

Zum Schluß ward in der Klageſchrift dargethan, daß die Griechen von der neuern dramatiſchen Kunſt längſt überflügelt worden, und daß es Hochverrath am deutſchen Geſchmacke ſey, wenn man immer und immer nur jene als Muſter aufſtelle.

Hierauf geſchah der Antrag, mit den Teniendichtern nach Rechtens zu verfahren, und Aeakus erließ auch ſogleich eine Citation an dieſelben. Sie erſchienen. Man verlangte ihre Vertheidigung, und drohte ihnen, falls die Klagen wahr befunden würden, mit den härteſten Strafen der Unterwelt. Ein Zittern durchfuhr ihre Glieder, ſie wußten ſich nicht zu faſſen. Aeakus bemerkte ihre ſchreckliche Verlegenheit, er gab ihnen zwei Tage Zeit und entließ ſie für jetzt.

Nach Ablauf dieſer Friſt kamen ſie wieder und überreichten folgende Bittſchrift:

Wir bekennen vor dir und allem Volke der Hölle,
Daß es uns innigſt gereut, daß wir die Dichter geſchmäht
Und die Autoren in Proſa. Doch unter allen am meiſten
Kränket die fühlende Bruſt — ach, wir geſtehn es mit Schmerz! —
Daß wir der Bühne allwirkenden Gott, den größten und beſten,
Der mit nie raſtender Hand ſchreibet und Allen gefällt —
Daß wir nicht voller Ehrfurcht uns ihm zu Füßen geworfen,
Und mit Thränen im Aug' ſeinem Geſchmack uns geweiht.
Ach! wir Thoren, wir wähnten, was wir der Bühne gegeben,
Sey des Beifalls allein und der Unſterblichkeit werth.
Aber nun ſind die Augen den ſtolzen Blinden geöffnet,
Und der ſchöne Geſchmack kitzelt die Zunge nun auch.
Fort, ihr Kinder des Feuers, ihr Räuber, Kabale und Liebe,
Du, Don Carlos, und du, traurige Iphigenie;
Sey verbannet hinfort, du Geiſt der Vorwelt! Ihr Helden,
Groß und mächtig, ein Meer niemals verſiegender Kraft:
Lenket dem Tartarus zu, verſinket in ewige Dämmrung,
Und kein verſchönerndes Licht ſtrahl' auf der Bühn' euch noch an!

Aber verzeih' uns, o Richter! wenn uns die Scheidenden weh thun,
Wenn mit weinendem Aug' wir ihnen ſagen: „Lebt wohl!“

Noch einmal laſſen ſie die Geſtalten der griechiſchen Tragödie an ſich vorüberziehen, nehmen Abſchied von ihnen, und eilen dann zum Schluß:

Und nun ſeyd uns willkommen, ihr neuen Menſchennaturen!
Zwar keine Helden ſeyd ihr, groß nicht und herrlich und hehr;
Aber doch Menſchen, wir wir! ſo hübſch gemein und gewöhnlich!
Recht nach alltäglichem Schlag, daß man ſich ſelber nur ſieht!
Seyd uns willkommen, ihr Fähndriche, Lieutenants und ihr Räthe,
Pfarrer und Jäger, ihr Gecken und Pinſel und Narr'n.
Unſere Stimme ſoll ferner zu eurem Preis nur erſchallen,
Und es ſchrumpfe hinfort in euch zuſammen der Geiſt.

Was auf dieſe Pittſchrift nun weiter folgte, erfahren wir nicht, denn Herr Rebenſtock hielt es für rathſam, ſein Büchlein damit zu endigen.

XXII. Trogalien zur Verdauung der Xenien. — — Vescere sodes. Hor. — Kochstädt, zu finden in der Speisekammer. 1797. (63 Seiten.)

Auf der Rückſeite des Titels findet ſich das Motto:

Qui legis ista, tuam reprehendo, si mea laudas.
Omnia, stultitiam, si nihil, invidiam.
Owen.

Die Trogalien (τραγήματα) haben ihren Namen aus dem Griechiſchen entlehnt, und er bedeutet: Knuſperwerk zum Nachtiſch.

Der anonyme Verfaſſer dieſer Schrift war Chriſtian Fürchtegott Fulda, geb. 1768, damals Lehrer am Pädagogium, ſpäter Superintendent in Halle.

Das Titelkupfer zeigt eine Barriere, bei welcher Thorſchreiber und Viſitator die ankommenden Xenien erwarten. Die letzteren ſind als winzige, plumpe, verkrüppelte Geſellen dargeſtellt, denen Hanswurſt eine Standarte mit der Inſchrift: „Schiller und Comp.“ voranträgt. Goethe als Satyr, mit wohlgetroffenem Antlitz, aber mit Spitzohren, Hörnern, Bocksfüßen und einem langen Schweif, erhebt den Reifen des Thierkreiſes, für deſſen Urheber er allgemein galt. Schiller führt eine große Schnapsflaſche; er taumelt in mächtigen Kanonenſtiefeln mit Pfundſporen daher, hält ſich an Goethe's Satyrſchwanz und ſchwingt die Hetzpeitſche. Das xeniſtiſche Gefolge der beiden Dichter ſucht mit Stangen und Miſtgabeln einen Obelisken umzuſtürzen, welcher dem „Anſtand,“ der „Sittlichkeit und „Gerechtigkeit“ errichtet iſt. So hat die bildende Kunſt ſich wider die Xenien verſucht, doch wagte der Erfinder nicht, ſeinen Namen zu nennen, und wir entdecken darunter nur das Zeichen: » — — — ? inv. et fecit.«

Schiller's Portrait erinnert übrigens lebhaft an folgende Stelle eines Briefes, den er 1785 aus Leipzig an den Kammerrath Schwan in Mannheim ſchrieb: „Vielen wollt' es gar nicht zu Kopf, daß ein Menſch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Mutterſöhne ausſehen ſolle. Wenigſtens rund geſchnittene Haare, Courierſtiefel und eine Hetzpeitſche hätte man erwartet.“

Zwar habe ich früher geſagt, unter allen Gegenſchriften gebühre der Manſo-Dyk'ſchen die Palme der Grobheit und Gemeinheit (ſ. Nr. XV.). Um aber Herrn Fulda nicht Unrecht zu thun, werde ich jenes Urtheil wohl widerrufen müſſen, und ich will gern geſtehen, daß ich in dieſer Hinſicht ein ſehr ſchwacher Kunſtkenner bin. Jedenfalls waren die beiden Obengenannten durch Angriffe gereizt, während Fulda aus freiem Triebe und nur zur eigenen Luſtbarkeit die Dichter mit Gift und Schmutz bewarf. Schiller wird etwas glimpflicher behandelt, doch auf Goethe ſtürzen die 237 Diſtichen mit wahrhaft beſtialiſcher Wuth. Das

ganze Machwerk iſt planlos hingeworfen, allein der Autor ſondert ſeine Tregalien in 14 Gruppen: Aufmarſch. Zum Imbiß. Der Muſenalmanach. Geſpräch nach der Michaelismeſſe. Geſpräch am äſthetiſchen Thore. Die Xenien. Thüringiſcher Zodiakus. Göttergeſpräch. Myſterien. Confessions. Vielen. Zweien. Späte Reue. Abmarſch.

Es möchte ſchwer halten, den unwürdigen Charakter dieſer Pranger- und Galgenſchrift wiederzugeben, da ich mich nicht entſchließen kann, ſolche Diſtichen abzuſchreiben, welche gute Sitte und Anſtand gar zu arg verletzen, doch wird auch aus milderen Proben die Bösartigkeit des Verfaſſers ſchon zur Genüge hervorgehen.

Prolog.

Was mich der Satyr gelehrt, was mir manch Stündchen vertrieben,
Send' ich eilig und froh unter die Preſſe nun hin.

Eine Nachahmung von Tab. vot. 434.

Die verſchiedene Beſtimmung.

Millionen ſorgen dafür, daß Verschen entſtehen;
Aber Wenige nur ſorgen für Werke der Kunſt.

Vergl. Tab. vot. 435.

Selbſt-Recenſenten.

Ehmals lobte das Werk den Meiſter; in unſeren Tagen
Iſt es anders, denn jetzt lobet der Meiſter das Werk.

Es war nicht verſchwiegen geblieben, daß die Herausgeber und Mitarbeiter der Horen ſich an den Recenſionen in der Allgemeinen Literaturzeitung betheiligten.

Im „Triumph des deutſchen Witzes, herausgegeben von C. S. T. Voigt (Leipzig 1798—99) 2. Aufl. Bd. 1. S. 24.“ iſt dieß Epigramm ohne jede nähere Bezeichnung abgedruckt.

Xenien.

•Was ein ſchmutziges Ohr dir laut zu ſagen erlaube?
Was dein ſchmutziges Herz ſtill zu begehn dir erlaubt.

Das zwölfte Stück der Horen, Jahrgang 1795. S. 61. enthielt folgendes Diſtichon:

„Was vor züchtigen Ohren dir laut zu ſagen erlaubt ſey?
„Was ein züchtiges Herz leiſe zu thun dir erlaubt."

Im Regiſter war Schiller als deſſen Verfaſſer genannt, doch nahm er es nicht in ſeine Gedichte auf.

Ankündigung der Horen, 1794.

Alles beginnt mit Prahlen der Deutſche: drum zieht ein Profeſſor
Dieſem deutſchen Journal mit der Poſaune voraus.

S. Xenion 251 und die Anmerkung zu 260.

Elegien in den Horen.

Lange harrten wir ſchon auf unſern deutſchen Tibullus:
Endlich haben wir ihn — aber im Narrenhabit.

Goethe's römiſche Elegien, zuerſt in den Horen, Jahrgang 1795. abgedruckt.

Wohlfeile Achtung.

Selten erhaben und groß, oft elend, wäſſrig und fade
Schmiert er; und er iſt doch — aber beim Pöbel — beliebt.

Vergl. X. 92 und die dort befindliche Note.

Die Muſe auf dem Titelkupfer.

Seht, wie beſcheiden! ſie rupft ſich ſelbſt die Blätter vom Kranze.
O, bemühe dich nicht, Dirne! ſie fallen von ſelbſt.

Die Terpſichore auf dem Titelkupfer des Schiller'ſchen Almanachs war arg verzeichnet, und es hatte wirklich den Anſchein, als ob ſie ſich beim Tanze ihren Kranz abreißen wollte.

Phänomenon.

Immer bisher ſank Blei im Waſſer; aber in S**s
Muſenalmanach ſchwimmt Blei in dem Waſſer herum.

Pfeffel, Matthiſſon und Schlegel.

Ach, wie jammert es mich, hier eure Namen zu finden!
Schöne Perlen, ihr ſeyd wahrlich in Gold nicht gefaßt.

Sinn.

Künftig haltet die Gaben zurück! Mit nichten gehören
Heiligthümer dem Hund, oder die Perlen der Sau.

Die Genannten hatten Beiträge zu dem Muſenalmanach geliefert. Es macht einen wunderlichen Eindruck, ihre halbverklungenen Namen auf ſolche Weiſe unſern größten Dichtern gegenübergeſtellt zu ſehen.

Aufforderung.

(Gotta an ***)

„Deutſchland fragt nach Gedichten nicht viel, mein lieber Herr Hofrath.
Wenn Ihr Almanach doch hübſche Pasquillchen enthielt'!"

Eine Parodie auf S. 124.

Geſellſchaftlicher Zeitvertreib.

(Nach Taubmann.)

Wenn da Guſtel und Fritz zuſammenkommen und Wolfgang,
Wird manch fades Pasquill für den Kalender gemacht.

Mit dem „Guſtel" kann wohl niemand anders gemeint ſeyn, als Karl Auguſt, Herzog von Weimar.

Die Diſtichen.

Etwas haben ſie doch gemein mit der holden Cythere.
„Was? die Schönheit?“ O nein! aber die naſſe Geburt.

Beſchwerde der Gäſte.

„Seht den Meuchler! da ladet der Schalk mit grinſendem Lächeln
Uns zum Eſſen, und ſetzt giftige Speiſen uns vor!“

Entſchuldigung des Wirths.

Ja, was kann ich dafür? Der Mundkoch hat ſie vergiftet,
Den, aus dringender Noth, ich mir aus Weimar geholt.

Richterliches Urtheil.

Schweig! Ihr ſeyd, einer ſo gut wie der andere, Schufte: du haſt den
Küchenzettel geſchmiert, jener die Speiſen gekocht.

Aus dieſen widerwärtigen Epigrammen geht deutlich hervor, wie man ſich die Entſtehung der Xenien dachte.

Der Meiſter.

Endlich haſt du, o Klotz, doch deinen Meiſter gefunden:
Staatsminiſter von G ſchimpfet noch beſſer als du.

Chriſtian Adolf Klotz, geb. 1738, geſt. 1771, der in ſeinen »Actis literariis« die damaligen gelehrten Stimmführer mit ſehr grobem Geſchütz bediente.

Vermuthung.

„W—g iſt zu F. a. M. geboren.“ Ich glaub' es;
Aber jenſeit des Stroms ſcheint er erzogen zu ſeyn.

„Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachſenhauſen.“
Götz von Berlichingen.

Bruchſtück aus einem Briefe eines Reiſenden.

„Weimar am 1 April. — — Hier giebt es keine Geſpenſter.
Fragſt du, Lieber: Wie ſo? Schlage den Gellert nur nach.“

Dieß Diſtichon geht auf die poetiſchen Vorleſungen am Hofe zu Weimar und auf Gellert's Fabel: „Das Geſpenſt,“ worin jemand den Spuk aus ſeinem Hauſe dadurch vertreibt, daß er ſich von einem Dichter mehrere Abende nach einander „ein froſtiges Trauerſpiel“ vorleſen läßt.

Die neumodigen Diſtichen.

— — — — — — — — — —

In Weimar und in Jena macht man Herameter, wie der;

— — — — — — — — — —

Aber die Pentameter ſind doch noch excellenter.

Dieß witzige Epigramm erhielt ſich durch mündliche Ueberlieferung: es wurde fälſchlich bald Voß, bald Manſo zugeſchrieben; und in der Meinung, daß es von letzterem ſey, hat man es folgendermaßen variirt:

— — — — — ⏑ — ⏑ ⏑ — —

„In Breslau macht man ſo Herameter wie der“ ꝛc.

Der Polyhiſtor.

Alles weiß er doch gleich. Bei Gott! ſchon hat er von Haſſen
Es gelernet, daß Kiel an dem Eridanus liegt.

Vergl. X. 87 und die Anmerkung. Hier wird jenes Xenion alſo auf die in Kiel erſcheinende „Neue allgem. deutſche Bibliothek“ bezogen, weil Haſſe in ſeiner Schrift: „der wieder aufgefundene Eridanus,“ erklärt hatte, die Oſtſee ſey der eigentliche Bernſteinſtrom der Alten.

Es erſcheint nun ein „Thüringiſcher Zodiakus,“ der das Original mit häßlichen Schmutzfarben nachzuahmen ſucht. Einige Beiſpiele daraus dürfen dem Leſer nicht vorenthalten werden:

Widder.

Ehmals war ich ein Widder, entmannt nun bin ich ein Hammel,
Doch ich habe noch nicht Blöcken und Stutzen verlernt.

Derſelbe.

O der Füchſin! die hat mich ſo zu Grunde gerichtet,
Daß man den Widder jetzt nur an den Hörnern noch kennt.

Goethe und Chriſtiane Vulpius (ſ. die Note zu Nr. 634), deren Name durch das Wortſpiel vulpes, die Füchſin, angezeigt wird.

Stier.

Jeden ſtoß' ich mit Macht, und wär's auch ein redlicher Bürger.
Wozu wär' ich auch ſonſt alſo mit Hörnern begabt?

Schiller's Recenſion der Bürger'ſchen Gedichte in der Allgem. Literaturzeitung 1791, Bd. 1. S. 97 ff. Vergl. X. 344.

Zwillinge.

Zwillinge ſind wir und bleiben's, ein ächt par nobile fratrum.
Ward gleich dieſer am Rhein, jener in Schwaben erzeugt.

Jungfrau.

Jungfrau war ich vordem, jetzt bin ich eine M—e,
Doch die gütige Welt nennt mich noch immer Mamſell.

Maitreſſe; auch hier iſt Chriſtiane Vulpius gemeint.

Dieſelbe.

Aber nehmt euch in Acht! Ich bin vom Geſchlechte der Füchſe,
Und nach Fuchſes Manier immer dem Hofe gar nah.

Pegaſus.

Armer Klepper! kaum warſt du Hanſen, dem Pachter, entflohen,
Spannen Wolfgang und Fritz wieder von neuem dich ein.

Anſpielung auf Schiller's: Pegaſus im Joche.

Das Bruderpaar.

Zwei Centauren ſind von neuer Gattung die Beiden:
Nicht aus Roß und aus Menſch, ſondern aus Eſel und Roß.

Vergl. A. 125.

Der Nachahmer und der Genius.

Gutes aus Gutem kann jedweder Verſtändige bilden;
Unſer Genius ruft Schlechtes aus Gutem hervor.

Vergl. Tab. vot. 517.

* * *

Daß man ein Edelmann ſeyn, und doch von Adel kein Fünkchen
Haben könne, mein Volk, hab' ich dir längſt ſchon gezeigt.

* * *

(Aus dem deutſchen Proteus Ovidii.)

Weibiſch bin ich und ſchlaff. Was ſollen mir Waffen des Kampfes?
Woll' und Spindel und Rad ſchicken ſich beſſer für mich.

Jakob.

Jakob, mein Ahnherr, nahm dem alten Laban den Götzen.
Deinen Götzen, mein Freund, hab' ich noch nimmer begehrt!

1. Buch Mose, Cap. 31, V. 19. Prof. Ludw. Heinr. Jakob in Halle (X. 54) und Goethe's Götz von Berlichingen.

Die Hexen an Manso.

Schrecklich haben uns die in Weimar und Jena geschändet,
Doch verschmerzen wir's leicht, Manso, weil du uns geehrt.

In Manso's Versuchen über einige Gegenstände der Mythologie. Leipzig 1794.

An Klopstock.

Weil du von seinem Geschlecht, den Dämonen, Böses nur sagtest,
Führt er grimmig auch dich mit in den Xenien auf.

Vergl. X. 349.

An Haschka.

Sicherlich hätt' er dich mit der Klappe verschonet, o Haschka,
Hättst du die Wahrheit nicht unsern Regenten gesagt.

Vergl. X. 413.

Unnöthige Besorgniß

Sitz' in Frieden, und sey vor'm Scheiterhaufen nicht bange!
Du unwichtiger Mann wärest des Holzes nicht werth.

Siehe X. 171: „Der letzte Märtyrer."

Der Weg zum Ruhme.

„Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beifall
Findet; der Deutsche muß nieder sich bücken dazu."

G — e

Tab. vot. 547 des Almanachs; man sieht, daß Goethe für den Verfasser gehalten wurde.

„Du ſagſt's.“

Wohl geſprochen! Du biſt ſo tief danieder geſunken,
Deutſcher Xenienkoch, daß du nicht tiefer mehr kannſt.

Pasquillant.

Auch wenn Verſe du machſt in ungebildeter Sprache,
Auszuſpeien dein Gift, glaubſt du noch Dichter zu ſeyn?

Vergl. Tab. vot. 539: „Dilettant.“

Der berufene Dichter.

Wer iſt zum Dichter beſtellt? Der Witzling? Nein! wem das Wahre
Ueber das Witzige gilt, der iſt zum Dichter beſtellt.

Parodie auf Tab. 540: „Der berufene Richter.“

Die Unberufenen.

Tadeln iſt leicht, erſchaffen ſo ſchwer. Ihr Tadler des Schwachen,
Habt ihr, das Treffliche denn auch zu belohnen, ein Herz?

Wortliche Wiederholung von Tab. 544.

Antwort.

„Ob ich auch loben will das Treffliche? Fragſt du doch ſeltſam!
Hab' ich Wielanden nicht, Wolfen und Voſſen gelobt?“

Wieland's Lob.

Für die Sünden der Jugend thut Buße der reuige Sünder:
Jetzo ſchmeichelt er dem, den er vor Zeiten beſchimpft.

Bekanntlich ſchrieb Goethe im Jahre 1774 eine Satyre: „Götter, Helden und Wieland“ betitelt, die im 7. Bande ſeiner Werke abgedruckt iſt.

Wolf's Lob.

Weil er Homeren zerriß, ſo ſchmeichelt aus Angſt ihm der Stinkbock.
Ruhig, Böckchen! mit dir nimmt er die Mühe ſich nicht.

Friedrich Auguſt Wolf's Hypotheſe über die bruchſtückweiſe Entſtehung der homeriſchen Geſänge; vergl. X. 264.

Voſſens Lob.

Wyl de mohtige Voß terplückt den Göttinger Adleer,
Straakt em de kakige Gans dahlend en ſtendernd den Schwanz.

Bezieht ſich auf die mythologiſchen Fehdebriefe, welche Joh. Heinr. Voß gegen Heyne in Göttingen richtete, ſ. X. 75 und 366. Die plattdeutſche Sprache iſt hier wohl gewählt, um an Voſſens Idyllen im gleichen Dialekt zu erinnern, und um das Wortſpiel mit Voß = Fuchs herauszubringen.

Pflichtvergeſſenheit.

Nimm's nicht übel! du biſt mir traun ein ſchlechter Geheimrath:
Deinen Unverſtand ſelbſt hältſt du ſo wenig geheim.

Nicolai.

Daß er das Land der Vernunft dir auf der Reiſe nicht ſchildert,
Iſt Beſcheidenheit nur, weil es ſein Vaterland iſt.

Erwiederung auf X. 184.

Ein Salzinſpektor an den Xenienkoch.

„Hätteſt du nun es mit mir nicht verderbt, du ärmlicher Garkoch,
Reichlich könnt' ich dir jetzt geben, woran dir's gebricht."

Reichardt hatte eine Anſtellung bei der Saline in Halle erhalten; vergl. die Anmerk. zu X. 216.

Amtsgeſchäfte.

Als der Kantor noch ſaß auf der Orgelbank und klavierte,
Standſt du hinten, und machtſt ihm zu den Tönen den Wind.

Mit Beziehung auf X. 219 und auf das frühere Freundſchaftsverhältniß zwiſchen Goethe und Reichardt.

Guter Rath im Vertrauen.

Ariſtokrat! gern triebſt du, wie's ſcheint, die Franzoſen zu Paaren.
Nun, ſo werde Soldat! wenigſtens hältſt du das Maaß.

Frag' und Antwort.

Warum biſt du ſo böſ', o W—g, auf die Franzoſen?
„Hm! das Otterngezücht ſchaffte den Adel ja ab.“

Seelenfeſſeln.

Monarchismus! du Trieb, das Volk in Feſſeln zu ſchmieden!
Wahrlich, du konnteſt dich nicht ſchlechter mit Prieſtern verſehn.

Gegenſtück zu X. 214.

* * *

„O ich Thor! ich raſender Thor! und raſend ein Jeder,
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Almanach füllt!“

Vergl. X. 347.

* * *

„Hätt' ich Xenien doch im Leben nimmer geſchrieben!
Andre, ſeh' ich nun wohl, können ſo gut es, wie ich.“

Abſchied an die Trogalien.

Nun, ſo lebet denn wohl, ihr Kinder, und dränget euch muthig
In die feindlichen Reih'n! Wagen iſt halber Gewinn.

Letzter Rath.

Uebereilet euch nicht! Sie ſind ſchwerwandelndes Hornvieh.
Auch auf mäßigem Marſch habt ihr gar bald ſie erreicht.

An das Publikum.

Nichts für ungut, ihr Lieben, vor euern züchtigen Ohren!
Harten Klötzen gehört immer ein gröberer Keil.

Epilog. An den H—th M—l.

M—l, bedanke dich hübſch bei Sch—n! Sieh, er verſchaffte
Eine neue Rubrik dir in dein herrliches Werk.

Johann Georg Meuſel, geb. 1743, ſeit 1780 Profeſſor der Geſchichte und Hofrath in Erlangen, wo er 1820 ſtarb. Wahrſcheinlich iſt hier ſein „Gelehrtes Teutſchland (Lemgo 1796. 5. Ausg.) gemeint.

So ſchließen die Trogalien, doch will ich nur geſtehen, daß ich zwei Abſchnitte derſelben ganz übergangen habe. Es widerſtrebte mir, die ſchamloſen Anfeindungen von neuem aufzufriſchen, um ſo mehr, da der Autor ſie mit myſtiſchem Nebel einhüllt, welcher weniger zu verrathen, als zu verdecken ſcheint. Aber es muß dennoch gezeigt werden, in welche Kloaken Goethe's und Schiller's Verfolger hinabſtiegen, um dieſe hohen, edlen Menſchenbilder zu beſudeln. Stillſchweigen würde hier übel am Platze ſeyn, weil ein ſpäteres Geſchlecht ſonſt glauben könnte, man habe in unſerer Zeit, die der Goethe'ſchen noch ſo nahe liegt, ganz beſondere Urſachen gehabt, über ſolche Dinge den Mantel der Pietät auszubreiten. Dieſe Rückſicht veranlaßt mich, einen Auszug aus den bösartigen Kapiteln als Nachtrag zu geben.

Göttergespräch.

(Blos für Gelehrte.)

Phöbus.

„Sprich, was treibt dich hierher? Was haſt du bei mir zu
ſuchen,
Treues Abbild von mir, Phaeton, würdiger Sohn?"

Phaethon.

Strenger Regent des Menſchen und Verſe gebärenden
Weimar!
O mein theurer Papa, ſeyn Sie von Herzen gegrüßt!

Derſelbe.

Wenn mir's wirklich geziemt, Erhabner, Sie Vater zu
nennen,
Und nicht fälſchlich vielleicht meine Mama mich be-
lehrt — — —

Phöbus.

„Ei bei Leibe nicht, Sohn! du verdienſt, mein Sprößling
zu heißen;
Und, auf Ehre! nicht falſch hat die Mama dich belehrt."

Phaethon.

Nun, ſo geben Sie mir ein Zeichen Ihrer Papaſchaft,
Daß ganz Weimar in mir Ihren Erzeugten erkennt!

Phöbus.

„Wohl! Bei der ſchmutzigen Ilm, die unſer Weimar beſpület,
Schwör' ich: was du begehrſt, ſollſt du empfangen mein
Sohn!"

Phaethon.

Meine Bitte, Papa, beſteht in wenigen Worten,
Einen einzigen Tag will ich das Ruder des Staats!

Phöbus.

„Ach, du ſieheſt nicht ein, welch ſchweres Ding du begehreſt!
Deine Kräfte, mein Kind, ſind für das Ruder zu ſchwach.“

Amplificatio.

„Seine Durchlaucht ſelber, der Herzog, können's nicht führen:
Und ein ärmlicher Wicht biſt du doch gegen den Herrn.“

Phaethon.

Sey's, wie es ſey! Sie haben ihr adliches Wort mir gegeben.
Her das Ruder des Staats! oder ich geh' zur Mama.
(Will fort.)

Phöbus (ängſtlich ſchmeichelnd).

„Bleib, mein Söhnchen, bleib! — So willſt du denn wirklich das Ruder?
Nun, ſo nimm es! ich will Xenien ſchreiben indeß.“

Hieran ſchließen ſich „Myſterien,“ deren Inhalt nicht weniger frech und ſchmählich iſt:

● ●● zu einem ſeiner natürlichen Söhne.

„Hört Er, mein Sohn, wie das Weib da gebietet? — Aber ich muß ſchon
Ihr gehorchen: es ſetzt ſicher ein fettes Douceur.“

Idem an das Publikum.

„Hört! Weß Brod ich eſſe, deß Lied ich ſinge, zumal wenn
Eine Dame von mir gnädig das Singen begehrt.“

Vergl. oben, S. 141. das Diſtichon: „G**.“

Collision.

Wie doch die Pflichten sich kreuzen! Galant zu seyn an dem Hofe,
Ist er gegen die Welt nun um so minder galant.

Macht des Weibes.

Was doch Weiber vermögen! Bald werden Spindeln gedrehet
Auf des Weibes Gebot, bald auch Pasquille gemacht.

Die Ueberschrift ist den schönen Distichen Schiller's Nr. 655 bis 58 entlehnt.

Eins ist Noth.

Bücket euch, wie sich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau in Weimar,
Habet ihr etwa was bei dem Minister zu thun.

Siehe X. 76. — Hier ist ohne Zweifel wieder an Christiane Vulpius zu denken.

Besagter Minister zu besagter Jungfrau,

bei der Abreise in das Land, wo die Citronen blühn.

„Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge — sie sagen
Immer: Vergiß mein nicht, G—e! vergiß nur nicht mein!"

Vergl. das Blumendistichon G. F. (Nr. 634) und die Anmerkung.

Schwur.

„Könnte die Mutter vergessen des Säuglings: Von Gottes Gnaden
Wir vergessen nicht der, die wir zur Mutter gemacht.

Natur und Kunst.

(G** an seine Kinder.)

„Weg mit der Kunst im Lieben! Ich folge darin der Natur bloß:
Meine Kinder, ihr seyd drum auch natürliche nur."

Eine Parodie auf A. 35.

Dieß wäre denn der nothwendige Nachtrag zu den Trogalien, in denen Christian Fürchtegott Fulda sich eine dauernde Schandsäule errichtet hat. Und dieser Mann war Lehrer, war Geistlicher: er wollte die Kanzel besteigen, um das Wort der Wahrheit und der Liebe zu verkündigen.

XXIII. Anhang zu Friedrich Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797 von Friedrich Nicolai. — Duplex libelli dos est: quod ridere movet. Et quod prudenti vitam consilio monet. — Berlin und Stettin. (217 Seiten.)

Nicolai war wirklich der „geschworene Feind" unserer beiden Dichter. Von Anfang strebte er mit dem unermüdlichen Eifer eines Merbiste, ihre poetischen Schöpfungen zu verneinen, und gelang es ihm auch nicht, so hatte er doch den thersitischen Gewinn, seinen Namen von Goethe's und Schiller's Unsterblichkeit ins Schlepptau genommen zu sehen. Kaum waren Werthers Leiden erschienen, als der platte Pedant ein Büchlein: „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Berlin 1775" herausgab. „Das Machwerk — sagt Goethe — war aus der rohen Hausleinwand zugeschnitten, welche recht derb zu bereiten der Menschenverstand in seinem Familienkreise sich viel zu schaffen macht. Ohne Gefühl, daß hier nichts zu vermitteln sey, daß Werthers Jugendblüthe schon von vorn herein als vom tödtlichen Wurm gestochen erscheint, läßt der Verfasser meine Behandlung bis Seite 214 gelten, und als der wüste Mensch sich zum tödtlichen Schritte vorbereitet, weiß der einsichtige physische Arzt seinem Patienten eine mit Hühnerblut geladene Pistole unterzuschieben, woraus denn ein schmutziger Spektakel, aber

glücklicherweise kein Unglück hervorgeht. Lotte wird Werthers Gattin, und die ganze Sache endigt zu Jedermanns Zufriedenheit.

Dieser philisterhafte Eingriff in die Rechte der Poesie durfte nicht ungezüchtigt bleiben, und Goethe erzählt in Dichtung und Wahrheit (Bd. 22. S. 174 f.): „Ich verfaßte, zur stillen und unverfänglichen Rache, ein kleines Spottgedicht, Nicolai auf Werthers Grabe, welches sich jedoch nicht mittheilen läßt.“ Mir wurde dasselbe durch einen Freund aus den Papieren des berühmten Arztes Heim zu Berlin übergeben, und in diesem wilden Xenienbüchlein möge man ihm immer eine Stelle gönnen. Es lautet:

„Ein junger Mann, ich weiß nicht wie,
Starb einst an der Hypochondrie,
Und ward so auch begraben.
Da kam ein starker Geist herbei,
Der hatte seinen Stuhlgang frei,
Wie ihn so Leute haben.
Er setzt gemächlich sich aufs Grab
Und legt sein reinlich Häuflein ab,
Beschauet freundlich seinen —,
Geht wohler athmend wieder weg,
Und spricht zu sich bedächtiglich:
„Der gute Mann, wie hat sich der verdorben!
„Hätt' er ge — — so wie ich,
„Er wäre nicht gestorben!“

Auch gegen Schiller's Horen verfuhr Nicolai mit unverkennbarer Gehässigkeit; kein Glied der keuschen Göttinnen blieb von der Betastung des ungeschlachten Kritikers verschont. Da sollten die Xenien erscheinen, Nicolai's Maß war längst überfüllt, und von allen Seiten prasselte der epigrammatische Hagelschlag auf ihn herab. Das brachte ihn vollends in Harnisch, doch diese Aufregung war seinem Produktionsvermögen zuträglich; er schrieb

den „Anhang zu Schillers Musenalmanach", worin er, wie man erwartet hatte, die Xenien „mit langen entsetzlichen Noten" herausgab (s. X. 205). Ja, lang und entsetzlich sind diese Noten; honigsüßes Selbstlob und gallenbittere Entrüstung mischen sich in ihnen. Das Libell beginnt: „Ich habe den Schillerischen Musenalmanach gelesen, auch alle die beißigen Stanzen, Epigrammen, Distichen, Xenien, und wie sie weiter heißen, besiegelt mit dem furchtbaren G. S., und ohne Siegel; besonders habe ich gelesen, was mich darin angehen soll. Wenn man am Abende des Lebens froh spazieret, so ist freilich der Mond und der hellgestirnte Himmel nebst der schönen Landschaft eigentlich das Augenmerk; wenn es aber am Boden irgendwo schimmert, wird man auch wohl beiläufig aufmerksam, sieht wohl nach, ob's Johanniswürmchen oder faules Holz sey. Fangen die Dingerchen an herumzuhüpfen, so merkt man denn freilich gleich, daß es Irrlichter sind, und weiß vorher, daß diese aus schmutzigen Sümpfen entstehen."

Wenn die Musen wie Fischweiber schimpfen, was bleibt dann den Fischweibern? fragt Nicolai, und beginnt hierauf, seine eingebildeten Verdienste um die deutsche Literatur mit bombastischer Breite zu schildern. Nur seine Freimüthigkeit, behauptet er, habe ihm die bösen Kuchenpräsente verschafft: „Ich gab nämlich im XI. Bande meiner Reisebeschreibung zu verstehen, das Journal „die Horen" sey mit ungebührlicher Selbstgenügsamkeit herausgestrichen worden. Ich behauptete, da es Hrn. Schillers Anzeige zufolge für den „Gemeinsinn" (sonst auf deutsch gesunder Menschenverstand genannt) und für „das schöne Publikum" geschrieben seyn sollte, so wären Aufsätze voll scholastischer Spitzfindigkeiten, in dunkle Schreibart verhüllt, für ein solches Journal ganz unzweckmäßig; und ich hatte die Kühnheit, dieß mit Gründen und einleuchtenden Beispielen zu beweisen. Ich sprach bei dieser Gelegenheit von den vielen philosophischen Querköpfen, welche mit einer Menge tiefsinnigseynsollender Schriften voll transscendentaler Hirngespinnste die deutsche Literatur verderben. Ich sagte überhaupt etwas über den Mißbrauch der kritischen Philosophie durch ihre seelenlose Anwendung auf Gegenstände des gemeinen

Lebens und der Erfahrung, und machte auf die vielen Unschicklichkeiten aufmerksam, welche daraus entstehen, worunter auch die gehört, daß Hr. Schiller die trockensten Terminologien der Kantischen Philosophie sogar in Gedichten braucht; und ich ließ merken, ein solcher Kantischer Poet nöthige nicht weniger ein Lächeln ab, als ehemals Ayrens dichtender Wolfischer Magister." — Man sieht aus diesen Sätzen schon, daß Nicolai die Gewohnheit hatte, sein „Ich" überall an die Spitze zu stellen.

Nun will er darthun, daß Schiller wirklich die ihm Schuld gegebene Unklarheit und Begriffsverwirrung besitze, wozu namentlich die Briefe über ästhetische Erziehung, wegen ihrer „transscendentalempirischidealischsynthetischpoetischabstraktphilosophischen" Schreibart als Beweismittel dienen sollen. Die köstliche Fabel vom Fuchs und Kranich (X. 415—418) zergliedert Nicolai auf eine höchst abgeschmackte Weise, und verbraucht für diesen Zweck nicht weniger als 26 Seiten, nur um uns zu überzeugen — daß er das einfache Geschichtchen gar nicht verstanden hat. Endlich wirft er sich in die Brust, und spricht zu Schiller: „Ich will Ihnen eine andere Fabel erzählen:

> Vom gemeinen Verstande und einem gewissen philosophischen Verstande, nöthigenfalls auch auf einen gewissen poetischen Verstand zu deuten.

Verzeihen Sie, daß die Fabel nicht versifizirt ist. Ich habe schon einen alten Eigensinn, nichts zu unternehmen, wovon ich nicht weiß, daß ich es recht gut machen kann. Es wäre gar nicht übel, wenn Sie auch so eigensinnig wären.

Farinelli und Garrick.

An Hr. Schiller.

Der erste Sänger in der Oper kam mit einem Schauspieler ins Gespräch, der lebhaft erwiederte und ihm sogar geradezu widersprach. Der Sänger, vom Fette dick und glänzend von Golde, sah ihn über die Achsel an, sagend: „Wie unterstehst du dich gegen mich zu räsonniren, der ich der erste Sänger in Europa bin, und Ritter des hohen Ordens von Calatrava! du aber

biſt nur ein Comödiant!" — „Das bin ich, ſagte der Schauſpieler, und kein Kaſtrat!"

„Der Sinn dieſer Fabel iſt: daß es Leute gibt, ſo gemein, daß ſie Verzicht thun auf die Fähigkeit, die hohen Triller des Formtriebs und Spieltriebs und das hohle Gurgeln der Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaft nachzumachen; deßwegen, weil ſie dazu nicht gelangen könnten, ohne etwas ganz Gemeines aufzuopfern, was die Trillerſchläger und Gurgler nicht achten, was aber doch allein das menſchliche Geſchlecht erhält, und niemanden hindert, der Erſte in ſeiner Kunſt zu ſeyn."

Späterhin kommt auch Goethe an die Reihe; Nicolai weiß Folgendes von ihm zu berichten: „Es war in unſerer Literatur eine Epoche, welche vom Genieweſen den Namen behalten hat. Herr Schiller war damals noch zu jung, um zu wiſſen, was rechts oder links ſey; Herr Goethe aber war an der Spitze des ungezogenen Trupps, der eine Zeitlang in Deutſchland rumorte. Zu der Zeit ſchrieb Claudius:

Nachricht vom Genie

Ein Fuchs traf einen Eſel an.
Herr Eſel! ſprach er, jedermann
Hält Sie für ein Genie, für einen großen Mann!
„Das wäre?" fing der Eſel an,
„Hab' doch nichts Närriſches gethan."

Und Leſſing pflegte damals zu ſagen: „Wer mich ein Genie nennt, dem geb' ich ein Paar Ohrfeigen, daß er denken ſoll, es ſind vier!"

„Herr Goethe ſcheint gleich bei ſeinem erſten Eintritte in die deutſche Literatur der Meinung geweſen zu ſeyn, Er dürfe ſich alles erlauben. Weil er Leute wie Schmidt in Gießen und den unglücklichen Lenz ungeſtraft zum Beſten haben konnte, glaubt er jeden nach Gefallen öffentlich vor dem deutſchen Publikum hanthaben zu können, wie Schmidten von Gießen.[1] Er war

[1] Vergl. Goethe's Werke, Bd. 27. S. 121 ff.

unverschämt genug, Herrn Wieland mit faunischer Verachtung antasten zu wollen. Es wird hier eine literarische Anekdote, welche vermuthlich sonst ganz untergegangen seyn würde, vielleicht am rechten Orte stehen."

„Lessing hatte schon vorher über den unerträglichen Dünkel des jungen Genies oft den Kopf geschüttelt; aber der durch nichts veranlaßte Ausfall auf Wieland indignirte ihn so, daß er im Begriffe war, die eigenen Werke des jungen Mannes ganz genau zu beleuchten, der sich unterstand, auf einen Mann wie Wieland, ohne weitere Ursache als Laune und Dünkel, wie auf einen mittelmäßigen Kopf herabzusehen. Es leben noch verschiedene von Lessing's Freunden, welche wissen, wie nahe er daran war, „Wertherische Briefe" herauszugeben, zumal da ihm die Vorstellung des Charakters des unglücklichen Jünglings, den man als das Original des jungen Werthers ansah, nahe am Herzen lag. Es würde darin nicht bloß eine genaue Zergliederung dieses Romans und vielleicht anderer Schriften Goethe's zu finden gewesen seyn, sondern auch besonders des jungen Verfassers Dünkel, der aus seinem Betragen gegen Wieland und Andere ziemlich am Tage lag, in Lessing's bekannter Manier, sehr hell ans Licht gebracht worden seyn. Es lebt noch jemand, der vielleicht etwas beitrug, Lessingen von diesem Schritte abzuhalten, nicht weil es Goethe damals um ihn eben verdient hätte, geschont zu werden, denn der Mann denkt wenig an sich selbst, wenn's aufs Allgemeine der deutschen Literatur ankommt. Er glaubte aber, theils der allgemeine Unwille, den der sinnlose Ausfall auf Wieland's unsterbliche Werke bei allen rechtschaffenen Leuten in ganz Deutschland erregte, sey schon Wielands schönste Vertheidigung, so wie jetzt aller der verdienten Männer, die im Schiller'schen Musenalmanache mit Koth beworfen werden; theils war auch etwas Unwillen in Lessings Seele über die wegwerfende Manier, wie seinem Freunde selbst von Hrn. Goethe war begegnet worden, und auch die würde nicht unerwähnt geblieben seyn. Dieser glaubte aber, er wäre es sich und Lessingen schuldig, selbst den entferntesten Schein zu meiden, als wäre er fähig gewesen,

um dieſer Urſache wegen Leſſingen aufzuheben. Er mag ohnedieß, wenn's irgend vermieden werden kann, denen die draußen ſind, nicht die hohnlächelnde Freude gönnen, daß Talent durch Talent heruntergeſetzt wird; und es ſchmerzt ihn ſehr, wenn auch er talentvollen Männern unangenehme Wahrheiten ohne Schonung ſagen zu müſſen durch ſie ſelbſt genöthigt wird."

„Genug, ein Freund Leſſings, um den es Goethe nicht verdient hatte, half verhindern, daß nicht in Leſſings Werken Goethe jetzt als ein Gegenſtück zu Klotz erſcheint'. Herrn Goethe, der von Anfang an jedermann anzapfte, und der doch von Anfang an ſo fitzlich war, daß ihn eine auch aufs mildeſte geſagte Wahrheit zu niedrigen Grobheiten brachte — welches genugſam zeigt, wie leicht er, bei aller angenommenen Geiſtesgröße, außer Faſſung kommt — würde die Ehre, in Leſſings Werken ſo ausführlich zu ſtehen, vermuthlich eben nicht behagen. Stände er da, ſo würde die deutſche Kritik immer etwas dabei gewonnen haben, aber im Schillerſchen Muſenalmanache würde Leſſing jetzt ein ‚dummer Teufel' heißen."

„Vielleicht wäre doch, wie der Erfolg gezeigt hat, Herrn Goethe eine kleine Züchtigung von Leſſing heilſam geweſen; denn vielleicht hätte er dann eher den Dünkel verloren, als ſey es ihm vom Apoll verliehen, die deutſche Literatur, welcher er durch genievolle Werke allerdings einen neuen Schwung gegeben hat, willkürlich zu beherrſchen; welcher Vorerrömus ihn ſeit einiger Zeit wieder hart anzutreten ſcheint."

„Es kommt noch dazu, daß er ſich nicht allein das größte Genie, ſondern auch ein ſehr vornehmer Herr zu ſeyn dünkt. Er mag beides ſeyn, nur in der literariſchen Welt gilt nicht der gnädige Herr, und der Dichter nur inſofern er ein großer Dichter iſt und bleibt. Der Dichter muß aber nicht ſo thöricht ſeyn, den vornehmen Mann da geltend zu machen zu wollen, wo bloß der Mann von Talenten gelten kann. Es hat vielleicht ſeinen Nutzen, die zweite, ſchon mehr als die erſte bekannte Anekdote hierher zu ſetzen."

[1] S. die Briefe antiquariſchen Inhalts.

„Bürger, der als Dichter gewiß mit Goethen in eben derselben Klasse steht, freute sich bei seiner Anwesenheit in Weimar, Goethen, mit welchem er ehemals im Briefwechsel, und in vertrautem Briefwechsel gestanden hatte, persönlich kennen zu lernen, dachte in dem herrlichen Dichter einen herrlichen Menschen zu genießen, und besuchte ihn. Er kam nicht zu einer Zeit, wo etwa Staatsgeschäfte abzumachen gewesen wären, denn der Dichter ließ sich eben von einem Musiker neue Compositionen seiner Gedichte vorsingen, und Bürger glaubte sogar in der Unschuld seines geraden Sinnes, er könne zu keiner gelegenern Zeit kommen, diese Musik zu genießen, oder sie auf Erfordern zu beurtheilen. Er ward aber nicht ins Musikzimmer, sondern in ein Audienzzimmer geführt, wo er eine Viertelstunde warten mußte. Darauf erschienen Se. Excellenz mit ernsthafter Amtsmiene, geruhten Bürger's Anrede mit einer herablassenden Verbeugung zu erwiedern, ihn auf Hoch Dero Sopha neben Sich sitzen zu lassen, und Sich mit gnädigem Wohlgefallen „nach der Frequenz der Göttingischen Universität" und nach andern wichtigen Dingen, auf die Bürger eben nicht gefaßt war, zu erkundigen. Bürger kürzte die Audienz bald ab, versprach sich selbst, Goethen nie wieder zu sehen, und machte im Zubausegehen auf den Vorfall folgende Verse, welche ich, so wie die ganze Anekdote, aus seinem Munde gehört habe:

Mich drängt' es in ein Haus zu gehn,
Drin wohnt' ein Künstler und Minister.
Den edlen Künstler wollt' ich sehn,
Und nicht das Alltagsstück Minister.
Doch kalt und steif blieb der Minister
Vor meinem trauten Künstler stehn,
Und vor dem hölzernen Minister
Kriegt' ich den Künstler nicht zu sehn.
Hol' ihn der Kukuk und sein Küster!

„Ich weiß nicht, wie Hrn. v. Goethe dieß gefällt; mich würde es äußerst schmerzen, wenn ich jemand zu solchem Epigramme

Gelegenheit gegeben hätte. Es trifft mehr, als alle Xenien, denn er rügt etwas, dessen sich der Getadelte schämen muß."

Es bedarf wohl kaum der Hinzufügung, daß Nicolai kein Mittel scheute, um Goethe's Bild in's Schwarze zu zeichnen. Jene Aeußerung von Lessing ist jedenfalls verdreht, wo nicht ganz erfunden, denn er schrieb (26. Oktober 1774) an Eschenburg: „Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethe'schen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieses Vergnügen je eher je lieber genießen können." Lessing meint zwar: ein römischer oder griechischer Jüngling würde sich nie so und darum das Leben genommen haben. „Solche kleingroße, verächtlich-schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß." Um verwandte Naturen, welche die poetische Schönheit Werther's leicht für die moralische halten dürften, vor einer Nachahmung zu schützen, wünscht Lessing einen kurzen kalten Epilog zu der warmen Schilderung, und bricht in die Worte aus: „Also, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schlusse; und je cynischer je besser!"[1]

Die Anekdote mit Bürger wird ganz einseitig nach der Erzählung des Beleidigten vorgetragen.[2] Der letztere hatte durchaus in keiner nahen Beziehung zu Goethe gestanden, und er rief ihm jetzt auf einmal mit studentenhaftem Tone entgegen: „Sind Sie Goethe? Ich bin Bürger!" Solche Art und Weise war ganz geschaffen, den Dichter zu erkälten, sie legte sich gleich einer Eiswand zwischen beide, die um so weniger geschmolzen werden konnte, als kein gemeinsamer Brennpunkt ihre geistigen Strahlen vereinigte.

Trotz aller Entstellungen ist der mitgetheilte Fabel- und Anekdotenkram noch der lesbarste Theil von Nicolai's Buch. Sonst beschäftigt er sich damit, Xenien und Votivtafeln aus dem

[1] Lessing's Werke in 32 Bändchen. Bd. 29. S. 32 f.
[2] Briefe an Schütz. Bd. 1. S. 40.

Zuſammenhange zu reißen und den faden Aufguß ſeiner Betrachtungen darüber zu ſchütten. Er kann nicht läugnen, daß Goethe und Schiller — der aber weit hinter Goethe zurückſteht, und dem die Sprache hin und wieder noch immer ein wenig im Wege iſt — ächte Werke des Genius geliefert haben. Dagegen meint er, die Eitelkeit, welche ſie antreibe, mit Verachtung des Publikums, alles ohne Wahl drucken zu laſſen, bringe ſie ſo herunter, daß ihre Poeſie und Proſa oft weniger als mittelmäßig ſey, weil ſie an der von ihren Vätern empfangenen Erbgicht litten. „Der Groſcophta ſtöhnt auf ſeinem Lotterbette, engbrüſtig und von Waſſer aufgeſchwollen; Reineke Fuchs auf ſechs Füßen ſchleicht noch kaum und läßt den Schwanz hängen; die äſthetiſche Erziehung hat keine Waden und ſchwindet ohne alle Kraft dahin. Die Horen, in denen noch ſo viel herrliche geſunde Lebenskraft ſteckt, möchten gern ganz reconvaleſciren, aber es geht langſam; der ewige Benvenuto Cellini kann mit aller Naivetät ſeiner Handlungen die langweilige Niaiſerie ſeiner Erzählung nicht erſetzen; der Ritter von Lourville [1] iſt auch ein ziemlich langweiliger Ritter, und hin und wieder kommt's zu einem Recidive von unverdaulicher kritiſcher Philoſophie."

Nicolai erklärt, ſein Anhang zu Schiller's Muſenalmanach ſey keineswegs durch den Wunſch veranlaßt worden, die perſönlichen Schmähungen zu erwiedern, welche er in den Xenien habe erfahren müſſen; er behalte ſtets das Intereſſe der deutſchen Literatur im Auge, und wolle aufſtrebende Jünglinge vor philoſophiſcher Verſchrobenheit und poetiſchem Dünkel warnen. Die Summe böſer Eigenſchaften, deren er unſere beiden Dichter anklagt, beſteht in Dunkelheit, Gemeinheit, Unedelmuth und maßloſer Eigenliebe. Auf die vielen witzigen, ſcharftreffenden Xenien will Nicolai, „für nous et nos amis," nur mit einer einzigen antworten, und jene dadurch niederſchmettern, zermalmen. Er nimmt hierzu einen gewaltigen Anlauf, „doch endlich ertönt der jammervolle Vers:

[1] Ein Aufſatz im zweiten und dritten Stück der Horen von 1796; als Verfaſſer iſt im Inhaltsverzeichniß Herder genannt. Vergl. Schiller's Briefwechſel mit Körner, III 332 f.

Ich danke Gott mit Saitenſpiel,
Daß ich nicht Schiller / Goethe ! werden:
Ich wär' geſchmeichelt worden viel,
Und wäre bald verderben!

Sein Geſammturtheil über den Almanach lautet: „Die großen Gedichte, in welchen man doch hauptſächlich den Meiſter erkennen ſollte, wie wenig ſind ſie ſich gleich! Und obgleich keines, wie ſich verſteht, ganz ſchlecht iſt, ſo ſind doch ſehr wenige aus recht vollem Herzen. Das beſte Gedicht von Goethe: „Alexis und Dora," und Schiller's beſtes: „Klage der Ceres," iſt gar nicht beſſer, als der „Pygmalion" Schlegel's, eines Jünglings von herrlicher Anlage, und als ein paar Gedichte, D. und W. unterzeichnet, vermuthlich auch von jungen guten Köpfen; hingegen mehrere Gedichte, Goethe und Schiller unterſchrieben, ſind dieſen weit nachzuſetzen, welches für Meiſter eben nicht rühmlich iſt."

Für den Jahrgang 1798, falls derſelbe, wie faſt zu befürchten, wieder mit ſolchen abgetragenen Gemeinplätzen, verſchoſſenen Diſtichen, Gnomen und Sentenzen und mit ſchmutzigen Xenien gefüllt werden ſollte, componirt Nicolai folgendes Titelkupfer: „Die Gegend ſtellt den Schiller'ſchen Muſenalmanachsparnaß vor. Im Vordergrunde ſchauerliche Stücke Felſen: gebröckelte Gedanken, die vom Don Carlos und von den Räubern ehemals übrig geblieben ſind, und nun noch hin und wieder im Almanache ein Plätzchen finden. Dabei eine anmuthige Flur, überſäet mit Klatſchroſen, Waſſerpfeffer, der bekanntlich nicht beißt, Gänſeblumen, Scammonium, Belladonna, ſchönen blühenden Diſteln und weißen Schleehblüthen zum Abführen, ſpärlichen Roſen, Veilchen, Lilien und zarten babyloniſchen Weiden, nebſt vielen Lorbeerbäumen in Kübeln zum eigenen Gebrauch. Auf dem zweiten Grunde ſieht man ſechs von den neun hagern Damen um ein Waſchfaß, emſig beſchäftigt, die Werke ihrer Lieblinge, die es nöthig haben, auszuwaſchen und auszuſpülen, denn einige von Matthiſſon, Pfeffel und andern liegen reinlich und ſauber

zuſammengelegt da. Die Clio der Schiller'ſchen Memoiren[1] und die Polyhymnia der Xenien flicken ſtehend das Allernöthigſte, ehe es zur Wäſche kommt; hinter ihnen erblickt man eine etwas breite Urania, ſtehend, die Augen gen Himmel gekehrt, eine Priſe Tabak in der einen Hand, wegen der vielen Philiſter, die immer noch nicht auszurotten ſind, und in der andern Hand mit einem ſchönen Vortebras einen Fliegenwedel ſchwingend, wegen des vielen Geſchmeißes, das ſie bald leckt und bald ſticht.' Aber es läßt ſich nicht wehren, denn ſie hat zu viel Honig im Munde, ſo daß er über den knöchernen Buſen herabfleußt. Man ſieht, die Drei machen eine intereſſante Gruppe. Weiter hinten ſind die beiden Apolle dieſes Muſenalmanachs beſchäftigt, ihre eigene und fremde naſſe Wäſche aufzuhängen, wobei denn die Beſchaffenheit der Diſtichen und Xenien in freier Luft ziemlich in die Augen fällt. Es iſt gut, daß dieſer Parnaß zwei Apolle hat, denn einer könnte das Aufhängen nicht allein beſtreiten; der Wäſche, welche Waſchens bedarf, iſt gar zu viel."

Am 9. Februar 1797 meldete Schiller dem Freunde, von Nicolai in Berlin ſey ein Buch gegen die Xenien erſchienen; er habe es aber noch nicht zu Geſicht bekommen. Goethe erwiederte: „Dem verwünſchten Nicolai konnte nichts erwünſchter ſeyn, als daß er nur einmal wieder angegriffen wurde; bei ihm iſt immer homus odor ex re qualibet, und das Geld, das ihm der Band einbringt, iſt ihm gar nicht zuwider. Ueberhaupt können die Herrn uns ſämmtlich Dank wiſſen, daß wir ihnen Gelegenheit geben, einige Bogen zu füllen und ſich bezahlen zu laſſen, ohne großen Aufwand von produktiver Kraft."

Welchen Eindruck Nicolai's Geſchwätz auf die Dichter machte, erfahren wir nicht, aber von den Kritikern, ſelbſt von denen, die den damals überhaupt möglichen Standpunkt der Unparteilichkeit erreicht hatten, wurde es höchlich geprieſen. Sie ſahen

[1] Die Sammlung hiſtoriſcher Memoires, welche Schiller 1790 begründete, und die dann durch Woltmann, Paulus u. A. bis 1806 fortgeführt wurde. Vergl. die Anmerkung zu I. 93.

[2] S. 240.

darin ein Muſter ernſthafter und würdevoller Abwehr, ſie fanden an dem trivialen, unſchönen Libell Ausdruck und Inhalt, Sprache und Gedanken, kurzum alles, äußerſt lobenswerth. Dieſe Erſcheinung bedarf keiner weitern Erklärung, denn ſie zeigt uns recht einleuchtend, wie nothwendig es war, die congreviſchen Raketen der Xenien in das verſunſterte und verdumpfte Recenſentenlager zu werfen. Auch Garve hatte für das mißgeborene Kind der Selbſtſucht noch ein lobendes Wort gefunden. Er ſchrieb den 8. Februar, an Weiße: „Nicolai's Schrift, die ich eben jetzt leſe, iſt keine Kraftbrühe, die in kleinen Portionen einem viel Nahrung gibt, aber doch ein genießbares Gericht, das auch einigen nährenden Stoff enthält.“ [1]

XXIV. Kraft und Schnelle des alten Peleus. Im Jahr 1797 (30 Seiten.) T. dem Motto: »Adeo deformis et foeda carminum portenta nostra haec aetas videt, adeo postremi quique poetarum lutulenti fluunt hauriuntque de faece, ut sanctum poetae olim nomen timide jam a bonis usurpetur, perinde quasi honesto ingenuoque viro poetam salutari convicio ac dehonestamento sit. Strada Prolus. acad. I. 1. prol. 3.«

Den braven Gleim hatten die beiden Xenien, welche wider ihn gerichtet waren (343—44), ſehr verletzt, wozu wohl die erhöhte Empfindlichkeit des Alters das Ihre beitragen mochte. Noch mehr indeß, als die perſönliche Angelegenheit, kränkte es den greiſen Dichter, daß ſolch ein revolutionärer Ton in der Literatur aufkommen ſollte. Ach, zu „ſeiner Zeit“ war es freilich anders geweſen! Damals hatte eine milde, treuherzige Cameraderie auf dem deutſchen Helikon geherrſcht, und Gleim entſetzte ſich vor dem rückſichtsloſen Xenienkampf. Der Grenadier von 1758, jetzt ein faſt achtzigjähriger Greis, raffte ſich empor; er wollte dem wildrollenden Wagen des Zeitgeiſtes in die Speichen greifen, und ſo entſtand das oben bezeichnete Heft, welches die Wahrheit jener Epigramme nur bekräftigte. Blöde Reime, in Sprüchwortmanier vorgetragen, ſind es, mit denen er gegen die

[1] Garve's Briefe an Weiße II 246.

Titanen Schiller und Goethe zu Felde zieht. Jeder Andere würde ſich dadurch lächerlich gemacht haben; aber die Gutmüthigkeit des alten Gleim blizt überall ſo rein hervor, es zuckt in den matten Verſen ein ſo ehrlicher Schmerz, daß ihm niemand zürnen kann. Auch er hielt Goethe für den Hauptanſtifter und Hauptverfaſſer der Höllenbrut, weßhalb er ſeinen ganzen Unwillen über dieſen ausſchüttet, während Schiller, als Verführter, mit großer Schonung behandelt wird. Folgender Auszug möchte hinreichend ſeyn, den Geiſt zu ſchildern, der in dieſen Blättern wohnt.

An das neue Jahr 1797.

Was bringſt du, neues Jahr? Haß oder Liebe? Bringe
Den Muſen und den Grazien
Der Liebe viel, und mir, auf daß ich mich verjünge,
Von Einer einen Kuß, nur keine Xenien!

*

Auf, alle Federn! alle ſpizt!
Auf, ächter Menſchenfreund!
Und zwar, mit mehr Verſtand als Wiz,
Auf dieſen, dieſen Feind.

Nur Liebe, Liebe zum Apoll,
Gut taktiſch angebracht,
Nur Liebe, nicht der kleinſte Groll,
Gewinne dir die Schlacht.

*

Ein wahrer Jammer iſt's, daß zwei ſo gute Köpfe
Verdreht vom Brauſewind,
Daß zwei ſo ſpiegelrein erſchaffne Gottgeſchöpfe
Nicht rein geblieben ſind.

*

Er kann die Grazien betrüben'
Wie könnt' er ſie denn lieben?

*

Alexis und Dora.

Alexis.

Haſt du den Almanach geleſen?

Dora.

Ich las ihn, las, und nahm den Beſen,
Und fegte weg aus ihm, reinweg fegt' ich — —

Alexis.

Und was?

Dora.

Was nicht in ihn gehört, den Staub, den Sittenhaß.

Goethe's liebliche Idylle: „Alexis und Dora," eröffnete den Musenalmanach für 1797.

*

Der Engel, die Humanität,
Erfuhr, daß Gedor der Poet
Ihr Freund nicht wäre, ging, mit eines Läufers Schritten
(Er wohnte weit von ihr), um Freundſchaft ihn zu bitten.
Man hörte, daß ſie ihm viel gute Worte gab,
Er aber ſchlug die Bitt' ihr ab.

Gedor bedeutet Goethe. Gleim liebte es, die Namen auf ſolche Weiſe zu vertiſiren, und ſeine wackere Nichte Sophie Dorothea, die ihm das Hauswesen beſorgte, wurde Gleminde genannt.

*

Ihrer Bosheit Weſpenſtich
Anzubringen, tief zu ſtechen,

Dazu nur verbanden ſich
Dieſe Männer brüderlich.
Und was iſt ihr Hauptverbrechen:
Armer Voß, ſie lebten dich!

•

8. und 9.

Und ging' ein Schröter, ſeinen Mond
Am hellen Tage zu beſchauen,
Und ging' ein Kleiſt auf ſeinen Auen,
Zu ſehn den jungen Lenz, ſie würden nicht verſchont.

Seht, ſie ſind **Weſpen, keine Bienen,**
Ihr Witz iſt Flittergold;
Der Almanach iſt nicht von ihnen,
Ich wette was ihr wollt!

Der berühmte Aſtronom Johann Hieronymus Schröter zu Lilienthal, dem wir einen trefflichen Mondatlas verdanken, und Ewald von Kleiſt, der Sänger des Frühlings.

•

Die Mittelmäßigkeit der deutſchen Monatsſchrift
Hat ihren guten Grund — man ſchreibt ſie nicht mit Gift.

Vergl. X. 256.

•

Wie war's einmal ſo ſchön auf unſerm Helikon!
Als Klopſtock noch Homer, Uz noch Anakreon
Gerufen ward auf ihm, noch die Gerufnen hörten;
Noch Faunen nicht auf ihm der Muſen Tänze ſtörten
Mit ihrem Wolfsgeheul und Tigerungeſtüm;
Apollo Gott noch war, nicht Priapus auf ihm:

Als alle Sänger nach einander ihre Lieder
Verſangen, alle noch wie Brüder
Sich liebten — Neid und Haß war nicht auf ihm zu ſehn! —
Auf unſerm Helikon wie war's einmal ſo ſchön!

Im Austheilen ſolcher antiken Dichternamen war Gleim beſonders ſtark; Klopſtock hieß Homer, Leſſing Sophokles, Uz Anakreon, Ramler Horaz, Michaelis Juvenal ꝛc., und als er zuletzt mit den klaſſiſchen Poeten nicht mehr ausreichte, machte er ſich kein Gewiſſen daraus, manche Stelle doppelt zu beſetzen.

•

Die Beiſpielſammlung, welche wir
Hochſchätzen, etwas nur zu theuer,
Die wirft der Xenier ins Feuer —
Iſt etwa nichts von ihm in ihr?

Eichenburg's „Beiſpielſammlung zur Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften", 1. A. 139.

•

Ha, welch ein weiter Weg von Iphigenien
Zu dieſen Xenien!

•

Jungfräulichkeit, man ſieht's an ihrem Sinngedicht,
Iſt ihre Sache nicht.

•

Seines Geiſtes Armuth zeigt,
Wer zum Wortſpiel niederſteigt.

•

Sie haben Recht! Es iſt kein Bleiben hier auf Erden,
Wenn ſolche Männer, ſolche, die

Den Wunsch erregten: „Ach, wär' ich ein Mann wie sie!“
Wenn solche, was sie wurden, werden.

* *

Er, der berühmte Mann, der Herr Geheime Rath
Der Musen und der Grazien,
Und unser Freund, verdirbt mit seinen Xenien
Sich seine theure Zeit und manche gute That.

*

Er macht sie, läßt's bei wenigen
Gemachten nicht bewenden;
Hat er das Werkzeug in den Händen
Und fängt er an, er muß vollenden.
Er macht ... Was macht er? Xenien!

*

Ist diesem, der mit seinem Knoten-
Stock um sich schlägt, der Hof nicht lange schon verboten?

*

Seit er den bösen Geist aus seinem Ritter trieb
Und dann nachher getreu der guten Sitte blieb,
Seitdem ist er mein Mann, ist fast mein Freund geweisen.
Seitdem er Xenien und Epigrammen schrieb,
Seitdem, beim Zeus! kann ich sein Lieblichstes nicht leisen.

Der „Ritter“ ist Götz von Berlichingen, in dessen späteren Auflagen einige gar zu starke Ausdrücke der ersten Edition durch Gedankenstriche ersetzt waren.

*

An seinem Schreibepulte stand
Die Muse seiner Lieder,

Und als ſie Xenien von ihm geſchrieben fand,
Schlug ſie die Augen nieder,
Und ſprach, die Leier in der Hand:
Ich komm' ihm nun ſo bald nicht wieder!

*

Biſt du der Leidenſchaften Knecht,
Du Römer, oder du Philiſter!
Sey Dichter oder Staatsminiſter,
Du dienſt dem Vaterlande ſchlecht.

*

Kein Wort entwiſche dir, Poet,
Das der Humanität
Ein Wort iſt, welches ſie mit Recht dir übel nähme.
Bedauernswürdiger! Wie, wenn's Urania,
Wie, wenn's Amalia
Zu leſen bekäme?

Amalia, verwittwete Herzogin von Sachſen-Weimar (geb. 1739, geſt. 1807), die edle Beſchützerin der Künſte und Wiſſenſchaften.

*

Du haſt das Unkraut ganz noch nicht
Aus deinem Herzen ausgejätet;
Du haſt: Gieb mir Verſtand, nicht Witz zum Sinngedicht!
Noch nicht gebetet.

*

Er that's! Er opferte den Grazien, er trug
Ein Wieſenblümchen, ſchlug
Die Augen nieder, warf ein Buch
Ins Opferfeuer. Schön
War dieſe That! Sein Freund Amynt hat ſie geſehn.

*

Will er die heilige Kritik
Mit Xenien entweihn?
Nein! Nein!
In der gelehrten Republik
Will er der Erste seyn.

An das achtzehnte Jahrhundert.

Mit Kriegen fingst du an, mit Kriegen endest du,
Mit Säbel- und mit Federkriegen,
Jahrhundert! Allen Kriegeszügen
Sah Gott vom höchsten Himmel zu.
War, Kriege sehen, sein Vergnügen?
Nein, rief's vom Himmel, Menschenkind!
Nein, aber eure Seelen sind
Von Gott dem Schöpfer frei erschaffen.
Das Reich der Tugenden, das Reich
Der Wissenschaften lag vor euch,
Ihr aber wähltet — Waffen!

Mit diesen Versen endigte der redliche Grenadier sein gut gemeintes Büchlein, und fügte demselben nur noch folgendes Schluß-Motto aus Virg. Aen. lib. III. v. 225—28 hinzu:

At subitae horrifico lapsu de montibus adsunt
Harpyiae, et magnis quatiunt clangoribus alas,
Diripiuntque dapes, contactuque omnia foedant
Immundo.

Die „Kraft und Schnelle" ist später auch in Gleim's Werke übergegangen, doch nicht ohne mancherlei Veränderungen und Zusätze. Körte theilt daraus einen Schlußvers mit,[1] der im Originale gänzlich fehlt; er lautet:

[1] Gleim's Leben, S. 201.

„Seine goldbeſchlag'nen Waffen
Braucht er, ſeht nur, mit Gewalt'
Er iſt jung und ich bin alt:
Götter müſſen Recht verſchaffen!"

Um zu zeigen, in welchem Sinne Gleim's Erwiederung beurtheilt wurde, läßt derſelbe Biograph folgende Stelle aus einem Briefe abdrucken,[1] den Herder an den gekränkten Peleus richtete: „— Die zarteſte, innigſte Sittlichkeit hat Ihnen die Feder geführt; o wie froh waren wir, daß unſer Freund, Er, der Prieſter der Humanität und der Grazien, ſich ſo ſchön, ſo rein und ſo weiſe gezeigt hat. Wahrlich, ſie rühren aufs innigſte, dieſe Pfeile, abgedrückt von dem Bogen, den nur Sie zu ſpannen vermögen. Mit dieſem Gemüth, mit dieſem Verſtand und mit dieſer Unſchuld konnten Sie allein nur ſo antworten. Nicht nur Kraft und Schnelle ſollten Ihre Poeſien heißen, ſondern auch Gutmüthigkeiten; denn unſäglich gut ſind Sie gegen die Xenien. Wir wollen Biederkeit unſer Schild ſeyn laſſen; dieſe iſt's in Ihren Gedichten, die Kraft und Schnelle haben, und in den Honig der Gutmüthigkeit getaucht ſind!"

Hierzu geſellt ſich eine Epiſtel von Johann Heinrich Voß, der, ſeine Janusrolle fortſpielend (ſ. o. S. 17 ff.), Gleim's matte Klagelieder nicht genug preiſen konnte. Er ſchrieb ihm aus Eutin, am 9. April 1797:[2] „Iſt das der grauhaarige Altvater, deſſen 78ſten Geburtstag, den achten über des Patriarchen Jacobs Alterrechnung hinaus, wir vor wenigen Tagen gefeiert haben? Wie jugendlich er daher ſchreitet, der Held Peleus, in nicht zitternder Hand die gewaltige Eiche Pelions bewegend, und ſehllos ſie entſchwingend: würdig noch jetzt der umarmenden Thetis' Alter Untadlicher! Du biſt eines beſſern Zeitalters Genoß, als die Götterfreunde in halbgöttlicher Kraft noch Mühlſteine den Frevlern entgegen ſchwangen, und nach erfochtenem Frieden mit Göttern am Dankopfer zu Tiſche ſaßen. Hier mag, wie zu ihrem Odyſſeus, Athene ausrufen:

[1] A. a. O. S. 304.
[2] Briefe von J. H. Voß, II 334.

Auch ein Blinder ſogar erkennt dein Zeichen, o Fremdling,
Taſtend umher; ſo wenig vermiſcht liegt ſolches der Menge.
Sondern bei weitem voraus! In dieſem Kampfe ſey ſicher!
Nimmer erreicht dir den Wurf ein Fäakier, oder beſiegt ihn!

Noch niemals iſt das höhnende Wort: **Kraft und Schnelle**, nachdrücklicher erwiedert worden, und mit edlerer Stille und faſt ſpielender Leichtigkeit, in den mannigfaltigſten Windungen des Lanzentanzes."

Da Voß an Gleim's Geburtstag erinnert, ſo möge hier noch eines komiſchen Vorfalls gedacht werden. Dieſer Tag wurde im Hüttchen alle Jahre durch Freunde, junge Mädchen, Kränze, Lieder und Geſchenke feierlich begangen. Am 2. April 1797 erhöhte ſich aber das Feſt, und die poetiſchen Genoſſen brachten dem greiſen Sänger — um jeden Eindruck der Xenien zu verwiſchen — funfzig lobende Diſtichen dar.[1] Auf dieſe Angelegenheit bezieht ſich wohl ein datumloſes Schreiben von Herder an Böttiger, worin es heißt: „An Gleim und die Xenien liegen bei; mich wundert, daß ich ſie nicht ſchon communicirt habe. Klamer Schmidt und Fiſcher (ſ. Anti-Xenien, Nr. XXV.) ſcheinen die Verfaſſer zu ſeyn. Der Name Xenien ſoll weggethan und ſtatt deſſen Soterien[2] oder ein anderes Wort geſetzt werden."[3]

Eine viel beſſere Genugthuung wurde den Manen des Dichters († 18. Februar 1803), als er ſelbſt ſchon hinübergeſchlummert war. Goethe kam im Jahr 1805 nach Halberſtadt, theilnehmend beſuchte er Gleim's Wohnung, den Freundſchaftstempel und deſſen kranke Nichte Gleminde. Durch herzliche Mittheilung dieſer kleinen Wallfahrt und durch eine warme Charakterſchilderung des Todten hat er ihm ein ſchönes Monument errichtet. „Zuletzt, um unſere Wallfahrt ernſt und würdig abzuſchließen, traten wir in den Garten, um das Grab des edlen Greiſes, dem nach vieljährigen Leiden und Schmerzen, Thätigkeit und Erdulden,

[1] Gervinus, Literaturgeſchichte, IV. 254.
[2] Rettungsfeſte.
[3] Böttiger, literar. Zuſtände, II. 190.

umgeben von Denkmalen vergangener Freunde, an der ihm gemüthlichen Stelle gegönnt war auszuruhen.“ [1]

XXV. Parodien auf die Xenien. Ein Körbchen voll Stachel-Rosen, den Herren Goethe und Schiller verehrt, mit erläuternden Anmerkungen zum Verstande der Xenien. — Motto: Herr, wer iſt's? — 1797. Gedruckt auf schwere Kosten des Verfassers. (70 Seiten.)

Diese Schrift gehört zum Gefolge des alten Veleus, auch ſie kam aus Halberſtadt, und für den Verfaſſer halte ich Gottlob Nathanael Fiſcher, geb. 1748 zu Graba bei Saalfeld. Derſelbe war ein treuer Anhänger Gleim's, er verſuchte ſich mehrfach in der Poeſie, und nach ſeinem Tode erſchien ein Bändchen: „Auserleſene Gedichte (Halberſtadt 1805)“ von ihm. Fiſcher lebte als Conſiſtorialrath und Rektor der Domſchule in Halberſtadt, wo er am 20. März 1800 ſtarb.

Die Parodien traten im März 1797 an's Licht, und die Buchhändleranzeige nennt ſie: ein Produkt des ächten Witzes, deſſen Verfaſſer dem Grundſatze des griechiſchen Helden Epaminondas, „auch nicht einmal im Scherze Unwahrheiten zu ſagen,“ nicht nur ſelbſt bis an's Ende getreu bleibt, ſondern ihn auch den „genievollen, berühmten und ehrenfeſten Xeniendichtern“ in ihren künftigen Xenien ſehr empfiehlt.

Beſagte Vorrede oder Dedication beginnt mit den Worten:

„Genievolle, berühmte, ehrenfeſte
Herren Xenien-Dichter!

'T is great delight, to laugh at some mens ways:
But a much greater, to give merit praise.

Pope.

Ueber die erſten beiden Titel, meine Herren, kommen wir in Deutſchland alle überein. Den dritten, den ich immer ſehr bedeutend und ächt deutſch gefunden habe, hat Ihnen, und beſonders dem Herrn Schiller, der Kapellmeiſter Reichardt in ſeinem

[1] Goethe's Werke. Bd. 27. S. 201 – 204.

Deutſchland (welches zu Schillers Glück nur von Papier iſt) ſtreitig machen wollen. Denn für ehrlos hat er den Verfaſſer des Don Carlos erklärt: welches, nach den älteſten und neueſten Wörterbüchern unſerer Mutterſprache, gerade das Gegentheil von ehrenfeſt bedeutet. Aber der Herr Kapellmeiſter hat hier, wie Jeder urtheilen wird, offenbar eine Octave zu hoch gegriffen. Ich für mein Theil finde in Ihren Xenien unter ſo vielen andern treffenden und ſchön geſagten Wahrheiten keine ſo wahr, als die Stelle, wo es heißt: „Alles war nur ein Scherz!“ Freilich, meine Herren! freilich! hier und dort haben Sie, um es Ihnen ſchlicht heraus zu geſtehen, den Scherz etwas zu weit getrieben. Unter allen billigen Leuten in unſerm lieben germaniſchen Vaterlande herrſchet nur Eine Stimme darüber, daß Ihr Tadel oft in Ungerechtigkeit, Ihre Freiheit in Ungezogenheit, Ihr Salz in Wermuth, und — was für ſo genievolle Leute und berühmte Schriftſteller, wie Sie ſind, ein ſtrafwürdiges, unverzeihliches Verbrechen iſt — Ihr Witz nicht ſelten in Gernwitz ausgeartet iſt.“

„Nun, Gott vergeb's Ihnen! Große Leute — große Sünder! Nur daß Sie Ihre Fehler aufrichtig erkennen und in künftigen Xenien verbeſſern!“

Hierauf entſchuldigt ſich der Parodiſt, wenn ſeine Diſtichen, nach dem Beiſpiel der Xeniendichter, vielleicht einzelne Ungerechtigkeiten und Unwahrheiten gegen dieſe enthalten ſollten. In der Verskunſt ſehr unerfahren, und noch praktiſch-ungeübter als theoretiſch-unerfahren, möge er manches bloß — ja wohl bloß und einzig — des Sylbenmaßes wegen geſetzt und geſagt haben. „Es iſt eine gar zu leidig ſchwere und verdrießliche Sache,“ fährt er fort, „ſein bischen Gedanken ſo in abgezählte Sylben, bald lang, bald kurz hineinzuklemmen. Ich weiß in aller Welt nicht, wie das leichte, loſe, lockre Volk der Dichter jemals auf einen ſo unſeligen Zwang in ſeiner eigenen Kunſt hat verfallen können. Alles in der Dichtkunſt und an den Dichtern ſelbſt iſt ſo luftig, ſo leicht, ſo ätheriſch, und die äußere Form ſo ängſtlich, ſo gebunden. Nicht mit Flügeln, ſondern mit ſchweren Hufeiſen an allen Vieren, und geharniſcht über und über, wie ein ritterliches

Streitroß vor der Erfindung des Schießpulvers, ſollte man den Pegaſus malen."

Es habe ihm nie gelingen wollen, in Herameter- und Pentameterform auszudrücken: „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre ſind der allervollkommenſte, untadelhafteſte Roman, den es jemals gab, durch Einheit des Plans, durch natürliche Entwickelung, durch ungezwungene Epiſoden." oder: „Schiller's lyriſch-metaphyſiſche Dichtkunſt entſpricht durchaus den Regeln eines geläuterten Geſchmackes." oder: „Alle und jede Stücke in den Horen ſind Meiſterſtücke." — Wenn es aber darauf ankam, zu ſagen: „Meiſter's Lehrjahre finden unter engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Romanen kein Gegenſtück, das ihnen gleich käme an Leben, Natürlichkeit und Haltung der Charaktere, an Feinheit und Scharfſinn der Beobachtungen, an Entwicklung des ernſt-moraliſchen und des ſchönen Kunſtſinnes, an poetiſch-lebhafter und proſaiſch-einfacher Sprache und Darſtellungsart;" oder auch: „Schiller's erhabenes Genie überraſcht uns in ſeinen lyriſch-metaphyſiſchen Gedichten mit großen Ideen, neuen Bildern, kühnen Metaphern, wie wir ſie bei alten und neuern Dichtern vergebens ſuchen;" oder: „die Briefe über äſthetiſche Erziehung des Menſchen, einige Stücke von Goethe, von Woltmann u. A. in den Horen, gehören zu dem Feinſten, was die deutſche Proſa aufzeigen kann" — wollt' er dieß ſagen, ſo floßen ihm die Verſe freiwillig von der Hand.

Nach dieſer artigen Epiſode heißt es ferner: „Zum Schluß noch eine Bemerkung, die Sie, meine großen Herren, und mich, Ihren kleinen gehorſamen Diener, zugleich trifft. Man hat es Ihnen zum Vorwurf angerechnet, daß Sie ſich mit Ihrem Witz in die Literatur geworfen und hier mitunter heilloſe Verwüſtungen angerichtet. Aber, du lieber Gott, was haben wir arme Deutſchen, woran wir unſer bischen Witz üben könnten? Wenn die Franzoſen bis zur Epoche der Revolution das witzigſte Volk Europens waren, woran lag's? Sie hatten ſchlechte Könige, elende Miniſter, eine noch elendere Regierungs-Verfaſſung und eine verderbte, abergläubiſche Geiſtlichkeit, woran ſie ihren Witz ſchärften. Aber in Deutſchland, wo alle Fürſten ſo edeldenkend und wohlwollend

ſind, wie Friedrich Wilhelm; wo alle Miniſter ſo erleuchtet und ſo erhaben-thätig ſind, wie Struenſee; wo alle größeren und kleineren Staaten ſo weiſe verwaltet werden, als unſer geſegnetes Ländchen Halberſtadt; wo alle Geiſtliche entweder Spaldinge oder Herder ſind: in Deutſchland, was bleibt uns übrig, um darüber für uns zu lachen, oder Andre lachen zu machen? Nichts, gar nichts, als unſre armſelige Literatur, von welcher uns die Xeniendichter im Ganzen ein treueres Gemälde entworfen haben, als unſre lobkreiſchenden Recenſenten."

Das iſt recht brav und hübſch geſagt, aber die Vorrede möchte wohl auch das beſte an dem Buche ſeyn. Die Parodien ſelbſt ſtolpern plump daher mit ihren krüppelhaften Füßen; ſie entbehren aller Friſche, aller Munterkeit. Aeußerſt dünn ſind auf dieſer öden Heide die Halme des Witzes geſäet. An der linken Seite erſcheint immer ein Xenion des Almanachs, dem dann rechts die Parodie gegenübergeſtellt wird, doch zwingt oft die Armuth des Verfaſſers ihn, das Xenion wörtlich zu wiederholen, und er verſucht es, ſich durch die Bemerkung zu entſchuldigen: rechts und links macht auch einen Unterſchied." Mit dem Spruche: Nec positis nugis (ſ. X. 269), eröffnet er ſeine Schrift, von deren Diſtichen ſich nur wenige zum Wiederabdruck eignen.

Einigen.

(X. 618.)

Auf, Parodien, friſch! Ihr leichten Geſellen des Satyrs!
Reich iſt Garten und Feld. Diſteln zum Stechen herbei!

Schillers Ueberſetzung des IV. Buchs der Aeneide.

(X. 34.)

Nur noch der Scheiterhaufen Eliſſens rauchet in Schillers Stanzen: ihr Körper, ihr Geiſt blieb in des Römers Gedicht.

Anmerk.: „Schillers Ueberſetzung des IV. Buchs der Aeneide iſt original, iſt Schillers würdig, aber nur nicht — virgiliſch.

Manso's Ueberſetzung von Taſſo iſt und bleibt ein viel ſchätzbareres Werk, als ein Theil der Poeſien dieſes gelehrten und geſchmackvollen Mannes."

Der metaphyſiſche Ovid

(S. 38.)

Hätteſt du, guter Ovid, doch metaphyſiſch, wie Schiller,
Stets gedichtet, du wärſt nimmer vertrieben aus Rom.

Die unzufriedenen Dichter

(S. 47.)

Arme Kritiker, ach! was müßt ihr alles nicht hören,
Weil ihr zwei Sterblichen ſagt, daß ſie Sterbliche ſind.

Die großen Köpfe

(S. 59.)

Viel, viel nützet ihr uns. Wir ſehen in euch, wie im Spiegel,
Wie viel Großes der Menſch mit wie viel Kleinem vereint!

An gewiſſe Collegen der Xeniendichter.

(S. 30.)

Mögt ihr die ſchlechten Autoren mit ſtrengen Worten verfolgen,
Aber ſchmeichelt doch auch nicht mehr den Horen ſo arg.

Anmerk.: „Die Verfaſſer der [Allgem.] Literatur-Zeitung.

Auf den Inhalt gewiſſer Stellen eines gewiſſen Buchs.

(S. 253.)

Auf dem Umſchlag zeigt euch Aglaja den göttlichen Hintern;
Aber Philine zeigt, Leſer, euch faſt noch was mehr.

Anmerk.: „Philine, Charakter eines höchst leichtſinnigen Mädchens in Meiſters Lehrjahren, aber übrigens von dem Verfaſſer mit bewundernswürdiger Kunſt gezeichnet" ꝛc.

Die Jungfrau.

(S. 76.)

Himmliſche Jungfrau mit ſtrahlendem Aehrenbündel der Dichtkunſt,
Senge die Aehren dir nicht, wo ſchon ein Schiller ſich sengt.

Anmerk.: „Dieſe himmliſche Jungfrau iſt die edle und geiſtreiche Sophie Mereau, dieſer Matthiſſon-Salis unter den Dichterinnen Deutſchlands. Doch muß ſie nicht wagen (wie ſie's zuweilen thut) in ihren Gedichten Schillern nachzumetaphyſicieren." (Vergl. oben S. 96.)

Die Wage.

(S. 78.)

„Mene Mene Tekel Upharſin!" rief Kritika, als ſie
Euch, ihr Horen, nun wog. Aber es hört ſie nicht Schütz.

Der Schutz

(S. 82.)

Denn der zielende Schütz (ſonſt iſt er ein Treffer Apollo)
Fehlet nimmer des Ziels, wenn's nur zu nahe nicht iſt.

Anmerk.: „Schütz, gelehrter Verfaſſer der Literaturzeitung — ein ſehr gerechter Kritiker, aber nur nicht in rebus Jenensibus atque Horicis. Denn da ſteht ihm das Ziel zum Treffen zu nahe. Siehe ſeine Recenſion der Horen." — Die Jenaiſche Literaturzeitung hatte eine ſehr ausführliche und lobende Recenſion der Horen gebracht; Verfaſſer derſelben war Ludw. Ferd. Huber (ſ. X. 149—150); der dafür in Kotzebue's „Fragmenten über Recenſenten-Unfug, eine Beilage zur Jenaer Literaturzeitung. Leipzig 1797" S. 10 ff. mit großer Erbitterung angegriffen wurde.

Der Wolf in Halle.

(S. 204.)

Warum zerwühlst du, o Wolf, so listig den Hain? Doch der Hain nährt
Manchen anderen Wolf. Meidet nur blutigen Kampf!

Anmerk.: „Wolf und Heyne, decora Germaniae philologica. Doch war der erste in seinen Briefen nicht würdevoll sarkastisch genug, und Heyne, der edeldenkende Heyne, hätte auch etwas offener seyn können in rebus Homericis."

Die Horen, als das Pantheon lebendiger Deutschen.

(S. 207.)

Deutschlands große Männer verbanden sich hier mit sehr kleinen:
Jene begannen das Werk, diese beenden das Werk.

Die Ilm.

(S. 193.)

Manches unsterbliche Lied vernimmt die leisere Welle,
Aber das sterbliche auch, welches in Xenien tönt.

Der Flußkampf.

(S. 192.)

Malet, ihr Dichter, nur immer die Götter der Flüsse mit Hörnern:
In Germania stößt Saale mit Saale sich gar.

Ovid nennt den Rhein: »Rhenus bicornis« — Anmerk.: „Hallische und Jenaische Kantianer im Streit. En quo discordia cives perduxit miseros (Virgil)! soll der alte Kant seufzen, der, wie bekannt, kein Kantianer ist."

Zärtlicher Tadel

(Tab. vot. 834.)

Was heißt zärtlicher Tadel? der seine Schwachheit verschonet?
Nein! der mit Sittlichkeit Witz, Feinheit und Scharfsinn vereint.

Die Wahl

(Tab. vot. 336.)

Kannst du der strengen Kritik mit deinem Werk nicht gefallen?
Hechle die Kritiker durch. Also geziemt's dem Genie.

Das Neueste der deutschen Dichtkunst.

(N. 135.)

Raum und Zeit hat man dicht'risch gemalt: es steht zu erwarten,
Daß man die Kant'sche Kritik noch in Hexametern singt.

Vergl. Xenien für weibliche Gäste, Nr. 639—640.

Der muthwillige Wallfisch und die Harpune.

(N. 128.)

Fürchterlich wälzt sich der Wallfisch im hochaufbrausenden Weltmeer;
Siehe! da fährt die Harpun' ihm in den blutenden Bauch.

Vernünftige Betrachtung.

(N. 133.)

Warum ärgern wir einer den andern? das Leben verrinnet.
Xenien schreiben, bei Gott! ist nicht der höchste Beruf.

Ermunterung an die neuen Sprachreiniger

(S. 181.)

Bürste nur, bürste nur, Campe mit deinen Gesellen, die Tressen-
Röcke: es hänget so manch häßliches Fleckchen darauf.

Wir glauben's nicht.

(S. 187.)

Newton hat sich geirrt. Kann seyn! Doch — Freund, mit Philinens
Kämmchen kämmet man nicht einen Newtonischen Kopf.

Anmerk.: „Newton's Farbentheorie, widerlegt von einem großen Dichter."

Fichte, von Schiller gepriesen.

(S. 198.)

„Ach, wie taucht er so tief! tief! tief!" ruft Schiller, und Deutschland
Kommt und staunet und ruft: „Käm' er doch endlich ans Licht!"

Anmerk.: „Wer ehrt nicht Fichte's Scharfsinn, aber wer tadelt nicht seine Dunkelheit?"

Beruf und Nichtberuf.

(S. 217.)

Schreckensmänner wären sie gern, die Xeniendichter,
Aber Germania hat auch seine kühne Vendée.

Das züchtige Herz.

(S. 228.)

Nein, wir erlassen dir nicht die moralische Delikatesse:
Goethe, das sechste Gebot gilt dem Romane ja auch!

Dein Journaliſten-Handgriff

(S. 225.)

Schaut! ein Muſikus recenſirt die Schiller und Goethe'n,
Und die ſchreibende Hand propfet Journal in Journal.

Anmerk.: „Einem ſo edeln und großmüthigen Verleger, als Herr Unger ſich gegen Reichardt zeigt, ſollte der Herr Kapellmeiſter doch etwas beſſeres liefern, als Journalauszüge im Journal.“ — Reichardt nahm dieß Diſtichon, ſammt der Anmerkung, außerordentlich übel. Im zwölften Stück des Journals Deutſchland, welches ſehr verſpätet erſchien, kündigte er an: daſſelbe müſſe aufhören, weil ihn ſeine Mitarbeiter nicht hinlänglich unterſtützten, und weil die Cenſur ſtrenger als gewöhnlich ſey. Er vertheidigt ſich wegen der Beſchuldigung, ſein Journal durch Plagiate gefüllt zu haben, und fügt (S. 372 in der Note) hinzu: „Eben da ich dieſes ſchreibe, erfahre ich, daß der Parodienmacher zu Halberſtadt auch noch, nach Jahr und Tag, in dieſen Ton eingeſtimmt hat; das mag ihm hingehen. Aber er ſoll auch Winke dabei geben, welche die Uneigennützigkeit des Herausgebers von Deutſchland verdächtig machen, und damit geſellet er ſich dann, auf ſeine Gefahr, zu den Verleumdern, die der Herausgeber in ſeiner Erklärung über die Xenien für ehrlos erklärt hat.“ Reichardt verſichert, daß er ſeinen ſämmtlichen Mitarbeitern — alſo auch dem Verfaſſer der Zeitſchriftenrevue — das ganze Honorar, welches der Verleger gezahlt, angetragen und, auf ihr Verlangen, überlaſſen habe, ohne ſelbſt die hergebrachte Redaktionsgebühr davon abzuziehen.

Die angenommene Einladung

(S. 241.)

Eure ſchwache Seite der Welt zu zeigen, ihr Lieben,
Habt ihr die Müh' uns erſpart: tragt ihr doch ſelbſt ſie zur Schau.

Die wahre Philosophie an die nagelneuste.

(S. 363.)

Kommst du aus Jena? Sieh mich doch an, ob ich wirklich ein solches
Knochengerippe bin, als man in Jena mich zeigt.

Reisen.

(S. 193.)

A propos, Jena! da dünken die eitlen Knaben sich Meister,
Und die Meister beseelt Gallsucht und Zunftgeist und Neid.

Mit dem „eitlen Knaben" war der Adjunkt Forberg in Jena, ein talentvoller Brausekopf, gemeint. Derselbe schrieb: „Fragmente aus meinen Papieren. Jena 1796." u. a. m.

Gegen-Rath

(S. 269.)

Accipe facundi librum, bone, Quinctiliani;
Nec tumida inflabis carmina. — I — uti.

An die beiden Ulyssen

(S. 414.)

Alles war nur ein Spiel! Die Ulyssen leben ja beide.
Hier ist der Bogen, und hier ist zu dem Ringen der Platz.

Es folgt nun eine Reihe von Anmerkungen, welche indeß weniger „zum Verstande," als zum Mißverständniß der Xenien geeignet sind. Schließlich geben die Parodien dann noch einen „christlichen Stoßseufzer für die armen Seelen der Xeniendichter":

An Klopstock.

Sing', erhabener Klopstock, der sündigen Menschen in Jena
Xenien-Jammer, damit Gott sich der Sünder erbarm'.

XXVI. Litterarische Spiessruthen oder die hochadligen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Min-Ellii et Ramleri. — Ζευς ενδον. Hetärengespräche Lucians. Weimar, Jena und Leipzig, im eisernen Zeitalter der Humanität. (1[illegible] Seiten.)

Auf der Rückseite des Titels steht das Motto der Xenien, und wird verdolmetscht:

„Uns ist so kannibalisch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen."

Die literarischen Spießruthen äußern bei X. 205, worin die Vermuthung ausgesprochen ist, Nicolai werde die Xenien mit langen entsetzlichen Noten herausgeben: „Nein, das thue ich, meines Namens August Fuchsler, attischer Salzinspektor am Helikon. Mein Vetter hat alles ausgeschwatzt. Uebrigens liebe ich die kurzen Noten." Mit dem Vetter soll wahrscheinlich Reineke Fuchs gemeint seyn, aber der ächte Verfasser hieß Daniel Jenisch (X. 178), Prediger an der Nicolaikirche zu Berlin, den wir, sammt seinem Commentar, bereits hinreichend kennen. Der Titel des Büchleins bezieht sich auf X. 242:

Warnung.

Unsrer liegen noch tausend im Hinterhalt, daß ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt.

Dazu macht Jenisch die Bemerkung: „Also literarische Spießruthen. Hier wird rücklings angerückt; das nenne ich Etymologie!" Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß er in jenes Epigramm einen Sinn legte, an den die Xenisten nimmermehr gedacht hatten, doch war er nicht der Einzige, der dasselbe so verkehrt auffaßte. Auch andere Kritiker außer ihm entdeckten darin „Spießruthen," namentlich die in Berlin wohnenden, wo das Gassenlaufen noch sehr üblich war, und ihre Phantasie mit Schrecken erfüllte.

Jenisch gehörte eigentlich zu Schiller's glühenden Bewunderern, und er goß diese Bewunderung in so überschwengliche Phrasen, daß der Dichter sich genöthigt sah, den Abdruck derselben mit allen Kräften zu verhindern. Jetzt grollte er den beiden Heroen in Jena und Weimar, aber vielleicht nur scheinbar, da es ihm durch ihre Vermittlung möglich wurde, ohne eigenes, inneres Vermögen, ein Opus in die Welt zu schicken. Sein Feldzug war überhaupt wohl weniger auf Ruhm, als auf Beute berechnet, denn eine Ausgabe der Xenien zählte damals zu den vortheilhaften Spekulationen, und die Anmerkungen nahmen keinen sonderlichen Aufwand von Geist in Anspruch. Der Hauptwitz bestand darin, daß Jenisch viele Xenien auf Goethe und Schiller selbst zu deuten suchte, und statt satyrische Stechpalmen zu seyn, waren die Noten — auf dem flachen Boden der Mark und durch die eben so flache Natur des Verfassers — in taube Nesseln der Ironie ausgeartet. Bei den Xenien-Erläuterungen ist ihrer oftmals erwähnt worden, und wir haben auch des unabsichtlichen Vortheils gedacht, den wir ihnen verdanken (siehe Thl. I. S. 48). Jenisch schließt mit den Worten: „Auf Wiedersehen, so Gott will, künftiges Jahr!" Allein die Dichter gaben ihm keine Gelegenheit, sich wiederholt als Autor zu zeigen, was er gewiß schmerzlich beklagt hat. Es bleibt außerdem nur noch hinzuzufügen, daß er am Ende der Spießruthen Wieland's Gespräch über den Musenalmanach (Nr. X.) aus dem deutschen Merkur abdrucken ließ.

XXVII. Mückenalmanach für das Jahr 1797. Pesth. — Auf der Vorderseite des Titels steht das Epigramm (Martial. III. 99.):

Irasci nostro non debes cerdo libello!
Ars tua, non vita est carmine laesa meo.
Innocuos permitte sales, cur ludere nobis
Non liceat, licuit si jugulare tibi?

Auf der Rückseite werden dem Motto der Schiller'schen Xenien noch zwei Verse aus Martial (XI. 2. 5—6.) hinzugefügt:

Clamant ecce mei, io Saturnalia, versus.
Et libet, et sub te praeside Nerva licet.

Dann folgt ein zweiter Titel: Leben, Thaten, Meinungen und letztes Ende der Xenien im Jahr 1797. Arma virumque cano! — Pesth. (163 Seiten.)

Nicht Pesth, sondern Neustrelitz heißt die Stadt, wo dieß ob seiner Tollheit merkwürdige Opus erschien. Schon in der Buchhändlerannonce wurde Cotta's Ankündigung auf folgende platte Weise parodirt: „Außer einem Prologus, einigen Liedern und mehrern Chören, nicht von fremden Verfassern, sondern von dem Herausgeber selber, enthält dieser Almanach mehr als 400 Epigramme, die sich auf die allerneueste Begebenheit der deutschen Literatur beziehen, und eine in ihrer Art ganz neue Erscheinung sind. Es wird überflüssig seyn, dieses geistreiche Büchlein zu empfehlen. Die Fülle und die Mannigfaltigkeit seines Inhalts, die hohe und seltene Originalität, so wie die sarkastische Laune, welche sich in den überraschendsten Scenen ausdrückt, wird es bald in die Hände aller Leser liefern, in denen Geist und Geschmack wohnt; und der Verfasser dieser Anzeige darf dreist in ihrer aller Namen den berühmten Xenienschreibern den aufrichtigsten Dank bringen, daß sie — ob zwar unschuldig, doch aber nicht minder durch ihre Veranlassung — diesem neuen Almanach zum Daseyn geholfen haben."

Es konnte nicht ausbleiben, daß man dem Autor wegen eines so schamlosen Selbstlobs tüchtig zu Leibe ging. Ihm war mit jedem Glas gedient, und er erklärte sich deßhalb bereit, seinen Namen zu nennen, was die Kritik jedoch unwillig zurückwies. Ein renistisches Flugblatt, das damals in Hamburg erschien — denn die Sucht, Xenien zu schreiben, war in Deutschland epidemisch geworden — beehrte ihn mit folgendem Lobgeschenk:

Armer Wicht! auch dich hat Goethe und Schiller gereizet!
Nennst dich zwar nicht, doch ist auf dem Vignett dein Portrait.

Der Umſchlag des Mückenalmanachs zeigt uns nämlich einen Apoll im Lande der Hyperboreer (Pindar. Pyth. X.), der ſich beim Opferſchmauſe des muthwilligen Spiels und fröhlichen Geſchreis zweier Eſel freut. Auf der Rückſeite zerzausen Faune eine Perücke, unter welcher ein Schwein mit einem Lorbeerkranz im Maul und ein Bock mit einem Doctordiplom am Halſe hervorſieht.

Wenn man das Libell durchgeht, ſo weiß man nicht gleich, wofür man den Verfaſſer halten ſoll. Ueberall gibt ſich ſeine Jugend kund, und man zweifelt, ob derſelbe einſt ein deutſcher Ariſtophanes werden, oder ob er in's Narrenhaus kommen möchte. Nun, ein Ariſtophanes iſt er nicht geworden, ſo viel ſteht feſt. Seine Phantaſie gaukelte ihm unſicher einen Plan vor, der die Epigramme verbinden ſollte, aber ſtets verlor er den Faden aus dem Kopfe und aus der Hand. Niemand vermag ſich im Labyrinth des Mückenalmanachs zurecht zu finden; es iſt ſchwer, eine irgend zuſammenhängende Mittheilung darüber zu machen, und man muß ſich begnügen, die einzelnen guten Gedanken an's Licht zu fördern, welche tief unter chaotiſchem Wuſt verſteckt liegen.

Apollo weilt bei den Hyperboreern, da unternehmen Lykobas (Wolfgang) und Artiorus (Strabfuß) einen Wettgeſang. Der Erſtere (Goethe) bietet ſein Fell als Kampfpreis dar, der Andere (Schiller) ſetzt ſeine Bockshörner dagegen. Wie der Verfaſſer ſich dieſen Liederſtreit vorgeſtellt hat, das läßt ſich kaum errathen; genug, die in Mücken verwandelten Diſtichen kommen aus dem Hades, und ſummen:

Chor der Xenien.

Küſſet nun wieder den purpurnen Duft, der den Heſperus bettet,
Schwimmet auf Schatten der Nacht, fahret auf Strahlen des Monds.

Die geflügelten Xenien berichten ihre Abenteuer, ſchildern die zwölf Arbeiten des Herkules in Wilhelm Meiſter, und dann citirt Lykobas

Gerechte Lage.

In Botanik und Optik, im kameralistischen Fache
Und in der Lyra Gesang bin ich der größeste Mann'

Auch zum Zodiakus steigen die Xenien empor; sie kommen bis an den nordischen Bär, bringen russische „Schneevigramme" mit, und sagen

Jungfrau.

Aergerlich stehn wir davon und suchten die Jungfrau in Weimar,
Liefen in jegliches Haus; aber wir fanden sie nicht.

Die Flüsse werden ebenfalls besucht, doch im Fäakenlande (S. 100) ärgert man die Xenien durch Travestien

Der Goethische Meister

(S. 264)

Sieben Damen rissen gewaltig am Herzen des Jünglings,
Jede behielt sich ein Stück; nimm nun, Natalie, den Rest!

Die Sieben sind: Mariane, Philine, Frau Melina, die Gräfin Natalie, Aurelie und Theresie.

Anacharsis

(S. 72)

Nach Italien reist er, den klassischen Geist sich zu holen:
Da er den nicht erhielt, geht er als Xenie um.

Reisebeider

(S. 56)

Ist denn die Schönheit ein Riechtopf, aus dem man Gefühle nur aufzieht?
Wo sie der Sinn nicht bewahrt, riecht ihr sie nirgends heraus.

Zeitgeist.

(X. 3.)

Eine große Epoche wollten die Hexen uns bringen,
Doch sie gingen den Weg, der ins Philisterland führt.

Als die wandernden Xenien bei einem Zollhause vorüber kommen, gelingt es ihnen, dessen wüstes Stimmengewirr mit vieler Natur nachzuahmen. Dann werden sogar einige Journal-Recensionen in Distichenform gebracht:

Recension der Xenien.

Klassische Grobheit! antike Frechheit! Prügelei fehlt nur:
Köstliches Leckermahl! wenn man die Alten nur kennt.

Siehe oben S. 36 die Kritik in Reichardt's Teutschland (Nr. IV.), wo es heißt: „Für den Freund der Alten wird diese antike Frechheit ein köstlicher Leckerbissen seyn" u. s. w.

Stimme des Kosmopoliten.

Möchte doch Schiller uns bald mit Geniuswerken beglücken,
Laß wir vergäßen, was uns jetzo der Almanach gibt.

Vergl. Nr. IX. S. 58, wo der Aufsatz des „Kosmopoliten" besprochen ist. — Plötzlich hören wir wieder von Goethe's Meister, der in dem ganzen konfusen Büchlein eine Hauptrolle spielt:

Frage, ob Meister darstellend.

Was Natalie wohl aus Meistern noch endlich gebildet,
Da der Dichter aus ihm gar nichts zu machen verstand?

Zur Vermeidung etwaniger Conversion.

Wenigen, hör' ich, gefällt der neueste Theil von dem Meister;
Deßhalb schreibe ich jetzt selbigen Theil noch einmal.

Deutsches Produkt.

Unter dem deutschen Baume, des deutschen Mädchens Geschichte
Deutscher Geduld deutsch erzählt — Deutsche! sagt, heißt das nicht deutsch?

Wilhelm Meister's Lehrjahre, 7. Buch, 6. Kapitel: „Hier, sagte Therese, unter diesem deutschen Baume will ich Ihnen die Geschichte eines deutschen Mädchens erzählen; hören Sie mich geduldig an.“

Nun erreicht der Xenienschwarm die Musenstadt Weimar und besucht das Abendkränzchen bei Goethe, in dem der Verfasser augenscheinlich gut bekannt war.

Descende caelo, et dic age tibia.

Leise auf zierlichen Füßen gingen wir Abends um sieben
Hin in den Goethischen Klub, klinkten behend an der Thür.

An me ludit amabilis insania?

Plötzlich stürmte auf uns ein schreiender Haufe von Damen,
Adlicher Referendärs, Juden und Gensd'armerie.

Cum tot sustineas et tanta.

(Die Frauen.)

Was macht Goethe? fragt eine. Was macht Goethe? die andre.
Was der geheime Herr Rath? Was der Herr Präsident?

Moribus ornes, legibus emendes.

(Die Referendarien.)

Sind Herr Goethe wohlauf? Und drücken Sie sehr die Geschäfte?
Aber der Fürst ist gerecht, weiß, was er an Ihm wohl hat.

Geschrieb.

(Die Herren.)

Gestern dreiviertel auf Achte haben Dieselben geniesst.
Alsobald nieste der Klub; aber wir klatschten dazu.

Die Damen.

Vor uns traten zwei Damen, da sangen wir sämmtlich im Chore:
„Eine beinahe zu groß, eine beinahe zu klein."

Die letzte Zeile steht in Goethe's 71. Epigramm aus Venedig, und mit der großen Dame soll hier — wie aus den nächstfolgenden Distichen hervorgeht — Henriette v. Wolfskeel, mit der kleinen Christiane Vulpius gemeint seyn.

Vielen.

Nach geendigtem Chore, den lustig jedermann mitsang,
Forschten die Damen uns aus, welche der Almanach meint'.

Eine.

Unter den Vielen finde ich meinen Namen gezeichnet,
Sicher meinte er mich! — sagt ihm, ich danke dafür.

Der Mückenalmanach citirt hierbei das Blumen-Xenion 623. H. W. überschrieben, wo in der Note das Nähere gesagt werden.

Eine Andere.

Mich erblickte ich unter den Blumen zwar auch, aber leider
Steht mein Nam' nicht dabei; auch ohne Namen bin ich's.

Die Anmerkung bezeichnet das Distichon „Kornblume." Xenion 633. Welche Beziehung dasselbe zu Goethe's Privatleben hat, ist dort ausführlicher mitgetheilt.

Eine Bitte.

Zwar mein Name ist's nicht, doch bin ich gar klein und recht lieblich,
Und mein Auge fleht stets: „Holder, vergiß nur nicht mein!“

Hier wird das Epigramm C. F. angeführt, weil man dabei an Christiane Vulpius dachte; vergl. die Anmerk. zu S. 634.

Geliebte Dichtermanier.

Wir aber gaben die Antwort, welche fast überall paßet:
„Weiß man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk.“

Der Pentameter ist aus dem 62. venetianischen Epigramm entnommen.

Nachdem noch manche Mysterien berührt worden sind, forscht ein Bote aus Kranken nach dem Autor der Xenien, und empfängt die Antwort:

Doctor und Apotheker.

Zween sind's: Einer ist Doctor, ein Laborateur ist der andre:
Einer macht das Recept, einer das Medicament.

Während die Distichen ihre Reise fortsetzen, kommen sie in eine benachbarte Gegend, und hören dort um Mitternacht beide Xenienrichter „feierlich und mit Würde“ singen:

Horcht! hohe Weisheit strömt aus mir,
Sobald ich pokulire.
Nur zwei Geschlechter gibt es hier:
Die Genialen, das sind wir;
Die Andern sind die Thiere.

Hierauf gibt es neue Berichte über Goethe's Roman:

Wilhelm Meister.

Goethens neunten Roman vergleich' ich der ruſſiſchen Schaukel:
Viele ſteigen hinein, ſteigen dann wieder heraus.

Das Ungluck.

Von der gewaltgen Bewegung überſchlägt ſich die Schaukel,
Und der ganze Roman findet ein jämmerlich End'.

Lehrjahre.

Zur Erquickung geduldiger Seelen hat Wolfgang von Goethe,
Dichter, Miniſter und Chriſt uns die Geſchichten erzählt.

Vergl. S. 116. — Wilhelm Meiſter's Lehrjahre, 6. Buch: „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele."

Lehrbrief.

Gut, daß Goethens Natur ihn in die Lehre genommen,
Welcher Meiſter ſonſt ſprach' dieſen Geſellen wohl los?

Schiller's Ungeduld.

Was ihn gedrängt, den Roman ſo ſchnell zum Schluße zu treiben?
Höchſte Noth war es ja! — werden die Damen nicht alt?

Endlich geht es auch noch über Schiller's Horen her.

Die Horen.

Eunomia gebeut, es fordert Billigkeit Tiefe,
Und Irene ſpricht: Laßet in Frieden uns ziehn.

Die Namen der drei Göttinnen bedeuten: Geſetzlichkeit, Gerechtigkeit und Frieden.

Die Mitarbeiter.

Was die verständigen Meister im ersten Jahre uns lehren,
Uebet im zweiten Jahr willig ein dankbar Geschlecht.

Der zweite Jahrgang des Journals (1796) brachte nur wenig Beiträge von Schiller und Goethe.

Schiller in den Horen.

Hohes satyrisches Pathos kleidet erhabene Seelen:
Schönen Herzen gelingt leichter satyrischer Spott.

In dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung heißt es: „Wenn die pathetische Satyre nur erhabene Seelen kleidet, so kann die spottende Satyre nur einem schönen Herzen gelingen" ꝛc.

Klage des Amor.

Leicht wie Blüthenstaub flattert' ich sonsten von Jüngling zu Mädchen:
Ungeflügelt anjetzt heiz' ich in Rom das Kamin.

Dieß Epigramm zielt auf Goethe's römische Elegien im sechsten Stück der Horen, welche der Mückenalmanach überhaupt mehrfach geißelt und travestirt, z. B.:

Vierzehnte Elegie.

Macht die Laden zu!
Macht die Laden zu!
Der Amor kömmt!
Der Amor kömmt!

Zuweilen mischen sich wirklich poetische Gedanken in die kolossale Verwirrung:

Tasso.

Duft der erröthenden Rose, das ist die Liebe des Tasso!
Freu' dich der Blume, denn bald gibt sie dir haarige Frucht.

Der Schmetterling

Leben ist Liebe! das lehrest du, schöne Phaläne, uns deutlich:
Liebe ist deine Kost, aber die Liebe ist stumm.

Muthmaßlich sollen diese beiden Distichen auf Goethe anspielen; s. die Anmerk. zu X. 635.

Laut toben die Satyrn, doch auf einmal kehrt der Dichtergott zurück, und Schrecken durchrieselt seine übermüthigen Jünger.

Cybebus
(schreit auf.)

Ach, es erscheinet Apollo! Er führet den nordischen Braga
Vom hyperborischen Fest. Wälder bedecket uns jetzt!

Artiopus
(wirft die Verkleidung als Satyr ab.)

Fliehe, du haariger Satyr! Entzücke, berücke die Weiber!
Gehe, ich laß dir dein Fell! Mir wird Apollo verzeihn!

Chor der Xenien.

Eulen suchen das Dunkel, Poeten suchen den Mondschein
Und die Mücke das Licht. Xenien, auf zum Apoll!
(Sie verbrennen im Glanze des Apoll.)

Cybebus.

Weh, weh! meine Kinder verbrennen im Strahl des Apollo.
Witz und Genie ist dahin! Sicher vergißt sie die Welt.
(Er stehet betrübt in den Wald.)

Apoll und Braga kommen; sie führen ein Gespräch über die neueste deutsche Literatur, das zugleich eine Persiflage der Unterredung mit Herkules (X. 405—412) seyn soll.

Braga.

Haben der Liebe sie nicht, der reinen, im eigenen Herzen,
Tönt ihr Gesang nur wie Erz, klinget wie Schellen ihr Lied.

Apollo.

O die Liebe, die bilden die Dichter gar zierlich und lieblich,
Splitternackend, daß man ganz ohne Hemde ſie ſieht.

Braga.

Wie? ſo fühlen ſie wirklich die reineſte Liebe des Herzens,
Welche uns Göttern allein ſonſt zu umarmen vergönnt?

Apollo.

Nicht doch! das iſt empfindſam Gewäſch. Kaum einmal im Jahre
Singt in dem Almanach noch Einer von himmliſcher Lieb'.

Braga.

Auch gut. Philoſophie hat ihre Gefühle geſtärket,
Und der geläuterte Sinn ſucht in der Liebe nur Scherz.

Apollo.

Ja, ein zierlicher luſtiger Spaß, nichts geht ihnen darüber;
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, gefällt.

Braga.

Alſo fühlt man bei ihnen die freudige Wonne des Herzens,
Süße Trauer der Seel', wie ſie mein Klopſtock einſt ſang?

Apollo.

Keines von beiden! Sie kann nur das Sinnlichberührende rühren,
Und was recht offenbar, ſchmutzig und ekelhaft iſt.

Braga.

Was! Sie ſingen nicht Klagen der Colma, nicht Freuden der Löbna?
Keine Minvela? und auch eure Andromache nicht?

Apollo.

Nein! zur Zeit nur von den Philinen, Faustinen und Kupplern,
Von den Lacerten, und was ihre Spelunke nun sey.

Braga.

Aber ich bitt' dich, Apoll! was kann denn dieser Miere Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?

Apollo

Was? Sie bringen den Dichter zu Bette, vertreiben die Zeit ihm,
Sie sind geschäftig, nicht er; und das beklatschet das Volk.

Braga

Woher nehmen sie aber die große erhabene Tugend,
Welche die Liebe erhebt, wenn sie zermalmet das Herz?

Apollo.

Diese kömmt nicht in Handel, denn sie behandeln die Liebe;
Ist geschlossen der Kauf, hebet die Liebe sich an.

Braga.

Aber die bannte deutsche Sitte ja sonst aus dem Hause:
Nun führt der Dichter sie ein? Da wohnt die Freiheit nicht mehr!

Apollo.

Nimm's nicht übel, mein Braga. Die Umstände ändern die Sache;
Wen noch die Sitte beschwert, den spricht der Dichter nun frei.

Grazo.

Alſo dieſe Liebe, die niedrige, trifft man in ihren
Dichtern, die hohe nur nicht, nicht die unendliche an?

Apollo.

Der Poet iſt der Wirth, und ſeine Gedichte die Zeche;
Wenn ſich die Tugend erbricht, ſteiget das Laſter ins Bett.

Hierauf endigt der närriſche Kauz von Autor ſeinen Mückenalmanach mit folgendem Diſtichon:

An die Freier.

Freilich war alles nur Spiel! Doch, Freier, ihr habt es verloren!
Steine trafet ihr wohl, doch die Penelope nicht.

XXVIII. An die Xeniophoren. Ein kleines Meßpräſent. 1797. (16 Seiten.)

Dieſe Flugſchrift, ſchlecht gedruckt, und im Innern ohne Salz und Gehalt, erſchien zu Hannover. Der anonyme Verfaſſer war von den „Xeniophoren“ keineswegs angegriffen worden, doch das Epigramm auf die Weſer (X. 107) hatte ſein landſchaftliches Gefühl verletzt, denn er gehörte wohl zu den Anwohnern dieſes Fluſſes. Darum ſagt er:

Saul unter den Propheten.

Wer ſo verwegen euch neckt? O rathet nicht länger vergebens!
Die Epigramme — bedenkt! ſendet die Weſer euch zu.

Weil er nicht in den Xenien vorkam, ſo behauptet der Autor auf einem parteiloſen Standpunkt zu ſtehen:

Dutzendes.

Anders erblicket der tief verwundete Kämpfer das Schlachtfeld,
Anders wer ohne Partei ruhig die Streitenden ſah.

Mit Bezug auf X. 207 gibt er ſich ſelbſt ein lobendes Sittenzeugniß:

Apologie bei Gelegenheit

Herr, ich bin kein Philiſter, kein Schwärmer oder ein Heuchler!
Weil ihr die Andern neckt, neck' ich euch auch mal zum Spaß.

Und nun möge eine kurze Blumen-, oder vielmehr Dornenleſe aus dieſen Blättern folgen:

Sansculotterie der Musen

Gib uns, Apollo, die Leier! denn Gleichheit ſoll gelten und Freiheit;
Und nicht die Leier allein, gib auch den Bogen dazu!

Phöbus Antwort.

Haltet, Verweg'ne! Die Leier vermag auch Zeus nicht zu rauben,
Aber Bogen und Pfeil ſey euch von Herzen gewährt.

Etat de Révolution.

Siehe, da rennen ſie hin; es bligen Phöbus Geſchoſſe,
Und das wilde Heer bändiget kein Muſaget.

Der Wettſtreit.

Progne plapperte viel, doch läſtert ſie lange vergebens:
Horchend der Schweſter Geſang, wird man durch ſie nicht geſtört.

Veränderte Umſtände.

Aber mit gleichem Bemühn verſtopfen wir beiden die Ohren,
Wenn Philemele anjetzt ſich auf dem Contrebaß übt.

Auflesung

Sondern möcht' ich euch nach des griechiſchen Mütterchens Weiſe:
Philipp den Nüchternen ſah ſie in dem Trunkenen nicht.

Anſpielung auf X. 91: „Wem die Verſe gehören? ꝛc.“

Saalfreiheit

Lange zerbrach mir den Kopf das freie Völklein der Saale.
Fabri nennt es uns nicht. Xeniopheren, ihr wißt's!?

Vergl. X. 102. — J. C. Fabri's Handbuch der neueſten Geographie. 3. Aufl. Halle 1796.

Bild und Sache.

Wohl hat das Zeichen die Zeit und ihren Geſchmack uns verkündet;
Was er im Bilde uns malt, zeigt uns die Wirklichkeit hier.

Eine unbelikate Erinnerung an X. 255.

Andere Verwegenheit.

Ja, verwegen genug! Die Höflichkeit hindert zu fragen:
Ei, du ſaubrer Geſell, ſage, wie kamſt du herein?

Goethe's römiſche Elegien in den Horen, mit Rückſicht auf X. 260.

Neſſus.

Siehe, da liegt er durchbohret! Die Spitze des giftigen Pfeiles
Traf den wüthenden Feind — Rache ſchreiet ſein Blut.

Ne quid nimis.

Mäßige, Sieger, den Zorn! enthüllſt du dem Todten die Blöße,
Raubſt ihm ſein letztes Gewand, ſchweiget die Nemeſis nicht.

Respice finem.

Traurig endet der Held auf dem Oeta die glänzende Laufbahn.
Nehmt, ihr Herrn, euch in Acht, daß ihr euch ſelbſt nicht verbrennt.

Den Stoff der drei letzten Diſtichen bildet die Mythe vom Centaur Neſſus, welchen Herkules tödtete, der darauf ſelbſt durch das Blut des Erſchlagenen vergiftet wurde.

Anonymität.

Nennen werd' ich mich nicht, ſonſt ging' es mir wie dem Demarchen,
Den als Bruder und Freund jeglicher Sanscülott grüßt.

Mit dem Demarchen (δήμαρχος, d. h. Volksbeherrſcher) ſoll vielleicht der Herzog von Orleans, Egalité (ſ. A. 350) gemeint ſeyn.

Bei den Weſer-Epigrammen befindet ſich noch eine „Zugabe," welche folgendermaßen anhebt:

Prologus.

Merket! die Weſer ſandte die Gaſtgeſchenke zur J — —,
Und die J — — gibt nun euch das Deſſert noch dazu.

Muthmaßlich: die Jahde, ein Fluß im Oldenburgiſchen.

Indiscretion.

Prahlt doch nicht immer, ihr Herrn, mit der Gunſt der lieblichen Muſen;
Züchtig ſind ſie — und hold nur dem verſchwiegenen Mann.

Grenzberichtigung.

Freilich hat reine Moral in Künſten wenig zu ſagen,
Doch ſpricht über die Kunſt ſtreng ſie das richtende Wort.

Wenn ihr auch nimmer es achtet, so kann wohl üppiger Lorbeer
Jaumelnden kränzen die Stirn... aber genüget euch der?

Seht, schon welken die Blätter!... Den unvergänglichen Lorbeer
Trägt nur des heiligen Ernst's Weihe dem würdigen Werk.

Trost.

Schuldlos wandelt der Dichter im ewigen Frühling. Es neigen
Löwen und Tiger sich ihm, wenn er die Schlange nur flieht.

Aber horcht er dem Trug, und bricht vom lockenden Giftbaum,
Droht ihm das flammende Schwert — Eden versinket vor ihm.

Und des Verschwundnen täuschend Gebild umgaukelt den Armen,
Und die suchende Hand greifet nur Nebel und Rauch.

Moralische Lehre.

Nicht der Stock geziemet dem Dichter. Es leite der Oelzweig
Sanft zu dem Schönen uns hin, dann sind dem Guten wir nah.

Vergl. S. 177.

Epilogen.

Gerne hätt' ich geſchwiegen, doch mußt' ich vom Herzen mir reden,
Was mich drücket und ſtört, leſ' ich im Taſſo und Carl.

So ſchließen die Poeten von der Weser und Jahde ihre Diſtichen mit einer Genugthuung für beide Dichter — für beide, denn der „Carl" ſoll wohl Don Carlos ſein.

XXIX. Ein paar Worte zur Ehrenrettung unſrer teutſchen Martiale. 1797. (32 Seiten.)

Bereits im December 1796 erwartete Goethe, daß irgend ein Kämpe ſich auf die Seite der Xenien ſtellen würde, und er ſchrieb damals an Schiller: „Man hat mir wiſſen laſſen, daß nächſtens etwas für den Almanach erſcheinen werde; in welcher Form und in welcher Geſtalt, iſt mir unbekannt. Ueberhaupt, merke ich, wird es ſchon Buchhändlerſpeculation pro oder contra etwas drucken zu laſſen. Das wird eine ſchöne Sammlung geben!"

Lange ließ der verkündete Xenien-Meſſias auf ſich warten, doch endlich ſchien er, in den zwei Bogen der obigen Flugſchrift, gekommen zu ſein. Dieſelbe trat zu Weißenfels, beim Verleger der Verlocken, ans Licht, und eine buchhändleriſche Ankündigung, vom Juni 1797, äußerte: „Sowohl Freunde als Feinde der Xenien werden dieſe paar Bogen mit Vergnügen durchleſen, und jeder Unparteiiſche wird den vom Verfaſſer eingeſchlagenen Mittelweg billigen." Wer dieſe Worte ſchrieb, hat ſich entweder auch in der Ironie verſuchen wollen, oder er verſtand unter „Mittelweg": mitten durch den Schmutz. Doch ich will dem Inhalt der ſogenannten Ehrenrettung nicht vorgreifen.

Auf der Kehrſeite des Titels finden ſich als Motto die Bibelſtellen: „Wer den Stein in die Höhe wirft, dem fällt er auf den Kopf. — Wer heimlich ſticht, der verwundet ſich ſelbſt. — Wer einem andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt darein. — Wer einem andern ſtellet, der fänget ſich ſelbſt. — Wer dem andern Schaden thun will, dem kommt er ſelbſt über den Hals, daß er nicht

weiß woher." Der Autor bezeichnet diese Sprüche als „fünf Xenien des Jesus Sirach (Cap. 28. V. 28—30)." und gibt dadurch zu erkennen, daß wir nur eine ironische Vertheidigung der Xenienbichter von ihm zu hoffen haben.

Wenn ein Schriftsteller gern Satyriker seyn möchte, wenn ihm dazu aber an Geist, Verstand und Witz gebricht, dann kleidet er sich gewöhnlich in die Harlekinsjacke der Ironie. Dieß schlottrigte, farblose Gewand paßt zur Noth auf jeden Leib, und seine Schellen klingen laut genug, um Aufsehen zu machen. Die Ironie ist eigentlich immer eine Lüge, denn sie heuchelt Unwissenheit, um dahinter ihre Schalkesstreiche auszuführen. Dem Verfasser der „paar Worte" muß man freilich zugestehen, daß die Unwissenheit bei ihm keineswegs erheuchelt, sondern durchaus ächt ist; trotzdem fehlt aber auch die Lüge in seinem Buche nicht, ja das Ganze ist nur ein einziges schamloses Lügengewebe. Es eröffnet sich mit folgenden allgemeinen Sätzen: „Der Verfasser dieser wenigen Bogen hat alle die Xenien betreffenden Bücher, Brochüren, Aufsätze und Epigramme, von dem feinen sarkastischen Raisonnement Wieland's bis auf die seichten, schmutzigen Gegengeschenke Dyk's herab, gelesen. Er hat kluge und dumme Köpfe über diesen Gegenstand sprechen gehört, und überall die Verfasser der Xenien gleich für ehrlos erklärt gefunden, nur mit dem Unterschiede, daß er diese Erklärung bald in dem feinsten Witz, bald ohne alle Maske, gerade heraus und offenherzig, in Deutschland gedruckt, bald, und am öftesten, in plumpem und grobem Gemälde erblickt fand."

Nachdem der Ironiker ausgesprochen hat, daß Goethe und Schiller die Verfasser der Xenien sind, knüpft er daran die Frage: „Wer nennt die Dichter eines Tasso und Carlos nicht mit Ehrfurcht?" Dann behauptet er, ihrem mündlichen und schriftlichen Umgange den geistreichsten, himmlischsten Genuß seines Lebens zu verdanken. Und diese Männer, von denen er glaubte, daß Deutschland sie mit ihm als höhere denn irdische, als unsterbliche Wesen anbeten würde, findet er jetzt in den Augen seiner Landsleute tief von der Unsterblichkeit zur Sterblichkeit herabgesunken;

er findet ſie zu einer Pasquillantenrolle entehrt. Getrieben von Dankbarkeit und Anhänglichkeit an ſeine Lehrer, enthuſiaſtiſch entflammt von der Unwürdigkeit jener Läſterungen ſeiner Gottheiten, ergreift er zur Ehrenrettung Goethe's und Schiller's die Feder. Er will dieſelbe wie Paulus gegen alle Spötter und Läſterer führen, und hofft ſie, wenn nicht mit dem Danke ſeiner Zeitgenoſſen, doch mit dem Selbſtgefühl, deſſen werth zu ſeyn, niederzulegen. Hätten ſich die beiden Dichter herabgelaſſen, ihre Rechtfertigung ſelbſt zu ſchreiben, ſo würde die ſeinige — zur wahren Freude ihres Verfaſſers — nicht erſchienen ſeyn. Aber dieſe Männer *verachten* mit Recht das Publikum, das ihre Größe nicht zu ſchätzen weiß, und gleichwohl verlangt die Ehre des ganzen Zeitalters eine ſolche Erklärung.

Hierauf nimmt der Autor Goethe und Schiller gegen den angeblichen Vorwurf in Schutz, als wären ſie erſt durch Böttiger's Abhandlung im Bertuchiſchen Modejournal (vergl. die Anmerk. zu S. 262) auf den Einfall gebracht worden, ihren Diſtichen einen gleichen Namen zu geben, und hätten vorher weder von Martial noch von Xenien etwas gewußt. „Freilich haben dieſe Genies zu viel Geiſt und Phantaſie," heißt es ferner, „um als einſeitige Philologen hinter dem Ofen im Studium der Conjecturalkritik und der Varianten zu verdorren, aber wahrlich, zur Bildung ihres Geiſtes verſäumten ſie nichts. Ein Mann, der die Trümmer des alten Roms ſo oft beſucht, ſo zu ſchätzen weiß, wie *Goethe*, ſollte nie etwas vom Martial gehört haben? Verräth nicht die Jovialität in eben dieſen Xenien den erſten Schüler Martial's? Und endlich iſt uns Goethe durch ſeine Dissertatio pro gradu doctoris juris,[1] durch ſeine Bearbeitung der Vögel nach Ariſtophanes und durch andere gründliche Schriften in dieſen Sprachen als ein geſchmackvoller Lateiner und Grieche zu bekannt, um auch nur noch eine Sylbe gegen dieſe nichtswürdige, platte, thörichte, Unwiſſenheit verrathende Beſchuldigung

[1] Abgedruckt in den „Fragmenten aus einer Goethe-Bibliothek. Zur Neu-Andacht am 28. Auguſt 1849 guten Freunden überreicht von S. H. (Salomon Hirzel)." S. 4—7.

zu sagen. Die Xenien haben, ohne doch leer zu seyn, einen Anstrich von Leichtigkeit, welcher Goethen ganz eigen ist; sie sind auch großentheils von seiner Meisterhand, und besitzen die schwere Kunst, starke Sachen mit wenig Worten zu sagen."

Jetzt verspricht der advocatus diaboli, diejenigen Xenien, um derenwillen man ihre Verfasser mit den entehrendsten Prädikaten belegt hat, gründlich zu prüfen und, so Gott will, die aufgeklärten (!!) Deutschen zur schmerzlichsten Reue zu bewegen. — Es kommt mir nicht in den Sinn, ihm auf seinem öden, geistlosen Kreuz- und Querzuge zu folgen, doch muß durch einige Beispiele gezeigt werden, wie dieser ironisirende Commentar beschaffen ist.

Das Verbindungsmittel.

(X 12.)

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

„Herr Goethe soll sich hier selbst gemeint haben, indem er den Doktor Juris mit dem Premierminister verband. Wie lächerlich! Die Xenie enthält eine ganz neue Wahrheit, welche Spuren der tiefsten Einsicht zeigt, und vom Herrn Geh. Rath Goethe kann ich versichern, daß er nichts weniger als eitel ist. Er ist vielmehr der populärste Minister, den ich kenne. Ich könnte vorzüglich das weibliche Geschlecht als Zeugen für diese Wahrheit aufrufen, wenn sie nicht sein neuestes Werk, der Wilhelm Meister, selbst bestätigte. Wir werden hier in Gesellschaften einer Klasse eingeführt, die kein rechtlicher Mann frequentiren würde, die aber eine so treffende Menschenkenntniß[1] verrathen, daß Hr. Goethe diese Gruppen unmöglich anders als a posteriori gezeichnet haben kann. Sollte nun wohl ein Minister, der sich in den Armen einer Landstreicherin, wie Marianne und Philine, selig fühlt, eitel seyn?"

[1] Auf der letzten Seite des Heftes sieht man, daß hier kein Druckfehler, sondern ein roher Studentenwitz vorliegt; dort wird nämlich bemerkt: es müsse, statt Menscher-Kenntniß, Menschenkenntniß heißen.

Die **chen Klaſſe.

(S. 110.)

Unſer einer hat's halter gut in **cher Herren
Ländern; ihr Joch iſt ſanft und ihre Laſten ſind leicht.

Auch hier ſoll Goethe ſich wieder epigrammatiſirt haben: man lieſt deßhalb, nach der Conjektur eines verleumderiſchen Publikums: „in ſächſiſcher Herren Ländern," und der „Unſer einer" iſt dann natürlich Herr Geh. Rath Goethe. „Welch alberne, boshafte Chikane" ſagt der Verfaſſer. „Statt eine feine Satyre auf einen **chen Tagedieb hierin zu erkennen, glaubt man, Goethe meine ſich ſelbſt mit dem Tagediebe. Welch blinde Dummheit! Herr Goethe hat uns für's erſte zu viel feine Empfindung gezeigt, um einen ſolchen Fehler gegen das savoir vivre zu begehen; für's zweite ſind ſeine Laſten (wenn auch ſein Joch, zum Lobe ſeines ſo braven Fürſten, ſanft iſt) nichts weniger als leicht. Er hat als Miniſter, Geheimde Rath, Chatouillier, Theaterdirektor, Bergbauinſpektor ꝛc. ꝛc. ꝛc. eine ſolche ungeheure Menge von Laſten, daß ſie, wenn er ſie wirklich trüge, ohne Zweifel ſein, für Deutſchland ſo unſchätzbares Leben um vieles verkürzen würden."

Umwälzung.

(S. 119.)

Nein, das iſt doch zu arg! da läuft auch ſelbſt noch der Cantor
Von der Orgel, und ach! pfuſcht auf den Klaven des Staats.

„Dieß, nebſt einigen andern Epigrammen, ſind es alſo, die Herrn Reichardt zu dem tollkühnen, voreiligen Schritte bewegen konnten, Herrn Schiller, falls er ihm nicht den Verfaſſer nenne, öffentlich für ehrlos zu erklären (ſ. o S. 177). Herr Schiller lacht und glaubt mit Recht, daß Herr Reichardt ihm ſeine Ehre, die er in Deutſchland beſitzt, nicht nehmen könne, da er noch

nicht einmal Luſt gehabt, dieſe lächerliche, verächtliche Conditio sine qua non einzugehen. Herr Reichardt muß auch mit ganz beſondern Brillen in dieſer Xenie eine Injurie geſehen haben. Im Cantor liegt ſie doch wohl nicht? Es gibt ja vielerlei Cantoren! Und Hr. Reichardt hätte wohl eher nöthig, die hier ſo fein in poetiſchen Bildern gegebene Wahrheit: der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten! ſich recht ſehr zu Herzen zu nehmen, als deßhalb mit Ehrverluſt um ſich zu werfen. Hätte er denn nicht das nämliche Recht, auf gleiche Art Herrn Goethe zurecht zu weiſen, wenn z. B. dieſer Dichter ſich einfallen laſſen wollte, einen Newton in der Lehre von der Optik zu corrigiren?" (Vergl. X. 164 u. ff.)

Hiſtoriſche Quellen.

(I 298.)

Augen leiht dir der Blinde zu dem, was in Frankreich geſchiehet,
Ohren der Taube; du biſt, Deutſchland, vortrefflich bedient.

Zu dieſem Xenion gibt die Ehrenrettung folgende Paraphraſe: „Es ſey höchſt impertinent, wenn ein paar arme Poeten, die nicht ſchwarz unter'm Nagel hätten, ſich über ſtaatskundige, um ganz Europa verdiente Männer, wie Büſch und Ebeling, luſtig machen wollten, welche, trotz ihrer Sinnesfehler, dreimal richtiger und beſſer in die Welt hinein gehört und geſehen hätten, als eben jene Poeten" — das iſt die allgemeine Stimme über dieß Diſtichon. Die guten Leute kennen freilich das erſte Geſetz der poetiſchen Licenz nicht, das großen Dichtern befiehlt, nicht etwa aus Beſcheidenheit ein Bonmot oder einen witzigen Einfall, weil ſie perſönliche Beleidigungen enthalten, ungedruckt zu laſſen und ſo der Nachwelt zu entziehen. Eine ſolche Beleidigung geht ja nie von Herzen, es iſt ja alles nur ein Spiel (ſ. X. 414), und Hr. Goethe und Schiller wünſchen gewiß, mit der ganzen literariſchen Welt, nichts mehr, als zwei Augen offen zu ſehen, durch deren Schließung die Krone Germaniens einer ihrer erſten Zierden beraubt werden würde.

Professor Historiarum.

(X. 299.)

Breiter wird immer die Welt und immer mehr Neues geſchiehet;
Ach! die Geſchichte wird ſtets länger, und kürzer das Brod!

„Der Herr Profeſſor, der dieſe Jeremiade ausſtößt, ſoll, wie das ſatyriſche Publikum will, Herr Schiller ſelbſt ſeyn, der bekanntlich eine hiſtoriſche Profeſſur in Jena bekleidet. — Es ſey nur erlaubt, hier zu bemerken, daß Hr. Hofrath Schiller, außer ſeinem fixen Gehalt, Zulage aus der herzoglichen Chatouille[1] empfangen hat — vier Jahre lang vom Beförderer der ſchönen Künſte, Prinzen von Auguſtenburg, eine anſehnliche Penſion erhielt — alle Jahre Almanache ſchreibt, die drei- und mehrmal aufgelegt werden — Horen herausgibt, die reißend abgehen — durch ſeine genaue Verbindung mit Goethe, dem Vertrauten des Fürſten, mancherlei andre artige Einkünfte genießt — und endlich bloß darum keine einzige akademiſche Vorleſung hält, weil er das überflüſſige Geld nicht brauchen kann, aus welchem Grunde er ſich auch genöthigt ſieht, Krämpfe vorzuſchützen."

Vergleicht man dieſen ſchandbaren Angriff auf Schiller mit der Anmerkung zu X. 299, ſo wird man kaum zweifeln, daß dem Verfaſſer der „Ehrenrettung" die wahre Beziehung des Epigramms, wie ich ſie dort nachgewieſen habe, bekannt war. Ja, ich glaube faſt, der Verfaſſer war Profeſſor Heinrich ſelbſt, oder doch ein Anhänger von ihm. Man konnte ſich nämlich ſolcher frechen Verleumdungen von einem Manne verſehen, der unſern Dichter ſchon früher verfolgt hatte, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil dieſer gewagt, ſich „Profeſſor der Geſchichte" zu nennen. Heinrich lebte in Jena, er mußte Schiller und Goethe oftmals ſehen, mußte viel von beiden hören, und fühlte ſich ihnen doch innerlich ſo fern. Aus dem Neid, den ihre Größe in ihm erregte, und aus dem Bewußtſeyn der eignen

[1] Der Verfaſſer macht hierbei die Anmerkung: „Von Goethe, dem herzoglichen Chatouillier."

Ohnmacht, erwuchs ein giftiger Fliegenschwamm — der Haß. Dieser Haß sog neue Nahrung aus dem Schiller'schen Epigramme; Heinrich wollte Rache üben, und es gab sich vielleicht ein williger Jünger als Werkzeug dazu her. So denke ich mir das Entstehen der lügnerischen „Ehrenrettung", worin jede elende Klatschgeschichte, die an der Universität Jena kursirte, ihren Ausdruck fand, wenn sie nur irgend geeignet war, die beiden Dichter zu verunglimpfen.

Das goldene Alter.

(X. 918.)

Schöne Naivetät der Stubenmädchen von Leipzig,
Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt zurück!

Was die „paar Worte" hiebei zu Markte bringen, setzt ihrem Unsinn, ihrer Gemeinheit die Krone auf. Sie berichten: „Frohlockend jauchzt und triumphirt der Haufe neidischer, hämischer Scribler über diese Xenie. Ehrwürdige Matronen erheben ein Zetergeschrei; das junge Völkchen lacht und scherzt beim Hexameter, und eine gewisse Art alter Herren, die da wünschen, ihre Jugendjahre länger gelebt zu haben, freuen sich innig beim Pentameter, daß Herr Goethe mit ihnen sympathisire. Alles stimmt überein, daß die liederlichen Leipziger Stubendirnen das goldene Alter Goethens gewesen, und der Wunsch der Rückkehr dieses saturnischen Zeitalters Goethe's Wunsch sey. — Der Verfasser dieser Schrift hat doch wohl mehr das Glück des Umgangs mit Goethe genossen, und er kann versichern, daß keine der Damen, in deren Gesellschaft Goethe's Phantasie den Schwung erhielt, Distichen wie dieses zu dichten, im mindesten weder physisch, noch moralisch fehlerhaft war, sondern sich vielmehr alle dem Ideal einer vollkommenen körperlichen und geistigen Schönheit näherten. Wie wäre auch eine andere Wahl von dem ersten aller Aesthetiker zu erwarten? Der Verfasser erinnert sich nie, eine in jeder Rücksicht so vollkommene Schönheit gesehn zu haben, als die Danae aller Vulpiussen (vergl. die Anmerk. zu X. 621).

an deren idealiſchem Busen Goethe die wonniglichſten, himmliſchſten Nächte hinträumt."

Aus dieſem widerlichen Hexengebräu ſteigt der Autor mit ironiſcher Philologenmiene herauf, um Schiller's Fabel vom Fuchs und Kranich (X. 415—418) gegen Nicolai's Angriffe zu vertheidigen, doch was er vorbringt, iſt ein hirnloſes Wiſchiwaſchi. Zum Schluſſe ſagt er dann: „Durch dieſe paar Worte hofft der Verfaſſer Goethens und Schiller's Ehre in den Augen ſeiner Landsleute gerettet, dem blinden Deutſchland den Schleier abgezogen zu haben. Im gegenſeitigen Falle muß er zur Schande unſeres Jahrhunderts eingeſtehen, daß Schiller und Goethe noch immer zu erhaben für ihr Zeitalter ſind, und daß die Originalität, die vis comica, der Witz, das Salz, der Pfeffer, die Laune, die Feinheit, die Artigkeit, die in den ganz neuen Erſcheinungen der Xenien (in der poetiſch-literariſch-ſatyriſchen Klußkarte, in dem epigrammatiſchen Thierkreiſe, in der ſehr proſaiſchen und phyſiſchen Blamirung Homers und in der Herabwürdigung des Herkules zu einem Dialog mit einem unſrer elendeſten Theaterdirektoren) herrſchen, erſt von der ſpäten Nachwelt erkannt, bewundert, verherrlicht und vergöttert werden wird. Bis dahin könnten wir nicht genug die Goethe'ſche Wahrheit ausrufen (ſ. X. 31):

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geſchlecht."

XXX. Die Tchſiade, oder freundſchaftliche Unterhaltungen der Herren Schiller und Goethe mit einigen ihrer Herren Collegen, vom Kriegsrath Cranz. Berlin. 1797. (80 Seiten.)

Der Verlagsort „Berlin" iſt nur fingirt, da das Opus in Hamburg herauskam. Auguſt Friedrich Cranz, geb. 1737 zu Marwitz bei Landsberg a. d. Warthe, wurde ſeines Amtes als königl. preuß. Kriegs- und Steuerrath 1779 entſetzt, privatiſirte dann zu Hamburg, und ſtarb 1801 in Berlin. Er war als Satyrenſchreiber bekannt, oder — um der Wahrheit näher zu

bleiben — als Pasquillant berüchtigt. So ſchrieb er auch, ohne jede perſönliche Veranlaſſung, die Ochſiade, deren Geiſt und Styl ungeſchliffen wie ihr Titel ſind. Um den letzteren zu erläutern, berichtet die Vorrede: der Verfaſſer habe, ſechzehn Jahre früher, eine „Bockiade" geſchrieben, weil zwei Gelehrte ſich damals gegenſeitig das Prädikat „Bock" beilegten. In den Xenien ſey ein Halle'ſcher Profeſſor zum Ochſen gemacht, mehrere Gegenſchriften hätten den Ochſentitel erwiedert, und ſo habe er denn für ſein Büchlein keinen paſſenderen Namen, als den vorſtehenden, finden können. Nach langem gehaltloſem Schwatzen über die Polemik der griechiſchen, römiſchen und jüdiſchen Schriftſteller, kommt Grantz zu dem eigentlichen Ziel. Er nimmt einen gewaltigen Anlauf, ſchwingt ſich auf den Standpunkt der Politik, und will von dort herab die Entſtehung der Xenien betrachten. Ich werde verſuchen, einen vollkommenen Wermuthertrakt aus ſeinem Buche zu ziehen.

„Mit dem laufenden 1797 Jahre iſt ein neuer Muſenalmanach erſchienen, der ſich der Schiller'ſche benamſet, auffallend durch ſein empfehlendes Aushängeſchild, merkwürdig wegen ſeiner Quelle und präſumtiven Abſicht, lärmmachend durch einen beſondern Theil ſeines Inhalts, und — weitſchichtig wegen der durch denſelben veranlaßten Folgen, deren Schluß ein Schmaus für den Leſer ſeyn wird — Das Aushängſel dieſes Muſenalmanachs iſt — Schiller's Name. Wer könnte noch ſo Fremdling in dem deutſchen literariſchen Iſrael ſeyn, der nicht Schillern, das üppig aufgeſchoſſene Genie des Schwabenlandes, kennen ſollte? Wer kennt nicht den berühmten Sänger der meiſterhaften und unſchätzbaren Ode an die Freude? Und wer verkennt nicht den liebenswürdigen Pſalmiſten, der, von liebevoller Freude glühend, in der ganzen Menſchheit nur ein ihm verwandtes Weſen ſieht, und mit inniger Bruderliebe ausruft: Seyd umſchlungen, Millionen! unter dieſen Millionen aber eine Partie guter biederer Menſchen mit Satanskrallen umſchlingt?"

— „In der merkwürdigen Periode der letzten Jahre, da ſo ungewöhnliche Zeichen geſchahen an Sonne, Mond und Sternen

des politiſchen Staatshimmels; da Frankreichs königliche Sonne nach den Weiſſagungen des Propheten Noſtradamus verloſch, der Himmel des glänzenden Hofes entwich, wie ein eingewickeltes Buch, und die Sterne auf die Erde — in Coblenz — hernieder fielen; da allen übrigen Leuten von gleicher Qualität bange wurde und im innerſten der Seele ſie zagten, die zahlloſe Menge derer aber, welche auf die Zeichen der Zeit achteten, aufſahen und ihre Häupter emporhoben — in dieſer kritiſchen Periode war's, als von Weimar, Jena und Erfurt[1] ein Manifeſt erſchien, welches die Ankunft — nicht eben des Meſſias, doch etwas ihm ähnelndes — die Erſcheinung der himmliſchen Horen ankündigte, deren Schöne die Augen der Welt ganz ausſchließlich auf ſich, auf die mitgebrachte neue Mähr des von Olymp herniedergebrachten neuen Himmels und der neuen Erde einer beglückenden populären Philoſophie, in Kants beliebten Formen, lenken und feſſeln ſollte, um von den großen politiſchen Kataſtrophen, womit ſo viele andere Journale ſich beſchäftigen, fernweitig keine Notiz zu nehmen, und die allgemeine Aufmerkſamkeit von dem, was ſonſt vorging, abgezogen werden möchte."

— „Die Progreſſen der Horen entſprachen nicht dem Manifeſte, und die mäßigen Striche Landes, die ſie einnahmen, gaben ihnen, jemehr ſie gekannt wurden, nicht den vollen erwarteten Beifall. Ohne Kampf und Widerſtand wurde bloß auf ruhiges Beſitznehmen, überall auf ein freudiges Willkommen gerechnet, aber wider Vermuthen blieben alle Uebrigen, die für den allgemein prädominirenden Genius der Zeit arbeiteten, in ungefährdeter Poſſeſſion eines zu anderer Nahrung des Geiſtes gewöhnten Publikums. Eine beiläufige Streifpartie, die auf ſeiner Reiſe der alte literariſche Heerführer Nicolai, nebſt andern detaſchirten Recenſentencorps gegen die Horen unternahm, machten es lautbar, daß die herrlichſten Manifeſte es nicht allein thun, wenn's darauf ankommt, für neugeſchaffene, mit leerem Wortgepränge deklamirende Horenſchaften Dynaſtien zu erringen."

— „So floß aus dem Quell der Regierungsluſtigkeit die

[1] Dort lebte bekanntlich der Coadjutor von Dalberg.

Abſicht, mittelſt der Horen die Aufmerkſamkeit von politiſchen Regierungsſcenen abzuziehen, alles dahin Einſchlagende in Stillſchweigen zu begraben, und die Tonne einer populär zu machenden Kantiſchen Philoſophie dem Literatur-liebenden Volke ausſchließlich zum Spielen hinzuwerfen, und mittelſt des bewaffneten Almanachs alle die Ungehorſamen, die ſich, nach dem bekannt gemachten Manifeſt, dem Plane und den angewieſenen ſterilen Beſchäftigungen der Horen nicht fügen wollen, mit aushunzenden Schimpfreden und platten Spöttereien, wie mit einem Kartätſchenhagel, zu Boden zu ſtrecken, um den Platz für ſich allein zu behalten."

Nun wird von den Muſenalmanachen überhaupt berichtet, von dieſen üblich gewordenen Neujahrsgeſchenken, in denen gute oder auch ſchlechte deutſche Dichter mit Austheilung poetiſcher Blumenbouquets treulich und jährlich fortfahren. „Auch Schiller, einer der reizendſten Dichter dieſes Zeitalters, verbrüdert mit dem genialen Goethe, und im Gefolg anderer poetiſcher Originale, trat in die Reihe der übrigen verſifizirenden Wettkämpfer und vermehrte die Zahl der Almanache durch den ſeinigen."

Nachdem Grantz über die Gedichte des Almanachs mit einer unverſchämten Geringſchätzung abgeurtheilt hat, bricht er vollends den Stab über die Xenien: „Wenn in der Manier des Angriffs auf alle, die nicht den ungriechiſchen Horen gehuldigt, in ihnen nicht das Göttliche gefunden haben, auch mehr nichts, als muthwilliger, ſcurriliſcher Scherz angetroffen würde — mehr oder weniger beißend und bitter, ſelbſt mit Beſeitigung aller Urbanität und attiſchen Salzes — ſo möchte es hingehen. Zu jeder Stunde ſteht der feine Witz dem Witzigſten nicht zu Gebot, et Homerus dormitat interdum, und jede Verſifſlage hat nicht gleichen Werth. Aber hier iſt mehr als Mangel an allem geſitteten Ton, hier iſt pöbelhafte Grobheit und ſo gemeine, platte Schimpfmanier, deren ſich der ſittenloſeſte Student bei den ſonſt üblichen Saufgelagen eben ſo ſehr würde geſchämt haben, wie er, bei allem rüden Weſen jener Zeit, noch das point d'honneur hatte, ſich nur mit dem Degen zu ſchlagen, nicht, wie die Stallknechte, zu Peitſchenhieben ſich herabzuwürdigen."

Es werden die einzelnen Schimpfnamen aus den Xenien excerpirt, und dann heißt es: „Es ist wahr, daß auch Excellenzen größerer Staaten sich erlauben, Ochsen, Esel und selbst — was noch ärger seyn soll — Schurken und Schlingel von ihren Lippen fallen zu lassen, aber nur dann, wenn sie ihren Livreebedienten ein Capitel aus der Sittenlehre zu Gemüth führen, und den Unterschied der Stände gegen das unglückliche System der Menschengleichheit behaupten wollen. Aber ein College im Reich der Wissenschaften kann seinen, sogar dafür anerkannten Collegen (s. X. 263) nicht einen Ochsen oder Esel nennen, ohne sich selbst zu erinnern, daß er den so geschimpften Collegen College ist."

„Noch kommen die am besten weg, die geradehin mit platten Schimpfworten, mit dem Schlechtesten, was von der Gasse aufgelesen werden mag, beworfen werden. Schlimmer werden die gemißhandelt, welche Verleumdung, Pasquillantenangriffe und Angebereien, die des Hochverraths verdächtig machen, von dieser Sorte Xenien erleben, die über alles sich wegsetzen, wenn es darauf ankommt zu verunglimpfen, und selbst an Ehre und Glück zu schaden."

— „In Absicht auf Reichardt, des Herausgebers der Journale Frankreich und Deutschland, spielen die Xenien ganz das Metier der öffentlichen Ankläger, um ihn als einen von der Orgel entlaufenen Spielmann, als das giftige Insekt von Giebichenstein, nicht bloß mit bösartigen moralischen Gesinnungen, sondern auch als einen undankbaren Schmarotzer bei den Großen und als einen gefährlichen Demokraten vorzustellen, der die Absicht habe, den wohlhabenden Aristokraten, bloß seines Vortheils wegen, von seinem Platz zu verdrängen. Reichardt, im zehnten Stück seines Journals Deutschland, erklärt dafür Schillern für ehrlos. Das ist hart, aber Reichardt ist auch hart angegriffen, wie ein Verbrecher vor dem peinlichen Halsgericht, welches in Wien schon manchen zum Schaffot und zu den Eisen condemnirte."

Grantz kommt nun zu den Gegenschriften, welche den Xenien ihre Existenz verdankten. Er sagt: „Der offene Krieg, so wie er in und durch die heillosen Xenien ist erklärt worden, ist da, und

bietet einen so merkwürdigen Stoff dem poetischen Geschichtschreiber dar, wie weiland der berühmte Heldenkrieg der grauen Vorzeit, als die Heerschaaren der Mäuse und Frösche gegen einander zu Felde zogen, und mit ihrem Pfeifen und Knarren die Luft ertönen machten. — Nachgerade würde es sehr dicke Convolute geben, wenn zur Geschichte des eröffneten, ziemlich scandalösen literarischen Vendéekrieges alle bereits erschienenen Schriften als Belege sollten mitabgedruckt, oder nur zusammengebunden werden."

Am günstigsten wird Ebelings Recension (Nr. III.) in der Ochsiade beurtheilt. „Das Meisterstück aus dem Köcher des feinsten Witzes, gegen die unzüchtige Partie des Almanachs, lieferte eine Beilage zur Hamburger neuen Zeitung. Diese feine ironische Spötterei ist keines Auszugs fähig, verdient überall, wo von dem Peitschenkriege in den Garküchen der Universität Jena und der fürstlichen Residenz Weimar die Rede ist, mit beigedruckt, und von Allen, die von einem ihnen beiwohnenden martialischen Geiste sich etwas träumen lassen, wie ein Vaterunser auswendig gelernt zu werden, um den Unterschied zu begreifen, was züchtigend, manierlich und schön ist, und was zerfleischend, aber — selbst in der Manier des Peitschens — bloß poissardenmäßig ist."

„Auch an dem Verfasser des Aufsatzes im Berlinischen Archiv der Zeit für den Januar 1797, worin der Schillersche Almanach mit seinem Anhange gewürdigt wird, hat Herr Schiller, der dort für Nichtschiller passiren soll, einen ziemlich manierlichen Gegner in Prose getroffen, der ihm Hofartigkeiten zu sagen sich angelegen seyn läßt, denen man es aber an der Nase ansieht, wie sie gemeint sind. Die eigentliche Kritik des Archivars ist ernsthaft, belehrend, nicht ohne Eleganz im Ausdruck, und strafend im reingestimmten Ton der Würde. Ich weiß nicht, ob diese Tonart hier angebracht ist, ob sie bei Leuten, die solcher Xenien sich nicht schämen, fruchten wird, wo sich allenfalls bloß von übertreffenden witzigen Spöttereien, oder von dem niederdrückenden Unwillen edler Verachtung einige Wirkung erwarten läßt."

— „Noch hat keiner dem reizenden Dichter Hamburgs in seiner persiflirenden Ironie, eben so wenig als der Eleganz des

Archivars nachgeeifert. Das Beiſpiel des Xenientons hat dagegen ſchon einen Nachahmer gefunden, der in wenigtreffenden, meiſt eben ſo platten und werthloſen Verlocken dem berufenen Almanach ſich anhängt, bald für, bald wider die Herren Goethe und Schiller diktatoriſch abſpricht, und — wie die Xenien — keinen Zweck hat, als Jedem, der ihm in den Wurf kommt, ein Verlock anzuhängen."

— „Die Gegengeſchenke einiger dankbaren Gäſte ſind mit den Xenien von gleichem Kaliber, ebenfalls eine Mixtur von Wermuth, ſpaniſchem Pfeffer, Nießwurz und Höllenſtein, wetteifern mit ihren Herausforderern nicht ohne Glück im Witz, ſchimpfen zum Theil nicht anſtändiger, ſind aber ſo ehrlich ſich für nicht mehr und nicht minder anzugeben, als was ſie ſind — für wahre Sottiſen, weil in einem Sottiſen-Kriege es ohne Sottiſen nicht abgehen könne."

Die Unſittlichkeiten und Gemeinheiten dieſes Machwerks ergötzen den Kriegsrath Cranz ſo ſehr, daß er ſeine Freude darüber kaum unterdrücken kann. Er ſtellt ſie mit den ſchmutzigen Aeußerungen des „ſonſt ſo gutmüthigen" Asmus und des „zuchtliebenden" Nicolai zuſammen; da ihm aber der Muth fehlt, ſolche Dinge offen in Schutz zu nehmen, ſo ſchiebt er folgende Anekdote vor: Einſt klagte ein Gemeindeglied ſeinem Beichtvater, daß es viele böſe Menſchen gäbe, die ihn in das Geſchrei des Hörnertragens brächten, als welches, auch des guten Namens ſeiner tugendhaften Ehehälfte wegen, ſeinem Herzen doppelt wehe thun müſſe. Der kluge, allem böſen Leumund dieſer Art abholde Prediger verſprach dem Dinge Abhülfe zu verſchaffen. Er hielt Wort, und erklärte öffentlich in einer nachdrücklichen Strafpredigt von der Kanzel, daß alles, was in Betreff des Hörnertragens von dem genannten Gemeindegliede ſich ins Ohr geflüſtert werde, grundfalſch ſey. „Geſetzt aber," fügte er hinzu, „daß es wahr wäre, ſo geht es euch nichts an!"

— „Auch Parodien ſind erſchienen, denen großentheils nicht Wahrheit, aber Salz fehlt, und die der Student des rohen akademiſchen Zeitalters mit einem ihm eigenthümlichen Hohn-

gelächter, das seine Wurzeln in Dickhäutigkeit schlägt, abschütteln wird. Außerdem tritt ein Mückenalmanach dem Schillerschen nach, welcher den Beweis führt, wie blutleicht es ist, Hexameter und Pentameter aufeinander zu häufen, um den Hexametern und Pentametern des Musenalmanachs Mückenschwärme solcher Dingerchen entgegen zu setzen." Cranz billigt es, daß man Schiller hier schonend behandelt hat, und er fühlt sich überzeugt, ihm werde Verzeihung zu Theil werden: „Denn so weit ich um mich sah, betrachtete der bessere Theil des Publikums Schillern als den mißleiteten Jünger Goethe's."

— „Ueber den Anhang zu Schiller's Musenalmanach von Friedrich Nicolai sage ich nichts weiter, als daß es zur Verspätzage nicht lustig genug und als Ernst nicht zermalmend ist, um auf solche Gegner zu wirken, oder ihnen einmal eine böse Stunde zu machen." Zum Schluß berührt der Verfasser noch das Urtheil, welches Wieland, „dieser eben so geistvolle, als achtungswürdige Patriarch der deutschen Literatur," über die Xenien ausgesprochen, und welches ihm viel zu glimpflich erscheint. „Seinen Unwillen über die Excesse solcher Leute, die Weltlichter seyn wollen, kann bei aller, fast zu gütiger Toleranz, Wieland nicht bergen. Er selbst gab nie Aergerniß von der Art, wodurch der gute Ton aus überfließender Laune wäre beleidigt worden. Er hat allerliebste Schlüpfrigkeiten in seinem Idris, in der Musarion, im neuen Amadis, diesen Meisterwerken der Kunst, aber er gab sie unter dem schönen Schleier des Anstandes, mit aller griechischen Delikatesse, mit welcher je die reizenden Gegenstände der Wollust behandelt wurden — nie würdigte er sich zu groben Plattheiten herab." Wenn wir noch irgend einen Zug an dem Charakterbilde des Kriegsrath Cranz vermißt hätten, so würde in diesen Zeilen Schmutzfarbe genug vorhanden seyn, um es zu vollenden.

Derselbe Mann bemüht sich nun, eine geheime Absicht zu ergrübeln, weßhalb die Xenisten jede Wahrheit ungeschminkt herausjagen. Er selbst erinnert sich hierbei an Luther, welcher nur durch die siegende Gewalt der Wahrheit, ohne sie in ein

„Graziengewand" zu hüllen, auf Völker und Fürſten wirkte. Aber damals, meint er, ſey ſolch eine derbe Ausdrucksweiſe zeitgemäß, alſo erlaubt geweſen, während der Xenienſtreit die Literatur herabgewürdigt habe, wovon Verminderung ihrer Macht und ihres Einfluſſes die nothwendige Folge ſeyn müſſe. „War das vielleicht Plan und Zweck?" fragt der Ochſſadenſchreiber. Es mißglückte, vermittelſt der Horen das Uebergewicht in der als gefährlich verſchrieenen Literatur zu erlangen, obgleich ein Dalberg ſich an die Spitze der literariſchen Helden Deutſchlands geſtellt hatte. Wollte man jetzt verſuchen, was auf dem entgegengeſetzten Wege zu erreichen ſey, wenn es gelänge, durch eine rohe, freche Xenienſprache die Literatur um allen Credit zu bringen? „Denn ſie hört gewiß auf zu nutzen, aber auch — denen zu ſchaden, die ſie fürchten!!!"

Hier endet das Buch, bei welchem grimmer Haß und Bosheit die Feder des Verfaſſers geführt haben. Seine Ausſprüche über die Anti-Xenien, ſo öde und blöde ſie auch immer ſeyn mochten, bringen uns auf ein neues Gebiet. Wir müſſen uns weiter umſchauen, wie die Gegenſchriften von der gleichzeitigen Kritik beurtheilt wurden, denn dieſe Inſtanz gehört noch unerläßlich zum Ganzen der Xenienliteratur.

XXXI. Allgemeiner literariſcher Anzeiger (herausgegeben von Friedrich Roch.) Leipzig 1797. Nr. 54—60.

Dieſer mächtige Zeitungsfoliant enthält in ſieben Nummern — vom 6 bis zum 20 Mai reichend — einen Monſtre-Artikel „Die Xenien, nebſt den dazu gehörigen Gegengeſchenken, Anhängen u. ſ. w." Der Verfaſſer unterzeichnet ſich Janus Eremita; er hieß Johann Chriſtian Gretſchel, und war als ſatyriſcher Schriftſteller bekannt. Es erſchienen von ihm, unter demſelben fingirten Namen, „Satyriſche Blätter" (Hohnſtädt 1798 ff.), auch gab er ein „Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre, angefangen von J. D. Falk, fortgeſetzt von Janus Eremita" (Leipzig 1804) heraus. — Zwar iſt ſeine Recenſion ſehr weitläuftig, ſo weitläuftig, daß man ein Buch daraus

machen könnte, aber ſie iſt ernſthaft, gründlich und voll guter Abſicht. Der Autor vermag nicht, ſich über die kritiſche Befangenheit ſeines Zeitalters zu erheben, und dennoch gewinnt man ihn lieb, weil man einen durchaus redlichen, kenntnißreichen Mann in ihm findet, dem die Würde der deutſchen Literatur wahrhaft am Herzen lag.

Der Aufſatz beginnt mit den Worten: „Es iſt in unſerm lieben deutſchen Vaterlande — welches noch vor wenig Jahrzehenten, zumal ſeinem weſtlichen Nachbar, eben nicht von Seiten eines leichten, gefälligen Witzes bekannt war — eine ganz neue Erſcheinung, daß man die Epigramme, wie Lerchen und Krammetsvögel, in Gebinden, ſchock- oder hundertweiſe zu Markte bringt; ſie müßte indeß jedem patriotiſchen Literator willkommen ſeyn, wenn die vor uns liegenden Produkte von der Art wären, daß der Leſer von Einſicht und Geſchmack ſeine Rechnung dabei fände. Allein ſchon die Beſchwerden der Gäſte, welchen die Epigrammatiſten ihr poetiſches Geflügel vorſetzten, erregen bedenkliche Zweifel gegen die Güte der aufgetiſchten Gerichte, und wenn einige der Eingeladenen nicht nur über Ekel und Uebelkeit klagen, ſondern ſich auch ſo ungeberdig ſtellen, als hätten ſie, wie weiland die Schüler der Propheten, Koloquinten genoſſen, ſo verlohnt ſich's wohl der Mühe, unparteiiſch zu unterſuchen, ob denn wirklich der Tod in dieſen Töpfen ſey[1], und ob das Mahl, womit einige der Patienten jene Gaſtfreundſchaft erwiedern, nicht ebenfalls zum Theil aus geſchmackloſen und unverdaulichen Speiſen beſtehe."

Janus Eremita erkennt an, es ſey ein verdienſtvolles Unternehmen, das Unweſen in der literariſchen Welt mit Laune und Geiſt zu rügen; er gibt zu, ein nicht unbeträchtlicher Theil der Xenien ſchwinge die Geißel ſchalkhaft oder bitter, wie es eben Noth ſey. Zuweilen verlaſſen die Epigramme ihren engern Wirkungskreis, um über das Dichten und Trachten der Sterblichen überhaupt zu philoſophiren; dann liefern ſie manche feine, tief aus der menſchlichen Natur geſchöpfte Bemerkung, dann „erheben ſich die Verfaſſer

[1] Eine Aeußerung des Archivs der Zeit; ſ. o. S. 92.

zu der feierlichen Würde der Gnomographen des Alterthums, wie ſie, durch jene Kinder des Scherzes und der Laune, den beſten Epigrammendichtern aller Zeiten den Rang ſtreitig machen."

Nun werden die Diſtichen im Einzelnen zergliedert und ihre Metrik wird mit philologiſcher Strenge geprüft. Das Endreſultat der angeſtellten Unterſuchungen lautet: „Die Xenien ſind, im Ganzen genommen, Ausgeburten eines verdorbenen Geſchmacks, der Sittenloſigkeit, des Neides, kleinlicher Mißgunſt, fauniſcher Schadenfreude, knabenartigen Muthwillens u. ſ. w., in einer plumpen, mit Fehlern aller Art durchwebten Sprache vorgetragen, und in rauhe Diſtichen geſtoßen. Und dieß Geſchreibe ſollte zwei ſo berühmte Männer wie G. und S. zu Urhebern haben? Unmöglich! Es müßte denn aus einem und demſelben Munde Sirenengeſang und Rabengekrächz, Nektar und cerberiſcher Geifer hervorgehen können." Es erklingt hierauf noch einmal das alte, bis zum Ueberdruß wiederholte Lied: „Der Muſenalmanach ſollte gedruckt werden, das Manuſcript reichte nicht aus, da wurde denn in der Eile zuſammengepackt, was gerade zur Hand lag, und was H. V. (Herr Vulpius?) oder andere Afterpoeten geſchrieben hatten. Dieß waren die Xenien, und Schiller, „der von allen Seiten beſtürmte Dulder," mag nicht wenig erſchrocken geweſen ſeyn, als ihm dieſe Wechſelbälge ſchwarz auf weiß zu Geſicht kamen."

„Nicht leicht," fährt der Verfaſſer fort, „hat ein literariſches Produkt mehr Federn in Bewegung geſetzt, als die Xenien. Schriftſteller und Schriftſtellerchen, berufene und unberufene Kritiker, Kämpfer und Kampfrichter erhoben ſich gleich anfangs und erheben ſich noch täglich um die Wette, bald um ihre wirklich oder vermeintlich angetaſtete Ehre zu vertheidigen, bald um in dieſem Gefecht erſt Ehre zu erwerben. Ueber den Werth der Xenien, im Ganzen genommen iſt man ſo ziemlich einverſtanden: wer ſie beurtheilt, verurtheilt ſie auch. Aber deſto verſchiedener ſind die Meinungen über dieſelben, als Zeichen der Zeit. Einige betrachten ſie als einen literariſchen Kometen, einen Vorboten der nahen Auflöſung aller Dinge; Andere bedauern nichts mehr,

als daß das Xenienweſen den Großen eine ſehr ungünſtige Meinung von den Gelehrten und von der Gelehrſamkeit überhaupt beibringen werde. Noch Andere beſorgen — wie die Erfahrung lehrt, mit Recht — es ſolle durch die Xenien eine Art von literariſcher Sanscülotterie eingeführt werden, und darin beſteht denn auch, unſerer Meinung nach, der größte Schaden, den dieß heilloſe Produkt überhaupt anrichten kann. Die Verunglimpften konnten den Diſtichenmachern keinen ſchlimmern Streich ſpielen, als wenn ſie ſchwiegen, ſich ſelbſt aber nicht übler berathen, als indem ſie Ungerechtigkeit und Hohngelächter mit gleicher Münze bezahlten. Für die Kränkungen, welche man erlitten hat, Andern wieder trübe Stunden zu machen, bleibt immer ein kleinlicher, bedauernswerther Schadenerſatz."

Es folgt nun eine außerordentlich detaillirte Kritik der Anti-Xenien, doch wird uns wohl ein kurzer Inbegriff derſelben genügen:

1. Gegengeſchenke. „Wir dachten bei Erblickung dieſer Schrift an die Dankbarkeit des Cyklopen in der Odyſſee, und fanden uns leider nicht getäuſcht. Der Verfaſſer, dem es übrigens weder an Witz noch ſatyriſcher Laune fehlt, nimmt, nach dem Beiſpiel des einäugigen Inſulaners, die Keule zur Hand, um ſeinen Gegnern alle Streiche mit Wucher zurückzuzahlen; nicht ſelten kehrt er dieſelbe ſogar zuvor in eben dem Kothe um, womit ihn die Xenien warfen. Er iſt in der That den Xenienſchreibern, wenn nicht überlegen, doch wenigſtens weit mehr gewachſen, als irgend einer der nach ihm auftretenden Fauſtkämpfer. Aber wozu überhaupt ein Streit, in welchem der Verluſt immer auf Seiten des Siegers iſt?"

2. Parodien. „Wenn Verſe, welche andern, in eben demſelben Sylbenmaße verfaßten Verſen gegenüber gedruckt ſtehen, Parodien heißen, ſo verdienen die vor uns liegenden Epigramme unſtreitig alle den Namen Parodien. Uebrigens enthält die Schrift doch einzelne Diſtichen, worin die Manier des Originals glücklich nachgeahmt, oder eine Frage, ein Zweifel u. ſ. w. glücklich beantwortet wird."

3. Verlocken. Recenſent hält es für unmöglich, daß die

ganze Blumenlese, welche neben musterhaften Distichen die elendesten Phrasen enthält, aus Einer Feder geflossen seyn können. Er erklärt also deren Ursprung folgendermaßen: „Man kam in einer lustigen Abendgesellschaft auf die Xenien zu sprechen. Ein witziger Kopf, dux gregis, äußerte, er habe eine kleine Anzahl von Epigrammen ad modum Xeniorum in Bereitschaft liegen, und that der Versammlung den Vorschlag, stehendes Fußes einige Dutzend dazu zu fertigen, und die Sammlung auf gemeinschaftliche Kosten drucken zu lassen. Der Vorschlag wurde gebilligt, man schrieb für die Laien das Versmaß mit Kreide auf den Tisch, und nun ging's an ein Distichenmachen. Aber es stockte bald mit der Arbeit, und dennoch wollte man nicht gern unter acht Dutzend zu Markte bringen. Deßhalb wurde den Bedienten erlaubt, oder vielmehr aufgelegt, auch ihrerseits einen Beitrag zu liefern, wodurch denn endlich das Büchlein zu Stande kam."

4. Dornenstücke. „Wir waren, der vielen unberufenen Schützen überdrüssig, bei Durchlesung der Vorrede schon Willens, dem Verfasser zu rathen, sich lieber zuvor mit dem Blasrohre zu versuchen, fanden uns aber auf das angenehmste getäuscht. Wer den Bogen so geschickt zu führen weiß, darf sich kühnlich in's Vordertreffen wagen, wenn er auch, aus andern Gründen, Bedenken tragen sollte, mit offenem Visir zu erscheinen. Gewiß sind diese Dornenstücke weder der erste schriftstellerische Versuch ihres Urhebers, noch auch in's Besondere dessen erster Ausfluß in das Feld der Satyre. Da indessen die Entlarvung eines pseudonymen Schriftstellers (so lange er sich des Rechts der Pseudonymität nicht durch Unwürdigkeiten verlustig macht) immer ein unbefugtes Unternehmen bleibt — indem ein jeder eben so gut Herr seines Namens als seines Eigenthums ist, und nicht leicht jemand ohne erhebliche Ursachen als Anonymus oder Pseudonymus auftreten wird — so wollen wir den muthmaßlichen Verfasser dieser kleinen trefflichen Sammlung satyrischer Gemälde nicht näher bezeichnen, sondern dieselbe als ein angenehmes Geschenk hinnehmen, dessen Urheber, er sey wer er auch wolle, unsern wärmsten Dank verdient." Die Schrift wird vielfach

gerühmt, bis auf das antike Sylbenmaß, welches dem Dichter nicht gelingen will. Auch rügt der Recensent, daß jener den römischen Namen eine prosodische Quantität gibt, was eben so sehr der deutschen Aussprache, als dem Beispiel der alten Klassiker widerstreit, und in den sonst reingebauten Dichtungen störend auffällt.

5. Resultat. Nachdem über den Inhalt berichtet worden, sagt Janus Eremita hinzu: „Wie es den beiden Dichtern weiter ergangen seyn mag, davon sagt uns der Herr Aktuarius nichts, ungeachtet wir einen so unterhaltenden, launigen Referenten mit Vergnügen noch länger durch die Unterwelt begleiten würden, wo es der komischen Auftritte ja wohl noch mehrere gegeben haben wird, oder hätte geben können."

6. Arian's Nachricht. „Der Wandsbecker Bote mit seinem Zwitterbüchlein erinnert uns an den Wandersmann in der Fabel (Arien. fab. XXIX. Satyrus et viator.), welcher von dem treuherzigen Waldbewohner zur Thüre hinausgejagt wurde, weil er aus Einem Munde kalt und warm blies. In den „Kleinigkeiten" redet Asmus der Sittlichkeit das Wort, in der „Nachricht" schlägt er dieselbe mit Füßen; dort macht er Satyren auf die Schwätzer, welche alles drucken lassen, was ihnen in den Mund kommt; hier spielt er selbst die Frau Gevatterin, und — kurz er betrügt sich gerade wie Arien's Wanderer." Nicht nur die „Nachricht" wird mit politischer und kritischer Schärfe zerfetzt, sondern am Ende heißt es: „Auch die zweite Hälfte des Arianbüchleins hätte immer ungedruckt bleiben mögen. Das Salz, welches sich darin findet, ist entweder taub oder grob, wie es Leute zu lieben pflegen, deren Geschmacksnerven durch häufigen Genuß gepökelter Sachen abgestumpft sind, und daher bald geschunden werden müssen, wenn sie fühlen sollen."

7. Kraft und Schnelle. „Der Streiter, welcher hier den Bogen zu spannen versucht, erinnert uns an den alten, ehrwürdigen Priamus, dem der Kampf rings umher wohl Muth, aber nicht entflohene Jugendkraft wieder einzuflößen vermochte, und dem daher Hekuba, die ihn besser kannte, als er sich selbst, ahnungsvoll zurief:

Non tali auxilio, nec defensoribus istis
Tempus eget.«

8. Irogalien. „Eine sehr große Anzahl dieser Epigramme ist eben so ungeistern, als unmelodisch.“

9. Musenalmanach. Mit Bezug auf die Buchhändler-Annonce (s. o. S. 189) meint der Beurtheiler: „Wenn ein berühmter Satyriker sagt, nicht selten bestehe ein ganzes Buch aus einem einzigen zusammenhängenden Druckfehler, so kann dieß ja wohl auch bei einer Anzeige der Fall seyn. Jene unverschämte Selbstrecension müßte eigentlich lauten: ‚Es wird, auch bei der sorgfältigsten Bemühung, unmöglich seyn, in diesem elenden Machwerke nur eine einzige gute Seite zu finden. Die Dürftigkeit oder vielmehr gänzliche Abwesenheit des Inhalts, die hohe und seltene Originalität in Anfüllung der Bogen, so wie das sehr weniges, welches sich in die lendenlahmen Distichen ergießt, wird es bald in die Hände aller derer liefern, denen es um weiches Papier zu thun ist ꝛc.“ Janus Gremita macht sogar den Xeniographen einen Vorwurf daraus, daß sie diesem Kinde des Abwitzes und der Habsucht zum Taufen verhalfen, dessen Ankündigung zu dem Musenalmanach paßt, wie der Haarbeutel zum Dreschflegel, und eben dadurch ihren Ursprung verräth.“

10. Nicolai's Anhang. „Der Letzte sollte der Erste seyn! Denn diese Schrift, welche wir absichtlich bis zuletzt verspart haben, ist die einzige, welche den Gehalt der Xenien eben so gründlich als launig untersucht.“ Nicolai's Verhältniß zu den Horen wird in einem für ihn sehr günstigen Lichte dargestellt: ‚Es zeugte von seinem geringen Muthe, daß er allein eine so wichtige Festung, welche noch dazu unter dem Schutze der Basteien von Jena liegt,‘ anzugreifen wagte. Die Schirmvögte der Horen ermangelten nicht, ihn mit Gegenbemerkungen und Spöttereien zurückzuweisen, aber das kleine Gewehr wollte für diesmal nicht hinreichen, sie suchten ihn also mit dem groben Geschütz der Xenien zu Boden zu schmettern. Indessen läßt sich Nicolai

[1] Der Allgemeinen Literatur-Zeitung.

dadurch nicht abschrecken, sondern streitet mit einer Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes, welche ihm bei jedem unparteiischen Zuschauer Achtung erwecken. Sein Scharfblick, seine Gewandtheit und überall sichtbare Beleseenheit machen ihn unstreitig zu dem gefährlichsten Gegner der Xenographen, zumal da dieser Anhang, wegen seines deutlichen und fließenden Vortrages, auch dem Ungelehrtesten verständlich, und für Sch. und G. nur zu oft durch Witz und Satyre gewürzt ist."

Zum Schluß thut der Verfasser noch einen Blick in die Zukunft. „Schweigen die Xeniographen auf die Angriffe (wie man nicht anders erwarten darf, ohne eine zu verächtliche Meinung von ihnen zu hegen), so werden Sittlichkeit und guter Geschmack, welche der Xenientroß mit Füßen trat, allmälig wieder emporkommen, und den Sansculottismus, den er in die deutsche Literatur einzuführen dachte, unterdrücken. Aber es gibt Leute, welche behaupten, das Schweigen der epigrammatischen Zweieinigkeit sey eine Windstille, worauf, spätestens um die Winter-Sonnenwende, ein fürchterlicher Orkan folgen werde, und der Satyr der Xenien knete indessen Koth und Steine zusammen, um den pöbelhaften Faustkampf von neuem wieder anzufangen, und seine Gegner noch ärger zu behandeln, als zuvor. Di avertant istam pestem!" —

„Aber gesetzt, jene liebloſe Vermuthung bestätige sich, was würde dann die Gegenpartei thun? Wieder klagen, wie der elende Urian ihr räth?* Nein! Soll etwa die Polizei sich in den literarischen Unfug mengen, soll sie zu den Zigeunern und Landstreichern auch ungezogene Dichter setzen lassen? Die Parodisten, Mückenlänger, Perlocken- und Irregulienfabrikanten mögen ruhig bleiben, und etwas Gescheidtes für's Volk schreiben. Wollen die Xeniographen durchaus Klotz der zweite und Haschka der zweite heißen, so lasse man ihnen diese Namen! Nicht in jedem Kampfe ist der Ruhm auf Seiten des Siegers. Wohl demjenigen, welcher, ohne sich in Herostrat's Manier zu verewigen, ohne seine Glorie auf den Trümmern fremder Ehre zu suchen, dem gemein-

* Siehe oben, S. 149.

Schicksale ruhig entgegensieht, und — wenn dennoch ein feindseliger Dämon den Frieden seiner Tage stören sollte — auch unter den Waffen nicht vergißt, was einer unserer ersten Dichter sagt (Iph. vol. 307):

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennet uns Neigung und Meinung,
Aber es gleichet indeß dir sich die Locke und mir."

XXXII. Der Neomenia. 1797. Stück 4. 9 und 10.

Auch diese Monatschrift säumte nicht, den Epigrammenschlachten eine spezielle Beachtung zu widmen. Im Aprilstück S. 364 ff. findet sich eine „Relation von dem durch die Xenien veranlaßten Wesen und Unwesen in der literarischen Welt, in Briefen an einen außerhalb dieser Welt lebenden Freund". Der Verfasser ist wieder H. K***l, den wir bereits aus Nr. IX. kennen, und es heißt in seiner Epistel: „Sie dringen in mich, Ihnen eine Uebersicht von den Wirkungen der Xenien zu verschaffen, und ich möchte etwas darum geben, wenn ich nie etwas davon gehört oder erfahren hätte. Ueberall, wohin man blickt, sieht man diese unseligen Wechselbälge der Musen an den Pranger gestellt, gemickt, mit faulen Aepfeln beworfen, oder bei den Haaren umhergezogen, auch wohl in Stücke zerrissen, und — der Seltenheit wegen — gar anatomirt. Indessen fehlt es auch nicht an Nachbildungen, Contrefaits und Parodien! Denn welches Kunstjüngerlein, oder welcher Kunstreuiher möchte zurückbleiben, wo es so leicht ist, sich mit Meistern zu messen, und wohl gar über diese den Preis davon zu tragen? — Die Musen, besonders Schiller's und Goethe's Musen, sagt man, sollen sich dieses ganzen Unwesens herzlich schämen, und man fürchtet, sie werden sich nie wieder wagen, sich öffentlich zu zeigen. Die leichtsinnigen, übermüthigen Weibsbilder! ihnen geschieht schon recht. Allein, wiewohl ich ihnen diese Beschämung gern gönne, möchte ich doch nicht wünschen, daß es diese Folge hätte. Vielmehr hoffe ich, sie werden sich nun wieder ein wenig zusammen

nehmen, um den Makel wieder auszulöschen, den sie selbst durch diesen boshaften Muthwillen auf ihren guten Ruf gebracht haben."

Nun erzählt Referent: es hätten, unmittelbar nach dem Erscheinen der Xenien, mannigfaltige Einfälle darüber cursirt, und sie wären durch Abschriften verbreitet worden. Muthmaßlich gehörten hierzu die Distichen von Friedr. Jacobs und die Hexameter des Manseianers in Breslau.[1] Außerdem theilt A. W. Böttiger in der Biographie seines Vaters, S. 58, ein einzelnes Zinngedicht mit, und sagt dabei: „Von wem mag wohl das Xenion seyn, welches ich handschriftlich fand, wo Schiller zu Goethe sagt:

Schiller, der Neuige, spricht:
Freund, wir gewönnen unendlich,
Wären die Hexen verständlich
Und die Xenien nicht."

Auf die Gegengeschenke kommend, berichtet X***: sie wetteifern zwar an Witz mit ihren Urbildern, bleiben aber, trotz aller Anstrengung, doch hinter den wenigen, wirklich sehr witzigen Xenien merklich zurück, während sie sonst auch um den Preis der Grobheit, Bitterkeit, Bösartigkeit und Ungerechtigkeit mit ihnen streiten. Daß übrigens die Gaben der dankbaren Musen um nichts edler oder uneitler, als die Xenien selbst sind, versucht Referent durch einige Beispiele darzuthun. Hiermit schließt er für diesmal seine Relation, und verspricht, nächstens fortzufahren, aber glücklicherweise hält er nicht Wort.

Dagegen bringt der Kosmopolit im September, S. 287, und October, S. 305 ff., noch einen kurzen Artikel: „Xenienliteratur," welcher augenscheinlich von einer andern Hand herrührt und „J***" unterzeichnet ist. Derselbe beginnt: „Wenn die Xenien allenthalben mit dem wahren Geschmacke und dem richtigen Gefühle aufgenommen worden wären, wie der gebildete und edle

[1] Siehe oben, S. 6 und 7.

Mann solche Nichtswürdigkeiten aufnehmen würde, so hätten sie in keiner Recension, in keiner Zeitschrift, in keinem Gespräche in ganz Deutschland auch nur mit einem Worte erwähnt werden müssen. Stillschweigende Verachtung wäre die einzige treffende Strafe für Jugendstriche gewesen, welche nur unternommen werden, um Lärm zu machen. Aber einen solchen Sinn kann man vielleicht von keinem Publikum, muß man am wenigsten nicht vom deutschen erwarten; und dann bleibt uns noch immer die geringere Befriedigung, daß von allen Stimmen, welche sich über die Xenien haben hören lassen, auch nicht eine für sie gesprochen hat,' obgleich die beiden Männer, welche leider! nicht den Mut haben konnten, die Herausbringung jener Geschwätze abzuläugnen, gewiß einen sehr großen Anhang von solchen Jüngern haben, die stets fertig sind, in verba magistri zu schwören. Das muß wenigstens den Einen, welcher die Würde so schön zu entwickeln wußte, welcher in allem so warm und in vielem so glücklich nach dem Idealen strebte, welcher seine Mitbrüder nicht ohne Erfolg zum reinsten Schönheitssinne erweckte, unaussprechlich unglücklich machen, sobald ihn die eitelen Leidenschaften verlassen haben, in welchen er sich so erniedrigte. Der Andere ist von Jugend auf über solche gemeine Gefühle erhaben gewesen."

„Bei der Gelegenheit sind indessen doch einige Mängel unserer gelehrten Republik wieder recht sichtbar geworden, welchen wohl zu wünschen wäre, daß man sie recht genau und allgemein betrachtete. Das unmäßige, nachbarliche, vergällende Leben jener Zeile, welche der Eine von jenen Männern oft unanständig genug dem Publikum hinwarf, obgleich nur eine reine Werke ein beinahe vollendetes Meisterstück heißen kann, ist gewiß im Ganzen eben so nachtheilig, als ein roher, ungeschliffener und hämischer Tadel, welcher unsre gelehrten Streitigkeiten und kritischen Schriften so oft beschimpft."

„Ohne daß dadurch das Benehmen der Xenien auch nur vor dem bürgerlichen Richterstuhle, geschweige vor dem Richterstuhle des guten Geschmacks, der feinen Sitten, der höhern

' Vergl. Nr. 91.

Sittlichkeit Entschuldigung erhielte, muß man doch sagen, daß sie zu einem solchen Ausbruche gemeiner Leidenschaftlichkeit schwerlich gesunken seyn würden, wenn nicht, besonders den Einen, manche öffentliche hämische, oder wenigstens plumpe Angriffe zu sehr gereizt hätten. Allein wie kommen Gelehrte, gebildete Männer so oft dazu, mit der Feder gegen Abwesende auf eine Art zu sprechen, wie sie nie mit dem Munde zu einem Gegenwärtigen sprechen würden?"

„Es fehlt uns im Ganzen noch unendliche Mal mehr an Erziehung, an wahrer Ausbildung, als man sich laut gestehen will. Geschmack und Feinheit sitzt uns meistens nur im Kopf und im Gedächtniß; wir wissen die Regeln der Menuet, aber wir können nicht tanzen; unsere sogenannte Lebensart ist ein Firniß, der nur unter Glas hält, daher Formeln und Bücklinge unsern Umgang ausmachen. Mündlich wird selten gestritten. Wir fühlen unsern Mangel an Gewandtheit und Urbanität, und fürchten uns vor uns selbst, der Tölpel möchte drein fallen. Schreiben wir dann, so fällt er wirklich drein, weil wir dann nicht auf unsrer Hut sind, und uns an keine Formeln halten können."

Herr J** findet es der Mühe unwerth, die Beurtheilung der Xenien und was dazu gehört, fortzusetzen, doch da sie einmal, leider! zu einer merkwürdigen Erscheinung der Literatur geworden sind, läßt er ein Verzeichniß sämmtlicher Gegenschriften, nebst kurzen Probestückchen, folgen.

XXXIII. Oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung. 1796. St. 155. — 1797. St. [illegible] und 151.

Zu verschiedenen Zeiten brachte dieß Blatt Berichte über antixenistische Schriften. Im letzten Stück des Jahrgangs 1796 (28. December) finden wir eine Recension der Gegengeschenke, von demselben Autor, der Schiller's Almanach beurtheilt hatte (s. Nr. II.), und der sich jetzt „— [illegible]" unterschreibt. Er erinnert, daß seine Prophezeihung schon Wahrheit zu werden anfange, indem die Erwiederungen pilzartig aus der Erde wachsen. „Man

kann leicht denken," sagt er, „daß die Grazien ihre Rechte aufzugeben haben, bei einem solchen Unwesen den Vorsitz zu führen. Die Tyskiche Buchhandlung hat sich das Vergnügen gemacht, Gegenstücken in Umlauf zu bringen, und diese Broschüre nennt schlechterdings als die Verfasser der Xenien nur Goethe und Schiller allein. (Ob sich die Verfasser der Gegengeschenke — etwa T[yk] und M[anie]? — wohl nicht irren? Ob ihrer wohl nicht mehrere Hand an's Werk gelegt haben, als die Xenien ihre Urheber erhielten?) Genug, die Verfasser der Gegengeschenke mögen zusehen, ob sie mit den Verfassern der Xenien fertig werden; fertig geworden sind sie noch nicht." Nachdem durch einzelne Briefe die Irrigkeit und Unfähigkeit des Ganzen dargethan worden, schließt Merkel mit einem Seitenblick auf Tyk: „Bei dem allen möchten nun wohl die Buchhändler allein ihr bestes Conto finden." Es würde alle sehr gut sein, als Buchhändler und Schriftsteller zugleich auftreten zu können. Was das Publikum bei diesen Kaydalgereien gewinnt? — Es wird seine Leute kennen lernen."

Am 20. und 21. Februar läßt sich eine andere Stimme über „Nicolai's Anhang" vernehmen. Der neue Kunstrichter nennt sich „J. W." und veröffentlichte sein ungeschicktes Machwerk auch in den Berliner Zeitungen. Er sei früher der Meinung gewesen, äußert er, man müsse die Xenien wie einen nassen Kothfleck behandeln und nur nicht hineingreifen, sondern ihn ruhig trocknen lassen, da er dann von selbst abfallen würde, ohne weiter zu flecken. Allein, was bisher gegen den Almanach zum Vorschein gekommen, konnte seine Ueberspannung nicht ändern, aber dem „Anhang" gelang dies durch Zuschnitt, Ton und Manier, welche Nicolai hineinzulegen wußte. Voll Ruhe und Ernst behandelt derselbe seinen Gegenstand, läßt den Feinden Gerechtigkeit angedeihen, und würzt alles, was er wider sie vorbringt, mit treffendem Witz, mit so schulmeisterlicher Laune, daß man ihnen oft gerufen möchte: Si tacuisses! und sich des Sprüchworts erinnert: Bien dit, qui dit le dernier. — Unser Kritiker gibt hierauf breite Auszüge aus Nicolai's Buch, und fordert sogar, die

Leser sollten selbst gestehen: Butler's, Swift's und Hogarth's Geist habe den Autor umschwebt.

Ueber die Perlocken wird am 23. Juni von einem Herrn „Krbg." (Korberg?) referirt. Er zählt diese Anhängsel zum Klettengeschlecht, und meint, sie könnten wohl in Jena und Weimar — welche mit Unrecht als Verlagsorte bezeichnet sind —, ihren Ursprung erlangt haben. „Die Hauptcharakteristik dieser Küchenpräsente ist eben kein Ueberfluß an Witz, aber Bestimmtheit und sehr oft treffende Wahrheit. Lob verdient der Verfasser (wenn nicht Mehrere Hand an's Werk gelegt haben), daß er alle Grobheit vermieden hat, von welcher selbst die Xenienmacher unter Schiller's Panier nicht immer freizusprechen sind."

Späterhin begegnet uns, in dem Stück vom 27. Oktober, eine ganze Reihe von Antixenien, die zur kritischen Schlachtbank geführt werden. Schon wieder ein neuer Recensent, „Sm." genannt, der mit satyrischem Tone anhebt: „Das Xenien-Unwesen in der literarischen Welt hat eine Menge Federn und Hände (Köpfe kann man nicht sagen) in Bewegung gesetzt, und eine Art von Broderwerb für dürftige Schriftsteller der niederen Klasse eröffnet, der aber wohl nach und nach eine vertrocknete Quelle werden wird. Denn wenn man sich, leider! noch lange an die Unglückskinder, Xenien genannt, erinnern wird, werden die Pieçen dieser Art längst vergessen seyn. Ein frühzeitiger Tod, wozu ihre äußerste Mittelmäßigkeit sie bestimmte, bezeichnet schon ihre Entstehung. Die einzige Art von Waffen, mit welchen man gegen die frivolen seinen Verfasser nicht zu Felde gezogen ist, war Witz. Diese Geißel hat keiner geschwungen, und Plattheiten konnten nichts thun."

1. Der Musenalmanach ist von seinem Schöpfer sehr dürftig ausgestattet worden; die Distichen, welche man hier lesen muß, sind wahre Daumschrauben.

2. An den Ironalien ist das Kupfer, in Falk'scher Manier entworfen, noch das beste. Sonst möchte man von ihnen sagen, was darin zu lesen ist

Deine Muſe marſchirt zu Fuß, und gafft, wie einſt Thales,
Zum Olympus, und ſtürzt über den eigenen Fuß.

3. Die Parodien ſind ein kläglichs Machwerk.

4. Der alte Veleus hätte wohl gethan, daheim zu bleiben. Seine Kraft iſt matt, ſeine Schnelle iſt plump, und ſeine Verſe ſind wizlerr und lahm, gereimte Sprüchlein, wie ſie weiland Ehre Wetie und Uhie lieferten.

5. Ein Paar Worte zur Ehrenrettung ſind nur dem Titel nach mit aufgezählt; Referent weiß nichts darüber zu ſagen, doch fügt er im Allgemeinen hinzu: „Die gütigen Götter, die alles zum beſten lenken, mögen geben, daß wir nie wieder Xenien zu leſen bekommen; noch mehr aber mögen ſie uns vor dergleichen Pieces behüten und bewahren!“

Schließlich wird, am 20 December, der Literariſchen Spießruthen gedacht. Der Kritiker begnügt ſich indeß mit einer bloßen Inhaltsanzeige, und bemerkt nur, daß Wieland's Ausſpruch über den Almanach beigegeben ſey, welcher endlich als decidirtes Urtheil in dieſer häßlichen Streitſache angeſehen, und das Ganze als res judicata betrachtet werden ſollte. „Wem muß nicht längſtens ſchon an dieſem allſeitigen Injurien-Gewehrel ekeln? Verdienten dergleichen borſtige Köpfe mit ihren Weichſelzöpfen (etwa Berenices Haar?) anders als mit eiſernen Kämmen gekriegelt zu werden?“ — Unter dem kurzen Bericht ſteht ein „H.“; wenn ich nicht irre, ſo verräth dieſe Chiffre den Redakteur Lorenz Hübner, der vielleicht erſt durch Jenisch die Bedeutung des Xenions 78 erfahren hatte, und nun, nach vierzehn Monaten, jenen Hieb recht tärpiſch zu pariren verſuchte.

XXXIV. Gothaiſche gelehrte Zeitungen. 1797. Stück 1. und 99.

Im zwölften Stück, vom 11. Februar, wird ein Revüe der neuen Taſchenbücher fortgeſetzt; über Schiller's vielbeſprochene Blumen- und Stachellieſe heißt es dort: „Da dieſer Muſenalmanach, wie wir eben ſehen, bereits die zweite Auflage erlebt hat, ſo möchten wir wohl bei dem großen Haufen der Leſer mit der

Anzeige seines Inhalts zu spät kommen. Uebrigens überlassen wir es der Entscheidung des Publikums selbst, ob der Almanach die Ehre dieser zweiten Auflage der Güte seiner Gedichte, oder der Neugier nach den berühmten Xenien verdanke, die so viele Federn contra, in Prosa und in Reimen, in Bewegung setzten."

Dieser bequemen Kritik folgte im 99. Stück, vom 13. December, eine Versprechung von fünf Gegenschriften. Hier begegnet uns ein höchst einsichtiger Recensent, und ich müßte ihn sehr verkennen, wenn es nicht Friedrich Jacobs wäre. Er beginnt mit den literarischen Spießruthen, deren Anmerkungen „zum Theil satyrisch seyn sollen, statt dessen aber fade und häufig ungerecht sind, zum Theil die Beziehung der Xenien angeben. Das letztere könnte die Schrift brauchbar für diejenigen machen, die ohne Hülfe die Xenien nicht verstehen, wenn nur die Deutungen immer richtig, und nicht manches ungedeutet gelassen wäre." Dem gründlichen Beurtheiler genügt es keineswegs, eine solche Behauptung aufzustellen, sondern er verbessert zugleich mehrere irrige Noten von Jenisch:

X. 42: „An seinen Lobredner," geht schwerlich auf den Recensenten des Hexameters, sondern auf die, welche Manso gelobt haben. Nach der Glosse zu X. 63 soll Kant mit dem vornehmen Leu die Briefe über ästhetische Erziehung gemeint haben, während er seine Abhandlung doch bekanntlich gegen Schlosser schrieb. Daß „Orbinchus" (X. 81) auf die allgemeine deutsche Bibliothek gehe, ist nicht wahrscheinlich, da sie in dem literarischen Zodiakus schon als Paar vorkommt. Das Distichon 88 geht sicher nicht auf Blankenburg, sondern auf die Nachträge zu Sulzer, woran jener keinen Theil gehabt hat. Eben so wenig ist anzunehmen, daß X. 126 auf Kant gehe; vielleicht ist Kosegarten gemeint. Warum wird zu Nr. 131 nicht bemerkt, daß es auf Nicolai in Petersburg gehe? Bei X. 238, „Etymologie," das augenscheinlich auf N. geht, steht: „Kennt, wahr. Wir lassen uns nicht gern die Wahrheit sagen." Was soll das hier, und warum nicht die Beziehung angegeben, da das doch des Herausgebers Absicht war? Das Distichon „M***" (X. 265) soll nach den literarischen

Spießruthen auf Meißner gehen; vermuthlich ist dieser mit Meiners verwechselt. Die „Charade," X. 282, wird auf Fülleborn oder Kosegarten bezogen! Diese Lösung zeigt hinlänglich, wie viel Beruf der Verfasser zu seinen Anmerkungen hatte.

Der Recensent schließt mit den Worten: „Angehängt ist Wieland's Urtheil über Schiller's Musenalmanach aus dem Merkur. Gibt es eine leichtere Art, Bücher zu machen und Geld zu verdienen? Man kann, si parva licet componere magnis, von den Xenien sagen, was diese von Kant sagen:

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu
thun."

Ein größerer Werth wird dem Aeakus zugestanden: „Zwar ist der Witz darin nicht sehr vorzüglich, und über manches wird sehr einseitig und oberflächlich, auch sehr ungerecht geurtheilt, allein es kommt doch auch manches Wahre und Treffende vor, und die Schreibart ist nicht schlecht. Die Xenien werden hier übrigens mehr gerechtfertigt, als getadelt. Daß man die Schwächen eines großen Mannes in seiner Lebensbeschreibung nicht erwähnen solle, diese Behauptung, die hier Lessingen in den Mund gelegt wird, ist gar nicht in seinem Geiste, auch die Aeußerung gegen Nicolai seiner Gesinnung gegen diesen schwerlich angemessen. Ueber das Recensionswesen würden sich ohne Inkonsequenz die Xeniendichter nicht ganz so äußern können, als ihnen hier in den Mund gelegt wird. Auch ist das ganze Raisonnement darüber äußerst seicht und einseitig ꝛc."

Von den Trogalien heißt es: unter denselben fänden sich einige recht gute Epigramme und glückliche Parodien der Xenien. „Der größte Theil aber ist fade, plump (gleich einem großen Theil der Xenien selbst) und voll Anspielungen auf das Privatleben der Xeniendichter. Wie sich der Verfasser auch gegen diese, als Dichter, zur Ungerechtigkeit hat verleiten lassen, davon mag ein Distichon über Goethe's treffliche Idylle: Alexis und Dora, zeugen:

Armer! dich hat die Liebe bethört, denn [illegible] erzählet?
Du der Dora, was ſie ſelber vor kurzem geſtohlen.

Parodien auf die Xenien. „Der Verfaſſer iſt gro[illegible] als der vorige, nur gegen den Kapellmeiſter Reichardt nicht ganz. Seine Parodien ſind größtentheils nicht ſonderlich witzig, und die Anmerkungen dienen gar nicht zur Erläuterung der Xenien. S. 68 behauptet der Verfaſſer, es ſey wörtlich wahr, daß die kritiſchen Philoſophen über den Menſchenverſtand ſpotten. — Von wem mag er ſich das haben aufbinden laſſen?“

Dornenſtücke. Recenſent will dem Autor das in der Vorrede beanſpruchte Recht, unbeurtheilt zu bleiben, nicht zugeſtehen. Er ſagt: „Die Autoren können die Urtheile über ihre Schriften widerlegen, verdient oder unverdient, witzig oder unwitzig verſpotten; aber ſie ganz zu verbitten, das kann ihnen aus oft geſagten Gründen nicht eingeräumt werden.“ Sonſt wird das Büchlein im Ganzen gelobt: „Der Verfaſſer hat die Gabe, Wahrheiten gut und kräftig zu ſagen, auch über literariſche Thorheiten ſchwingt er ſeine Geißel. Wenn er ſich nur Mühe gibt, gedrängter zu ſeyn, und auf die Verſifikation mehr Sorgfalt wendet, kann er in der juvenaliſchen Satyre dereinſt etwas leiſten. Dagegen iſt Witz gar nicht ſeine Region, und es iſt faſt unbegreiflich, wie ein Mann, der ſich ſonſt von einer nicht ganz unvortheilhaften Seite zeigt, ſo viel leeres und fades Zeug hat können drucken laſſen, als die zweite Abtheilung enthält.“ Hin und wieder findet ſich aber auch hier ein gutes Epigramm unter der Menge.

XXXV. Neue allgemeine deutſche Bibliothek. Band 34. Stück 1.

Es war dieß die einzige Zeitſchrift, welche eine ganz vollſtändige Beurtheilung der „Anti-Xenien“ lieferte, und zwar wieder von „Jh.“, den wir bereits bei Nr. V als den Bibliothekar Langer aus Wolfenbüttel kennen gelernt haben. Wir wollen ihn nun zum Schluß auf ſeiner Rundſchau begleiten, ſo weit dieſelbe nämlich eine Bedeutung für uns hat:

»in augos iam prona vide! Allerdings war es daher zu befürchten, daß ein ſo ſchlimmes Beiſpiel, wie die beiden Diſtichenſchreiber in ihrem Muſenalmanach von 1797 gegeben, nicht ohne Nachäffer bleiben würde, und nur zu geſchwind hat dieſe Vermuthung ſich beſtätigt. Kaum war beſagter Almanach in Umlauf gebracht, als unſre Scribler nun um die Wette den Beleg lieferten, daß alle in den Xenien verſchwendete Lauge, ſtatt scribendi cacoethen wegzubeizen, ſie nur noch reger gemacht habe. Eine einzige Vertheidigung, der ihr Verfaſſer nicht füglich ausweichen konnte, und ein paar verſificirte Flugblätter ausgenommen, iſt alles Uebrige theils höchſt unbedeutend und ſchlecht, theils wohl eben ſo frech und unſittlich, wie die Xenien ſelbſt. Kaum alſo würde vor den Richterſtühlen des guten Geſchmacks von dieſem fortgeſetzten Unfug Notiz zu nehmen ſeyn, wenn eine kurze Anzeige des auf dieſem Kampfplatz zum Vorſchein Gekommenen nicht wenigſtens als Fingerzeig dienen könnte, wie es am Fuße des deutſchen Parnaß gegenwärtig ausſieht. Denn wenn ſogar Köpfe, wie die Xenienſchreiber, in dergleichen Moraſt herabſteigen, ſo bleibt dieß doch immer ein Zeichen der Zeit, das auf keine Weiſe außer Acht zu laſſen iſt, und mit noch ärgern Unarten droht.

1. Eine dem dritten Stücke des gelehrten Artikels Neuer Hamburger Zeitung von 1796 angehängte Recenſion ſcheint die Loſung gegeben zu haben. Auch einzeln iſt ſolche mehrmals abgedruckt, und immer mit neuem Beifall geleſen worden. Sie war, ſpaßhaft genug! in die Versart der Xenien ſelbſt gemodelt, und perſifflirte vom Anfange bis zum Ende, ohne irgendwo gegen Geſchmack und Sittlichkeit zu verſtoßen.

2. Gegengeſchenke. Unſtreitig das Bitterſte und Beißendſte, womit irgend einer der genannten Autoren an den Austheilern der Xenien ſein Müthchen gekühlt, und ſolche mit gleicher Münze bezahlt hat; denn auch das Gegengeſchenk beſteht aus Diſtichen, denen es an Witz eben ſo wenig gebricht, als an Perſönlichkeiten, mitunter auch an Grobheit. Wer alſo verlangt noch zu wiſſen, ob eine Recenſion dieſer Art lobens- oder tadelnswerth ſey?

3. Urian's Nachricht. Nur die beigefügten Kleinigkeiten haben mit den Xenien etwas zu schaffen, und sind in der That so äußerst geringfügig, daß der Bote sie nur immer im Sacke hätte behalten sollen.

4. Urian's Nachricht, nebst Antwort. (Gehört gar nicht hierher; s. o. S. 67 f.).

5. Berlocken. Sieben und neunzig Distichen, wovon ein Dutzend nicht unwitzig, die übrigen desto geistärmer, und viele schon deßhalb zu tadeln sind, weil sie eben so unartig, wie die Xenien selbst, an Leuten sich vergreifen, die auf weniger scurrile Behandlung Anspruch zu machen haben.

6. Parodien. Ein paar Schock der anzüglichsten Xenien füllen die eine Seite der Blätter, und ihnen gegenüber stehen die sogenannten Parodien, worunter es nur wenige gibt, die Anlage zu dieser Art von Scherz verrathen. Auch hier der Kitzel, sich an Schriftstellern zu reiben, die nicht nach des Parodisten Geschmack sind. Läßt etwas Inkonsequenteres sich denken, als so plump in eben den Irrweg fallen, weßhalb die Herren gegen den Xenientroß zu Felde ziehen?

7. Aeakus. Ein Dutzend Aufsätze, satyrischen oder gar nicht satyrischen Inhalts, von oft nur entferntem Bezug auf die Xenien. Eine Bittschrift der Xenienschreiber an den Aeakus schließt die Akten. Sie ist in elegischer Versart, und so gut versificirt, daß die Herren schwerlich gegen die Form etwas einwenden dürften, so wenig auch der Inhalt selbst ihnen gefallen mag.

8. Mückenalmanach. Nicht leicht ist der Mißgeburt eines Poetasters in Zeitungen und anderwärts unverschämter und anhaltender vor- und nachposaunt worden. Sie besteht, ungerechnet die Knittelverse, aus vielen hundert Distichen, wovon ein großer Theil oft schülerhaft genug scandirt, oft noch sinnloser gedacht, und trotz der Ueberschrift, womit jedes versehen, in so chaotisches Wirrwarr verstrickt ist, daß mehr als ein Blatt dazu nöthig wäre, die Oekonomie des Dichterlings auch nur einigermaßen anzugeben. Sind auch in solcher Distichenfluth ein Dutzend etwa nicht ganz ohne Werth, so hat ihr Autor doch eben so wenig

Ehre davon, als der Gurkenmaler, dem irgend ein glücklicher Strich, ohne daß er es gewußt, entwischte. Desto zahlreicher sind Doppelverse, wobei sich gar nichts, höchstens so viel nur denken läßt, daß in dem Kopfe ihres Verfassers noch alles in erster Gährung, und der Unrath in gewaltiger Menge abzusondern sey. Hoffentlich wird er sich eines Bessern besinnen, und statt seinen Namen preiszugeben, wozu er unaufgefordert sich öffentlich erbot, vielmehr alles thun, sein Inkognito beibehalten zu dürfen.

9. Trogalien. Ebenfalls in Distichen, meist sinnhaltig genug, und gar nicht schlecht versificirt, denn daß auch ein paar taube oder schwer aufzuknackende Nüsse darunter geriethen, ging sehr natürlich zu. Oft baare Parodien, worunter es mehr als eine gibt, die den Xenienschreibern selbst viel zu persönlich und anzüglich vorkommen, ihnen aber auch das Gewissen wird aufregen helfen, einen dergleichen Unfug eben durch ihr häßliches Beispiel hervorgerufen zu haben.

10. Kraft und Schnelle. Man hat wohlgethan, gleich auf dem Titelblatte anzuzeigen, daß es ein alter Kämpfer war, der hier den Cästus schwang; ein mehr als siebzigjähriger Dichter nämlich, dessen Name mit dem eines Tyrtäus um die Wette leben wird, und den aus seinem poetischen Wintergrün zu beurtheilen ein sehr unkritischer Einfall wäre. Wer kennt nicht die bald kleinern, bald größern, immer rein gereimten und eben so rein sittlich dargebrachten Ex-Voto's, womit dieser eisgraue Musenpriester noch täglich den Altar der Dichtkunst bekränzt, und seine Freunde am Opferschmause Theil nehmen läßt? Auch unter den hier dargebotenen Herzensergießungen gibt es gewiß mehr als eine, die jedes gute Herz ihm gern nachfühlen wird. Hoffentlich soll unserm Nestor hieran genügen, denn Schwärme inhumaner Egoisten bekehren oder niederschleudern zu wollen, mag ihm wohl schwerlich eingefallen seyn.

11. Dornenstücke. Was mag diesen Schriftsteller, der doch kein Neulingsgesicht hat, zur Recensentenscheu veranlaßt haben? Er verbittet jede Beurtheilung, und für dießmal soll der

Wunsch ihm gewährt seyn, unser Leser aber mit der kurzen Nachricht davon kommen, daß von den die erste Abtheilung dieser Dornensträuche füllenden Jamben und Prosa es nicht eben süße Trauben, wohl aber manche heilsame Beere zu pflücken gibt. Schon näher mit den Xenien hat es der zweite Abschnitt zu thun, der eine Menge beherzigungswerther Dinge vorträgt, worunter manches als Wort zur rechten Zeit und durch treffenden Witz vortheilhaft sich ausnimmt. Keine schlechtere Bewandtniß hat es mit solchen Gedichtchen, die auf die leidigen Xenien nur indirekten Bezug haben, obschon an Anspielungen, die man hier ungern findet, es auch nicht fehlt.

12. Literarische Spießruthen. Nicht viel besser, als sündiger Nachdruck, denn die 414 Xenien stehen sammt und sonders wieder in ihrer Blöße da, und betragen also mehr als eilf Zwölftel des schmutzigen Ganzen. Oft wird das Uebel hier noch ärger gemacht, indem der Verfasser einzelne in den Xenien aufgestellte Buchstaben durch Namen erklärt, die vielleicht gar nicht die rechten sind, und nur neuen Unfug anrichten. Als ob die Xenien Steckbriefe wären, wo das Publikum nunmehr sogleich zugreifen, oder wohl gar drauf losschlagen müsse. Daß die Xenienfluth zu witzigen, wenigstens spaßhaften Anmerkungen Stoff genug darbot, läßt sich begreifen, kaum aber, wie es zuging, daß im vorliegenden Versuche so gar wenig Witziges anzutreffen ist. Und gesetzt auch, alle 414 Anmerkungen wären es, kurz allemal müßten sie seyn: 414 Nadelstiche mithin. Welch eine Operation!

Um sich noch eigentlicher als Nachdrucker zu qualificiren, hat der Neo-Minell den aus dem deutschen Merkur überflüssig bekannten Dialog Wieland's über den berüchtigten Almanach Wort für Wort angehängt. Daß man ihn zu seiner Zeit mit Vergnügen las, versteht sich. Da es indessen seines Verfassers Art ist und bleibt, den Faden sehr in's Weite zu spinnen, hier aber, wo es gerad' am nöthigsten schien, ihn festzuhalten, er solchen gar fallen läßt, so hätte der Nachdrucker doch warten sollen, bis der berühmte Mann ihn wieder aufhob, und wenn letzterm dieses nicht rathsam schien, das zerrissene Netz hängen lassen sollen, wo es einmal hängt.

13. An die Xeniophoren. Bekanntlich hatten in den Xenien auch Deutſchlands Flüſſe herhalten, das heißt: die Bewohner ihres Ufers harte Dinge ſich müſſen in's Geſicht werfen laſſen. Der guten Weſer ging es nicht beſſer, als ihren Schweſtern. Hier ein Ungenannter, der für die Ehre des Stroms gleichfalls in Diſtichen ficht! — Gute Abſicht, der Sittlichkeit angemeßner Vortrag, mitunter auch nicht ſchlecht gebaute Doppelverſe muß man dem Ehrenmanne zugeſtehen. Ob aber ſeine Apologie witzig genug ſey, um als Gegengeſchenk figuriren zu können, und ob die Xenienſchreiber vor der Schalkhaftigkeit der Viſurginen nunmehr die Segel ſtreichen werden, mag dem Urtheil Anderer anheimgeſtellt bleiben.

14. Die Ochſiade. In der Vorrede erzählt der Verfaſſer, er habe vor ſechzehn Jahren eine „Bockiade" geſchrieben; dieſer Bocksſchrift erinnert ſich wohl nur ihr Vater noch, und ebenſo wird auch die Ochſiade raſch im Lethe verſinken. Sie iſt in ſchlichter Proſa abgefaßt, ſchweift, wie man von dieſem Polygraphen ſchon gewohnt iſt, aus dem Hundertſten in's Tauſendſte, jagt einen drolligen Einfall bis zur völligen Entkräftung herum, und erzählt im Vorbeigehen dieß und jenes von bis dahin zum Vorſchein gekommenen Antixenien. Alles in ſo gedehnter, incorrecter, einſchläfernder Schreibart, daß, wenn gegen die Brochüre auch ſonſt nichts zu erinnern wäre, die aus ihr erlangte Auskunft mit daran erſchöpfter Geduld des Leſers wenigſtens in keinem Verhältniſſe ſteht.

15. Ein paar Worte zur Ehrenrettung. Zwei oder drei Augenblicke lang glaubt man wirklich den Apologiſten der Xenienſchreiber zu hören, und bei der gewaltigen Menge ehemaliger Bewunderer, oder die dafür gelten wollen, war es auch gar nicht unwahrſcheinlich, daß irgend Jemand aufſtehen, und ſelbſt dem plumpſten Mißgriffe ſeiner Idole das Wort zu reden ſich erdreiſten würde. Mit vorſtehendem Ehrenretter indeß hat es eine ganz andere Bewandtniß. Gleich auf der andern Seite kommt er mit Uebertreibungen zu Markte, die für Verſiflage viel zu ſtark ſind, und um nichts genießbarer werden, wenn er die

Nothwehr der im Almanach beleidigten Autoren in eben solche Carricaturen stellt. Auch dadurch gewinnt sein Spott nur wenig Anziehendes, daß er in das Privatleben der beiden Xenienschreiber noch tiefere Blicke sich erlaubt, als seine Vorgänger gethan hatten. Welcher Mann von Geschmack und nur einigem Zartgefühl verlangt so etwas zu wissen? Als ob die Xenien selbst nicht schon ein Spiegel wären, wo man mehr zu sehen bekommt, als man zu finden Lust hat! Mit einem Wort: für Persiflage kann vorliegender, auch in zu kostbare Phrasen geschraubter Aufsatz nicht gelten; unter was für Rubrik aber solcher zu bringen sey, überläßt man seinem etwaigen Leser.

16. Nicolai's Anhang. „Herr Nicolai war einer der ersten, der über Mißbrauch spekulativer Philosophie — und das in einer so wenig dazu geeigneten Monatschrift, wie die Horen — mit derjenigen Freimüthigkeit sich äußerte, die in Sachen des Menschenverstands und Geschmacks erlaubter und heilsamer als irgendwo ist ꝛc. Vermuthlich hätte derselbe nun wegen der Schmähverie, mit denen man ihn deßhalb verfolgte, so wenig die Feder angesetzt, als andere ehrliche Leute der sie betreffenden halber. Sein Stillschweigen aber konnte sodann für eine Art von Triumph angesehen werden, den die Xenienschreiber auch über das davon trügen, was er mit Rücksicht auf den Werth ihrer Monatschrift in sehr ernsthaftem Tone geäußert hatte. Darzuthun also, wie kläglich mit diesem Hahngekräh es noch aussieht, und wie die beiden Matadors sich in ihren Xenien mehr Blöße geben, als je, dieß ward für ihn zur Pflicht, der er sich nicht entziehen durfte, ohne das Publikum über Consequenz oder Inconsequenz seines Benehmens, und seiner Denkungsart selbst, in Ungewißheit zu lassen. Mit was für Belesenheit nun, Menschen- und Sachkenntniß, Unparteilichkeit, Scharfsinn und Umsicht er für sein Verfahren Rede steht, läßt in so engem Raume, als diesen Blättern vergönnt ist, auf keine Weise sich andeuten. Wer es aber der Mühe werth hält, einen Mann, der das halbe Leben durch kein müßiger Zuschauer war, über itziges Literaturwesen sprechen zu hören, wird diesen Anhang zuverlässig nicht ohne Belehrung

aus der Hand legen. Wenigstens dürfte Herr S. die aesopische Fabel (s. A. 415—418) nunmehr erst besser studiren, eh' er wieder auf den Einfall geräth, auch sie mit Persönlichkeiten zu bepacken."

Der Leser wird leicht bemerkt haben, daß diese Apostrophe, wenigstens mittelbar, von Nicolai selbst herstammt. Fast die gesammte Kritik stand unter seiner Botmäßigkeit, wozu auch seine Stellung als bedeutender Buchhändler das ihrige beitrug, und so machte er es möglich, sich viele Jahre lang auf dem angemaßten Hochsitz der Literatur zu behaupten.

Unser Kritiker fügt seinem Artikel nun den Schlußstein an: „Eben so viel Platz wie zu Vorstehendem, wo nicht mehr noch, würde nöthig seyn, um anzuzeigen, was für Journale, Monatschriften, öffentliche Blätter auf diesen Musenalmanach und seine Xenien mehr oder weniger Rücksicht nahmen, die jedoch immer darin übereinstimmten, solche höchst tadelhaft zu finden.' Aus dieser allgemeinen Uebereinkunft ergibt sich ein Resultat, das für unsern sonst so mißlichen Zeitraum eben nicht zu verachten ist. Noch haben für Deutschlands Bewohner Sittlichkeit, wie man sieht, und Anstand eine so heilig geachtete Grenzlinie, daß solche nicht übersprungen werden darf, ohne ihren Verletzer der Ahndung selbst derer preiszugeben, die eben diese Grenze nicht ungern möchten weiter hinausgerückt wissen. So viel Referent weiß, hat keine einzige Stimme zu Gunsten der Xenien, laut wenigstens, es gewagt, sich hören zu lassen, und der ehemalige Bewunderertroß: quam si dura silex, aut stet Marpesia cautes!

„Daß ferner die Xenienschreiber selbst sich dem Ausspruche des Publici gefügt, und bis itzt (August 97) an keine Appellation gedacht haben — welche Behörde sollte dergleichen auch annehmen wollen? — gibt allerdings Hoffnung, diesen Zeitraum von übrigens so glücklichen Köpfen an Produkte verwandt zu sehen, die über den Auswuchs ihres Muthwillens den Schleier werfen und das beleidigte Publikum mit ihnen aussöhnen werden: usque quaque oportet sapere, id erit telum acerrimum.

' Herr Hofrath Langer ist im Irrthum; die Oberdeutsche Literaturzeitung (Nr. 11) hatte die Xenien unbedingt gelobt.

„Noch eine Kleinigkeit! Der größere Theil der Anti-Xenien ist mit lateinischen Lettern abgedruckt; vermuthlich nur, weil der Almanach selbst mit dergleichen Typen es ist, denn sonst ließe sich glauben, daß die Mehrheit sich dafür zu erklären anfinge, was sodann ein neuer Beleg wäre, wie sehr auch unbedeutende Nebenumstände etwas in Schwung zu bringen im Stande sind."

Nachklänge.

So brauste der kriegerische Ungestüm durch das Schlachtgefild der Literatur. Eine klar bewußte Auffassung oder ein wohlthuender Erfolg war einstweilen nirgends zu entdecken, doch äußerte Goethe mit Recht, daß man die allgemeine Aufmerksamkeit dafür hinnehmen müsse. Nachdem die Gegner der Xenisten mit Sturmleitern, Brandkugeln und grobem Geschütz an uns vorübergezogen sind, wollen wir noch einen Blick auf die geistige Festenburg werfen, in welcher die beiden Dichter sich verschanzt hatten. Namentlich behielt Goethe, wie es ringsum auch tosen mochte, seine ungestörte Ruhe, und es war ihm lieb, daß Schiller sich mit Beharrlichkeit dem Wallenstein zuwendete. „Denn nach dem tollen Wagestück mit den Xenien," so schrieb er am 15. November 1796, „müssen wir uns bloß größer und merkwürdiger Kunstwerke befleißigen, und unsere proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln."

Wir haben schon oben (S. 85) gesehen, aus welchem besondern Standpunkt der Dichter des Tasso den ganzen Streit betrachtete, wie er die Blitze der Scheelsucht durch die Magnetspitzen der Xenien anlocken wollte, um so das Haus des Nachruhms vor Schaden zu bewahren. Es war ein Plan, wie ihn nur das kühnste Feldherrntalent erdenken mochte, und Goethe fügte hinzu (7. December): „Ich hoffe, daß die Xenien auf eine ganze Weile wirken und den bösen Geist gegen uns in Thätigkeit erhalten sollen; wir wollen indeß unsere positiven Arbeiten fortsetzen und ihm die Qual der Negation überlassen. Nicht eher, als bis sie wieder ganz ruhig sind und sicher zu sein glauben.

müſſen wir, wenn der Humor friſch bleibt, ſie noch einmal recht aus dem Fundament ärgern.“ Hierauf antwortete Schiller: „Was Sie in Ihrem letzten Briefe über die höheren und entfernteren Vortheile ſolcher Zänkereien mit den Zeitgenoſſen ſagen, mag wohl wahr ſeyn; aber die Ruhe muß man freilich und die Aufmunterung von außen dabei miſſen können. Bei Ihnen übrigens iſt dies bloß ein inneres, aber gewiß kein äußeres Bedürfniß. Ihre ſo einzige, iſolirt daſtehende und energiſche Individualität fordert gleichſam dieſe Uebung; ſonſt aber wüßte ich wahrlich niemand, der ſeine Exiſtenz in der Nachwelt weniger zu aſſecuriren brauchte.“

Wir ſehen aus dieſen Zeilen, daß das unabläſſige Stürmen auf Schiller's reizbare Natur einen mehr erdrückenden Einfluß übte. Mannigfache Trübſale hatten ſeine Stimmung von vornherein umdüſtert, denn zur Zeit, als er den Almanach an Körner überſendete, wurde ihm durch Krämpfe und Schmerzen „das Leben ordentlich verleidet,“ ſein kleiner Sohn lag ſchwer krank, und ſein Vater war der Schweſter in's Grab gefolgt. „Du begreifſt wohl,“ ſchreibt er dem Freunde, „daß ſich das Herz unter ſolchen Erfahrungen nicht erheitern kann.“ Nun geſellte ſich die giftig bösartige Aufnahme der Xenien hinzu, und es wirkte eben nicht günſtig auf Schiller, daß er für einen willenlos Verführten ausgerufen wurde, während er doch eigentlich Goethe zu der trotzig wilden Epigrammenſchaft verführt hatte, wogegen deſſen erſter Plan ein faſt friedlicher zu nennen war. Goethe, den man von allen Seiten weit heftiger angriff, blieb dennoch beſſeren Humors, und ſuchte ſogar die finſtern Grillen des Genoſſen zu verſcheuchen.

Schiller verwechſelte die Kritik mit dem Publikum, er glaubte die aburtheilende Stimme des letzteren zu hören, und zog ſich deßhalb immer mehr in ſich ſelbſt und zu ſeinem Wallenſtein zurück. Aber wo offenbart ſich irgend jene feige Reue, die man ihm unterſchieben wollte, und die auch Hinrichs glaubwürdig gefunden zu haben ſcheint, denn er erzählt[1]: „Man ſagte damals,

[1] Schiller's Dichtungen, I. 219.

daß Schiller in ſeinem Garten in Jena, wo er die Xenien verfertigen half,[1] geäußert habe: „Das respice finem hätte ich beſſer bedenken ſollen; aber die Wahrheit iſt dabei doch geſagt worden. Unſre Literatur bedarf einer wohlthätigen Revolution. Mag ſich getroffen fühlen, wer ſich getroffen fühlt. Es iſt ein Ketzeralmanach geliefert worden. Die Xenien ſind aus der Erinnerung an Bahrdt's Ketzeralmanach entſtanden. Bahrdt wollte in ſeinem Fach den Staub und Moder fegen, wir wollten dieß gern im Allgemeinen zu bewerkſtelligen ſuchen. Die meiſten Xenien entſtanden in einem freundſchaftlichen Cirkel, viele aus dem Stegreif, und wurden von einem jungen Gelehrten, der ſie im Gedächtniß behalten oder niedergeſchrieben hatte, wieder producirt. Ich lebe gern im Frieden, ich kann niemand beleidigen; ich habe mir einigermaßen ſelbſt den Krieg erklärt — man wird mich verkennen. Warum duldete ich doch den Anhang der Xenien in meinem Almanach! Ich mochte ihn doch erſt nicht!"

Man muß erſtaunen, wie Hinrichs dieſe barock zuſammengewürfelten Worte, dieſes hirnloſe Wiſchiwaſchi, nur ſo ohne Weiteres nachſchreiben konnte. Die ganze Jeremiade ſtammt augenſcheinlich aus einer ſehr unlautern Quelle, und es läßt ſich leicht erkennen, daß „der Allerweltsſchwätzer und Sykophant Böttiger" im Hintergrunde ſteckt. Jede Zeile derſelben würde vollſtändig zu widerlegen ſeyn, wenn das Machwerk überhaupt eine Widerlegung verdiente. Beide Dichter haben bei den Xenien gewiß eher an die Sündfluth, als an Bahrdt's Ketzeralmanach gedacht, und die Geſchichte von dem jungen Gelehrten, welche uns ſo häufig vorgeſungen wurde, iſt zu albern, um nur darüber lächeln zu können.

Goethe hatte bereits am 7. December dem Freunde eine Elegie für die Horen geſchickt, welche ſein Gedicht „Hermann und Dorothea" ankündigen, zugleich aber ein neues Buch Elegien eröffnen ſollte. Es wurden die Mißverſtändniſſe der Kritik darin

[1] Wie war das nur möglich, da Schiller dieſen Garten erſt ſeit dem Februar 1797 beſaß? — Vergl. den Briefwechſel mit Körner. IV. S.

berührt, und der Dichter ſagt, auf die römiſchen Elegien, die venetianiſchen Epigramme und auf die Xenien zurückblickend:

Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert,
Daß Martial ſich zu mir auch, der verwegne, geſellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunſt zu ſchaun mich treulich beſtrebe,
Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menſchen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verſchmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muſe, ſo emſig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir ꝛc.

Schiller war entzückt über die herrliche Art, wie Goethe hier ſeinen Feinden offene Antwort gab, aber er fand, daß es zur Veröffentlichung des Gedichtes noch etwas zu frühe ſey. Am 9. December erwiederte er: „Die Elegie macht einen eigenen tiefen rührenden Eindruck, der keines Leſers Herz, wenn er eines hat, verfehlen kann. Ihre nahe Beziehung auf eine beſtimmte Exiſtenz gibt ihr noch einen Nachdruck mehr, und die hohe ſchöne Ruhe miſcht ſich darin ſo ſchön mit der leidenſchaftlichen Farbe des Augenblicks. Es iſt mir eine neue troſtreiche Erfahrung, wie der poetiſche Geiſt alles Gemeine der Wirklichkeit ſo ſchnell und ſo glücklich unter ſich bringt, und durch einen Schwung, den er ſich ſelbſt gibt, aus dieſen Banden heraus iſt, ſo daß die gemeinen Seelen ihm nur mit hoffnungsloſer Verzweiflung nachſehen können. — Das Einzige gebe ich Ihnen zu bedenken, ob der gegenwärtige Moment zur Bekanntmachung des Gedichts auch ganz günſtig iſt? In den nächſten zwei, drei Monaten, fürchte ich, kann bei dem Publikum noch keine Stimmung erwartet werden, gerecht gegen die Xenien zu ſeyn. Die vermeintliche Beleidigung iſt noch zu friſch, wir ſcheinen im Tort zu ſeyn, und dieſe Geſinnung der Leſer wird ſie verhärten. Es kann aber nicht fehlen,

daß unsere Gegner, durch die Heftigkeit und Plumpheit der Gegenwehr, sich noch mehr in Nachtheil setzen, und die Bessergesinnten gegen sich aufbringen. Alsdann, denke ich, würde die Elegie den Triumph erst vollkommen machen."

Für Goethe war es sehr wohlthuend, daß Schiller an der Elegie Freude empfand, doch erklärte er sich einverstanden, dieselbe einstweilen noch ruhen zu lassen. Er schrieb: „Ich werde sie indeß in der Handschrift Freunden und Wohlwollenden mittheilen, denn ich habe aus der Erfahrung, daß man zwar bei entstandenem Streit und Gährung seine Feinde nicht bekehren kann, aber seine Freunde zu stärken Ursache hat." Goethe's behagliche Sicherheit entsprang zum Theil auch aus dem Kreise, in dem er sich bewegte. Die Weimarische Hofluft besaß das Eigenthümliche, alles tosende Geräusch zurückzuhalten; man erfaßte die Sachen, ohne sich um deren kleinliches Beiwerk zu kümmern, und ehe ein Ereigniß völlig Wurzel fassen konnte, wurde es durch neue Stimmungen verscheucht und verlöscht. So berichtet Goethe (29. Januar 1797) an Schillern: „Von Localischen Dingen habe ich die Zeit nichts gehört; in der Welt, in der ich lebe, klingt nichts Literarisches weder vor noch nach; der Moment des Anschlagens ist der einzige, der bemerkt wird.

Im Februar kaufte Schiller einen Garten mit bewohnbarem Pavillon bei Jena, und als die Frühlingszeit heranrückte, sah man ihn dort häufig im vertraulichen Gespräch mit Goethe. Man glaubte fest es würden wieder neue Xenien geschmiedet, und nannte deßhalb den schmalen Weg, der zu Schiller's bescheidener Villa führte, scherzweise: die Xeniengasse, eine Bezeichnung, welche sich viel Jahre lang erhielt.[1] Allein die Dichter hatten ganz andere Gegenstände vor Augen, und waren weit entfernt, einen zweiten Akt der Xeniencomödie zu veranstalten. Unterm 6. September schrieb Schiller an Böttiger: „Die Erwartungen des Publikums werden uns um das Vergnügen der Ueberraschung und um den Dank der

[1] Böttiger, Schiller's Leben. Kleinere Ausgabe. S. 171.

Leser bringen, denn man wird mehr gesucht haben, als man findet.“

Goethe empfing auf seiner Reise in die Schweiz durch Cotta die Aushängebogen des neuen Almanachs. Am 25. September meldete er aus Stäfa: „Der Almanach hat wirklich ein recht ordentliches Ansehen, nur wird das Publikum den Pfeffer zu den Melonen vermissen. Im allgemeinen wird nichts so sehnlich gewünscht, als wieder eine Ladung Xenien, und man wird betrübt seyn, die Bekanntschaft mit diesen Bösewichtern, auf die man so gescholten hat, nicht erneuern zu können.“

Er hatte „Oberon's und Titania's goldene Hochzeit“ an Schiller zurückgelassen, um das satyrisch-romantische Intermezzo, welches später im Faust eine Stelle fand, für den Kalender zu benutzen. Es treten darin mehrere Hauptheiden der Xenien wieder auf, z. B. Nicolai, Campe, Hennings, Manso und Lavater. Auch die gestachelten Distichen selbst erscheinen oben auf dem Blocksberg, und sagen:

Xenien.

Als Insekten sind wir da,
Mit kleinen scharfen Scheeren,
Satan, unsern Herrn Papa,
Nach Würden zu verehren.

Aber Schiller fand es gerathen, auch den leisesten Anflug von persönlicher Satyre zu vermeiden; er excludirte deßhalb den Gifenspuk aus seinem Kalender, und schrieb dem Dichter am 2. Oktober: „Oberon's goldne Hochzeit finden Sie nicht in der Sammlung, aus zwei Gründen ließ ich sie weg. Erstlich dachte ich, würde es gut seyn, wenn wir schlechterdings alle Stacheln wegließen und eine recht fromme Miene machten, und dann wollte ich nicht, daß die goldne Hochzeit, die noch so vielen Stoff zu einer größeren Ausführung gibt, mit so wenig Strophen abgethan würde.“ — Schiller sendete nun den ersten Transport des

Böttiger's Leben, S. 136.

Almanachs nach Leipzig; er war neugierig wegen des Absatzes, und antwortete am 6. Oktober auf Goethes Bemerkung von den ungepfefferten Melonen: „Es mag wohl wahr seyn, daß uns die wenigsten Leser die Enthaltung von xenialischen Dingen danken: denn wer auch selbst getroffen war, freute sich doch auch, daß des Nachbars Haus brannte."

In Wahrheit hatte sich der größte Theil des Publikums auf einen wiederholten Epigrammenkreuzzug gespitzt, wodurch namentlich die Antixenisten bedroht werden würden, und ein Zeitgenosse berichtet[1]: „Mit welcher Begierde ward nunmehr der folgende Almanach auf 1798 in die Hand genommen! Viele Hunderte und Tausende erwarteten mit Sicherheit, hier werde eine neue furchtbare Folge der Küchengeschenke erscheinen, aber wie sehr hatte man sich geirrt! Das Gewitter hatte zerstören, aber auch neu befruchten sollen, und wie schön hatte es befruchtet! Alles athmete in diesem Almanach den Geist des Friedens und der Milde, der reinsten schaffenden Genialität. Hier fanden wir die Worte des Glaubens und den Ritter Toggenburg, den Mahadöh, die Braut von Corinth und den Zauberlehrling ꝛc."

Freilich war die große Masse der Leser mißvergnügt, wie der Pöbelhaufe, welcher sich zu einer Hinrichtung eingefunden hat, wenn die Exekution dann plötzlich abbestellt wird. Aber es gab doch auch Männer genug, welche die Selbstbeherrschung der beiden Dichter vollkommen zu würdigen wußten. Knebel schrieb unter'm 1. November aus Nürnberg an Böttiger: „Die poetische Welt ist durch den Schiller'schen Almanach mit hellen Sternen bezeichnet, und wenn überall der Himmel so rein und glänzend wäre, so dürften wir uns bei einigen trübern Tagen nicht über unser Klima beklagen. Goethe hat sich in der That glänzend hervorgethan, und seine Abfertigung der Antixenisten durch den Zauberlehrling hat mir trefflich gefallen. Wie werden sie es denn nun machen, die Wassermänner? Distichen glaubten sie hervorbringen zu können; werden ihnen denn die gereimten

[1] Franz Horn, Dichtercharaktere. S. 61.

Balladen auch gelingen? Da kostet es wenigstens die Mühe des Reims."[1]

Auch Zelter in Berlin war höchst erfreut, und berichtete von Schiller, daß ihm der Almanach eine Wette von sechs Flaschen Champagner gewonnen, da er gegen jemand behauptet habe, derselbe würde gewiß keine Xenien enthalten. Goethe erwiederte, als er diese Mittheilung empfangen, am 25. November: „Zeltern bleiben wir auch sechs Bouteillen Champagner schuldig für die feste gute Ueberzeugung, die er von uns gehabt hat."

Inzwischen waren bereits zweitausend Exemplare des Almanachs verkauft; Schiller wurde von Cotta um die mit Absicht reservirten zweihundert Abdrücke gemahnt, und der letztere glaubte sogar, es möchte am Ende wohl gar eine neue Auflage nöthig werden. Als Schiller an Goethe diese Botschaft brachte (22. December), fügte er hinzu: „Wir könnten in der That keinen glänzendern Triumph über die Neider davontragen, die das Glück des vormjährigen Almanachs bloß den Anzüglichkeiten in den Xenien zugeschrieben haben. Es erweckte mir auch etwas mehr Vertrauen zu unserem deutschen Publikum, wenn wir sein Interesse, auch ohne Vermittelung irgend einer gemeinen Passion, durch die Gewalt der Poesie zu fesseln gewußt hätten."

Bis in den Spätherbst 1797 hatte der Xenensturm gebraust; erst jetzt beruhigten sich allmählig die empörten Elemente, und schon wurde den Dioscuren manche einzelne Genugthuung zu Theil. Gotter in Gotha war gestorben, und Schiller erhielt aus dessen Nachlaß eine Oper: die Geisterinsel, nach Shakespeare's Sturm bearbeitet. Wie kraft- und markios ihm dieselbe auch erscheinen mochte, er dankte dennoch dem Himmel, einige Bogen der Horen füllen zu können, „und zwar durch einen so klassischen Schriftsteller, der das Genie- und das Xenienwesen vor seinem Tode so bitter beklagt hatte."[2] Ebenso schreibt er am 15. December nach Weimar: „Die Elisa von der Recke hat mir ein voluminöses Schauspiel von ihrer Erfindung und Ausführung

[1] Knebel's literar. Nachlaß. III. 27.
[2] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. IV. 218 f.

zugeſchickt, mit der Plenipotenz zu ſtreichen und zu zerſtören. Ich werde ſehen, ob ich es für die Horen brauchen kann; der Inhalt iſt, wie Sie leicht denken können, ſehr moraliſch, und ſo hoffe ich ſoll es auch durchſchlüpfen. Daß ſo moraliſche Perſonen ſich uns Ketzern und Freigeiſtern auf Gnade und Ungnade ergeben, beſonders nach ſo lautem Xenien-Unfug, iſt immer eine gewiſſe Satisfaktion."

Man ſieht aus allem Mitgetheilten, daß die Horen, welche vor kaum drei Jahren voll ſtürmiſcher Jugend und Hoffnung in die Welt getreten waren, jetzt nur kümmerlich ihr Leben noch friſteten. Endlich, am 26. Januar 1798, meldet Schiller an Goethe: „Eben habe ich das Todesurtheil der drei Göttinnen Eunomia, Dike und Irene förmlich unterſchrieben. Weihen Sie dieſen edlen Todten eine fromme, chriſtliche Thräne. Die Condolenz aber wird verbeten." Cotta hatte für den Jahrgang 1797 nur eben ſeine Koſten herausbekommen, und Schiller ſah keine entfernte Möglichkeit, das Journal fortzuſetzen, weil es ganz an zuverläſſigen Mitarbeitern fehlte; auch brachte ihm die Redaktion, ohne eigentlichen Geldgewinn, nur ewige Sorgen und kleinliche Geſchäfte. Er beabſichtigte, keinen weitern Eclat zu machen, ſondern die Monatſchrift ſollte, da ſich deren letztes Stück bedeutend verſpätet hatte, von ſelbſt ſelig entſchlafen. „Sonſt hätten wir auch," ſagte Schiller mit guter Laune, „in dieſes zwölfte Stück einen tollen politiſch-religiöſen Aufſatz können ſetzen laſſen, der ein Verbot der Horen veranlaßt hätte, und wenn Sie mir einen ſolchen wiſſen, ſo iſt noch Platz dafür."

Zwar berichtet Eckermann,[1] Goethe habe noch dreißig Jahre nachher ſchmerzlich beklagt, wie viele Zeit an den Horen und Muſenalmanachen verſchwendet worden, doch das kann wohl nur in der Anwandlung einer ſehr mürriſchen Stimmung geſchehen ſeyn. Der greiſe Dichter wußte die Sache ſonſt im reineren und wahrhafteren Licht zu betrachten, wie uns folgende Briefſtelle zeigt:[2] „Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schiller'ſche

[1] Geſpräche mit Goethe. I. 172 f.

[2] Briefwechſel zwiſchen Goethe und Schultz. Bonn 1836. S. 18.

Anregung aus mir geworden wäre. Der Briefwechsel gibt davon merkwürdiges Zeugniß. Meyer war schon wieder nach Italien gegangen, und meine Absicht war, ihm zu folgen. Aber die Freundschaft zu Schiller, die Theilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich, oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel über die Alpen näher gewahr wurde. Hätte es ihm nicht an dem Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämmtlichen Lieder und Balladen, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt; die Elegien wären wenigstens damals nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt, und im Allgemeinen wie im Besondern wäre gar Manches anders geblieben."

An die Stelle der Horen traten seit 1798 Goethe's Propyläen. Am 19. Juni 1799 sendete der Herausgeber an Schiller das Stück, welches den satyrischen Aufsatz: „der Sammler und die Seinige"[1] enthielt, den sie in guten Stunden mitsammen erfunden hatten. Schiller erwiederte umgehend: „Ich zweifle nicht, daß dieß Propyläenstück tüchtigen Lärm machen und auch wieder an die Xenien erinnern wird."

Unsere festverbündeten Dichter lösten inzwischen die Aufgabe, welche sie sich gestellt: durch große geistige Thaten gaben sie ihren Widersachern Antwort. Goethe's vollendet schönes Epos „Hermann und Dorothea" war bereits im Herbste 1797 erschienen, und Schiller gab sich nun mit ganzer Seele dem Wallenstein hin. Er wünschte sehnlich, dieß gewaltige Drama, so weit es fertig war, dem treuen Körner und dessen Gattin mitzutheilen, um den unvergeßlichen Abend von 1787 zu wiederholen, wo er ihnen die letzten Akte des Don Carlos vorlas. „Denn ich muß gestehen," schrieb er, „daß Ihr, Humboldt's, Goethe und meine Frau die einzigen Menschen sind, an die ich mich gern erinnere, wenn ich dichte, und die mich dafür belohnen können; denn das Publikum, so wie es ist, nimmt mir alle Freude." Körner war

[1] Goethe's Werke, Bd. 30. S. 319 ff.

bemüht, die düstern Phantome des Unmuthigen zu verscheuchen, und sagte ihm, er sey nicht ganz gerecht gegen das Publikum. Von der günstigen Wirkung seiner Arbeiten erfahre er nur den kleinsten Theil, dagegen gäbe es Menschen, die sich ein Geschäft daraus machten, ihm jedes ungewaschene Urtheil, das irgendwo gedruckt werde, zu hinterbringen. „Aber die literarischen Schreier, die Du überdieß durch die Xenien gereizt hast, sind das Publikum nicht, so wenig als die Pariser Werkzeuge der kämpfenden Faktionen die französische Nation ausmachen.“ [1]

Schon jetzt erlebten die Xenien eine zwar nur kleine, aber dennoch beachtenswerthe Genugthuung. In der Auswahl von Epigrammen: „Triumph des deutschen Witzes, herausgegeben von C. F. L. Voigt. 1. Band, Leipzig 1798,“ findet man fünf Xenien, welche entweder an sich eine allgemeinere Bedeutung hatten, oder deren persönlicher Charakter sich leicht in eine solche umwandeln ließ. Sie waren dort wörtlich abgedruckt, und X. 14 auch mit derselben Aufschrift wie im Almanach. Den übrigen hatte Voigt neue, erläuternde Titel gegeben: X. 15 „Der theologisirende Philosophaster;“ X. 287 „Der weise Patriotismus preisfragender Akademien;“ X. 293 „Die Buchhändlerposaune,“ und X. 294 „Der Dünkel anmaßlicher Exphilosophen.“ Sämmtliche fünf Gastgeschenke sind ganz ohne Unterschrift mitgetheilt, doch zeigt eben ihre absichtlose Aufnahme, wie frühe man den poetischen Werth der Xenien erkannt hatte.

Dasselbe Buch enthält ein Bildchen, von Roßmäßler gezeichnet und von C. Schule 1797 gestochen. Darunter steht: „Die Xenienritter;“ es gehört zu keinem Epigramm, sondern ist um seiner selbst willen gemacht, und liefert wiederholt den Beweis, daß die Xenien auch der zeichnenden Kunst Anregung gaben. In freier, parkartiger Gegend erblicken wir eine Kampfscene. Es liegt ein Mann mit trauriger Miene am Boden, dessen Kleidung, sammt den weißen Pfäffchen, ihn als Geistlichen kenntlich macht, und dessen Perrücke nebenbei auf den Rasen geschleudert ist. Ich möchte ihn, in Rücksicht auf X. 295, für den Pastor Jenisch

[1] Briefwechsel mit Körner, IV., 82 und 84.

halten, und dann ist der kleine stämmige Mann mit großer Perrücke, der so trotzig wie ein Boxer dasteht, wohl niemand anders als Karl v. Reinhard. Auf diesen stürmt Schiller ein, den der Zeichner porträtähnlich, aber mit langem fliegendem Zopfe dargestellt hat, und scheint ihn angreifen zu wollen. Hinter ihnen bemerkt man die Göttin Minerva, welche eine Zuchtruthe in der Hand hält. Mehr rückwärts lehnt an einem Baumstamm jemand, der einen bequemen Oberrock und breitkrämpigen Hut trägt. Wohlgefällig scheint er dem Streite zuzusehen, und obgleich seine Züge nicht deutlich zu erkennen sind, so haben wir doch wohl Goethe vor uns.

Immer wurde der Plan im Auge behalten, künftig eine neue kritische Geißel über das deutsche Land ausgehen zu lassen; Goethe muß an Schiller sogar ein fertiges Gastgeschenk geschickt haben, denn dieser schreibt unter'm 19. Januar 1798: „Zu dem neuen Xenion gratulire ich. Wir wollen es doch ad Acta legen." Acht Tage später heißt es in Goethe's Brief: „Für den Almanach habe ich einen Einfall, der noch toller ist als die Xenien; was sagen Sie zu dieser anmaßlich scheinenden Versicherung? Ich communicire ihn aber nicht anders, als unter gewissen Bedingungen, indem ich mir die Redaktion dieses abermaligen Anhangs vorbehalte, Ihnen aber zuletzt wie billig die Wahl zusteht, ob Sie ihn aufnehmen wollen oder nicht. Ehe man eine Solche davon zu drucken anfangt, muß das Ganze wie ein andres Werk entschieden seyn. Sie werden, wenn Sie in der Welt recht herumrathen, es zwar schwerlich auffinden, doch vielleicht entdecken Sie etwas Aehnliches zum Gebrauch künftiger Zeiten."

Schiller's Erwiederung vom 30. Januar lautet: „Den Trumpf, womit Sie selbst die Xenien stechen wollen, kann ich wirklich nicht errathen; um auch nur möglicherweise darauf verfallen zu können, müßte ich wenigstens wissen, ob darin, wie in den Xenien, einzelne Personen herumgenommen werden sollen, oder ob der Krieg dem Ganzen gilt. Im letzteren Falle würde es schwer seyn, eine lebhaftere Bewegung hervorzubringen, als die Xenien erregt haben. — Ihren Bedingungen will ich mich recht gern

unterwerfen; nur einen Antheil an der Arbeit ſelbſt würde ich vor Ende Julius, wo der Wallenſtein hoffentlich fertig ſeyn wird, nicht übernehmen können. Ich vermuthe aber aus Ihrem Briefe ſelbſt, daß es keine gemeinſchaftliche Unternehmung ſeyn wird, und daß Sie alſo allein auch alle Koſten der Ausführung tragen wollen."

Leider gibt uns der Briefwechſel keinen nähern Aufſchluß, was Goethe damals eigentlich im Schilde trug; dagegen ſchrieb Schiller, während er ſich mit der Vorbereitung des Muſenalmanachs für 1800 beſchäftigte (27. Auguſt 1799): „Ueber dem vielen Nachdenken, welche neue Form von Beiträgen man zu dem Muſenalmanach brauchen könnte, iſt mir der Gedanke an eine neue Art Xenien für Freunde und würdige Zeitgenoſſen gekommen. Der Jahrhundertswechſel gäbe einen nicht unſchicklichen Anlaß, allen denen, mit welchen man gewandelt und ſich gebeſſert gefühlt hat, und auch denen, welche man nicht von Perſon kennt, aber deren Einfluß man auf eine nützliche Art empfunden, ein Denkmal zu ſetzen. Freilich vestigia terrent. Das Loben iſt immer ein dankbarerer Stoff als das Leben, das wiedergefundene Paradies[1] iſt nicht ſo gut gerathen als das verlorne, und Dante's Himmel iſt auch viel langweiliger als ſeine Hölle."

So kehrte denn, nachdem Sturm und Blitze ausgetobt hatten, eine ſonnige fruchtreiche Ruhe zurück; friedlich näherten ſich die Parteien, jedoch im Herzen Friedrich Schlegel's war der Xienenſtachel tief zurückgeblieben. Seine Eitelkeit ſchien durch die Momushiebe empfindlich verletzt; um ſich zu rächen, lieferte er, im zwölften Stück von Reichardt's Deutſchland, eine ſchneidende Kritik der Horen, und rügte darin auch die vielen Ueberſetzungen, womit das Journal angefüllt werde. Hierauf ſchrieb Schiller (31. Mai 1797) an Auguſt Wilhelm Schlegel: mit Vergnügen habe er ihm durch Aufnahme ſeiner Ueberſetzungen des Dante und Shakeſpeare einen Gewinn verſchafft, doch möge er ſich dafür von Friedrich Schlegel nicht ferner ſchelten laſſen. Er wolle

[1] Milton's Paradise regained (1671), als Gegenſtück zu deſſen Paradise lost (1667).

alſo eine Verbindung abbrechen, welche unter ſolchen Umſtänden gar zu ſonderbar ſey, und auch ihn von Verhältniſſen frei machen, „die für eine offene Denkungsart und zarte Geſinnung nothwendig läſtig ſeyn müßten.“[1]

A. W. Schlegel ſah mit Beſtürzung, daß ein Verhältniß gelöst werden ſollte, welches er „zu den glücklichſten Umſtänden ſeines Lebens in Jena“ rechnete. Er betheuerte ſeine Unſchuld und daß er durchaus keine Autorität über ſeinen Bruder beſitze. „Wenn mein Rath und meine dringenden Vorſtellungen etwas gefruchtet hätten, ſo hätte er ſeinen Brief über den Almanach von 96 (vergl. die Anmerk. zu N. 302) gar nicht drucken laſſen. Daß dieſe Manier zu urtheilen mit einigen ſpottenden Einfällen erwiedert ward, fand ich ſehr natürlich und billig, und hätte von Herzen gewünſcht, daß er es dabei hätte bewenden laſſen.“ Da Woltmann ausgeſprengt hatte, die Kritik der Horen rühre zum Theil von Auguſt Wilhelm's Gattin (N. 273) her, ſo erklärt er dieß für eine Unwahrheit, und verſichert, Schiller's Vertrauen niemals mißbraucht, auch nie der Dankbarkeit entgegen gehandelt zu haben, welche er ihm für ſo viele Güte und Theilnahme an ſeinem Glück ewig ſchuldig ſey. Zum Schluſſe bat er, ſeine Unſchuld mündlich darlegen zu dürfen, und ſollte ihm das Mißverhältniß Schiller's Umgang entziehen, ſo werde er dennoch ſtets „die wärmſte Verehrung und Anhänglichkeit“ für ihn bewahren.

Schiller erwiederte, es ſey ihm ſchwer geworden, den unangenehmen Schritt zu thun, den die Umſtände längſt gefordert hätten. In ſeinem engen Bekanntſchaftskreiſe müſſe eine volle Sicherheit und ein unbegrenztes Vertrauen herrſchen, beides könne aber zwiſchen ihnen nicht mehr ſtattfinden. Der Brief ſchließt mit den Worten: „Verſichern Sie Madame Schlegel, daß ich von dem lächerlichen Gerüchte, ſie ſey die Verfaſſerin von jener Recenſion, nie Notiz genommen habe, und ſie überhaupt für zu verſtändig halte, als daß ſie ſich in ſolche Dinge miſche.“ — Uebrigens bat Schiller, Schlegel möge den Muſenalmanach ferner mit Beiträgen verſehen; dieß geſchah denn auch bis zum Jahre

[1] Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel, S. 16 f.

1799, und ſie blieben im brieflichen Austauſch, der ſich bis 1801 verfolgen läßt.

Im Jahre 1798 gründeten die Gebrüder Schlegel das „Athenäum," welches ſie ſpäterhin (Bd. 2. S. 328 ff.) durch ein pikantes Sarrenragout zu würzen ſuchten. Daſſelbe — unbedingt zur Nachfolge der Xenien gehörend — führte die Aufſchrift: „Literariſcher Reichsanzeiger, oder Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks," und wir wollen ein paar Probeſtücke daraus anſchauen:

Künftige Schriften.

„Ein Gelehrter, den unſere Nation als den vielſeitigſten Conrector verehrt, iſt zu einem ganz neuen Journal der Journaliſtik, oder der Kunſt, Journale zu ſtiften und zu erhalten, entſchloſſen. Wie er überall klaſſiſche Brocken bei ſich trägt, und ſie ſelbſt auf den Putztiſchen der Damen ausſtreut, ſo daß nicht ſelten auf den Schmetterlingsflügeln ſeiner Eleganz etwas von dem bekannten Staube klebt, der ihre Flüchtigkeit durch die gehörige Schwere mäßigt, ſo heißt auch dießmal ſein Motto:

Opportuna mea est cunctis natura figuris,
In quamcunque volo, verte

Nur die ſchließenden Worte des Diſtichons: decorus ero, bleiben weg, und aus guten Gründen. Da ein deutſches Journal faſt nicht ohne einen mythologiſchen Namen beſtehen kann, ſo dürfte vielleicht Vertumnus, von dem jene Zeilen reden, auf dem Titel prangen, welches dann zu einer Abhandlung über dieſe etruriſche Gottheit mit vielen Citaten Anlaß geben wird. Er wird zeigen, daß eine geſchmeidige Biegſamkeit das erſte Erforderniß zu einem Journalſchreiber iſt: die Erſcheinung nach Monaten ſey ſymboliſch zu nehmen, und wie ſich die Geſtalt des Jahres mit dem Lauf derſelben ändere, ſo habe auch ein Journal ſeine Monatswahrheiten. Sehr deutlich wird er machen, wie ſich das oberflächliche Verdienſt durch Gefälligkeit, Brauchbarkeit, mündliche und ſchriftliche Bezeugungen unendlicher Devotion zu ausgebreiteten Verbindungen mit Gelehrten durcharbeitet; wie

man ſich ohne Beruf in alles miſcht, und bei einer gänzlichen Unfähigkeit das Schöne zu fühlen, ſich über Künſtler und Kunſtwerke ein Urtheil zuſammenbercht, und dieſes dann, wenn man eine große Autorität hinter ſich zu haben glaubt, auf das zuverſichtlichſte und mit anmaßendem Enthuſiasmus ausruft; wie man, zu furchtſam, ſelbſt einen Hieb zu verſetzen, ſich dergleichen von ſeinem Correſpondenten überſchicken läßt, das im Text geſagte in der Note modificirt, und die Modification halb wieder zurücknimmt ꝛc.“

Die erſte Satyre zielte auf Karl August Böttiger, doch konnten, wegen des beſchränkten Raumes, hier nur die beſonders charakteriſtiſchen Stellen ausgehoben werden.

•

„Der Herausgeber des Genius der Zeit und der Muſageten ſtiftet Annalen der leidenden Schriftſtellerei, nicht in zwangloſen, ſondern in nothgedrungenen Heften. Allen Müdeligen, Beladenen und Zerſchlagenen iſt hiemit ein Lazareth geöffnet, wo ſie wenigſtens den Troſt haben, ihre Wunden zu zeigen, wenn ſie auch dadurch nicht geheilt werden ſollten. Hier werden einige von den bejahrten Schriftſtellern Klagen darüber anſtimmen, daß das goldene Zeitalter unſerer Literatur noch nicht vorüber ſeyn ſoll: andere ihrem gerechten Unwillen und ihrer Mißlaune über die Fortſchritte der Kunſt und Wiſſenſchaft Luft machen. Barmherzige Gemüther werden die Inhumanität einer Kritik ſchmähen, die den Pelz wäſcht und ihn wirklich naß macht. Der Herausgeber ſelbſt wird in einem Heft um das andere über eine Kenie wehklagen und ſchelten, die vor einer Anzahl Jahre auf ihn gemacht ward ꝛc.“

Aug. Mt. Friedr. von Henning's; vergl. Anti-Xenien Nr. XII.

•

„Wieland wird Supplemente zu den Supplementen ſeiner ſämmtlichen Werke herausgeben, unter dem Titel: Werke, die ich ſogar für die Supplemente zu ſchlecht halte, und völlig verwerfe.

Diese Bände werden aber unbedruckte Blätter enthalten, welches sich besonders bei dem geglätteten Velin schön ausnehmen wird."

*

„Der Verfasser der Borussias ist eben am hundert zwei und fünfzigsten Gesange seiner Jenischias, eines Gedichts in Hexametern, das fortgesetzt wird. In diesem Gesange beschreibt er, wie er einmal, als Studium zur Borussias, alle seit Erschaffung der Welt geschriebenen Heldengedichte in vierzehn Tagen durchgelesen. Seine berühmte Fehde mit dem Magister Reinhard wegen einer Briefverfälschung" hofft er in zehn Gesängen abzuthun" ꝛc.

Daniel Jenisch: s. die Anmerkungen zu S. 268 und 295.

*

Preis-Aufgaben.

„Der Buchhändler Nicolai der ältere hat kürzlich in einem krankhaften Zustande allerlei fremde Geister gesehen, und wünscht lebhaft, nun auch den seinigen zu erblicken. Demjenigen Gelehrten, welcher ihm die Mittel angeben kann, dieses schwierige Unternehmen auszuführen, wird eine verhältnißmäßige Belohnung versprochen."

Friedrich Nicolai hatte — nachdem er viele Jahre lang der Schrecken aller Mystiker und Gespenster gewesen war — endlich die Rache des Schicksals erfahren müssen. Am 28. Februar 1799 las er in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin eine Abhandlung: „Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen; nebst einigen erläuternden Anmerkungen." Es war darin umständlich beschrieben, wie Nicolai, nach heftigen Gemüthsbewegungen und in Folge von Hämorrhoidalleiden, allerlei Gestalten Verstorbener und Lebender vor sich gesehen. Obgleich vollkommen nüchtern und wach, wurde er von ihnen im Zimmer, auf der Straße und in Gesellschaften tagelang verfolgt, bis er sich zuletzt, durch Ansetzung von Blutegeln am After, jenen Spuk vom Halse schaffte. Der nicht sehr appetitliche Vortrag

wurde ſpäter (Mai 1799) auch in Bieſter's Monatſchrift abgedruckt: er gab der Spottluſt reichen Stoff, und Goethe ließ den Geiſterſeher als „Prokrophantasmiſt“ in der Walpurgisnacht auftreten.

„Derjenige, welcher beweiſen kann, daß er, ohne irgend eine Nebenabſicht, bloß um das Fortkommen der Aeſthetik zu befördern, die Urania des Herrn von Rambohr zu Ende geleſen habe, ſoll zur Prämie die äſthetiſchen Verſuche des Herrn von Humboldt erhalten. Wer die Lektüre nicht vollendet, aber doch bis über die Hälfte gekommen iſt, erhält zwanzig noch ungedruckte Gedichte von Matthiſſon.“

Auf Rambohr's Charis (vergl. X. 119) war 1798 ſeine „Venus Urania. Leipzig, 3 Bde.“ gefolgt. Von Humboldt's äſthetiſchen Verſuchen (Braunſchweig 1799) erſchien nur ein erſter Band, der ſich mit Goethe's Hermann und Dorothea beſchäftigt.

Berichtigung.

„Durch einen Druckfehler ſteht auf dem Titel eines der neueſten Werke von Jean Paul: Palingeneſien. Es ſoll Paliogien heißen.“

Entdeckung.

„Herr F. Nicolai hat letzthin in einer der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin vorgeleſenen Abhandlung, zur völligen Widerlegung des tranſcendentalen Idealismus, einen auf eigene Beobachtung gegründeten und alſo unumſtößlichen Unterſchied zwiſchen Erſcheinungen und Dingen an ſich erörtert. Verſchwindet etwas, wenn man ſich ſechs Blutegel an den After ſetzen läßt, ſo iſt es eine bloße Erſcheinung; bleibt es, ſo iſt es eine Realität, oder — was in ſeiner Sprache einerlei iſt — ein Ding an ſich. Ungeachtet nun

der Akademiſt ſich durch jenes Mittel von einem kranken Zuſtande, während deſſen er allerlei Phantaſme vor ſich herumwandeln ſah, gründlich geheilt glaubte, ſo wollten doch einſichtsvolle Kenner bemerken, daß in der Abhandlung die eigene „lebhafte Einbildungskraft“ des Verfaſſers herumſpuke, die offenbar kein Ding an ſich, auch keine Realität, nicht einmal eine rechtliche, ordentliche Erſcheinung, ſondern lediglich ein Phantaſma ſey. Man beſchloß alſo, die Kur zu erneuern, und die Blutegel wurden alſo noch einmal applicirt. Dieß hatte den gewünſchten Erfolg: der Patient erkannte nun, daß das, was er bisher für ſeine lebhafte Einbildungskraft gehalten, bloße Hämorrhoiden geweſen; er geſtand auch mit vieler Beſchämung, daß ſeine neueren Schriften, worin er ſich wie ein Blutegel an die Werke der vortrefflichſten Zeitgenoſſen, eines Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling u. A. anzuſaugen verſucht, jedesmal aber kraftlos abgefallen, bloß aus einer mit dunklem Bewußtſeyn verknüpften Nachahmung des Arzneimittels, welches ihm fehlte, entſtanden ſeyn müßten, und bat, das Andenken dieſer Krankheitsſymptome womöglich auszulöſchen. Die Akademie will, dem Vernehmen nach, das ihrige thun, um jene Schriften dem Auge des Publikums zu entziehen, und ſie in der Abſicht unter ihre eignen Mémoires aufnehmen.“

Neue Fabrik.

„Der Prediger Schmidt zu Werneuchen hat die Kunſt erfunden, aus den Faſern von Heidekraut, Diſtein, Binſen, Mauerpfeffer u. dergl. einen etwas groben, jedoch haltbaren Kattun zu verfertigen. Die Stempel der darauf gedruckten Muſter ſind ebenfalls von ſeiner Hand; ſie ſtellen theils einheimiſche Blumen vor, theils ländliche Hausgeräthe, als Butterfäſſer, Kinderſtühlchen, Bierkrüge. Auf einigen größeren, zu Bettvorhängen beſtimmten Muſtern ſind die romantiſchen Gegenden um Werneuchen, Dörfer mit Kirchthürmen, Windmühlen, Sandberge u. ſ. w. angebracht. Bis jetzt hat er bloß Privatverſuche

gemacht. da er dieſe aber verſchiedenen gelehrten Geſellſchaften vorgelegt und ihre Billigung erhalten, ſo iſt er entſchloſſen, die Sache nunmehr ins Große zu treiben, und beſonders Landpredigerstöchter dazu anzulernen. Zur Belohnung hat er ſich nur ein Privilegium auf zehn Jahre erbeten. Man hofft, es könne ein bedeutender Handelsartikel für die Mark Brandenburg werden." (Vergl. die Anmerkungen zu N. 246 und 302.)

•

Ankündigung.

„Auf dem nicht vorhandenen Nationaltheater der nicht vorhandenen Hauptſtadt der nicht vorhandenen deutſchen Nation wird bei der Eröffnung aufgeführt: Kotzebue in England, oder die Auferweckung der ſchlummernden Plattheit, eine weinerliche Poſſe in fünf Aufzügen, nebſt einem Prolog, geſprochen von W. Shakeſpeare. Als Nachſpiel: Der deutſche Jakobinismus, oder Abbé Barruel im Tollhauſe."

•

Citatio edictalis.

„Nachdem über die Poeſie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar, auf Anſuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler andern Autoren, Concursus Creditorum eröffnet, auch in der Maſſe mehreres verdächtige und dem Anſchein nach dem Horatius, Arioſto, Cervantes und Shakeſpeare zuſtehendes Eigenthum ſich vorgefunden; als wird jeder, der ähnliche Anſprüche titulo legitimo machen kann, hiedurch vorgeladen, ſich binnen Sächſiſcher Friſt zu melden, hernachmals aber zu ſchweigen."

Mit Bezug auf dieſen Angriff ſagt Gervinus in ſeiner Literaturgeſchichte, Bd. V. S. 438: „Lehnte ſich ja doch Wieland, der ganz glimpflich in den Xenien behandelt war, gegen dieſe Sanscülotterie, gegen die Diktatur und duumvirale Miene der Xenienſchreiber in einem Tone auf, der ſich der Mäßigkeit

völlig annehmen zu wollen ſchien; er ſtellte ſich der einzig preiswürdigen Tendenz der Xenien entgegen, und nannte es Impudenz, daß man von einer ungeſalzenen Literatur geſprochen habe! Dafür ereilte ihn die Rache der jungen Schule, die im Athenäum 1799 eine Ediktalcitation publicirte ꝛc."

•

Als Schiller die Satyren geleſen hatte, ſchrieb er an Goethe (16. Auguſt 1799): „Die Schlegels haben, wie ich heute fand, ihr Athenäum mit einer Zugabe von Stacheln vermehrt, und ſuchen durch dieſes Mittel, welches nicht übel gewählt iſt, ihr Fahrzeug flott zu erhalten. Die Xenien haben ein beliebtes Muſter gegeben. Es ſind in dieſem literariſchen Reichsanzeiger gute Einfälle, freilich auch mit ſolchen, die bloß naſeweis ſind, ſtark verſetzt. Bei dem Artikel über Böttigern, ſieht man, hat der bittere Ernſt den Humor nicht aufkommen laſſen. Gegen Humboldt iſt der Ausfall unartig und undankbar, da dieſer immer ein gutes Verhältniß mit den Schlegeln gehabt hat." Goethe theilte ganz die Meinung des Freundes; er wünſchte, daß die Impietät gegen Wieland weggeblieben wäre, und obgleich eine preiſende Elegie an ihn in demſelben Stücke enthalten war, ſagte er dennoch: „Leider mangelt es beiden Brüdern an einem gewiſſen innern Halt, der ſie zuſammenhalte und feſthalte. Ein Jugendfehler iſt nicht liebenswürdig, als inſofern er hoffen läßt, daß er nicht Fehler des Alters ſeyn werde."

Inzwiſchen gab A. W. Schlegel das Fichte'ſche Spottbüchlein gegen Nicolai heraus.[1] Schiller ſendete die Schrift an Körner, welcher die Charakteriſtik nicht vollſtändig fand, da alles aus Nicolai's „Dünkel" abgeleitet, aber eine andere Triebfeder deſſelben, „die Furcht," vergeſſen ſey. Körner ſchreibt: „Das Gefühl der Armuth ſeines Herzens und ſeiner Phantaſie muß durch Autoritäten übertäubt werden, die er als Schild gebrauchen kann. Ueberhaupt iſt Nicolai durch die Xenien völlig abgefertigt."[2]

[1] Vergl. die Anmerkung zu X. 198.

[2] Briefwechſel zwiſchen Schiller und Körner. IV. 221.

Etwa gleichzeitig erſchien bei Nicolai ein Buch von dem württembergiſchen Geheimen Hofrath Johann Chriſtoph Schwab: „Vergleichung des Kantiſchen Moralprincips mit dem Leibniz-Wolfiſchen“ (Berlin 1800), deſſen kriegeriſche Vorrede den Hafen der Allgem. Literatur-Zeitung ſcharf blokirte. Dieſem Journal wurde der Vorwurf gemacht, auf ungeziemende Weiſe für Kant's Philoſophie Partei zu nehmen, beſonders dadurch, daß es gewichtige Stimmen gegen deren Mißbrauch, z. B. Nicolai's treffende Schriften, abſichtlich mit Stillſchweigen übergangen habe. Zu den Unterlaſſungsſünden der A. L. Z. zählte Schwab auch die Nichtrecenſion der Xenien, und fand darin einen Mangel an Freimüthigkeit. Jetzt ermunterte ſich Schütz aus ſeinem Winterſchlaf, der bereits ein Luſtrum gedauert hatte, und in Nr. 208, vom 24. Juli 1802, ſuchte er den Angriff zurückzuweiſen. Dieß geſchah in folgender Faſſung:

„Noch führt Hr. Schwab das Beiſpiel der Xenien an, die auch bisher in der A. L. Z. nicht recenſirt ſind; er meint, ihre Anzeige ſollte nicht verſpätet, oder gar aus Rückſichten, die zwiſchen Jena und Weimar liegen, übergangen werden. (Beiläufig erſt ein Notabene wegen einer Nachläßigkeit im Ausdrucke bei einem Autor, der nicht die Schwäche eines ehrwürdigen Greiſenalters für ſich anführen kann, wie der von ihm über ähnliche Nachläſſigkeiten mehr als billig getadelte Kant. Zwiſchen Jena und Weimar liegen Berge und Thäler, Felder und Dörfer, nur keine Rückſichten. Hr. Schwab hätte ſchreiben ſollen: oder gar aus Rückſichten auf Verhältniſſe zwiſchen Jena und Weimar.) Und was wären denn das für Verhältniſſe? Meint Hr. Schwab etwa, die A. L. Z. hätte deßwegen die Recenſion des Muſenalmanachs, woran die Xenien hingen, zurückgehalten, weil ſie ſich gefürchtet hätte, einen Tadel herauszuſagen, der dem Herausgeber, Hrn. Schiller, hätte mißfallen können? Das wäre ein gewaltiger Irrthum. Die Xenien waren ja überdem anonymiſch. Und wenn gleich ſehr bald Schiller und Goethe als Verfaſſer genannt wurden, ſo kannten ja die Herausgeber beide große Dichter viel zu gut, als daß ſie ihnen eine Empfindlichkeit, die nur Dichterlingen

geziemt, hätten zutrauen ſollen; ſie kannten aber auch die Pflicht der Beſcheidenheit gegen große Dichter zu gut, als daß ſie einen Ton, der ſie mit Recht beleidigen konnte, hätten zulaſſen ſollen. Auch glauben wir überhaupt nicht, daß die A. L. Z. in den großen Lärm, der gegen die Xenien erhoben wurde, einſtimmen möchte. Sie würde, denken wir, tadeln, daß manche dieſer Epigramme zu beleidigend, manche nicht witzig genug waren (wie denn ſich ſchon Martial damit entſchuldigte, daß unter einer ſo großen Menge nicht alle gut ſeyn könnten). Sie würde ſagen, daß bei manchen der Stachel mehr von außen gereizt, als aus freiem innern Triebe, eine kleine Thorheit zu beſſern, verwundet habe; aber ſie würde auch an ſehr vielen Witz und Wahrheit erkennen. Der Reichsanzeiger z. B. iſt gewiß ein nützliches Inſtitut; aber nach ſeiner Anlage kann er nicht verhindern, daß oft lächerliche Fragen und noch lächerlichere Antworten darin abgedruckt werden. War denn nun in folgendem Epigramm in den Xenien dieſes nicht wahr und witzig ausgedruckt:

Etles Organ, durch welches das deutſche Reich mit ſich ſelbſt ſpricht:
Geiſtreich, wie es hinein ſchallet, ſo ſchallt es heraus.

Dabei bleibt übrigens der Reichsanzeiger, als ein nützliches Volksblatt, in allen Ehren. Oder wenn vom Journal der Moden geſagt wurde:

Du beſtrafeſt die Mode, beſtrafeſt den Luxus, und beide
Weißt du zu fördern, du bleibſt ewig des Beifalls gewiß,

konnte die kleine Schalkhaftigkeit, die in dieſem Sinngedicht lag, wohl die Herausgeber deſſelben beleidigen? Es iſt ja ganz recht, daß ein Journal des Luxus den Luxus theils beſtraft, theils befördert; beſtraft für die, welche ſich dadurch zu Grunde richten, befördert für die, welche ihn bezahlen können. Und den ewigen Beifall, den man einem Journale verſpricht, wie könnte den ein Journal übel nehmen? Demzufolge möchte vielleicht eine

Recenſion der Xenien, wenn ſie auch früher erſchienen wäre, Hrn. Schwab's Beifall nicht erhalten haben, er möchte wieder Rückſichten darin geſucht haben, die zwiſchen Jena und Weimar liegen ſollen."

Obgleich ſich eben nicht ſagen läßt, daß Schütz während ſeiner langen Muße eine große Fülle von Geiſt geſammelt hatte, ſo erntete die frühgeborene Kritik dennoch Lob genug. In der Zeitung für die elegante Welt, Jahrgang 1802, Nr. 154, hieß es: „Was neulich bei Gelegenheit einer Schwab'ſchen Schrift in der A. L. Z. über die Xenien geſagt wurde, verdiente auf einen Obelisken mit Gold geſchrieben, und zwiſchen Jena und Weimar aufgeſtellt zu werden. Das würde wirklich Rückſichten zwiſchen Jena und Weimar gewähren."

Durch die ſatyriſchen Streifzüge der Schlegel war auch Kotzebue mehrfach verwundet worden, und er ſchrieb deßhalb ſein unanſtändiges Pamphlet: „Der hyperboreiſche Eſel, oder die heutige Bildung. Ein draſtiſches Drama und philoſophiſches Luſtſpiel für Jünglinge." Faſt zur ſelben Zeit wurde Kotzebue an der ruſſiſchen Grenze verhaftet und nach Sibirien geführt. Als aber bald darauf die Zeitungen deſſen Rückkehr ankündigten, erſchien A. W. Schlegel's: „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräſidenten von Kotzebue, bei ſeiner gehofften Rückkehr ins Vaterland. Mit Muſik. (Braunſchweig 1801.)" Aus dieſem epigrammatiſchen Quodlibet ſieht, trotz deſſen künſtlicher Versmaße, die Abſicht zu beleidigen ſehr grell hervor. Den Brüdern gelüſtete nach unumſchränkter Bühnenherrſchaft, und ſie fühlten wohl, daß erſt alle wirkliche Schöpferkraft — vom großen Schiller bis zum kleinen Kotzebue herab — aus dem Wege geräumt werden müſſe, um ihrer eignen Unfähigkeit Erfolge zu erringen.

Kotzebue hatte, ſobald er die Heimath wieder erreicht, ſeinen Wohnſitz zu Weimar aufgeſchlagen. Dort verſammelte ſich allwöchentlich eine erwählte Geſellſchaft im Goethe'ſchen Hauſe. Fräulein von Göchhauſen wollte ihn darin einführen, allein der Großmeiſter dieſer geſchloſſenen Loge errichtete ganz unnahbare

Statuten gegen den mißliebigen Theaterdichter. Als das geſchehen war, äußerte Goethe ſarkaſtiſch: „Es helfe dem Kotzebue nicht, daß er am weitlichen Hof zu Japan aufgenommen ſey, wenn er nicht auch bei dem geiſtlichen daſelbſt Zutritt erlangen könne.“ [1] Nun war Kotzebue auf's Tiefſte verletzt; um den Bannkreis zu ſprengen, ſchmiedete er Kabalen, und da er wohl einſah, ihm ſelbſt würde es niemals möglich ſeyn, den mächtigen Feind zu verdrängen, ſo hatte er recht ſchlau die Rolle des geiſtlichen Gegenkaiſers an Schiller zugedacht.

Zu dieſer Zeit (4. Januar 1802) wurde auf dem Weimariſchen Theater A. W. Schlegel's „Jon“ aufgeführt, und Goethe trieb ſeine Protektion des Stückes freilich etwas weit. Böttiger ſchrieb darüber einen Artikel, [2] worin er, das Trauerſpiel mit der Tragödie des Euripides vergleichend, deſſen ungriechiſche Griechheit nachwies. Der Aufſatz war bereits in Bertuch's Journal für Luxus und Moden abgedruckt, als Goethe davon erfuhr. Sogleich benachrichtigte er den Redakteur, die Kritik dürfe nicht ausgegeben werden, oder er würde ſeine Direktion des Theaters niederlegen, ſo daß der ſchwache Bertuch ſich fügte und einen andern Bogen drucken ließ. [3] Auch die „natürliche Tochter“ (2. April) gefiel den Weimaranern wenig, und als am 29. Mai Friedrich Schlegel's „Alarkos“ darauf folgte, war die Geduld des Publikums erſchöpft. Man zeigte die beſte Luſt, dieß klaſſiſch-romantiſche Zwittergeſchöpf auszupochen, obgleich Goethe ſelbſt ſehr laut und eifrig ſeinen Beifall zu erkennen gab. Frau von Herder meldete damals an Knebel: „Jedes monarchiſche Beklatſchen des Unſinns wurde von einem Lachen des Publikums beehrt.“ [4]

Aber nicht an Undankbare verſchwendete Goethe ſolch hohe Gunſt, denn die Schlegel hatten ihn auf den Diamantenthron der Poeſie geſetzt und hatten ihn zum unfehlbaren und alleinigen Beherrſcher derſelben ausgerufen. Die Meßglocke ihrer kritiſchen

[1] Falk, Goethe im perſönlichen Umgang, S. 176. 191.
[2] Literar. Zuſt. I., 97 ff.
[3] Böttiger's Leben, S. 51.
[4] Knebel's literar. Nachlaß, II., 332.

Schmeicheleien tönte hell, und aus dem Weihrauchfaß ihrer Sonette stiegen duftige Wolken empor. A. W. Schlegel sang:[1]

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen,
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Goethen:
Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen
Apollo's goldner Tag nicht mit ergötzen.

Der lockt kein frisches Grün aus dürren Klötzen,
Man haut sie um, wo Feurung ist vonnöthen.
Einst wird die Nachwelt all die Unpoeten
Korrekt versteinert sehn zu ganzen Flötzen.

Die Goethen nicht erkennen, sind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüthe,
Und, Todte selbst, begraben sie die Todten.

Uns sandte, Goethe, dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.

Dagegen brach nun der langverhaltene Groll wider Schiller glühend hervor, und aus dem wohlgepflegten Keime wuchs rasch ein hoher Giftbaum auf. Um den erforderlichen Contrast zu haben, wurden Schiller's poetische Schöpfungen ganz verworfen; man behandelte ihn, wie kaum der elendeste Dichterling behandelt werden kann. Friedrich Schlegel schrieb den 1. April 1802 an Rahel:[2] „Ich lege meine gereimten und ungereimten Scherze gegen Schiller hier bei. Er hat es nicht um uns verdient, daß wir ihn schonen." Der Verfasser besaß doch nicht Dreistigkeit genug, die knabenhaften Angriffe der Oeffentlichkeit zu übergeben; nur handschriftlich wurden sie verbreitet. Späterhin schämte er sich dieser „Scherze" sogar, und als Adam Müller in seinen Vorlesungen (1806) davon sprach, ohne sie indeß anzuführen, ließ

[1] Athenäum, III., 343 f.
[2] Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang. I., 234.

Schlegel eine Erklärung ausgehen, daß es sehr unpassend sey, derartigen Muthwillen der Vergessenheit zu entreißen. Meinem werthen Freunde, Varnhagen von Ense, verdanke ich die Mittheilung, daß dem Briefe an Nabel folgende fünf Epigramme beigefügt waren:

1.

Geschritten in die Welt kam Schiller,
Und da ward's still und immer stiller.
Erstaunt frug die Natur: „Was will er?“
Und dreimal schallte laut der höchste Triller.

2.

Ach, wie gefällt die Glocke dem Volk und die Würde der Frauen,
Weil im Takte da klingt alles was sittlich und platt.

3.

Welches Schicksal! Er heißt Piccolomini; dennoch ist keiner
Piccolomo so sehr, als der es pickelte selbst.

4.

Wallenstein hast du, die Stuart sodann zu Dramen geschichtet,
Mach nun den Robinson auch sauber zum tragischen Stück.

5.

Schick dein Schicksal in die Saale!
Es gereicht uns nur zur Quale.

— Dem lauernden Kotzebue schien jetzt ein günstiger Moment gekommen, um das Bündniß zwischen Goethe und Schiller zu sprengen, denn in Weimar waren der „Jungfrau von Orleans“ Hindernisse entgegengetreten, weßhalb der Dichter, als er sein Stück auf der Bühne sehen wollte, nach Leipzig reisen mußte. — Mit gewohnter Eile entwarf Kotzebue den Plan zu einer

Huldigungsfeier für Schiller, welche sich durch Bürger aus dessen Trauerspielen vorbereiten und eröffnen sollte. Mehrere Damen des Goethe'schen Abendcirkels erklärten sich zur Theilnahme bereit; die schöne Gräfin Egloffstein hatte die Jungfrau, Amalie Imhoff die Maria Stuart übernommen, und Sophie Mereau wollte die Glocke recitiren. Kotzebue trat am Schluß als Meister Glockengießer auf, der Schlag seines Hammers zertrümmerte die Form, und indem ihre Umhüllung fiel, sah man darunter Schiller's Büste. Während dieser Scene wurde der anwesende Dichter von anmuthigen Händen mit dem Lorbeerkranze gekrönt.

Es herrschte ein außerordentliches Regen und Bewegen; die guten Weimaraner waren voll Erwartung, und immer näher rückte der 5. März 1802, den man zum Tag des Festes bestimmt hatte. Wieland wurde geladen und sagte zu; Goethe wußte von allem, doch er schwieg, und Schiller, dem dabei nicht ganz wohl zu Muthe war, äußerte: „Ich werde mich wohl krank melden!" Da kamen Blitze wie aus heiterem Himmel, und störten die so sorgsam eingeleitete Feier. Man versagte die amtliche Genehmigung, im neu decorirten Saale des Stadthauses eine Bühne aufzuschlagen, auch gab Heinrich Meyer, zur Benutzung von Schiller's Büste, welche sich in der Bibliothek befand, seine Erlaubniß nicht. Es wogte nun plötzlich ein gewaltiger Aufruhr durch die Residenz- und Musenstadt. Alles nahm Partei, für oder gegen, doch am meisten betrübt waren die mitwirkenden Damen. Eine von ihnen besang den ganzen Vorfall; Falk hat uns ihre Dichtung aufbewahrt: dieselbe heißt „der Aschermittwoch zu Weimar," und endet mit den Worten:

Die edle Form zerspringt im Sand,
Sie wird Discordia genannt.[1]

Da aber der Bürgermeister, welcher mit feurigem Schwert vor dem Stadthaussaal gestanden, fast gleichzeitig den Rathstitel erhielt, so meinte Frau v. Wolzogen, Schiller's geistreiche

[1] Goethe im persönlichen Umgang. S. 193 f.

Schwägerin: Billig hätte man in ſein Diplom „Rath Piccolomini“ ſchreiben ſollen!

Wir dürfen es als ein gutes Glück anſehen, daß dieß Feuerwerk abprasſelte, ohne Schaden zu thun, denn Kotzebue hatte doch wohl die heimliche Abſicht, das Band der Freundſchaft zwiſchen Goethe und Schiller zu zerreißen.[1] Nachdem der Anſchlag mißlungen war, mied er Weimar, und ließ, ſeine Rache zu ſtillen, das anonyme Büchlein drucken: „Expectorationen. Ein Kunſtwerk und zugleich ein Vorſpiel des Alarkos. (Berlin 1803.)“ Die an ſich höchſt unbedeutende Schrift enthält manche Rückblicke auf die Xenien, deßhalb will ich ihren Inhalt in aller Kürze hier vorführen.

Es treten darin auf: Goethe der Große, Falk der Kleine, A. W. Schlegel der Wüthende, Friedrich Schlegel der Raſende, mehrere ſtumme, gekochte und gebratene Perſonen. — Zwei demüthige Fremde werden bei Goethe angemeldet, und als dieſer hört, daß es ein paar tüchtige Räucherpfannen ſind, ſagt er:

Ei ſo laß ſie doch geſchwind herein,
Was lobt, ſoll ſtets willkommen ſeyn.

Die beiden Schlegel kommen und ſprechen:

Du reine poetiſche Poeſie,
Du Poeſie der Poeſie!
Hier naht ſich dein getreues Vieh,
Dem deine Hoheit Schutz verlieh.

Der Dichter empfängt die „hyperboreiſchen Brüder“ ſehr gnädig, aber Falk will ſie nicht heran laſſen, indem er das Speichellecken für ſein Privilegium erklärt. Jene antworten:

Ach, Freund, wir waren auch ſchon oft da
Bei unſerm gewaltig ſchreienden Goethe,

[1] Goethe's Werke Bd. 27. S. 104 ff.

Gab er von ſich den Groß-Cophta,
Oder eine neue Zauberflöte,
Oder einer ſchönen Seele Bekenntniſſe,
Oder der Xenien Hundebiſſe,
Oder ein Vorſpiel: Was wir bringen,
Und was von dieſen Wunderdingen
Noch mehr gedruckt zu leſen iſt,
Et caetera et caetera,
So waren wir zu jeder Friſt
Mit unſern leckenden Zungen da.

Goethe vereinigt die Streitenden, und läßt eine Mahlzeit auftragen, wobei auch ein gebratener Wieland und ein geſtopfter Böttiger. Im weiteren Geſpräch erklärt er:

Ich nehme mir ſelber gar nichts übel,
Ich bin der Papſt in der Literatur,
Und folglich bin ich infallible
Und eine hohe Menſchennatur!

Als die Geſchichte mit dem Jon zur Sprache kommt, ſagt Goethe:

Zwar war der Bogen ſchon gedruckt,
Der Deinen griechiſchen Ruhm verſchluckt,
Doch ließ ich ſchnell mir holen den Plunder,
Da fand ich denn mein blaues Wunder!
Mich hatte man ganz glatt gebiegelt,
Nur Dich, mein Lieber, nach Würden geſtriegelt,
Doch war auch dieß ein gewaltiges Crimen,
Da uns verbindet ein ſchmeichelnder Hymen,
Und Du genießeſt meine Protektion,
So leid' ich nun einmal keine Recenſion.
Flugs thät' ich dem Redakteur inſinuiren,
Er ſolle den Bogen ſogleich caſſiren,

Und zwar gab ich Bedenkzeit nur
Von 12 Uhr Mittags bis 4 Uhr;
Sey dann mein Wille noch nicht geſchehen,
So wolle ich zum gnädigſten Fürſten gehen,
Ihn bitten, er wolle von Obrigkeitswegen
Jedem Jonstabler das Handwerk legen.
Sieh, ſolch' erhabene Liebesgluth
Dein Fuchsſchwanz in mir erwecken thut!

Friedrich Schlegel erwiedert hierauf:

Ja, möchten wir Alle, Groß und Klein,
Von Dir, Du Größter, abhängig ſeyn.
Doch wie, wenn Einer nicht nimmt Notiz
Von Deinem furchtbaren Miniſterblitz?
Und wenn er ſpräch', es ſey unerhört,
Und einer tüchtigen Staupe werth,
Wenn man die Literatur entweih'
Durch ſolche Deſpotenhudelei;
Am wenigſten zieme Dir ſolcher Hohn
Gegen eine beſcheidene Recenſion,
Dir, dem Verfaſſer der Xenien,
Der Schonung verliehen gar Wenigen,
Der, ohne auf eigne Würde zu ſchauen,
Alles um ſich her in die Pfanne gehauen
Mit plattem Witz und groben Späßen,
Wie ſolches im Almanach zu leſen.
Wie, wenn ſie ſolch ein Lied Dir brummen,
Wirſt Du, o Meiſter! dann nicht verſtummen?

Goethe.

Was ſoll ich, mein Lieber, dazu ſagen?
Ich denke halt, es wird's keiner wagen.

Die Unterredung wendet ſich auf **Kotzebue**, und der Dichter äußert, er würde ſich gern mit ihm verſöhnen, falls er nur reuig umkehren und ihm auch das Rauchfaß ſchwingen wollte:

Ich habe mich ſchon mit manchem verſöhnt,
Den ich vorher gar bitter verhöhnt.
Da iſt der Reichardt, du lieber Gott!
Was trieb ich nicht mit dem für Spott!
Jetzt ſind wir die allerbeſten Freunde
Und er gehört zu unſrer Gemeinde.
Da iſt der Schiller, den liebt' ich ſpärlich,
Bis ich ſah, beim Publikum
Ward mir ſein wachſender Ruhm gefährlich,
Da dacht' ich: Holla, ſattle um!
Ihr ſelber — wie war ich nicht erboßt,
Eh' ihr zum Räuchern euch entſchloßt?
Da hab' ich, zum Exempel, einmal geſchmauſt
Bei Jemand, der gute Biſſen auf dem Teller
Und guten Wein hat in ſeinem Keller,
Da ſchlug ich auf den Tiſch mit der Fauſt,
Und ſprach (ich werd' es nimmer vergeſſen,
Auch haben viel Andre dabei geſeſſen):
„So lang' ich noch gelte bei meinem Fürſten,
„Sollen die Gebrüder mir nicht ins Land!"
Und doch ſeyd ihr nun von meinen Hanswürſten
Die liebſten, die ich jemals gekannt.

Auch Friedrich Schlegel's neues Stück, „Alarkos," wird zur Aufführung in Weimar beſtimmt.

Goethe.

Zwar werden ſie dort, gar ſchlecht ergötzt,
Das hohe Weſen unwillig tragen,

Aber ich habe mich auf den Fuß geſetzt,
Dem Publikum ein Schnippchen zu ſchlagen,
Und immer thu' ich der Marim' erwähnen:
„Sie müſſen, was ich will, ſo lange ſehn,
„So lange dabei fluchen, ſchimpfen und gähnen,
„Bis ſie es endlich finden ſchön."

Friedrich.

Wie aber, wenn ſie mit Pfeifen drohten?
Oder mit Pochen und Geziſch?

Goethe.

Ziſchen und Pfeifen ſind längſt verboten,
Auf die Gefahr geb' ich jeden Wiſch.
Ei ja doch, dürfte die Pfeife erklingen
In meinem ſouveränen Comödienhaus,
Wie dürft' ich den Alarkos auf die Bühne bringen?
Sie pfiffen uns ja zum Saale hinaus.

Goethe ermahnt die Gebrüder Schlegel noch, ihn fortdauernd zu loben; ſie ſpringen auf und räuchern ihm, er entſchlummert in einer Dampfwolke.

Der Prolog iſt zu Ende,
Der Vorhang rollt auf! —
Infarctus beginnt.

So endet das Libell. Daſſelbe erſchien bei Unger in Berlin, und Kotzebue, der ſich nach Paris begeben hatte, erließ von dort eine Erklärung: die Schrift ſey gar nicht von ihm. Als er nun durch das Manuſcript überführt wurde, half er ſich mit der platten Ausrede: zwar habe er jene Satyre vor ſeiner Abreiſe in die Druckerei geſchickt, aber nicht gewußt, daß ihr nachträglich der Titel „Exrectorationen" zugetheilt worden.

Kaum war Kotzebue zurückgekehrt, so vereinigte er sich in Berlin mit Garlieb Merkel zur Herausgabe des „Freimüthigen"; sie machten Partei wider Goethe und dessen Anhänger, insbesondere wider die beiden Schlegel. Diese ergriffen ihrerseits eine feste Position in Spazier's „Zeitung für die elegante Welt," und es entspann sich ein Journalkrieg, welcher von hüben und drüben mit schmutziger, trutziger Waffe geführt ward. So verfaßte A. W. Schlegel folgendes Spottgedicht auf Merkel:

Als Knecht hast für die Knechte du geschrieben,
Als Samojede für die Samojeden,
Gern möchtest du Vernunft und Freiheit reden,
Doch ist dein eigner Geist leibeigen blieben.
Aus Ländern fort, in Städten umgetrieben,
Quousque tandem wirst du dich entblöden,
In Kneipen, Klubbs, Mercuren deine schnöden,
Unwürd'gen Merkelwürdigkeiten üben?
Dir ist es Freiheit, frank und frei zu klatschen,
Die Charité, sie selbst noch auszumärkeln,
Genie, in Hennings' Genius dich zu betten.
Kamst du nur darum von den fernen Letten,
Im Dreck der Menschheit überall zu patschen?
Rückkehr in's Vaterland, um da zu ferkeln!
Journale, fürchtet Merkeln!
Merklich zeigt er verkleinernde Natur,
Schon ward Mercur durch ihn zum Merkel nur.[1]

Das war freilich ein frecher, abstoßender Ton, und man schrieb die rohe Gesittung, welche jetzt in literarischen Fehden herrschte, dem Einfluß der Schiller-Goethe'schen Xeniendichtung

[1] Merkel schrieb ein Buch über die Charité in Berlin, ein andres über die Letten, und ein drittes, das den Titel führt: „Rückkehr ins Vaterland." Er war Mitarbeiter an Hennings' Genius der Zeit und Wieland's Mercur.

zu. Jean Paul ſagte gerade heraus: „Die Xenien haben uns Alle grob gemacht!“ [1] Aber wer möchte behaupten, es ſey der Feldherren Schuld, wenn Troßbuben, Marketender und Marodeurs ſich mit gröblichen Schimpfreden traktiren?

Während die romantiſche Schule recht erbittert auf Schiller losſchlug und ihn unabläſſig verfolgte, ſtrömte aus tiefem Geiſterborn der Quell ſeiner Trauerſpiele. Alle Welt liebte und verehrte ihn, doch das machte jene Romantiker nur um ſo feindſeliger, und ihr Groll wurde nicht einmal durch den Tod geſühnt, der am 9. Mai 1805 das Auge des edlen Leidenden ſchloß. Goethe lebte noch lange im Vollgenuß ſeines Glücks und Ruhmes; in demſelben Jahre, als der treue Freund ihn verließ, widmete ein Ungenannter ihm nachſtehende Diſtichen:

Nein! Er altert euch nicht: vergebens harret ihr lauernd,
Daß ihm die wechſelnde Zeit raube den blühenden Schmuck!
Kind und Jüngling und Mann ſind hier nicht Stufen des Alters,
Immer zugleich keimt, blüht, reifet des Genius Kraft.
Zieh'n auch Wolken einmal am Himmel vorüber: es trifft euch
Xenienwetter, Er klärt immer ſich göttlicher auf. [2]

Wie ſehr die Anſchauung und Beurtheilung der Xenien ſich bereits umgeſtaltet hatte, zeigt am deutlichſten die „Bibliothek der redenden und bildenden Künſte“ vom Jahre 1806. Dieß Werk bildete die Fortſetzung der „Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften;“ es erſchien ebenfalls in der Dyk'ſchen Buchhandlung, und brachte eine fortlaufende Correſpondenz über die Entwicklung der modernen deutſchen Literatur. Der neunzehnte Brief (Bd. I. S. 167 ff.) enthält folgende Stelle: „So ſtand es, als ſich

[1] Literariſche Findlinge von Friedrich Laun (in den Bl. f. d. literar. Unterh. 1848. Nr. 24. S. 94).

[2] Varnhagen v. Enſe: Goethe in den Zeugniſſen der Mitlebenden. S. 99.

Goethe und Schiller im Jahr 1795 mit mehreren trefflichen Köpfen zur Herausgabe einer Monatschrift, die Horen betitelt, und eines jährlichen Musenalmanachs vereinigten, um der schönen Kunst in ihrem ganzen Umfange, durch Lehre sowohl als Beispiel, eine bessere Richtung zu geben. Wenn die Ausführung dem Zweck nicht ganz erfüllte; wenn weder die Monatschrift lauter Abhandlungen, die der erregten Erwartung und dem Namen ihrer Verfasser entsprachen, noch der Almanach keine andere, als vollendete Stücke enthielt, so lag diese Unvollkommenheit größtentheils in der Natur der Unternehmung selbst, und würde, mit Glimpf bemerkt, von den Herausgebern gerne eingeräumt worden seyn. Aber in mehreren Zeitungen und Bibliotheken erhoben sich vorlaute Stimmen. Man rückte Beurtheilungen ein, die, wenn sie auch manche treffende Bemerkung vorbrachten und das Technische verschiedener Gedichte mit Grund tadelten, dennoch den Geist und die Absicht beider literarischen Anstalten nicht richtig würdigten und den Unternehmern viel zu wenig Gerechtigkeit widerfahren ließen. Es schien, als habe man entweder für das Bedürfniß, der Kunst eine bessere Richtung zu geben, durchaus keinen Sinn, oder als suche man absichtlich die goldne Mittelmäßigkeit zu besitzen, und denen, die sich die Erreichung eines höhern Zieles vorsteckten, mit Fleiß entgegenzuwirken."

„In dieser Bedrängniß griffen Goethe und Schiller zur Nothwehr, und bewaffneten ihren Musenalmanach für 1797 mit einem Anhange martialischer Distichen, oder, wie die Aufschrift eigentlich lautete: Xenien, in denen sie theils überhaupt die verkehrten Ansichten, die in der Philosophie und Poesie herrschten, beispöttelten, theils eine namhafte Anzahl berühmter Gelehrten, von den Ufern der Oder bis zu denen des Rheins, mit scharfem Salze abrieben. Sie können leicht denken, welchen Aufruhr diese Xenien stifteten. Es waren Schwärmer, auf Stroh geworfen. Eine in Distichen geschriebene Recension des Almanachs in den Hamburger politischen Zeitungen und Gegengeschenke an die Sudelköche in Weimar und Jena von H. Manso, der ebenfalls einer der Angegriffenen war und als Verfasser mehrerer

Recenſionen gegen Schiller genannt wurde, gaben das Zeichen zum Angriff. Eine Menge Volks zu Fuß und zu Pferde folgte. Das Scharmuziren dauerte ein ganzes halbes Jahr, und die Parteiwuth in dem ausgebrochenen Federkriege war ärger, als die im öſterreichiſch-franzöſiſchen. Jetzt, da der Grimm der Streiter ſich abgekühlt hat, darf man ohne Bedenken ſagen, daß die Goethiſch-Schilleriſchen Xenien ſich vor den Antixenien nicht nur durch eine Menge ihnen einverleibter allgemeiner literariſcher Wahrheiten und bündiger Sentenzen auszeichnen, ſondern auch nie ein mir unbekannter Gelehrter ſich noch neulich ausdrückte, den auf Trivialität gegründeten Dunkel ein wenig zur Erkenntniß zurückgeführt und das Reich der nichtig tönenden Alltäglichkeit verengt haben."

„Aber wenn die Unparteilichkeit gebietet, dieſe Verengung als eine wohlthätige Folge anzuerkennen, ſo kann ſie eben ſo wenig umhin, den Uebermuth einer gewiſſen Sekte, die von der Zeit an ihr Haupt aufzuheben begann, als eine der nachtheiligſten Folgen zu bezeichnen." Die Ausfälle der Schlegel im Athenäum, ihre polemiſche Coalition mit Bernhardi und Spazier auf der einen Seite, das Gebelfer Kotzebue's nebſt ſeinem Genoſſen Merkel auf der andern, gelten dem Verfaſſer als mißrathene Nachkommenſchaft jener großen ariſtophaniſchen Thaten, und auch er beklagt es laut, daß ſeit dem Erſcheinen der Xenien unbedeutende Scribler ſich die gröbſten Beleidigungen gegen achtungswürdige Schriftſteller herausnehmen.

Nach dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren war ſolche Kritik ſchon immer eine anſehnliche Genugthuung für die Xenien, aber dennoch ahnte nur erſt ein kleiner Theil des Publikums ihre wahre Bedeutung. Wie diplomatiſch vorſichtig mußte ſich Körner äußern, als er die Nachrichten von Schiller's Leben zu deſſen Werken ſchrieb! Durch die Zerſtückelung der Xeniendichtung, ſagt er, möge vielleicht manches Epigramm aufgenommen worden ſeyn, das bei einer ſtrengen Auswahl nach dem erſten Plane weggeblieben wäre. Schiller ſey damals allerdings gereizt geweſen, aber nicht durch Bemerkungen über die Mängel ſeiner Produkte, denn

hierin habe niemand ſchärfer geſehen, als er ſelbſt, ſondern weil ihn die Kälte und Geringſchätzung erbitterte, womit die Horen, die er ſo begeiſtert unternommen hatte, von mehreren Seiten empfangen wurden. „Es konnte ihm dann wohl in einer Aufwallung der Indignation auch etwas Menſchliches begegnen, aber der eigentliche Geiſt, in dem die Xenien geſchrieben ſind, ſpricht ſich für den unbefangenen Leſer im Ganzen deutlich genug aus.“

In Goethe's Denken und Dichten wurde die Idee der Xenien niemals wieder fremd. Ein volles Vierteljahrhundert nach der wilden Kampfzeit begann er „zahme Xenien“ zu ſchreiben. köſtliche Perlen, welche ſich in ſeiner Gedichtſammlung finden.[1] Sie tragen dort ein Motto (Horat. Serm. II. 1. 30—34), das an die Votivtafeln mahnt, und können ſich des Rückblicks auf ihre ältern, muthwilligen Geſchwiſter nicht enthalten:

Ich rufe dich, verrufnes Wort,
Zur Ordnung auf des Tags,
Denn Wichte, Schelme jeglichen Schlags,
Sie wirken immer fort.

*

„Du haſt dich dem allerverdrießlichſten Trieb
In deinen Xenien übergeben.“
Wer mit XXII den Werther ſchrieb,
Wie will der mit LXXII leben?

*

Laßt zahme Xenien immer walten,
Der Dichter nimmer gebückt iſt.
Ihr ließt verrückten Werther ſchalten,
So lernt nun, wie das Alter verrückt iſt.

*

[1] Goethe's Werke. Bd. 3. S. 45—147.

Die Xenien ſie wandeln zahm,
Der Dichter hält ſie nicht für lahm:
Belieben euch aber geſchärftere Sachen,
So wartet, bis die wilden erwachen.

*

Kein Stündchen ſchleiche dir vergebens,
Benutze was dir widerfahren.
Verdruß iſt auch ein Theil des Lebens,
Den ſollen die Xenien bewahren.
Alles verdienet Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu ſondern weiß.

*

Etwa gleichzeitig, indem Goethe's geiſtiges Auge erinnerungsvoll auf entſchwundenen Tagen ruhte, verzeichnete er in die Annalen beim Jahre 1796[1]: „Die Xenien, die aus unſchuldigen, ja gleichgültigen Anfängen ſich nach und nach zum Herbſten und Schärfſten hinaufſteigerten, unterhielten uns viele Monate, und machten, als der Almanach erſchien, noch in dieſem Jahre die größte Bewegung und Erſchütterung in der deutſchen Literatur. Sie wurden, als höchſter Mißbrauch der Preßfreiheit, von dem Publikum verdammt. Die Wirkung aber bleibt unberechenbar."

Wir ſehen, Goethe ſchätzte die Xenien jetzt nach ihrem ganzen Werth, und er hatte den Vorſatz, ſie in würdiger Ausſtattung Leſenden und Schreibenden noch einmal vor Augen zu führen. Varnhagen von Enſe berichtet in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik: „Eine von Goethe ſelbſt beabſichtigte Prachtausgabe des Textes, den ein reicher Commentar begleiten ſollte, unterblieb." Nirgend ſonſt findet ſich eine Andeutung hierüber, allein wir ſind gewohnt, daß der genannte Autor ſeine Mittheilungen nur aus den ſicherſten Quellen ſchöpft. Ich bat ihn deßhalb um

[1] Goethe's Werke. Bd. 27. S. 96.

einige nähere Notizen, und mit großer Gefälligkeit gab er folgende Auskunft: Goethe hegte zuverläſſig den Plan, eine ſolche Prachtausgabe zu veranſtalten; er hat ſich gegen Friedrich August Wolf wiederholt darüber geäußert. Den Commentar ſollte Riemer ſchreiben; die Schwierigkeit der Ausführung machte, daß ſie unterblieb, doch war der Gedanke vergnüglich und wurde gern beſprochen.

Unterdeß ließ Henrik Steffens in Breslau, zur Warnung für das neuerlich wieder ſehr rege und thätige Philiſterthum, einen Abdruck der Xenien ausgeben. Manſo war ſein Mitburger und Reichardt ſein Schwiegervater, aber Steffens rechnete es ſich ſogar als Verdienſt an, daß die Rückſicht auf den letzteren ihn nicht habe verhindern können, das Unternehmen in's Werk zu ſetzen. Dieſe Edition fehlt in allen Katalogen, ſie iſt ungemein ſelten, und mein Exemplar ſtammt aus der Bibliothek von Friedrich Jacobs. Es hat weder Titelblatt, noch Druckort, noch Jahrzahl, und iſt in Octav auf 32 Seiten gedruckt. Statt der Worte des lateiniſchen Motto's findet ſich nur das Citat „Martial. Epigr. XI. 2. 1–4.“ und am Schluſſe heißt es: „(200 Exemplar als Manuſcript für Freunde).“

Nachdem Schütz die Xenien (1825) mit oberflächlichen Erläuterungen veröffentlicht hatte, erſchienen: „Kleine Schwärmer über die neueſte deutſche Literatur. Eine Xeniengabe für 1827.“ Der anonyme Verfaſſer, Profeſſor Dr. Wilhelm Ernſt Weber in Bremen, hat ſich durch äſthetiſche Schriften bekannt gemacht, und ſeine Epigrammenleſe ſollte gewiſſermaßen eine Fortſetzung der Schiller-Goethe'ſchen Xenien bilden. Dieſelben wurden denn auch dem Büchlein wörtlich angehängt, und in der Vorrede, S. 122 f., heißt es: „Bei Ueberlegung, ob man den Text genau nach Schiller's Almanach geben, oder die Namensandeutungen ausfüllen und ſonſtige Erklärungen hinzufügen ſolle, hat man das erſte vorgezogen, indem dem Leſer weder mit der halbdiscreten, bald nitzelnden, bald geſchwätzigen Erörterung, wie ſie in dem zu Anfange dieſes Jahrhunderts (sic!) unter dem Titel „Literariſche Spießruthen“ erſchienenen Abdrucke der Xenien gegeben

ist, noch mit der dürftigen und zugleich sehr indiscreten, im dritten Bande der schlechten Compilation: „Goethe's Philosophie von Julius Schütz," gedient seyn kann; eine gründliche Erläuterung derselben aber eher einer ausführlichen Beleuchtung der polemischen Seite jener ganzen denkwürdigen Literaturperiode angehört. Das würde aber allerdings ein sehr verdienstliches Unternehmen seyn, wollte ein dazu geeigneter Literator daran gehen, die zahlreichen Früchte literarischer Persiflage aus jener Zeit des üppigsten Genieergusses zu sammeln, zu ordnen, und im Einzelnen für das Verständniß der Nachkommen, welchen so manche Besonderheit natürlich durch den Strom der Vergessenheit entzogen werden wird, mit Discretion zu erklären."

So hatte man allmählig den gehörigen Standpunkt gewonnen, nur glaubte man, wegen der vielen noch lebenden Schriftsteller, die in den Xenien verletzt worden, „Discretion" fordern zu müssen, ohne zu bedenken, daß unter solcher Bedingung ein ernsthaft gründlicher Commentar ganz unmöglich sey. Mit dem Verdecken und Zurückhalten war nicht mehr durchzukommen. Bereits hatte ein neues, unbefangenes Geschlecht die Hallen der Literatur betreten, und wurde unwillkürlich zur Erforschung der mannigfachen Räthsel hingeführt, welche sich an die Xenien knüpften. Goethe sollte ein Beispiel hiervon erleben, worüber er sich mit Unrecht ereiferte. Eine junge Dame, Zelter's Schülerin, fragte denselben brieflich, am 22. November 1827, wie es zugehe, daß die beiden Distichen: „Pflicht für Jeden" (Tab. vot. 453) und „die schwere Verbindung" (Tab. vot. 524), sich sowohl in Schiller's als in Goethe's Gedichtsammlungen fänden. Zelter antwortete ihr:[1]

„Es gibt eine Art zu dichten, da gleichgesinnte Freunde, zur Belustigung, Zeile um Zeile oder Strophe um Strophe, sich in muntern Extemporationen üben. Von der Art sind die genannten Distichen, welche im Schiller'schen Almanach vom Jahr 1797 zuerst abgedruckt erschienen, und zwar unter der Firma G. u. S.

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, IV., 115 ff.

Auch die berüchtigten Xenien in eben dem Almanach ſind auf dieſe Art entſtanden, und ſo gehören die Gedichte beiden Dichtern zugleich an, weil beide daran gleichen Antheil haben. So etwas kann man wohl wiſſen, aber man muß es errathen, weil es eben nicht dienet wäre, einen der Dichter darum zu fragen. Das Geheimniß dabei hat ſelbſt dazu gedient, ſolche Späße intereſſirend zu machen, und wie mancher hat ſich den Kopf zerbrochen: welches dieſer Diſtichen dem Einen oder dem Andern angehöre? — Was die Xenien betrifft, die wie ein Schlag in's Kohlenfeuer nach allen Richtungen ſprühten und die wunderlichſte Wirkung hervorbrachten, weil jeder dem Andern gönnte, was er, ſelbſt getroffen, übel nahm — ſind dieſe Xenien nichts anders, als ernſtgemeinte Abweiſungen ſolcher Beurtheiler, die man nicht anerkennt."

Den Brief der Dame, ſammt ſeiner Antwort, überſchickte Zelter an Goethe, und fügte nur ſeinerſeits die Bemerkung hinzu: „Soll das Xenienkapitel als ein Geheimniß auf die Nachwelt kommen, ſo könnten die loſen Dinger in der Ausgabe Deiner und zugleich auch der Schiller'ſchen Werke abgedruckt werden, wie ſie zum erſtenmale erſchienen ſind. Wem ſie gelten, iſt meiſtens bekannt. Von wem? darüber ſind die Meinungen höchſt verſchieden. — Was meinen Ew. Liebden zu ſolchem Einfalle, oder käme er gar wie Senf nach der Mahlzeit?"

Als Goethe die Schriftſtücke erhielt, wurde er dadurch auf's Unangenehmſte berührt, und äußerte gegen Eckermann ſehr haſtige Worte über die Entſtehung der Xenien: „Freunde, wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Intereſſen, in täglicher Berührung und gegenſeitigem Austauſch, lebten ſich in einander ſo ſehr ein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage ſeyn konnte, ob ſie dem einen gehörten oder dem andern. Wir haben viele Diſtichen gemeinſchaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verſe, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede ſeyn! Man müßte wirklich noch tief

in der Philisterei ſtecken, wenn man auf die Entſcheidung ſolcher Zweifel nur die mindeſte Wichtigkeit legen wollte.“[1]

Die ſeltſame Gereiztheit des Dichters wird uns wenigen wundern, wenn wir bedenken, daß Goethe jetzt wahrſcheinlich ſelbſt zum erſtenmale erfuhr, er habe einige Diſtichen wieder abdrucken laſſen, welche auch Schiller in ſeine Werke aufgenommen. Darum gab er jene Erklärung, die ihm Zelter geradezu in den Mund gelegt hatte, und ſchrieb demſelben am 4. December: „Meine Correſpondentin mag ein liebenswürdiges Mädchen ſeyn, eine wahre Deutſche iſt ſie zugleich. Dieſe Nation weiß durchaus nichts zurechtzulegen, durchaus ſtolpern ſie über Strohhalmen. Du haſt die Frage ſehr umſtändlich, freundlich und vernünftig beantwortet, man kann es auch geradehin als einen Zufall betrachten, der bei Freunden, die ſo viel hinüber und herüber wirken, gar leicht vorkommen konnte. Eben ſo quälen ſie ſich und mich mit den Weiſſagungen des Vaters, früher mit dem Hexen-Einmaleins und ſo manchem andern Unſinn, den man dem ſchlichten Menſchenverſtande anzueignen gedenkt. Suchten ſie doch die phyſiſch-ſittlich-äſthetiſchen Räthſel, die in meinen Werken mit freigebigen Händen ausgeſtreut ſind, ſich anzueignen und ſich in ihren Lebensräthſeln dadurch aufzuklären! Doch Viele thun es ja, und wir wollen nicht zürnen, daß es nicht immer und überall geſchieht.“

Die Herausgabe des Schiller-Goethe'ſchen Briefwechſels (1828—1829) warf neuen Zündſtoff in das Intereſſe der Leſewelt. Hier ſah man nun die Xenien geheimnißvoll entſtehen und wachſen, gleich ſpitzen Kryſtallen im Bergesſchooß. Es war den Dichtern umgekehrt ergangen, wie dem Barthold Schwarz. Er hatte Gold machen wollen, und es wurde Schießpulver daraus. Goethe und Schiller hatten Schießpulver machen wollen, und es iſt ächtes Gold geworden. — Zelter ſchreibt am 26. Februar 1829 dem Freunde in Weimar:[2] „Seit der Erſcheinung des Briefwechſels

[1] Eckermann, Geſpräche mit Goethe II. 47 f.

[2] Siehe oben, Th. I. S.

[3] Briefwechſel, V. 181 f.

wird der Almanach von 97 in allen Winkeln geſucht, und ich könnte was verdienen, wenn ich mir für mein wohlbewahrtes Exemplar Leihgeld zahlen ließe. Die Wirkung der Xenien iſt eben ſo gut als neu. Dazumal gab es Theilnehmende, Gerechte, Wüthende, Getroffene, Betroffene, Hinfällige, Beifällige, und alle lachten oder lächelten, in ſich, aus ſich heraus. Die heutigen konnte man Philologiſche nennen. Der Gedanke, das Wort, der Sinn, die Bedeutung, gewogen, erwogen, verglichen. Die alten Freier liegen geödtet da, und keiner läßt ſich einfallen, daß ſolch Geſchmeiße nachwächſet. Wenn Cotta jetzt eine neue Ausgabe der Xenien macht, bin ich erbötig, Gewinn und Verluſt zu theilen. Mein Exemplar habe noch nicht aus Händen gegeben, ich ſelber leſe es mit neuen Augen."

Solcher dringenden Anforderung wurde erſt 1833 durch die Danziger Edition der Xenien genügt; eine freudige Theilnahme begrüßte ſie, und Varnhagen von Enſe ſprach bei dieſer Gelegenheit das treffende Urtheil aus:[1] „Die „Xenien brachen wie ein plötzliches Strafgericht in das verwilderte und verſchwächte Treiben, das ſich im Gebiete der Geiſtesbildung üppig eingeniſtet hatte. Ein allgemeiner Schrei des Schmerzes, der Angſt, des Ingrimms und der Gegenwehr erſcholl bei dieſen Streichen; man rief Himmel und Erde zu Zeugen an, daß dergleichen Gewalt ganz unerhört ſei; man hoffte die Friedensſtörer ihren Frevel büßen und die gefeierten Dichter als beſchämte Buben heimkehren zu ſehen. Was die Schwäche und Gemeinheit ſich angemaßt, ſollte als richtiger Beſitz, ein dünkelhaftes Behagen als unverletzlicher Zuſtand gelten und von der Geſammtheit geſchützt werden. Aber man hatte vergeſſen, daß in der Literatur das Fauſtrecht beſteht, und kein Beſitz und Stand gilt, als der mit Waffen in der Hand behauptet und jeden Tag erneut wird. Der Erfolg bewährte das gute Recht der aufgetretenen Ritter; die Geſchlagenen mußten weichen, der Raum ward freier und manche beinahe Stelle glücklich gereinigt. Die Xenien haben vollſtändig

[1] Aus den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik wieder abgedruckt in Varnhagen's Denkwürdigkeiten und verm. Schriften, 2 Auflage V. 361 ff.

geſiegt, und ihr Feldzug wird in den Jahrbuchern literariſchen Ruhmes ehrenvoll mitgezählt."

Nun folgte mein eigner Commentar der Xenien, woran ſich die Arbeiten von Vieheff und Hoffmeiſter anſchloßen. Dieſer ganze Kreis von Erläuterungsſchriften trug viel zur richtigen Werthſchatzung derſelben bei, und was vormals eine Emeute geſcholten wurde, hieß jetzt eine glorreiche Revolution. Es liegt hierin die große Lehre, geiſtige Kämpfe nicht zu ſchmähen, wenn ſie im Beginn auch faſt verloren ſcheinen. Wie durch ein Wunder vollenden ſie ſich plötzlich, ihr Sieg iſt unleugbar, und denen, die ſie mit Schimpfreden verfolgten, bleibt dann nichts übrig, als Schaam, oder gar — Verachtung. Gervinus beſtätigt es,[1] daß die Xenien Deutſchlands literariſche Revolution erneuert und fortgeführt haben. „Gewiß," ſetzt er hinzu, „ſollte man von ihnen weniger, als von vielen andern Produkten unſerer Dichter ſagen, die darauf verwendete Zeit ſey verloren geweſen."

Aber noch ein anderes bedeutſames Zeugniß gibt der treffliche Geſchichtſchreiber unſerer Literatur den einſt ſo ſehr verketzerten Xenien. Nicht mit leidenſchaftlich getrübtem Auge betrachteten Goethe und Schiller den Zuſtand des deutſchen Schriftenthums: ſie ſtanden auf den Zinnen der Zukunft. Ein halbes Jahrhundert ſpäter fand Gervinus, daß das Reſultat ſeiner Forſchungen über Dichter und Proſaiker durchgehends mit den Urtheilen der Xeniſten zuſammentraf. In dieſem Sinne äußert er: Die Xenien ſind abſichtslos — und deßhalb um ſo unſchätzbarer — zu einer Art Charakteriſtik der nächſten literariſchen Erſcheinungen geworden. „Wir könnten den Gang unſerer Darſtellung in den letzten Abſchnitten daran erläutern, ſo ganz ſind dieſe Ausſprüche in dem ſtrengen Sinne des Urtheils gemacht, das ein Mann ſich bildet, der die Zeitereigniſſe ſchon als Geſchichte anſieht, und ſich in die Ferne der Zeiten denkt, wo die Schuppen der Befangenheit auch von den Augen des gewöhnlichen Leſers abfallen."[2]

Auf Einen wirkten die rollenden Jahre nicht, ihn rührte

[1] Literaturgeſchichte, V, 457.
[2] Ebendaſelbſt, V, 453.

weder Zeit noch Lob, er mußte den Haß lebendig zu erhalten. Dieser Eine war August Wilhelm Schlegel, und er spritzte seine giftige Galle auf Schiller's Grab, als der Dichter schon ein Vierteljahrhundert darinnen ruhte. Schiller's Natur, die rein und frei nach dem Ideale strebte, war ihm längst zuwider, doch preßte er die Ausbrüche seiner Gehässigkeit zurück, weil er Goethe fürchtete. Man würde außerordentlich irren, wenn man glauben wollte, dieser habe jemals eine wirkliche Zuneigung für die Schlegel empfunden. Behaglich ließ er sich's gefallen, wenn sie ihm Psalmen sangen und Weihrauch streuten, aber der Briefwechsel mit Schiller zeigt uns, daß er nicht eben groß von ihnen dachte. Als dieser Briefwechsel erscheinen sollte, war er stark genug, der Nachwelt seine innerste Meinung vorzulegen, statt sie, um des kritischen Hausfriedens willen, zu verfälschen. A. W. Schlegel wurde dadurch höchst erbittert, ein grollender Mephisto, zerriß er den Pakt und machte seinem Zorne Luft.

Aber nicht geradeaus, gegen den lebenden Titanen in Weimar, wagte er seine Waffe zu richten, sondern, als ein Kenner Shakespeare's, nahm er sich Falstaff zum Vorbild. Den todten Schiller durchbohrte er; auf Goethe fiel nur hin und wieder ein schwacher Seitenhieb. Ja, er erröthete nicht, diese Schmähungen dem Druck zu übergeben, und in Wendt's Musenalmanach für das Jahr 1832 erschienen die rohen Ausfälle, welche, zur Schande ihres Urhebers, nicht vergessen werden dürfen.

Literarische Scherze.

Trost bei einer schwierigen Unternehmung.

Nur wenig Gnatisch weiß ich zwar,
Und Shakspeare ist mir gar nicht klar:
Doch hilft der treue Eichenburg
Wohl bei dem Macbeth mir hindurch.
Thu' alles Griechisch hab' ich ja
Verdeutscht die Iphigenia.

Lateinisch wußt' ich auch nicht viel,
Und zwang' in Stanzen den Virgil.

*

Macbeth

für das Weimarische Hoftheater eingerichtet von Schiller.

(Worte aus dem Hamlet.)

Macbeth ist aus den Augen: Schmach und Scham,
Daß ich im Weib, ihn einzurichten, kam!

*

Die veredelte Hexenzucht

Du willst in Furien die Hexen travestiren.
Meinst du, das sey die Art mit Hexen umzugehn?
Da werden beiderseits die Damen protestiren,
Und Shakspeare, Aeschylus, sich selbst nicht mehr verstehn.

*

Kennzeichen

Wenn jemand Schooße reimt auf Rose:
Auf Menschen, wünschen: und in Preis
Und Versen schillert: Freunde! wißt,
Daß seine Heimath Schwaben ist.

*

Verständliches Resultat einer unverständlichen Metaphysik

Wer a priori weiß zu demonstriren,
Die Menschheit sey despotisch zu regieren,
Der ist, trotz seinen Cato Brau'n, am Hof
Gewiß ein sehr willkommner Philosoph.

*

An Schiller.

Unwissend darfst du Friedrich Schlegel schelten?
Wie? meinst du selber für gelehrt zu gelten?
Du warst verblendet, daß es Gott erbarm'!
Der Bettler Irus schilt den Krösus arm.

Friedrich Schlegel hatte die in den Horen anonym erschienene Erzählung „Agnes von Lilien,“ deren Verfasserin Caroline v. Wolzogen war, im zwölften Stück des Journals Deutschland sehr strenge beurtheilt, weil er glaubte, dieselbe rühre von Goethe her. Als er seinen Irrthum erfuhr, sprach er es aus, daß er nun die Härte jener Kritik bedaure. Infolge dieser „anmaßlichen Aeußerung“ schrieb Schiller (16. Mai 1797) an Goethe: „Der Laffe meinte also, er müsse dafür sorgen, daß Ihr Geschmack sich nicht verschlimmere. Und diese Unverschämtheit kann er mit einer solchen Unwissenheit und Oberflächlichkeit paaren, daß er die Agnes wirklich für Ihr Werk hielt.“

An die Dichter der Xenien.

(Mirochrybische Ode in dem Sylbenmaße: Ehret die Frauen!)

„Was einer einbrockt, das muß er auch essen.“
Hattet den weisen Spruch ihr vergessen,
Als ihr die Xenien botet zum Schmaus?
Was ihr gefrevelt in schwärmender Jugend,
Kommt euch, bei reiferer männlicher Tugend,
Auf dem Theater zu Hof und zu Haus.
Stella, Clavigo, Cabale, Fiesco,
Räuber, gemalt in dem crudesten Fresco,
Brüteten Iffland und Kotzebue aus.

*

Gelehrte Unsterblichkeit.

So lang' es Schwaben gibt in Schwaben,
Wird Schiller stets Bewundrer haben.

Das Lied von der Glocke.

1. A propos de cloches.

Wenn jemand ſchwatzt die Kreuz und Quer,
Was ihm in Sinn kommt ungefähr,
Sagt man in Frankreich wohl zum Spotte:
„Il bavarde à propos de bottes.“
Bei uns wird nun das Sprichwort ſein:
„Dem fällt bei Glocken vieles ein.“
Der Dichter weiß ins Glockengießen
Das Beſte der Menſchheit einzuſchließen.
Er bricht die ſchönen Reden, traun!
Vom Glockenthurm, und nicht vom Zaun.

2. Wunſch eines Küſters.

„Mein ich bitt, daß wir unſere Glocken lampt ihren Klöppeln haben möchten. — — Date nobis glockas nostras, nostra Tintina, Tintina.“

Kirchhart
in ſeiner Geſchichtklitterung nach Rabelais.

Ihr Küſter, würd'ger Herr, ſind hoch erfreut,
Daß Sie ſo ſchön der Glocken Lob geſungen:
Es hat uns faſt wie Engelläut geklungen.
Nur haben Sie ſich etwas weit zerſtreut,
Und doch dabei den Hauptpunkt übergangen:
Die Klöpfel mein' ich, die darinnen hangen.
Denn ohne Zung' im Munde — mit Reſpekt
Zu ſagen — müßte ja der Pfarrer ſelbſt verſtummen.
So, wenn kein Klöpfel in den Glocken ſteckt,
Wie ſehr man auch am Seile zerrt und reckt,
Man bringt ſie nicht zum Bimmeln oder Brummen.

1. Der idealiſche Glockengießer.

Nicht Zinn und Kupfer, nach gemeiner Weiſe,
Rein, Wortgepräng' und Reim, mühſam in eins verſchmelzt,
Bis ſich die zähe Maſſ' in Strophen weiter wälzt:
Das iſt im Glockenlied die edle Glockenſpeiſe.

*

An Ludwig Tieck.

Freund, ſey ſtolz! Der erhabne, der Genius, ſpendet ein Lob dir!
Goethe bezeugt: du ſey'ſt wirklich ein leiblicher Menſch.

Unter'm 24. Juli 1799 ſchreibt Goethe an Schiller: „Tieck hat mit Hardenberg und Schlegel bei mir gegeſſen; für den erſten Anblick iſt es eine recht leibliche Natur. Er ſprach wenig, aber gut, und hat überhaupt hier ganz wohl gefallen."

*

Goethe's und Schiller's Briefwechſel.

Viel krazfüßelnde Bücklinge macht dem gewaltigen Goethe Schiller: dem ſchwächlichen nickt Goethe's olympiſches Haupt.

*

An Viele.

Ihr ſchreibt, ihr recenſirt jetzt ohne Salz und Schmalz.
Das Athenäum war ein Magazin voll Salz:
Von ſolchem biet' ich euch zum Koſten dieſe Proben.
Ihr müßt daran gewiß die Schärf' und Weiße loben.

*

Mit Murren und Unwillen wurden diese Unwürdigkeiten in ganz Deutschland aufgenommen; auch Zelter hatte sie gelesen, und er schrieb (15. October 1831) an Goethe: „A. W. v. Schlegel hat in dem Leipziger Almanach von 1832, unter der Rubrik von Späßen, sich einer gallig-wässrigen Essenz gegen Schiller und Dich in Beziehung auf den bekannten Briefwechsel entladen wollen. Dagegen wäre nichts einzuwenden. Schelm, wehre dich! sagte mein Vater, wenn mir einer nach der Halsbinde griff; — aber so wie Herr v. Sch., der sich so lange besinnt, um die Nachwirkung eines damals verhaltenen, nun seit fünfunddreißig Jahren zergangenen Aergers wieder an den Mann zu bringen — dazu hätt' er die Sprache der Hindu nicht zu studiren brauchen. Er, der das Gewehr umkehrt, um gegen die eigne Partei zu feuern, hat vergessen Schrot einzuthun, und bewegt uns, die Xenien wieder durchzumustern, wo Hasenfüße und schwer wandelndes Hornvieh nach Hause geleuchtet werden. Das war damals, das war einmal für immer, und gab einen Knall, als ob ein legitimer Dämon geboren wäre, und damit gut oder nicht. Nun kommt Gevatter Schlegel mit dem Senf hinterher, und will uns weiß machen, daß es auch so schmeckte; und den eigentlichen Spaß hat wieder das Publikum, das nun erst sieht, wie er damals als junger Laffe viel zu gut davon gekommen ist, und wie er's mit solchen, die ihm jetzt helfen könnten, auch verdorben hat. Denn das Lustigste dabei war, wie ernsthafte Männer in Heerschaaren Front machten gegen zwei Individuen, ja selber unter einander fochten, welchen sie für den rechten halten sollten?“ [1]

Goethe erwiederte hierauf am 26. October, wenige Monate vor seinem Tod: „Die Gebrüder Schlegel waren und sind, bei so viel schönen Gaben, unglückliche Menschen ihr Leben lang; sie wollten mehr vorstellen, als ihnen von der Natur gegönnt war, und mehr wirken, als sie vermochten; daher haben sie in Kunst und Literatur viel Unheil angerichtet. — Schiller liebte sie nicht, ja er haßte sie, und ich weiß nicht, ob aus dem Briefwechsel

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. VI., 318 ff.

hervorgeht, daß ich in unserm Kreise wenigstens soziale Verhältnisse zu vermitteln suchte. Sie ließen mich bei der großen Umwälzung, die sie wirklich durchsetzten, notdürftig stehen, zum Verdruß Hardenberg's (Novalis), welcher auch mich wollte delirt (ausgelöscht) haben. Ich hatte mit mir selbst genug zu thun, was kümmerten mich Andere."

„Schiller war mit Recht auf sie erbost, wie er ihnen im Wege stand, konnte er ihnen nicht in den Weg treten. Er sagte mir einmal, da ihm meine allgemeine Toleranz, sogar die Verdrießen, was ich nicht mochte, nicht gefallen wollte: „Kotzebue ist mir respektabler in seiner Fruchtbarkeit, als jenes unfruchtbare, im Grunde immer nachhinkende und den Vorschreitenden zurückrufende und hindernde Geschlecht."

„Daß August Schlegel so lange lebt, um jene Mißhelligkeiten wieder zur Sprache zu bringen, muß man ihm gönnen. Wir wollen das alles, wie seit so vielen Jahren, vorübergehen lassen, und immer nur auf das hinarbeiten, was wirksam ist und bleibt. Ich habe gar manche hübsche Fäden fortzuspinnen, zu haspeln und zu zwirnen, die mir niemand abreißen kann."

— Wenn wir hier einen hämischen Menschen finden mußten, der seinen alten Xenienhaß noch am Sarcophag des Gegners kühlte, so that es desto wohler, gleich darauf einem freien, schönen Gemüthe zu begegnen. Friedrich Jacobi war es, der, die empfangene Wunde vergebend und vergessend, Schiller's Urne in herzlicher Rührung mit einem frischen Blumenkranz schmückte. Als zu Stuttgart des Dichters Bildsäule errichtet werden sollte, als die Männer der deutschen Kunst und Wissenschaft ihre Opferblätter in den Grundstein legen ließen, da brachte auch Jacobi, der dreiundsiebzigjährige Greis, seine Gabe dar.[1] Und in den sinnigen Zeilen bekannte er sich, mit philologischer Anmuth, zu dem Xenion 69, das die neuern Commentatoren gar nicht mehr auf ihn gedeutet hatten. Er sagte dort

[1] Schiller's Album 1837. S. 113.

Wilder im Thierkreis hieß ich dir einſt. O wär' ich es, freudig
Brächt' ich mein Vlies den Ueberfischern des nächtlichen Reiches zum Lösgeld,
Und du, Geliebter, kehrteſt zurück zu den ſehnenden Völkern.

Dieſe Verſe ſtrömen, wie ſie aus dem Herzen kamen, unmittelbar ans Herz, und keine beſſeren wüßte ich irgendwo zum Abſchluß meiner Schrift über den Xenienkampf.

Zuſätze.

Zu S. 19. — Am 15. November 1796 gratulirt Goethe dem Freunde zur zweiten Auflage, und ſagt dabei: „Einige Buchſtabenbemerkungen, ſonſt Druckfehler genannt, ſchicke ich Ihnen ehſtens.“ Daß dieſe Verbeſſerungen ſich auf die Xenien bezogen, folgt aus Goethe's Brief vom 26. November, worin es heißt: „Auf einem Kartenblatt finden Sie hier beiliegend einige Bemerkungen zu den Xenien; vielleicht können Sie noch Gebrauch davon machen.“ Es waren alſo beim Druck Verſehen vorgekommen. Goethe corrigirte ſie rechtzeitig vor der zweiten Auflage, und dennoch finden wir dieſe ſowohl, als die dritte, genau mit der erſten übereinſtimmend.

Zu S. 47. — Tumpel, in ſeiner Erläuterung zu Goethe's Fauſt (Thl. 1. S. 399), gibt an: Henning habe im „Genius der Zeit“ Vulpius für den Verfaſſer der Xenien erklärt, allein das iſt ein Irrthum; er verwechſelt dieſe Zeitſchrift mit Meyer's „Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks.“

Zu S. 50. — Bei der Erwähnung, daß im Archiv der Zeit Vulpius geradezu als Xeniendichter hingeſtellt ſey, bemerkt Janus Gremita (1. S. 214): „Wählte man ihn, der ohnehin ſchon ſo viele poetiſche Miſſethaten auf ſich hat, etwa in der

Absicht zum Sündenbock, um ihn dadurch auf einmal zur literarischen Welt hinauszujagen.“

*

Zu S. 68. — Im zehnten Stück der „Erlangischen gelehrten Zeitung“ vom 3. Februar 1797. heißt es: „Die sogenannten Xenien sind nichts anders, als grobe und größtentheils hämische Anfälle auf würdige Männer, die zum Theil gar mit verdorbenem Namen genannt, oder doch mit dem Anfangsbuchstaben des Namens oder sonst so angedeutet sind, daß man sie leicht erkennt, ohne dagegen durch Witz oder poetische Gaben den schlimmen Eindruck zu mäßigen, welche jedem moralischen Gefühle jene Eigenschaften benehmen. Unbegreiflich ist es, wie solche wahre Pasquille einer Sammlung von Gedichten angehängt werden durften, die von einem Goethe und einem Schiller (Männer, die längst am Parnasse glänzen, und schon so trefflich gezeigt haben, wie man ästhetische Schönheit und moralische Würde verbinde) den größten Antheil erhielt, und von diesem überkam den Namen an der Stirne trägt. Ohne Zweifel ist der Verfasser dieser Produkte ein Gelehrter, der von den Männern, die hier so angetastet werden, beleidigt wurde, oder doch glaubt beleidigt zu seyn; aber gesetzt, daß auch das erstere wäre, ist es denn einem wahren Gelehrten wohl anständig, sich auf eine so niedrige, eines wahren Gelehrten in jeder Rücksicht unwürdige Weise zu rächen? Wie muß der Stand der Gelehrten in den Augen anderer Stände herabsinken, wenn man Männer, von denen diese Aufklärung und Bildung erwarten, solche geist- und herzlose Fehden führen sieht? Wenn das Salz dumm wird, womit soll man würzen?“

*

Zu S. 92. — In dem Buche von K. W. Oemler: „Schiller, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem spätern Leben (Stendal 1805)“ dem freilich nicht zu trauen ist, heißt es S. 33: „Die Perlocken, die im Strome der, durch die Xenien verursachten

Klugſchriften mit einher geſchwommen kamen, erklärte Schiller für das beſte dieſer Produkte."

•

Zu S. 119. — Es bedarf wohl kaum der Anmerkung, daß die beiden Epigramme „Das verlorene Paradies" und „Das Genie" auf Goethe zielen.

•

Zu S. 158. — In Friedrich Nicolai's (ungedrucktem) Briefwechsel finden ſich, über deſſen Anhang zum Musenalmanach, folgende Aeußerungen vom Hofrath Langer in Wolfenbüttel (s. S. 43):

25. Februar 1797. „— — Sie können leicht denken, daß Ihr Anhang zum heilloſen Musenalmanach es war, der mir die troſtliche Ueberzeugung verſchaffte. Zwar hab' ich — weil man in unſerm Ulubrae das Exemplar ſich aus den Händen riß — ihn mehr verſchlungen als geleſen; doch iſt mir der Totaleindruck noch gegenwärtig genug, um hinzufügen zu dürfen, daß Sie als ein ehrlicher, ſeiner Sache gewiſſer Mann zu Werke gegangen ſind, und das übrige poetiſche Verdienſt der beiden Marktſchreier vielleicht höher angeſchlagen haben, als nöthig war. Was aber ſoll daraus werden, wenn das Ding ſo fort geht? Alles vermuthlich noch viel grober und klotziger, als während dem Klotziſchen Unfuge ſelbſt! Meiner Neigung, wenigſtens für neuere Literatur, gibt eine ſolche Ausſicht den Reſt, und der gute Bhu mag in Zukunft meine Stelle durch andere erſetzen, denen mehr Witz und Laune zu Gebote ſtehe, als mir. Schlimm genug, daß ich auch nur ein oder zweimal mit den ſaubern Dichtungen mich habe abgeben müſſen."

13. April 97. „— Seitdem iſt ihr Anhang abermals und mit eben ſo viel Vergnügen von mir geleſen worden. Gerade weil der heilloſe Almanach zu ſo viel tollen und unnützen Schreibereien Anlaß gegeben hat und immer noch gibt, wird Ihr Aufſatz alles andere ſicher überleben, und als treue Darſtellung unſerer neueſten Aeſthetik gewiß überall aufgehoben werden; denn bei aller

Freiheit hat es an Freimüthigkeit lange schon gefehlt.' — Für die Allgem. deutsche Bibliothek hatte der Quidam die Anzeige des Almanachs (s. o. S. 41 ff.) bereits vor Erscheinung des Anhangs eingeschickt. Säuberlich hat er mit den Xenienschmierern eben nicht verfahren, es aber unter der Würde einer öffentlichen Zeitschrift gehalten, in kleinliches Detail und Persönlichkeiten herunter zu steigen, und daher sich begnügt, seinen Abscheu gegen solch einen Literaturauswuchs mit gedrängter Kürze an den Tag zu legen." (Vergl. Langer's Recension des „Anhangs." S. 237 f.)

*

Zu S. 242. Wie wenig passen diese angeblichen Worte des Dichters zu der Schilderung, welche Caroline von Wolzogen von seiner damaligen Stimmung gibt! Sie sagt (Schiller's Leben. II. 172): „Die literarischen Händel, die die Horen und Xenien erregten, trübten den guten Humor selten, und dienten im engeren Kreise nur zu Uebung in muthwilligen Scherzen." Hinrichs' Mittheilungen stammen aus der Schrift: „Schiller, oder Scenen und Charakterzüge ꝛc. Stendal 1805. S. 31 ff." Zwar bedauert der Verfasser, K. W. Oemler, in der Vorrede, er sey seit 1794 häufig um Schiller gewesen und habe dessen Zutrauen genossen, aber dennoch muß die Kritik das Machwerk großentheils als unwahr und werthlos erklären. Uebrigens läßt auch Oemler (S. 34), allen kläglichen Aeußerungen zum Trotz, Schiller's ungetrübte Laune gelten: „Er lachte herzlich mit Goethen über die Maschine, die so viele Federn in Bewegung gesetzt hatte, und sammelte Alles, was für und wider geschrieben wurde. Aufgebracht sah ich ihn einmal, als man ihm mit anonymischen Briefen einige erbärmliche Machwerke gegen die Xenien zugesendet hatte. Das ist sehr kleinlich gehandelt! sagte er. Bei einer andern Gelegenheit meinte Schiller: man wird noch oft an die Xenien denken, auch wenn ich nicht mehr bin!" — Außer den erwähnten Lamentationen wird dort (S. 32) noch Folgendes über die Xenien berichtet: „Ein Vorwitziger fragte damals Schillern: Sie sagen Wir — ich glaubte immer, daß Sie allein der Verfasser

der Xenien wären? „Das Wir werde ich nie entziffern!“ antwortete Schiller lakonisch. Ob er es aber nie entzifferte?? — Ja, vor wenigen Vertrauten! Mag Einer von diesen die das Publikum vor der Hand nicht interessirende Geschichte der Xenien so, wie solche ihm Schiller erzählte, verrathen — ich kann es nicht, denn es würde das Zutrauen des großen Mannes mißbrauchen heißen, und Andere vielleicht compromittiren. Nur so viel: daß Schiller nicht der alleinige Verfaßer der Xenien war, an ihrer Verfertigung den wenigsten Antheil hatte, und ihm diese Dichtungsart nicht eingefallen seyn würde, hätten nicht gewiße große und bekannte Männer den Stoff dazu hergegeben.“

*

Zu S. 245. Ueber das Intermezzo vergleiche man „Goethe's Faust, erläutert von Düntzer“ (Leipzig 1850. 3Bd. I. S. 352 ff.), wo die einzelnen Beziehungen mit den Xenien vollständig zusammengestellt sind.

*

Zu S. 278. Schon anfangs wünschte Goethe, das Xenienbuch in größerem Format zu sehen; er schrieb an Schiller, unter'm 8. October 1796: „Machen Sie sich auf die zweite Ausgabe (des Almanachs) bereit, und veranstalten Sie solche in klein Octav, wie Sie neulich sagten.“

Verzeichniß der Personen, auf welche in den Anti-Xenien hingedeutet wird.

Amalia (Herzogin zu Sachsen-Weimar): 164.
Balde (Jakob): 98.
Batteux (Charles): 99.
Biester (Joh. Erich): 100.
Böttiger (Karl Aug.): 98.
Campe (Joach. Heinr.): 97. (135.) 176.
Claudius (Matth.): 118.
Cotta 133.
Dyk (Joh. Gottfr.): 101.
Ebeling (Christoph Daniel): 33.
Eschenburg (Joh. Joachim): 162.
Fichte (Joh. Gottlieb): 95.
Gellert (Christ. Fürchtegott): 135.
Goethe: 72–74. 76. 77. 80. 82. 89. 91. 94. 132. 134. 136–138. 141. 144. 146. 160. 163. 176. 177. 183–185. 188–190. 201. 202. 265. 268. 270–272. 289.
Haschka (Lorenz Leop.): 138.
Heydenreich (Karl Heinr.): 99.
Heyne (Christian Gottlob): 96. 174.
Howard (John): 115.
Iffland (Aug. Wilh.): 97.
Jakob (Ludw. Heinr. v.): 137.
Jakobs (Friedr.): 96. 291.
Jung (Joh. Heinr., Stilling): 97.
Kant (Immanuel): 99.
Karl August (Herzog zu Weimar): 133.
Kleist (Ewald v.): 161.
Klopstock (Friedr. Gottlieb): 99. 136. 178.

Klez (Christian M.): 134.
Kotzebue (Aug. v.): 96.
Manso (Joh. Kasp. Friedr.): 87. 98. 101. 114. 138.
Matthiſſon (Friedr. v.): 133.
Mereau (Sophie): 96.
Meuſel (Joh. Georg): 142.
Nicolai (Chriſtian Friedr.): 97. 101. 140.
Newton (Iſaak): 176.
Orleans (Louis Joſeph Philipp Herzog v.): 196 (?).
Pfeffel (Gottl. Conr.): 133.
Reichardt (Joh. Friedr.): 140. 141. 177. 202.
Schiller: 72—75. 77—79. 82. 87—90. 93. 113—115. 132. 133. 136. 137. 141. 171—173. 176. 177. 184. 188. 189. 204. 266. 285—289.
Schlegel (Aug. Wilh. v.): 285.
Schlegel (Friedr. v.): 95. 133.
Schlichtegroll (Ad. Heinr. Friedr.): 58.
Schröter (Joh. Hieron.): 161.
Schütz (Chriſtian Gottfr.): 173.
Stilling, ſ. Jung.
Tieck (Ludw.): 289.
Voß (Joh. Heinr.): 98. 119. 140.
Vulpius (Chriſtiane): 136. 145. 186.
Wieland (C. M.): 61. 100. 101. 139.
Wolf (Friedr. Aug.): 264.
Wolfskeel (Henriette v.): 186.